Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

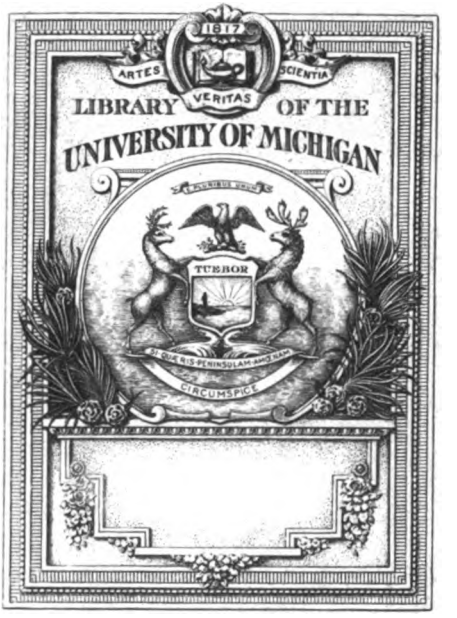
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 832,263

Digitized by Google



RECEIVED IN EXCHANGE
FROM
Notg. der Deutschen
Wissen. Bibliothek.

Digitized by Google

DD
781
.012

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter:
Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Werderstr. 24

2. Jahrgang 1928

Konkordia A.-G. für Druck und Verlag, Bühl/Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Bibliothek der Deutschen
Universität in Prag
5-10-1923

Inhaltsverzeichnis des 2. Jahrgangs

Seite

Abhandlungen

Spamer, Adolf, Volkskunst und Volkskunde 1
Marzell, Heinrich, Volkskunde im Gerichtssaal 31
Kapff, Rudolf, Zur schwäbischen Geschlechtsnamenforschung . . . 37
Weber, Max, Heilsegen aus dem Schwarzwald 40, 95
Weinkopf, Eduard, Die Umkehrung in Glaube und Brauch 43
Beringer, Jos. Aug., Volkstümliches und Sinnbildliches bei Hans Thoma 57
Karasek, Alfred, Die Fastnachtsbuben in Brunndorf-Ostgalizien . 71
Kagarow, Eugen, Bären-Hochzeit 73
Becker, Albert, Vom Bauopfer zur Grundsteinlegung 81
Walter, Michael, Das schwäbische Bauernhaus. 83
Fehr, Hans, Der Liestaler Grenzumgang 90
Stemplinger, Ed., Warum verwenden bayerische Fuhrleute mit Vorliebe Peitschenstiele aus Kranewitholz? 93
Jacoby, Adolf, Scherzhafte Amulette 97
Dinkelmann, Wilh., Der Hund im Volksglauben 102
Schroff, Erwin, Psychologisches zum Ornament 105
Wilde, Julius, Pflanzennamen der Pfälzer 115

Seite

Schuppe, Ernst, Gürtel und Orendismus 128

Kleinere Mitteilungen

Haberlandt—Pfalz, Angeblich fränkische Mundarten 80
Weiser, Lily, Über den Fisch im österreichischen Volksglauben . . 147
Heimberger, H., Die Herberge . 148
Kraus, Alfr. Emil, Der Patenbrief 149
Karasek, Alfr., Die Sage vom Muhkalb in Galizien 152
Hoppe, R., Aus der Schule . . 155
Weinmann, Robert, Remigius Vollmann †. 155
Burchenal, El., Die Volkstanzbewegung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika . . . 157
Minderheitenbewegung und Wissenschaft, Preisausschreiben über das Thema: „Religion und Muttersprache“ 161
Fehrle, Eugen, Volkskunde als Prüfungsfach in Baden 162
Derf., Johannes Bolte 163
Berichtigungen und Ergänzungen von Spamer, Sexauer, Fehrle . . . 163
Fehrle, Eugen, Tagung des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde in Dresden . . . 164
Derf., Internationaler Kongreß für Volkskunst in Prag 164
Bücherbesprechungen 76ff. 164ff.

Digitized by Google

Die herausgebenden Vereinigungen:

Badischer Lehrerverein; Verein badischer Lehrerinnen; Württembergischer Lehrerverein; Kath. Lehrerverein Württembergs; Bayerischer Lehrerverein; Pfälzischer Kreislehrerverein; Badischer Philologenverein; Württembergischer Philologenverein; Landesamt für Denkmalspflege in Württemberg; Landesmuseum für Vorarlberg, Bregenz; Wissenschaftl. Institut der Elsaß-Lothringer im Reich, Frankfurt; Volkskundliches u. völkerkundliches Institut der Josephine und Eduard von Portheim-Stiftung für Wissenschaft und Kunst, Heidelberg.

Dem Schriftleiter stehen zur Seite:

Prof. Dr. Albert Becker, Zweibrücken (Pfalz); Prof. Dr. K. Bohnenberger, Tübingen; Prof. Dr. Hans Fehr, Bern; Prof. Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe; Bibliotheksdirektor Dr. W. Fraenger, Mannheim; Dr. Ch. Frank, Oberpfarrer, Kaufbeuren (Bayern); Prof. Dr. V. v. Geramb, Graz; E. Gerweck, Schulrat, Mannheim; Prof. Dr. H. Güntert, Heidelberg; Prof. Dr. A. Haberlandt, Wien; Prof. O. Heilig, Mannheim; Prof. Dr. Ad. Helbok, Innsbruck; Prof. Dr. R. Hünnerkopf, Heidelberg; Prof. Dr. R. Kapff, Urach (Württemberg); Dr. J. Künzig, Freiburg i. Br.; August Lämmle, Leiter der Volkskunde-Abteilung des Württembergischen Landesamtes für Denkmalspflege, Stuttgart; Museumsdirektor Dr. Leisching, Salzburg; Dr. Lüers, München; Prof. Dr. H. Marzell, Gunzenhausen (Bayern); Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. O. Meisinger, Heidelberg; Prof. Dr. R. Much, Wien; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Panzer, Heidelberg; Prof. Dr. A. Pfalz, Wien; Prof. Dr. Fr. Pfister, Würzburg; Prof. Dr. A. Spamer, Dresden; Rentamtmann M. Walter, Amorbach (Bayern); Prof. Dr. O. Weinreich, Tübingen; Frau Prof. Dr. Lily Aall-Weiser, Oslo; Geheimrat Prof. Dr. Wolfram, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. H. Wopfner, Innsbruck.

Digitized by Google

[illegible]
5-16-193[illegible]

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter: Prof. Dr. Eugen Fehrle / Heidelberg, Werderstr. 24

1. Heft 2. Jahrgang 1928

Volkskunst und Volkskunde.

Von **Adolf Spamer.**

Kein Wort bringt heute so schnell die Gefühlssaiten des besinnlichen, verwurzelten, künstlerischer Einwirkung offenen Menschen zum Aufklingen als das Wort „Volkskunst“[1], keines ist zugleich scheinbar so schwer aus allgemeiner Herzensneigung zu nüchterner Sachbetrachtung auszulösen wie dieses. Der neue Blick auf eine zuvor kaum mehr beachtete Formenwelt, die noch da und dort das Leben ländlicher Einsamkeit und die Spiele

[1] Wir nennen als allgemein wichtigste Literatur: Alois Riegl, Volkskunst, Hausfleiß und Hausindustrie, Berlin 1894; Rudolf Mielke, Volkskunst, Magdeburg, 1896; Oskar Schwindrazheim, Deutsche Bauernkunst, Wien 1903; Heinrich Sohnrey, Kunst auf dem Lande, Bielefeld 1905; Robert Forrer, Von alter und ältester Bauernkunst, (Führer zur Kunst, Heft 5), Eßlingen 1906; Michael Haberlandt, Österreichische Volkskunst, Wien 1911 (Textband); Kurt Freyer, Zum Problem der Volkskunst: Monatshefte für Kunstwissenschaft, Bd. IX, Lpz. 1916, S. 215—227; Hans Tietze, Volkskunst und Kunst: Die bildenden Künste, Bd. II, Wien 1919, S. 225 f.; Karl Spieß, Persönliche und unpersönliche Kunst: Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jg. 46, Braunschweig 1915, S. 2—20; Ders., Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn. Grundlinien einer Geschichte der unpersönlichen Kunst, Wien 1925 (mit vielfach abwegigen mythologischen Deutungsversuchen); Otto Lauffer, Deutsche Volkskunst: Zeitschrift für Deutschkunde, Jg. 1927, S. 593—611; Hans Karlinger, Grenzen der Volkskunst: Bayerischer Heimatschutz, Jg. XXII, München 1927, S. 10—17; Konrad Hahm, Deutsche Volkskunst, Berlin o. J. [1928] (bes. 15—23: Vom Wesen der Volkskunst); Bedeutsamer Stoff zum Volkskunstproblem steckt in der vom Reichskunstwart Edwin Redslob geleiteten, seit 1924 vom Münchener Delphinverlag verausgabten Buchreihe „Deutsche Volkskunst“, von der bisher die Bände Niedersachsen (Peßler), Mark Brandenburg (Lindner), Die Rheinlande (Creutz), Bayern (Karlinger), Schwaben (Gröber), Franken (Ritz), Schlesien (Grundmann und Hahm) und Westfalen (Uebe) vorliegen. Abseits dieser Folge stehen: Günther Grundmann's, Ausführungen über die schlesische Volkskunst (Die Kunst in Schlesien, Berlin 1927) und die treffliche Studie von Max Walter, Die Volkskunst im badischen Frankenlande, Karlsruhe 1927: Vom Bodensee zum Main, Heft 33 (vgl. bes.

Digitized by Google

der Kinder erfüllte, wurde unseren Tagen zur Offenbarung, an ihrer „Entdeckung" schienen sich erneut die Zeiten Rousseaus, Herders und der Romantiker zu entzünden, und an der Wiege der wiedergeborenen Volkskunst stand, wie einst beim Volkslied, der kindlich-schöne Glaube eines Sichrückfindens zum reinen Urquell des Lebens. Die Stärke dieser geistig-künstlerischen Bewegung gab der wissenschaftlichen Erfassung des Begriffes „Volkskunst" ebenso den entscheidenden Auftrieb, wie sie zunächst die Freiheit ihrer Blickstellung beengte.

Freilich liegen die Anfänge liebhaberischer, aber auch wissenschaftlicher Beschäftigung mit Werken und Problemen der Volkskunst vor jener Zeit ihrer allgemeinen Gefühlswertung. Doch ist sie nicht nur das späteste Kapitel volkskundlicher Forschung, sondern fand in Deutschland auch dann noch kaum Beachtung, als längst einzelne Sammler in romanischen, slawischen, aber auch nordischen Ländern Teilgebiete von ihr pflegten.

Wenn sich schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts das Interesse Einzelner den Bilderbogen des 15. und 16. Jahrhunderts zuwandte, so geschah es, weil man in ihnen Frühzeugnisse des deutschen Altertums sah, Wiegendrucke des Holzschnittes oder Träger literarischer Kleinkunst von Hans Sachs und Anderen. Auch als 1836 Carl Rosenkranz den Bilderbogen seiner Zeit erstmals eine Abhandlung widmete[1a], glaubte er aus der romantischen Zeitauffassung heraus in diesen gemischten Text- und Bildblättern Zeugnisse echten deutschen Volkstums zu entdecken, ohne ihre Einreihung in die damals noch unerwogenen Probleme der Volkskunstforschung vorzubereiten. Erst 1894 wagte Aloys Riegl jene umfänglichere Begriffsdeutung der Volkskunst, die er, auf Karl Büchers Arbeiten gestützt, ganz aus ihren Wirtschaftsformen heraus zu erklären und begrenzen versuchte.

Aber erst das 20. Jahrhundert und besonders die letztvergangenen Jahre haben in zahlreichen Veröffentlichungen den Bildstoff ausgebreitet und sich zugleich an begrifflichen Festlegungen versucht. Mit Oskar Seyfferts schönem Beitrag zur sächsischen Volkskunst „Von der Wiege bis zum

S. 5—20: Vom Wesen und Sinn der Volkskunst). Wichtig ist ferner das Jahrbuch für historische Volkskunde, herausgegeben von Wilhelm Fraenger, Band I und II, Leipzig 1925 und 1926, dessen zweiter Band „Vom Wesen der Volkskunst" eingehend die Problemstellungen behandelt. Hier kommen für allgemeine Grundlegungen besonders folgende Aufsätze in Betracht: Band II: Alfred Vierkandt, Prinzipienfragen der ethnologischen Kunstforschung (Seite 1—9), Arthur Haberlandt, Begriff und Wesen der Volkskunst (Seite 20—32), Michael Haberlandt, Die europäische Volkskunst in vergleichender Betrachtung (S. 33 — 43). Ferner im ersten Jahrgang ein Aufsatz von Michael Haberlandt, Volkskunde und Kunstwissenschaft (S. 217—231). In eine volkskundliche Gesamtdarstellung ist die Volkskunst erstmals von Karl Reuschel in seiner Deutschen Volkskunde im Grundriß, II. Teil, Leipzig und Berlin 1924 (Aus Natur und Geisteswelt 645) einbezogen worden: S. 104 — 116: Volkskunst und volkstümliche Techniken.

[1a] Karl Rosenkranz, Zur Geschichte der Literatur, Königsberg 1836.

Digitized by Google

Grabe" (1906) und mit Michael Haberlandts bedeutsamen Werk „Österreichische Volkskunst" (Tafel- und Textband 1911)[2] beginnt die Reihe solcher größerer Publikationen auf deutschsprachigem Gebiet, und in den Jahren 1912—16 gelingt es M. Haberlandt unter dem Titel „Werke der Volkskunst" drei Bände einer leider unter den Kriegsnöten wieder entschlafenen Volkskunstzeitschrift herauszubringen. Doch wirkten sich weder diese umfänglichen Werke noch die ihnen vorausgegangenen kleineren Bild- und Textveröffentlichungen zur deutschen Volkskunst von Mielke, Schwindrazheim und Forrer in weiteren Kreisen aus, während seit 1910 Sonderhefte der Londoner Kunstzeitschrift „The Studio" über die volkstümliche Bildkunst Österreich-Ungarns, Rußlands, Skandinaviens, Italiens und der Schweiz die europäische Volkskunstmode ankündigten[3]. Erst die letzten Jahre ermöglichten in Deutschland das Erscheinen umfänglicher Bildwerke wie Alexander Schöpp's Alte deutsche Bauernstuben und Hausrat (Elberfeld 1921), H. Th. Bossert's „Volkskunst in Europa" (Berlin 1926), Karl Gröbers, Kinderspielzeug aus alter Zeit" (Berlin 1928) und Konrad Hahm's von der deutschen Buchgemeinschaft verausgabte „Deutsche Volkskunst" (Berlin 1928). Zu dieser Wendung der Dinge hatte in erster Linie die seit 1924 von dem Reichskunstwart Edwin Redslob verausgabte Buchreihe „Deutsche Volkskunst", die in landschaftlichen Einzelbänden den gesamten Stoff in kennzeichnenden Proben bildhaft festlegen und textlich ergründen will[4], Anstoß gegeben, da sie sowohl zu einer tiefer schürfenden Betrachtung des Volkskunstbegriffes vorstoßen wie einer allgemeinen Vermittlung des geschmacklich befriedigenden Volkskunstwerkes dienen will. Wie lebhaft sich die Neigung der Zeit dem Gedanken der Volkskunst zugewandt hatte, zeigt u. a. die Umstellung der Landesvereinszeitschrift „Bayerischer Heimatschutz" durch Hans Karlinger und Joseph Maria Ritz zu einer volkskundlichen, wesentlich das volkstümliche Bildgut erkenntniskritisch pflegenden Zeitschrift sowie die Münchener Ausstellung bairischer Volkskunst, die 1927 dieser Verein veranstaltete. Noch deutlicher wird die Stärke der Volkskunstinteressen an zwei anderen Ereignissen des gleichen Jahres, (1927): der zweite Band von Wilhelm Fraengers „Jahrbuch für historische Volkskunde" ist unter dem Titel „Vom Wesen der Volkskunst" ganz der Klärung des Volkskunstproblems gewidmet, und Redslobs Plan einer großen deutschen Volkskunstausstellung, die für

[2] Schon Riegl's erwähnte Schrift beabsichtigte aus der Erkenntnis heraus, daß sich in den österreichisch-ungarischen Landen besonders viel alte Formen der Volkskunst erhalten hatten, die Behörden auf deren Sammlung und Erforschung aufmerksam zu machen.

[3] The Peasant Art in Austria, London 1914, in Italy 1913.

[4] Die Redslobsche Sammlung nahm damit in vertiefter Weise ein schon 1913 von Oskar Schwindrazheim begonnenes Unternehmen wieder auf, dessen „Deutsche Volkskunst" jedoch lediglich als Bilderbandfolge geplant war und nach Erscheinen des ersten Bandes (Bd. I, 1. Teil: Volkskunst in Hessen-Nassau und Oberhessen) wieder einging.

Digitized by Google

1929 in Dresden geplant war, tritt vor die Öffentlichkeit[5] und in seine Vorarbeiten ein, nicht ohne daß leider zu guter Letzt doch noch Schwierigkeiten seine Durchführung einstweilen verzögert hätten. Dagegen tagt der internationale Forscherkongreß, den die „Sous-Commission des lettres et des arts" der „Commission internationale de coopération intellectuelle" des Völkerbundes zur Klärung begrifflicher und methodischer Fragen der Volkskunstforschung einberufen hat, vom 7. bis 13. Oktober 1928 in Prag. Aus den Ergebnissen seiner Arbeit soll 1930 (vermutlich in Bern) die europäische Volkskunstausstellung des Völkerbundes erwachsen.

Einer ernsteren wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Volkskunst ging die Erforschung der Bildnerei primitiver Völkerschaften von ethnologischer Seite voraus, deren Fragestellung sich wesentlich mit der Deutung des stofflichen Gehalts einerseits und den Ursprüngen künstlerischer Betätigung andererseits befaßte. Ganz auf den Evolutionsgedanken im Sinn einer naturwissenschaftlich gerichteten Zeit eingestellt, sollte das Bildwerk der Primitiven (ebenso wie dessen Glaubensvorstellungen, Erzählungen, Sangesgut usw.) dazu dienen, die Urformen menschlicher Geistigkeit schlechthin zu erhellen[6]. Inzwischen häuften sich in den völkerkundlichen Sammlungen die Bildwerke afrikanischer, amerikanischer, australischer und asiatischer Völkerschaften mehr oder minder geringer Zivilisationsstufen.

Demgegenüber war die Entdeckung der Kunst des eigenen Volkes ein Werk der Künstler, nicht der Gelehrten. Das Aufbäumen gegen die Überschätzung handfertigen Könnens im Kunstbetrieb unserer Tage, gegen die rein optische Erfassung der Welt, die in impressionistischen Meistern wie Liebermann und Zügel eine kaum überbietbare Sensibilität des Blickes gefunden hatte, gegen eine rasch zu ungeahnter Machtfülle aufsteigende Technik, die mit ihrem wirtschaftlich und rationell eingestellten Massen- und Schnellbetrieb unseren Lebensraum entseelte, schuf eine aller Naturkopie abgewandte, um seelische Ausdruckswerte ringende Kunstbetrachtung: den Expressionismus mit seinen neuen Stilversuchen ideographischer und ideoplastischer Art. In dem Bildwerk exotischer Völkerschaften, den Höhlen- und Steinzeichnungen urgeschichtlicher Zeiten, den naiven oder scheinbar naiven Gebilden heimischer Volkskunst, schienen jene Gestaltungen gefunden, in denen sich ein ursprüngliches künstlerisches Erleben offenbarte. Der 1908 erschienene „Blaue Reiter" des Franz Marc wird gleichermaßen zum Manifest des Expressionismus wie dem der Volkskunst.

[5] Vgl. die Denkschrift über die von der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur und von der Jahresschau für Deutsche Arbeit geplante Deutsche Volkskunst-Ausstellung Dresden 1929, die im 2. Bd. von Fraengers Jahrbuch S. 174 — 178 abgedruckt ist.

[6] Die klarste Darlegung der Problematik und des Problemwandels bei Alfred Vierkandt, Prinzipienfragen der ethnologischen Kunstforschung (Fraengers Jahrbuch II S. 1 — 9).

Digitized by Google

Etwa gleichzeitig mit dieser neuen Kunnstbewegung und ebenfalls beeinflußt durch das Bildgut ferner Völkerschaften verschiedenster kultureller Entwickelung vollzog sich eine Neugestaltung der wissenschaftlichen Kunstauffassung, die aus dem Kunsthistoriker den Kunstwissenschaftler, aus der Kunstgeschichte die Kunstwissenschaft schuf. Ein Zurücktreten der Betrachtung des einzelnen Kunstwerkes zugunsten der Betonung allgemeiner formbildender Kräfte als Ausdruck kultureller Gemeinschaften oder eines „Zeitgeistes", ein Messen der Kunstwerke verschiedener Völker und Zeiten nach ihrem eigenen Maßstab, eine Loslösung der Kunstgeschichte von der Künstlergeschichte sind die Hauptkennzeichen der kunstwissenschaftlichen Betrachtungsweise unserer Tage, die die Kulturen aller Völker und Zeiten zu umspannen sucht. Doch ist die ernsthafte Einbeziehung gerade der deutschen Volkskunst in diesen Gesichtskreis bei den Kunstwissenschaftlern wie bei den Volkskundlern erst das Ergebnis der letzten Jahre.

So geschieht denn heute die wissenschaftliche Erforschung der Volkskunst wesentlich von drei Seiten her: von Kunstwissenschaftlern, die über ihrer Beschäftigung mit den Werken der Volkskunst mehr oder minder zu Volkskundlern wurden, von Ethnologen, die in der Deutung der Bildwerke gering zivilisierter Völkerschaften vergleichsweise auf die Gestaltungswelt der heimischen Volkskunst zurückgriffen, von Volkskundlern, die die Vernachlässigung des volkstümlichen Bildwerks im Rahmen der volkskundlichen Arbeit schmerzlich empfanden. Aber auch außerhalb des wissenschaftlichen Erkenntnisdranges der reinen Tatsachenklärung und Deutung, und gerade hier, erwachte erneut ein weites Interesse an der Volkskunst, das zum Teil dem Rettungsgedanken an einer einschmeichelnden, aber absterbenden Formenwelt entsproß, teils auch aus den Werken der Volkskunst dem Kunstgewerbe und Kunsthandwerk neue Anregungen geben wollte. Doch sah man besonders in den letzten Jahren, weit über solche sentimentalen oder praktischen Erwägungen hinausgreifend, in der Volkskunst den Urquell und Jungborn einer künstlerischen und geistigen Erneuerung des ganzen volkhaften Lebens[7], die Gestalterin einer verwurzelten Zukunft unseres Volkstums, den Ausdruck der allgemeingültigen Gestaltungskräfte unseres Volkswesens, das auf allen Gebieten zu neuen äußeren und inneren Kollektivformen (Jugendbewegung, Großstadtsiedelung usw.) dränge und

[7] Zunächst noch ganz romantisch und verschwommen wie in der Blütezeit der expressionistischen Periode: Max Picard's Buch „Expressionistische Bauernmalerei" (München 1918) ist der verstiegenste Ausdruck jener mystischen Deutungsversuche der Volkskunst. Aber auch noch im 3. Band der „Deutschen Volkskunst" (Max Creutz, „Die Rheinlande", S. 6) ist die Hinneigung zu den Werken der Volkskunst und der Glaube an die reine Ursprünglichkeit ihrer Kräfte, ganz gefühlsmäßig ausgedrückt: „Die Zeit reift allmählich heran für große verborgene Werte, die Zeit lernt allmählich sehen mit dem Auge des Geistes... Nun achten wir wieder auf Laute und Zeichen, die aus jenen reinen Sphären stammen, aus dunklem Grund eines unbekannten Reiches sprießen. Das Auge des Menschen muß sich auf

Digitized by Google

demgemäß wieder nach einer typischen Gemeinschaftskunst, einer „Volkskunst", hungere. Das Eintreten des Reichskunstwarts für diese Gedanken[8] sowie der hinter ihm stehenden, 1922 gegründeten „Arbeitsgemeinschaft für deutsche Handwerkskultur" rückten mit derlei Betrachtungen den Volkskunstbegriff als „Schicksalsfrage" in das grelle Licht der brennenden Zeit- und Streitfragen. Ist so auch die Gefahr einer nur mit großen Worten und mystischen Verschwommenheiten operierenden Volkskunst m o d e nicht zu verkennen[9], so förderte doch dieser Auftrieb allgemeiner Interessen und Hoffnungen zugleich die Forschung selbst.

Forschungsfragen aber beschäftigen uns allein an dieser Stelle. So notwendig das Zusammenwirken von Kunstwissenschaftlern und Volkskundlern zur Aufklärung des Volkskunstbegriffes ist und so ersichtlich sich auch im Austausch der Erfahrungen eine Annäherung beider Anschauungen vollzog, so wenig kann man heute noch von einer allseitig einheitlichen Auffassung des Problems „Volkskunst" sprechen. So wird zunächst V o l k s k u n s t n e u e r d i n g s i n e i n e m a u ß e r o r d e n t l i c h w e i t e n S i n n g e f a ß t, der außer dem Bildwerk auch die Bewegungskünste (Tanz, volkstümliches Schauspiel und Spiel) und die Äußerungen in Wort (Volksdichtung) und Ton (Volkslied) umschließt, also die wichtigsten Kapitel volkskundlicher Forschung überhaupt unter den Begriff Volkskunst fallen läßt[10]. Davon abgesehen aber reist die grundsätzlich

diese uralten Werte wieder einstellen; hier nur ist die Heimat, hier die Seele seiner Heimat, die seines Volkstums." Das ist der Glaube an die „uralte und geheimnisvolle Gestaltungskraft unseres Volkswesen" (Konrad H a h m a. a. O. S. 13), der zu Zeiten Herders und vor Allem der Romantiker zur „Entdeckung" und Sammlung von Volkslied, Märchen und Sage führte.

[8] Vgl. etwa R e d s l o b im Geleitwort zu Konrad Hahms Deutscher Volkskunst S. 7: „Die starke Bewegung für Volkstum und Volkskunst... hat ihre Ursache nicht in einer Flucht vor der Gegenwart und ihren Problemen zurück in erträumte Vergangenheit, sondern in der Erkenntnis kommender Entwicklung. überwunden ist ... der Individualismus und Realismus des 19. Jahrhunderts ... Für das neue Gemeinschaftsgefühl sind die Dokumente der Vergangenheit vor allem durch das bedeutungsvoll, was sie jenseits aller zeitlichen Bindung an Bleibendem offenbaren". Ferner spricht er ebd. S. 8 von der neuzeitlichen Auffassung, „welche gerade in der Volkskunst bei allem Wandel der äußeren Form den bleibenden Ausdruck einer Gesamtheit erkennt und damit den Heimatboden aller gesunden schöpferischen Entfaltung." Vgl. auch die Denkschrift zu der geplanten Deutschen Volkkunstausstellung 1929. Zur Einreihung der neuen Volkskunstbewegung in die Strebungen heutiger Gemeinschaftsbildungen vgl. bes. K. H a h m a. a. O. S. 121 f.

[9] Wilhelm Fraenger im Vorwort des 2. Bandes seines Jahrbuches S. VII: „Denn die wohlmeinenden Bestrebungen sind in Gefahr, daß sich die Mode ihnen auf die Schleppe setze". Das Vorwort beginnt: „Das Thema dieses Jahrbuches kommt zur rechten Stunde. Denn allerorts ist man schon daran, die Volkskunst, die so lange unbeachtet blieb, in Schrift- und Bildwerken herauszustellen ..."

[10] So von den erwähnten Forschern Vierkandt, Focillon, Redslob (Ton und Werk), Hahm (Volksdichtung und Volkslied). — Die volkstümliche Anwendung des Wortes Volkskunst als Kunst für das Volk („Volkskunstabende" usw.) kann hier unberücksichtigt bleiben.

Digitized by Google

verschiedene Betonung der künstlerischen Wertung das Volkskunstproblem unruhevoll vom kunstwissenschaftlichen zum volkskundlichen Pol hin und her.

Derlei Unklarheiten liegen in erster Linie an der Vermengung zweier ganz verschiedener Einstellungsmöglichkeiten zum Kunstbegriff, einer wertsichtenden und einer phaenomenologischen, d. i. einer kunstwissenschaftlichen oder einer volkskundlichen. Vom Standpunkt des Künstlers, Kunstgeschichtlers und Kunstwissenschaftlers aus kann „Kunst" nie etwas anders sein, als ein kleiner Ausschnitt aus der Summe bildender Werkgestaltung, an der sich die verschiedensten Volkskreise und alle Abstufungen von Können und Begabung (bzw. deren Gegensätzlichkeiten) beteiligen, also die Spitzenleistung des phaenomenologischen Kunstbegriffs. Damit bleibt freilich „Kunst" ein verstandesgemäß unmeßbarer Begriff und die absolute Abstempelung ebenso wie die relative Wertung des Kunstwerkes eine zeit- und personengebundene Angelegenheit, die der strengeren oder weitherzigeren Zensur des Beurteilers breiten Spielraum läßt. Denn eindeutige, allgemein und immer anerkannte Richtlinien für eine Ablösung der „echten" Kunstwerke aus der Masse unterkünstlerischen Schaffens gibt es nicht. Das zeigt ebenso die geschichtliche Entwicklung von den Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance bis zu unseren heutigen Museen wie unsere Zeit selbst, in deren Kunstbegriff zudem die Trennung und unterschiedliche Wertung des freien Bildwerkes vom angewandten kunstgewerblichen Erzeugnis neue Verwirrung getragen hat, wie auch im Handwerklichen die einen schon die reine Zweckform als künstlerisches Erzeugnis ansprechen, während ihr die anderen erst in Verbindung mit Zierformen in der tektonischen Gestaltung oder dem Dekor über ihre technische Voraussetzung hinaus diesen Charakter verleihen.

So wenig dieser wertsichtende Kunstbegriff Grundlage der volkskundlichen Volkskunstforschung sein kann[11], so falsch wäre seine Ausschaltung innerhalb dieser Forschung selbst. Nichts ist daher begrüßenswerter, als daß der Kunstwissenschaftler von heute an den Werken der Volkskunst wie denen der Stilkunst das künstlerische Erlebnis, die schöpferische Spannung, den Gestaltungsimpuls zu erfassen sucht. Denn dieses Volkskunstwerk ist ihm nicht mehr ein Artefakt, an dem sich lediglich die Ursprünge bildnerischer Gestaltung und deren Auslösung durch Spieltrieb, Schmuckbedürfnis, Eros usw. ablesen lassen, sondern ein Wertmesser geistiger Gestaltungskraft, an der er die überpersönlichen, wesenhaften, seelischen Urvorgänge bildnerischer Gestaltung besser zu belauschen erhofft, als an den Gebilden der Stilkunst, die stärker von persönlichem und modi-

[11] Von kunsthistorischer Seite hat als erster Hans Tietze den volkskundlichen Volkskunstbegriff gestreift (Volkskunst und Kunst: Die bildenden Künste Bd. II. Wien 1919, S. 225 f.) und gezeigt, daß die Volkskunst nicht mit ästhetischen und philosophischen Augen zu betrachen sei. Nur daß er unter Volkskunst das gesamte bildnerische Schaffen eines Volkes verstehen wollte, also Stilkunst und Volkskunst, überragende Individualleistung des künstlerischen Genius und Durchschnittsware.

Digitized by Google

schem Wollen beeinflußt sind. So sind ihm Volkskunst und Stilkunst zu gleichwertigen, aber je nach ihrer individuellen oder kollektiven Betonung verschiedenartigen Ausdrucksformen bildnerischer Gestaltung geworden, die in jedem Einzelfall gleichermaßen durch Erspürung der treibenden Kraftquelle der Qualitätsprobe bedürfen. Wie sich die Betrachtungsweise vom völkerkundlichen zum künstlerischen Blickwinkel, von der evolutionistischen zur aprioristischen Auffassung, vom Vorstellungsinhalt zum Ausdrucksgehalt verschob, wie an Stelle des Grübelns über die Ursprünge der Kunst das über das Wesen der Kunst trat, hat am klarsten Alfred Vierkandt geschildert[12]. So betont Arthur Haberlandt mit Recht, daß heute gerade die künstlerisch-ästhetische Wertung der Volkskunst dem Angelpunkt des europäischen Kunstinteresses recht nahe stehe[13]. Karlingers weit- und tiefsichtige Prolegomena zu einer solchen Betrachtungsweise[14] haben m. E. das Beste angedeutet, was zur Zeit von kunstwissenschaftlicher Seite zum Volkskunstproblem in diesem Sinn gesagt werden kann, und Andere wandeln erfolgreich auf den gleichen Wegen[15]. Auch daß heute in steigendem Maß die Werke der Volkskunst in Heimat- und Volkskundemuseen als Einzelstücke unter dem Gesichtspunkt ihrer derzeitigen Einschätzung als „Kunstwerk" gestellt oder gehängt werden, ist für den Wandel von der kulturhistorischen zur ästhetischen Betrachtungsweise bezeichnend.

Man stellt den Begriff „Volkskunst" in der Regel sprachlich und sachlich in Gegensatz zur „hohen Kunst" oder „Stilkunst", so wie man statt von einem „Kunstlied" auch von einem Stillied gegenüber dem „Volkslied" sprechen könnte[16]. Von diesen Antithesen deutet „Stilkunst" ein formales Prinzip unserer „Volkskunst" an, nämlich ihr Zurückstehen im modischen Wechsel der Kunststile, während der Begriff der „hohen Kunst" zugleich ihren Lebensraum umgrenzt: die breite Volksmasse im Gegensatz zur gesellschaftlichen Gruppe der „Kunstkenner". Daß damit (entgegen den heute in der praktischen Betätigung nicht seltenen unklaren Vermischungsversuchen) zugleich die volle Gegensätzlichkeit von Volkskunst und Kunstgewerbe zum Ausdruck kommt, bedarf kaum weiterer Begründung, da

[12] Alfred Vierkandt, Prinzipienfragen der ethnologischen Kunstforschung: Fraengers Jahrbuch II S. 1—9.

[13] Arthur Haberlandt, ebd. S. 22.

[14] Hans Karlinger, Grenzen der Volkskunst: Bayerischer Heimatschutz XXIII S. 10—17.

[15] Vgl. auch J. M. Ritz, Eisenvotive als Volkskunst: in der Festschrift für Marie Andree-Eysn, München 1928.

[16] In der volkskundlichen Terminologie führt hier gelegentlich eine äußere sprachliche Schwierigkeit zu Verwirrungen, indem „Kunst" in den üblichen Gegenüberstellungen von Volkslied — Kunstlied, Volksdichtung — Kunstdichtung, Volksmärchen — Kunstmärchen usw. zwar eine unmißverständliche Begriffsfärbung zeigt, bei den Begriffen Volkskunst und Stilkunst jedoch in einem wesentlich andern Sinn (eben phaenomenologisch wie Lied, Dichtung, Märchen usw.) angewandt wird. Ließe sich hier sprachlich die gleiche Formulierung des Gegensatzes durchführen (Volkskunst — Kunstkunst), so würde die Spaltung des Kunstbegriffs ohne Weiteres klar.

Digitized by Google

Kunstgewerbe nur der angewandte Teil der Stilkunst ist. Selbst da, wo kunstgewerbliches Schaffen in schonendster Weise auf der Formenwelt der Volkskunst aufbaut und sie vor ihrem Verfall retten möchte, ist dem Einsichtigen auf weiten Blick bei jeder einzelnen Gestaltung der grundlegende Unterschied beider Schöpfungsarten klar. Hier bei der Volkskunst ein natürlicher Wildwuchs ohne gedankliche Regelung, dort bei dem Kunstgewerbe ein streng nach künstlerischen Grundsätzen des Zeitgeschmackes gezüchteter Stilwille, der heute mit Begriffen wie Materialgerechtigkeit, Stilreinheit, Formenschlichtheit, Proportion und harmonischer Farbentönung arbeitet, die dem Wesen der Volkskunst entweder ganz gegensätzlich sind oder doch eine durchaus verschiedenartige Regelung aufweisen. So wenig der Dichter durch Schöpfungen im Volksliedton je die Gewißheit oder auch nur die Wahrscheinlichkeit hat, daß seine Gedichte in das wirkliche Volksliedgut eingehen, so wenig läßt sich durch bewußte Nachahmung volkläufiger Kunstformen eine sich entblätternde Volkskunst retten oder einer ihrer schon abgestorbenen Zweige neu beleben. Die vielen mißglückten Versuche der Wandervogelkeramik und anderer jugendbewegter Volkskünstelei legen dafür beredtes Zeugnis ab[17].

Die Gegenüberstellung Volkskunst—Stilkunst läßt die qualitative künstlerische Wertung unberücksichtigt, und Spitzenleistungen, künstlerische Mittelware und Wertloses laufen hier wie dort nebeneinander, nicht anders wie bei dem Volkslied und dem Stillied (Kunstlied). So erscheint, trotz aller Mängel, der Begriff der „Stilkunst" unmißverständlicher als der der „hohen Kunst"[18].

So förderlich die aesthetische Betrachtung des Volkskunstwerks in seiner Einzelschöpfung wie Gesamterscheinung auch für den Volkskundler ist, so wenig kann sie von dessen Standpunkt aus als Maßstab für die Begriffssetzung der Volkskunst gelten. Ist doch die Volkskunde gegenüber allen Erscheinungen des volkstümlichen Lebens rein erkenntniskritisch eingestellt, indem sie die volkhaften Äußerungen in Wort, Werk, Handlung und Ideologie phaenomenologisch zu erfassen und zu deuten sucht. Gerade in der Ablehnung einer Auswahl von individuellen Spitzenleistungen nach aesthetischen (wie auch ethischen)

[17] Um in der Naumannschen Metaphorik zu reden: alles „gestiegene Primitivgut" verläßt immer den Boden der Volkskunst und am Schnellsten dann, wenn es sich um eine absichtsvolle „Hebung" handelt.

[18] Sobald sich beide Begriffe qualitativ verfärben, verlieren sie ihre Berechtigung und verschwimmen ineinander, sodaß man mit Max Walter (a. a. O. S. 8,11) zu Aufstellungen kommt, wie diese: „Es gibt keine Scheidelinie zwischen der Volkskunst und der Stilkunst" oder „... auch die reine Volkskunst ist Stilkunst". Gewiß ist „Kunst", sowohl als Wertmesser wie als Phaenomen, die beide Gruppen umfassende Erscheinung, doch ist vom volkskundlichen Standpunkt aus die Trennung unmißverständlich. Das wird ganz deutlich, wenn man die Formulierung einmal auf ein anderes Kapitel der volkskundlichen Forschung anwenden und etwa sagen wollte: auch die reine Volksdichtung ist Kunstbildung. Das würde die Tatsache einer eigenen Wesenheit beider Gruppen nur verschleiern.

Digitized by Google

Normen und in der nüchternen Betrachtung der Durchschnittsformen einer Gemeinschaft besteht ihre Eigenart gegenüber der Kunst-, Literatur-, Religions- usw. Wissenschaft. So ist zwar die künstlerische Wertung des Einzelwerks und der Einzelpersönlichkeit (soweit sie volkhaft) ebenso wie die Erkenntnis des Qualitätsstandes einer sich volkskünstlerisch betätigenden Menschengruppe oder auch Landschaft im Rahmen der Gesamtschau jeweils unumgänglich, nie aber Maßstab dessen, was Volkskunst ist oder nicht.

Im Grunde ist vom Blickfeld volkskundlicher Forschung aus der Volkskunstbegriff durchaus einfach und eindeutig festgelegt. Wie das Volkslied der unzweckhafte Gesang des Volkes, die Volkserzählung sein Erzählgut, das Volksbuch seine Lektüre, der Volksglaube seine Religion ist, so ist Volkskunst nichts anderes als die Kunst, d. h. das Kunstgut des Volkes. Und da dieses Volk zwar äußerlich die Summe einer Vielheit von Volksmenschen darstellt, sich jedoch im Inneren wieder in die verschiedensten, mehr oder minder geschlossenen Gruppen und Schichten gliedert, so ist auch die Volkskunst notgedrungen nicht nur zeitlich, sondern auch als Spiegelbild jener Gruppengeistigkeiten etwas recht Verschiedenes. Ob ein Gegenstand Volkskunst ist oder nicht, entscheidet nicht die pseudo-absolute ästhetische Norm einer künstlerischen Zeitwertung, nicht ein Kanon von „Kunstkennern" und „Kunstwissenschaftlern", sondern allein das Volk selbst. Und zwar lediglich dadurch, daß es diesen oder jenen Gegenstand für ein Kunsterzeugnis hält und seinem Haushalt oder allgemeinen Gebrauch einverleibt. Nicht anders wie Lied, Brauch, Glaubensvorstellung, Erzählstoff, Tracht usw. erst durch ihre Aufnahme in breite Volkskreise Volksgut werden, ist auch für den Volkskunstbegriff lediglich der Verbraucherstandpunkt maßgebend. Nur die Beobachtung solcher wandelbarer (subjektiver) Gruppeneinstellungen zum Bildwerk ermöglicht eine objektive Umreißung des Begriffes „Volkskunst" in festen Grenzen. Diese Unterstellung des Volkskunstbegriffs unter das Urteil des Volkes selbst bedeutet, daß von der künstlerischen Zeitwertung aus gesehen, Volkskunst ein qualitativ sehr verschiedene Abstufungen umfassender Sammelbegriff ist, der an sich Gutes und Schlechtes, Erfreuliches und Unerfreuliches umfaßt. Wie Glaube und Aberglaube, Literatur und Schundliteratur, „Volkslied" und Gassenhauer, so sind auch „Kunst" und „Kitsch" lediglich Gegensätze vom Standpunkt reflektierender ästhetischer Wertung, während der Volksmensch in ihnen keine Zweiheit empfindet. Es ist also der soziologisch-phaenomenologische Kunstbegriff, der im Rahmen der volkskundlichen Betrachtungsweise die Kunst einfach als Ausdrucksform des im Bildwerk schöpferischen menschlichen Geistes betrachtet und unter Volkskunst die Summe jener Bildschöpfungen versteht, die nicht als bewußte Individualleistungen außerhalb des volkläufigen Bildgutes stehen[18a].

[18a] In der Regel zeigt sich in der heutigen Volkskunstforschung ein Schwanken zwischen beiden Kunstbegriffen. Auch Arthur Haberlandt will wohl zur Be-

Digitized by Google

Damit ist selbstverständlich zugleich gesagt, daß der Begriff „Volkskunst" im Rahmen der volkskundlichen Betrachtungsweise unbeeinflußt vom Produktionsprozeß und seinen wirtschaftlichen Momenten bleibt. Zwar ist die Rieglsche Auffassung, daß lediglich ein im bäuerlichen Hausfleiß zu eigenem Gebrauch erarbeiteter, unverkäuflicher Gegenstand Volkskunst sei, längst ebenso überwunden wie seine andere These, daß die Werke der Volkskunst gleichmäßig allen Volksangehörigen ausnahmslos gemeinsam sein müßten, die Volkskunst also schon mit der Bildung einer Herrscherkaste absterbe, aber noch immer schwanken die Anschauungen, was denn nun von den Erzeugnissen des Handwerks, der Hausindustrie oder gar fabrikmäßig hergestellter Ware noch zur Volkskunst zu rechnen sei[10]. Trotzdem erscheint es klar, daß, auch wenn man den Begriff Volkskunst nicht vom Verbraucher aus bestimmen wollte, die Herstellungsart eines Gegenstandes keine scharfen Scheidungskriterien zuläßt. Wohl schrumpften mit dem Zurückdrängen von Hausfleiß, Heimarbeit und handwerklichem Qualitätsschaffen durch die maschinelle Großfabrikation automatisch die Stätten ländlicher und handwerklicher Volkskunsterzeugung ein, und die fabrikmäßige Warenerzeugung schaltete die reiche Entfaltung und Weiterbildung ländlicher Formen als Nach- und Umbildungen städtischer Modestile immer stärker aus, so daß eine erhebliche Wandlung des Volkskunstgutes eintrat. Aber andererseits kann ein gedrechselter Lichterengel oder Bergmann genau die gleiche Formen- und Farbengebung in den verschiedensten Produktionsarten vom Lohnwerk bis zur Fabrikware zeigen, so daß seine Herkunft weder vom Besitzer erkannt wird noch selbst vom Fachmann aus seinem Äußeren erschlossen werden kann. Und die künstlichen Blumen, die heute von Sebnitz aus in die ganze Welt wandern, sind dieselben, ob sie nun eine Heimarbeiterin in ihrer kärglichen Stube verfertigt oder ob sie im Massenbetrieb einer der dortigen internationalen Firmen hergestellt werden. So sehr wir bedauern,

griffssetzung der Volkskunst das aesthetische Werturteil nicht völlig ausschalten, wenn er (Fraengers Jahrbuch Bd. II, S. 31) sagt: „Von jedem Werk, auch der Volkskunst, muß außer dem Bildsinn ein bestimmter Gestaltungsfaktor mit künstlerischem Ausdruckswert gefordert werden."

[10] Ein bildmäßiges Beispiel für die Verschiedenheit dieser Anschauungen geben die neun bisher erschienenen Bände der „Deutschen Volkskunst" (was hier nach Lage der Dinge eher ein Vorteil als ein Fehler ist). — Michael Haberlandt (Fraengers Jahrbuch II, S. 38 f.) unterscheidet eine ganz im Hausfleiß erwachsene „primäre Volkskunst" und eine sekundäre, in Hausindustrie und Handwerk erzeugte, die jetzt allein in den hochzivilisierten Ländern Europas herrsche, in denen Volkskunst fast durchweg „gesunkenes Kulturgut" sei. Konrad Hahm, der a. a. O. S. 16 noch auf dem Lande allein die Grundlage der Volkskunst finden will, bezieht später (S. 51, 54) den Begriff Volkskunst wegen deren ständigen Verbindung mit dem Handwerk über die „primitive bäuerliche Kunstübung" hinaus auch auf die Handwerkskunst, „soweit sie im Dienst bestimmter Bräuche steht", ja auf die städtische Kunstübung in Haus und Familie. Im Leben der Stadt, besonders der Kleinstadt, fallen ihm unter den Begriff der Volkskunst die Dinge, die Gemütswerte der Familie und des Hauslebens bedeuten, auch im städtischen Haushalt die Frauenarbeit.

Digitized by Google

daß mit der Fabrikarbeit mehr und mehr der Produktionsprozeß aus Volk und Heimaterde herausgenommen wird, daß mit ihr Typisierung und Mechanisierung an Stelle örtlicher Variation treten und damit sich zugleich meist eine Vergeschmacklosigung und Verliebloſichung der Ware ergibt, so wenig bedeutet diese doch an sich eine Minderung des volkstümlichen Bedarfes am Bildwerk und Zierstücke selbst[19a].

Freilich ist damit einiges Grundsätzliche gesagt, der Volkskunstbegriff im Einzelnen aber noch nicht eng genug umrissen. Daß die Volkskunde „Kunst" nicht im weitesten Sinne als eine Zusammenfassung aller Künste verstehen kann, also nicht, um eine Formulierung Hans Karlingers zu gebrauchen, jede „Geistesbetätigung auf stilistischer Grundlage"[20], falls sie in weitere Volkskreise Eingang findet, als Volkskunst betrachtet, ist schon oben gesagt worden. Aber auch nicht alles, was ein Individuum mit seiner Hand schafft[21], nicht jedes bildnerische Gestaltwerden einer Idee, ist „Volkskunst", weil dieser weite, abstrakte Kunstbegriff dem Volksmenschen durchaus fremd ist. In der engeren Beschränkung des Volkskunstbegriffes aber gehen die Meinungen noch stark auseinander, wiewohl gerade hier im Interesse der volkskundlichen Forschung überhaupt Klarheit von Nöten ist. Vor Allem herrscht noch eine weitgehende Vermengung des Volkskunstgutes mit den allgemeinen Realien des bäuerlichen und kleinstädtisch-bürgerlichen Hauses. Daß diese Realien in ihrer Gesamtheit (Haus, Hof, Mobiliar, Gerätschaft und dgl.) keinen Platz in einer volkskundlichen Wissenschaft haben, deren zielhafte Fragestellung geisteswissenschaftlich-psychologisch eingestellt ist, haben Otto Lauffer und Andere mit Recht betont. Doch zogen die Verfasser allgemeiner Volkskunden nicht immer daraus die notwendigen Folgerungen, die entweder in einer Ausscheidung der reinen Zweckdinge oder einer Ablehnung der leitenden Prinzipien unserer heutigen Volkskundeforschung bestehen müssen. Die Volkskunst selbst aber aus unserer volkskundlichen Betrachtung auszuschalten, erscheint weder nötig noch wünschenswert, da gerade die deutsche Forschung in ihrer Einbeziehung einen wesentlichen Vorzug zu besitzen glaubt vor der Arbeit nordischer, östlicher, z. T. auch romanischer Länder, die die Erforschung der mündlichen Volksüberlieferung und der Realien (einschließlich der Volkskunst) streng trennen[22]. Es erscheint daher

[19a] Max Walter (a. a. O. S. 8) gibt allerdings, da sich ihm sonst keine Grenze zwischen Volkskunst und Stilkunst zeigt „der Technik ... oft die letzte Entscheidung darüber, ob ein Gegenstand noch der Volkskunst zugehört oder schon ein Teil der Stilkunst ist".

[20] Hans Karlinger, Grenzen der Volkskunst: Bayerischer Heimatschutz XXIII S. 14.

[21] Hans Prinzhorn in Fraengers Jb. Bd. II S. 14.

[22] Während man früher Volkskunst und Volkskunde koordinierte, wie die ältere Bezeichnung des Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz sinnfällig zeigt („Verein für Volkskunst und Volkskunde"), besteht über die Einbeziehung der Volkskunst in den volkskundlichen Arbeitskreis heute kein Zweifel mehr. Daß sie auch in einer psychologisch gerichteten Volkskunde ihren Platz hat, betonte am Schärfsten Karl Reuschel in seiner Deutschen Volkskunde (Bd. II, S. 104).

Digitized by Google

unerläßlich, alle reinen Zweckformen aus dem Begriff Volkskunst auszuschalten, die einzig den Lebensbedürfnissen, nicht der über diese hinaus freigestaltenden menschlichen Phantasie und dem Schmucktrieb ihr Entstehen verdanken[23]. Und zwar ist dies schon um deswillen nötig, weil es nie dem einfachen Menschen einfallen würde (wie es der Kunstgewerbler unserer Tage tut) in einem schlichten, lediglich zweckentsprechenden, zieratlosen Stuhl oder Tisch ein Kunstwerk zu suchen. Daß auch das Bauernhaus an sich, dessen Bau rein zweckhaft als Wetterschutz, Tier- und Menschenbehausung, allgemeine Aufbewahrungsstätte und unter den Bedingtheiten der greifbaren Baumaterialien erwachsen ist, aus der Volkskunstforschung ausscheidet, dürfte nur zur begrifflichen Schärfung beitragen. Darnach wären unter Volkskunst alle Zier-, Schmuck- und Spielgegenstände sowie jene Gebrauchsartikel des bäuerlichen und bürgerlichen Haushaltes zu verstehen, die über reine Nutzgestaltungen hinaus Zierformen in der tektonischen Gestaltung oder der Dekoration aufweisen.

Eine geschärfte Umreißung des volkskundlichen Kunstbegriffes (und somit der „Volkskunst") erscheint unumgänglich, will man die Betrachtung volkstümlichen Bildgutes überhaupt der volkstümlichen Arbeit eingliedern. Daß dabei die Klarstellung des Volksbegriffes von nicht geringerer Wichtigkeit ist, versteht sich von selbst. Doch kann dieser heute als derart geklärt betrachtet werden, daß sich neue Ausführungen an dieser Stelle erübrigen. Freilich wiederholen sich in der heutigen Volkskunstforschung eine Reihe von Fehlern, die die Volkskunde auf anderen Arbeitsgebieten schon überwunden hat, und die zum Teil nur Übersteigerungen an und für sich richtiger Gedanken sind. So die aus dem kollektiven Volksbegriff erwachsene Antithese: Stilkunst = persönliche, Volkskunst = unpersönliche Kunst. Es ist klar, daß dieser Unterschied nur relativ, nie absolut sein kann, da auch das volkläufige Bildwerk in der Regel ein geschichtliches Erzeugnis ist und, soweit es sich nicht um eine mit maschineller Hilfe gefertigte Massenware handelt, stets eine individuelle Beinote zeigt. Nur daß je nach dem Anteil, der den schaffenden Menschen an die Gemeinschaft bindet, sich in Volkskunst und Stilkunst Eigenpersönliches und Gemeingeistiges in verschiedenen Maßen mischen. Denn auch über der Volkskunst spannt sich nicht nur der weite Bogen von begabtem Können bis zu unbeholfenem Wollen, sondern zugleich der von der eigenwilligen Persönlichkeit bis zum gedankenlosen Nachtreter[24]. Das sehen wir überall und täglich da, wo handgearbeitete Volkskunst noch heute resthaft lebendig ist, mit eigenen Augen.

[23] Daß diese Trennung in der Regel nicht geschieht und das bäuerliche Haus mit all seiner Einrichtung einfach zur „Volkskunst" gestempelt wird, bedarf keiner Betonung.

[24] Der unpersönliche Charakter der Volkskunstschöpfungen ist nicht willenhaft bedingt, sondern liegt in der stärkeren Gebundenheit ihrer Schöpfer an den Formenschatz und die Geistigkeit ihrer Umwelt, der größeren Schwierigkeit einer Loslösung

Digitized by Google

Ein weiterer und sehr seltsamer Irrtum ist der, daß Produzent und Konsument in der Volkskunst stets eine Person seien. Dies trifft lediglich für die frühesten Zeiten reinen Hausfleißes zu, der sich bis in unsere Tage nur in sehr beschränktem Umfang in textiler Frauenarbeit erhielt. Schon Uebe hat mit Recht betont, daß die Volkskunst vorwiegend die Lebensgewohnheiten und Anschauungen des Bestellers wiedergibt[25].

Wie in solcher Anschauung noch die alte, in der Volkskunde im übrigen überwundene, Produktionstheorie in die junge Volkskunstforschung hineinragt, so zeigen andere Formulierungen im Arbeitsgebiet der Volkskunst noch deutlicher ein erneutes Aufleben aus der Romantik nachwirkender Anschauungen. So die nicht selten geübte Gleichsetzung von Volkskunst mit „Bauernkunst", die schon darum leicht zu falschen Auffassungen führt, weil mindestens seit dem späten Mittelalter der Bauer nicht mehr allein als Verkörperung des „Volkes" anzusehen ist. Dann aber auch, weil das Wort Bauernkunst die Vermutung nahe legt, der Bauer sei in weiterem Umfang selbst schöpferischer „Volkskünstler". Während der Schäfer, der Bergmann, der Dorfhandwerker, der Landstreicher u. A. als Bosßler und Bastler bekannt sind, betätigt sich gerade der Bauer weniger als alle anderen Stände bildnerisch, sodaß in seinem Haushalt Volkskunst lediglich von der Bäuerin oder den Töchtern in textilem Hauswerk gefertigt wurde. Nur als Verbraucher spielt der Bauer jene Rolle in der Volkskunst, die ihm seiner zahlenmäßigen Verbreitung nach zukommt; wobei ihn sein konservativer Sinn und seine Absonderung in der Regel noch länger altes Formengut bewahren läßt als den Städter. Wird auch zumeist „Bauernkunst" nur im Sinne von ländlicher Volkskunst gebraucht, so ist doch selbst

---

aus der Tradition. Denn der Wille und der Glaube, etwas Besonderes, Eigenartiges, von andern nicht Gekonntes und noch nicht Erdachtes zu schaffen, die Fachgenossen zu übertrumpfen und mit der Zeit zu gehen, ist den begabteren Volkskünstlern nicht minder zu eigen wie allen schöpferischen Menschen. Das zeigt jedes Gespräch mit geistig regen, handwerklich tüchtigen dörflichen Meistern alten Schlags: Töpfern, Weißbindern, Zimmerleuten, Schreinern, Schmieden usw., die unter dem heutigen Mangel an persönlichen Aufgabestellungen leiden und sich gelegentlich selbst als echte Dorfkunstwarte bewähren. Auch die immer erneute Behauptung, daß auf Werken der Volkskunst der Name des Herstellers fehle, eben weil es sich um eine unpersönliche Kunst handele, ist in dieser Allgemeinheit irrig. Die Signierung von Arbeitsschöpfungen ist auch heute noch in der Stilkunst nur im freien Bildwerk, nicht im kunstgewerblichen Gegenstand, durchgeführt. Bei dem Dorfkünstler beschränkt sich die Signatur in der Regel auf bestimmte Berufe (Weißbinder, Maurer, Zimmerleute, z. T. auch Töpfer) und ist der Mode unterworfen, dabei landschaftlich verschieden gehandhabt und vor Allem zeitgebunden. Im Biedermeier, das im althessischen Dorf noch bis in die 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts dauerte, sind z. B. Signaturen bei den erwähnten Berufen mit vollem Namen oder Initialen sehr beliebt.

[25] Rudolf Uebe, a. a. O., S. 46.

Digitized by Google

eine solche alleinige Verbindung jenes Begriffes mit ländlicher Kultur, wie Edwin Redslob schon mit Recht bemerkt hat, eine Konstruktion[26].

Schließlich tritt auch in der heutigen Volkskunstforschung neben den übertreibenden Deutungsversuchen aus einer primitiven Gemeingeistigkeit deren Gegenspiel, die Überschätzung der volk- und stammhaften Eigenarten zu Tage[27]. Daß die Auffassung der Volkskunst als einer nationalen Kunst (ebenso wie Volkslied, Volkssage, Volksmärchen usw. als betont nationale Güter galten) das ganze 19. Jahrhundert unangefochten blieb, ist bekannt, und nicht anders wie Carl Rosenkranz ist noch für Riegl Volkskunst in erster Linie Gegensatz zu internationaler Kunst und internationalem Modegeschmack[28]. So zielhaft wichtig die Fragestellung nach volks- und stammeshaften Eigenarten im Volkskunstwerk auch ist (genau so wie in der mündlichen Volksüberlieferung), so sehr verstärkt sich doch zunächst einmal im Fortschritt unseres Erkennens der gemeindeutsche, ja gemeineuropäische Charakter unserer Volkskunstgebilde. Das ist selbstverständlich bei den nicht zeit- und ortgebundenen Primitivformen und erklärt sich im Übrigen bei den aus einer kulturellen Stilmode überkommenen Gebilden sowohl durch die gesamteuropäische Ausbreitung der großen geschichtlichen Kunststile, wie durch die Rückübersetzung des ihnen entnommenen Formengutes in den unpersönlicheren Massengeschmack. So werden sich die Abwandlungen im volkhaften Bildstoff in Volk, Stamm und Gruppe erst im Forschritt unserer allgemeinen Kenntnisse schärfer abheben[29].

---

[26] E. Redslob, „Zur Einführung" in Deutsche Volkskunst, Bd. I (W. Peßler, Niedersachsen), S. 6. — Wenn Riegl den Bauernstand als den einzigen betrachtete, der der Volkskunst treu geblieben sei, so spricht er nicht nur aus den Anschauungen seiner Zeit, sondern auch im Sinne seiner ganzen Hausfleiß-Theorie. Das Nachwirken der Bauerntheorie zeigt sich übrigens auch heute noch in allerlei schwankenden Grenzfestsetzungen des volkskünstlerischen Werkgutes. Klar ist die Ablehnung der Bauernkunsthypothese von Karl Reuschel (Deutsche Volkskunde II, S. 105) ausgesprochen.

[27] So etwa Redslob, Deutsche Volkskunst, Bd. I, S. 7: „So ergibt sich als Kennzeichen für die Volkskunst, daß in ihr, unbeirrbar von dem, was die Zeiten als wechselnde Probleme bringen, immer wieder die Eigenart des Stammes spricht". Oder R. Uebe, Deutsche Volkskunst, Bd. IX, Westfalen, S. 47: „... sie (die Volkskunst) zeigt gerade als Gemeinschaftsgeschmack bodenständige Wesenzüge eines Stammes, sie zeigt gerade ob der Bindung an einen Stamm oder eine Landschaft den Gestaltungswillen und die Ausdrucksmöglichkeiten innerhalb dieses Gebietes... In der Betonung des Volksganzen und der Stammesart ist die Volkskunst die Ergänzung der Kunst der einzelnen Individuen, sie zeigt erst die im Volke wurzelnden Grundlagen".

[28] Ganz auf den Gedanken der Volkskunst als nationaler Kunst, die wieder aus diesem Grund erweckt werden müsse, ist die Schrift von Karl O. Hartmann, Die Wiedergeburt der deutschen Volkskunst (München und Berlin 1917) eingestellt.

[29] Auf andere in der Volkskunstforschung neu aufflackernde ältere Deutungs- und Hineindeutungsversuche brauche ich hier nicht einzugehen, da sie meist nur an den Bildstoff anknüpfen. Insbesondere nicht auf die übersichtigen, oft genug

Digitized by Google

Betrachten wir die Werke der Volkskunst als geistiges Phaenomen, so gelangen wir zu ihrem inneren wie äußerlich-formalen Verständnis nur auf dem Weg über die „Volksseele" und das „primitive Weltbild" selbst; d. h. wir müssen die Volkskunstgebilde mit den Augen des Volkes als Schöpfungen der Volksgeistigkeit beschauen. Doch ist zur Erfassung des spezifisch Künstlerischen im Einzelwerk, also zu seiner rein qualitativen Wertung durch den Kunstwissenschaftler, eine Aufreißung der gesamtgeistigen Hintergründe nicht notwendig. Auch wird in den Versuchen der Deutung primitiver und volkhafter Kunst, die Herbert Kühn und Konrad Hahm besonders pflegten[30], heute ersichtlich gelegentlich des Guten zu viel getan, indem man einerseits die Volkskunst als Gesamterscheinung wie in ihren gesamten Einzelerscheinungen auf einen geistigen Generalnenner zu bringen versucht[31], und aus ihrer äußeren Bindung an Brauch, Glaubensvorstellung und allgemeine Lebensform bindende geistige Rückschlüsse zieht[32]. Gerade wer, wie der Volkskundler, die Volkskunstgebilde als Formen volkhaften Geistes zu erfassen sucht, wird sich hüten müssen, aus einer bestimmten Gruppe von Bildungen heraus allein und allzeitlich für die gesamte Volkskunst gültige Strebungen abzulesen und die Versuche einer Erhellung der primitiven Geistesform an sich nun in der Weise für das Volkskunstwerk zu verwerten, daß man es schlechthin für primitiv erklärt.

Freilich, die volkstümliche Einstellung zum „Kunstwerk", die bis zu einem gewissen Grad auch dessen Form bestimmen kann, ist völlig verschieden von der des Kunstfreundes unserer Tage, indem sie keine Kunst an sich kennt,

zurückgewiesenen arischen Mythendeutungen von Karl Spieß (Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn, Wien 1925, und anderwärts), die leider reiches Wissen und beachtenswerten Ernst in den Regionen phantasievoller Kombinationen verpuffen lassen. Daß die Guido von List'schen Träume, die das Fachwerkgebälk als germanische Runengeheimnisse ablesen, auch noch gelegentlich in der neueren Volkskunstforschung spuken (z. B. bei Max Creutz, Deutsche Volkskunst, Band III, Die Rheinlande) bleibt ein hoffentlich nicht allzu oft wiederholtes Gastspiel.

[30] Herbert Kühn, Die Kunst der Primitiven, München 1923; Konrad Hahm, Deutsche Volkskunst, Berlin o. J. [1928].

[31] Man kann das natürlich nur, indem man eine einheitlich gestaltete und sich ebenso auswirkende Volksgeistigkeit, als primitive Mentalität, annimmt.

[32] So kommt man nun zu gewissen stilisierten Allgemeinbehauptungen, wie daß die Voraussetzung für die Volkskunst die ewige Gleichheit des Lebens sei, daß sie auf der innigen Verwachsung des Landmenschen mit seiner Umgebung beruhe und Materialisation von schwer zu erfassenden Auseinandersetzungen der Volksmenschen mit den Naturgewalten sei (z. B. Hahm a. a. O. S. 16, 20, 21, 120). Nicht gerade glücklich scheint mir der heute immer wieder angewandte (M. Haberlandt, Redslob, Creutz, Hahm usw.) Vergleich der Volkskunst, als der „Muttersprache der deutschen Hand", mit dem Dialekt im Gegensatz zur schriftsprachlichen hohen Kunst, der dichterisch schöner als sachlich treffend ist. Ist doch die Schriftsprache nicht nur eine späte, aus der wirtschaftlich-kulturellen Entwicklung geborene Kunstsprache, sondern damit auch der einzig gesicherte Versuch auf kulturellem Gebiet, die Zersplitterung durch eine jener Kollektivformen zu überwinden, von deren Kommen sich Viele heute einen neuen Aufstieg der Volkskunst versprechen.

Digitized by Google

sondern diese dem allgemeinen Leben einwebt und so die Kunstanschauung den verschiedensten Anschauungsgruppen verknüpft. Aus dieser komplexen, beziehungsreichen Denkweise kann und will der Volksmensch die Kunst nicht lösen. Aber sie prägt nicht allein deren Gestaltung, die zum großen Teil von der grundlegenden Tatsache bedingt ist, daß die Formengebung volkstümlicher Gebilde entsprechend der Einstellung ihrer Schöpfer und Träger nicht über eine kulturell überalterte, verschleppte Formen- und Ideenwelt hinausgewachsen ist. Das heißt: Kunstanschauungen vergangener Zeiten bestimmen ebenso die Gestaltung der Volkskunst wie das Fehlen eines reinen, von andersartigen Bezugssetzungen gefühls- und verstandesgemäßer Art freien Volkskunstbegriffs. Und schließlich wechseln Zusammensetzung und Wirksamkeit dieser formenden Kräfte ständig nach Zeit, Ort und Menschengruppe.

Denn wie alle geistigen und stofflichen Gebilde, mit denen sich die Volkskunde beschäftigt, sind auch die Erzeugnisse der Volkskunst zweierlei Art: Urschöpfungen und Nach- bzw. Umschöpfungen. Das heißt geschichtslose primitive Gebilde in ihren ersten Ausdrucksformen und modische Stilbildungen, die nach ihrer Übernahme in das Kunstgut weiterer Kreise wieder entzeitlicht und entpersönlicht, also aus dem Zeitstil in die Volkskunst rückübersetzt, reprimitiviert wurden. Solche Rückbildungen heben sich auch bei weitgehender Vereinfachung ihrer Formengebung und selbst da, wo sie auf den ersten Blick fast ins Praehistorische rückstilisiert erscheinen, noch immer deutlich von primitiven Erstentwicklungen ab, und beide zusammen gewähren uns erst Einblick in das künstlerische Schaffen und die Kunstbegriffe eines Volkes. Dabei sind die Zeugnisse für die Primitivformen künstlerischen Betätigungsdranges von der Kinderkunst abgesehen, nicht allzu zahlreich. Am Ersichtlichsten finden sie sich noch in der freien unzweckhaften Zeichnung, wie wir sie auf Wände (bes. häufig in Kasernen und Gefängnissen) aufgekritzelt oder in sie eingeritzt, besonders auch in die gekalkten Fenster der Neu- und Umbauten eingezeichnet, finden und nach Kriegsausbruch (1914) vielfach mit Kreide auf die Eisenbahnwagen aufgezeichnet sahen. Der Erregungszustand jener Monate ließ damals allgemein solche Primitivformen der Zeichnung ebenso wie der Dichtung in weitem Maß aufflackern, die man leider nur in den seltensten Fällen photographisch (bzw. abschriftlich) festhielt, wiewohl wir kaum sobald wieder gleich tiefe Einblicke in die geistigen Urformungen in Wort und Bild wie damals gewinnen dürften. Auch Ziegelverzierung, Kratzputz und andere Sgraffiti, die beliebte Ausgestaltung von Ast- und Wurzelmirakeln und ähnlichen „Naturwundern", gelegentlich auch einfache Tier- und Menschengestaltungen der Ziegler und Hafner können Belege für die immer lebendige Erststufe alles künstlerischen Bildens sein. Doch sind die Werke der Hafnerplastik selbst im Kinderspielzeug und besonders den Pfeifitieren, in denen sich am Zähesten die alte Formenwelt resthaft erhielt, nicht mehr im eigentlichen Sinn primitive Kunst. Wohl sind der Torgauer Hirsch, der Querfurter Wiesenesel, das Lautenbacher Mutterschwein, der Alsfelder Waldteufel, der Urberacher Hahnreiter u. A. letzte Zeugnisse einer langen

Digitized by Google

und weitverbreiteten Überlieferung, aber sie wurzeln in einer geschichtlichen Zeit und stellen stilistisch zum Teil Rückbildungen dar (s. u.). Auch sind diese Tierfiguren, von Pfeifvögeln wie insbesondere dem Kuckuck abgesehen, in schnellem Aussterben, und der Torgauer Hirsch wie der Querfurter Wieseneisel werden nicht mehr oder doch nur noch ganz gelegentlich für Liebhaber der Volkskunst und Museen hergestellt. Nur das von den Kindern selbst gefertigte Spielzeug scheint immer wieder unverändert in seinen Urgestaltungen aufzuleben, und die neolithischen Schafe, Rinder und Spielzeugkühe aus Holz und Knochen sind die nämlichen symbolhaft andeutenden Bildversuche, wie sie noch heute die Kinder im Wallis und anderorts aus den gleichen Stoffen oder auch aus Tannenzapfen fertigen[33]. Die große Masse des Volkskunstgutes aber ist zeitgeschichtlich abgestempelt und erst unter einer mehr oder minder langen Wanderung zu seiner Form durch seine und nach seiner Aufnahme im Volksgut geworden.

Demnach ist auch die Volkskunstforschung in erster Linie ein geschichtliches Fach, und die Gebilde, mit denen sie sich beschäftigt, sind zumeist geschichtliche Erzeugnisse, deren Entstehung und Lebensweg genau festzulegen ist. Das gilt von dem Einzelgegenstand wie dem Einzelmotiv. Was wir heute mit dem Begriff Volkskunst umspannen, ist (nicht anders wie bei dem Volkslied, der Volkserzählung usw.) ein großes Schwemmbecken voll ältester, alter, neuer und neuester Formgebilde, und zugleich genährt aus dem Zusammenströmen zahlreicher Einzelentwickelungen aus den verschiedenen geistigen und sozialen Gruppenbildungen unseres Volkes. So ist auch die Volkskunst, die in ferner Vorzeit die Kunst schlechthin war und noch das ganze Mittelalter hindurch eine gewisse Einheit darstellte, heute Spiegelbild der allgemeinen Gesellschaftszersplitterung. Vollendete doch erst die Renaissance den Bruch zwischen Stadt- und Landkunst, zwischen „hohem" Kunstwerk und volkstümlicher Kunstware, indem sie zugleich in weitem Ausmaß ein kunstgewerbliches Schaffen für alle Bedürfnisse und Stände brachte. Mit ihr scheint (um nur ein paar Beispiele zu geben) die Hinterglasmalerei aus Italien über Augsburg als Schmuck des Patrizierhauses eingewandert zu sein, um für Deutschland in unseren Tagen als dörfliches Gewerbe am Staffelsee zu enden, seit ihr breiten literarische Darstellungen des Volkslebens und Zunftakten die ganze Fülle kleinbürgerlicher, ländlicher und kindlicher Zier- und Spielstücke aus, mit ihr überzieht sich das Eichengebälk des wohlhabenden bürgerlichen wie bäuerlichen Fachwerkbaus weithin mit

[33] Vgl. bes. L. Rütimeyer, Über einige archaistische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre sprachhistorischen und ethnographischen Parallelen, Basel und Straßburg 1916; Ders., Weitere Beiträge zur schweizerischen Ur-Ethnographie aus den Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin und deren sprachhistorischen und ethnographischen Parallelen, Basel und Straßburg 1918; E. Goldstern, Alpine Spielzeugtiere: Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 29, Wien 1924, S. 45—71. Vgl. auch im Allgemeinen: Arthur Haberlandt, Vorgeschichte und Volkskunst: Fraengers Jahrbuch I S. 15—16.

Digitized by Google

dem Schmuck einer reichen ornamentalen wie figuralen Holzplastik, die meist zeitgenössische Steinmetzarbeit zum Vorbild nimmt. Daß neben solchen neueren Zierformen und Gestaltungen manches Alte lebendig blieb, ist selbstverständlich. Aus dem germanischen bezw. indogermanischen Formen- und Symbolschatz[34] mögen ein paar dekorative Motive einfacher Art noch in der Formenwelt unserer heutigen Volkskunst fortleben, aber ihr Gesicht und Wesen bestimmen sie mindestens seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr[35].

Versucht man eine klare Anschauung über die Entwickelung der bildnerischen Gestaltung aus ihren geschichtlichen Belegen zu gewinnen, so sieht man bald die Vergeblichkeit eines solchen Bemühens ein, das den evolutionistischen Gedanken am untauglichen Objekt verschwendet. Schon in den südfranzösischen Höhlenmalereien der Eiszeit stehen Expression und Impression, Hirnbild und Augenbild, idealistische Formgebung und realistische Naturkopie, ausgeprägt nebeneinander. Aber die Beobachtung der Kinderkunst zeigt, daß der geschauten Bildgestaltung die gedankliche vorangeht. Diese Primärstufe ist im Allgemeinen auch den Werken der Volkskunst eigen, schon weil ihr jede bildnerische Darstellung, die sich nicht in ornamentaler Dekoration eines Gegenstandes erschöpft, in erster Linie die sichtbare Festhaltung einer Idee ist. Der Gedanke, daß der Bildvorwurf gleichgültig, die Ausführung oder gar der seelische Auftrieb seines Gestalters Alles sei, ist dem einfachen Menschen völlig fremd, und die bewußte Wertung der Form bei den Gebilden der Volkskunst ist lediglich eine Sache des Außenstehenden, des Wissenschaftlers, des Künstlers oder Kunstfreundes einer gedanklich wie sinnlich verfeinerten Hochstufe. Darum wird ein Bild nur dann volkstümlich, wenn es einen dem Volksmenschen eindrücklichen Gedanken rein von fremdartiger, eigenpersönlicher Zutat und im ganzen Umfang seiner volkhaften ideellen Beziehungen verkörpert.

[34] Während sich die allgemein-primitiven, prähistorischen und historischen Formelemente der verschiedenen Kunststile, die in der Volkskunst Heimatrecht erworben haben, und auch das Eindringen christlicher Symbole (Kreuz, Auge Gottes usw.) gut verfolgen lassen, gebraucht man nur ungern das Wort von einem germanischen oder indogermanischen Symbolschatz. Denn die diesem zugeschriebenen Motive gehen teilweise ersichtlich über diesen Kulturkreis hinaus und sind wohl größtenteils erst durch gelehrte Mythologisierung (in allerjüngster wie z. T. auch schon alter Zeit) zu Symbolen umgedeutet worden. Ob und wieweit sie in der Volkskunst je eine solche Rolle spielten, ist mehr eine Frage des Glaubens und Wünschens als des Wissens.

[35] So wichtig im übrigen gerade beim Volkskunstwerk die ikonographische Betrachtung ist, so vorsichtig sind doch aus dem Darstellungsstoff Rückschlüsse auf die geistigen Bedürfnisse des Bildschöpfers und Bildbesitzers zu ziehen. Während die ursprüngliche Auswahl des Kunststoffes wie auch der formalen Elemente aus einem künstlerischen Zeitgut volkspsychologisch äußerst wichtig ist, erhebt sich beim weiteren Nachschleppen der übernommenen Motive immer die Frage, ob eine Darstellung noch gedanklich lebendig oder nur noch lediglich überschlepptes, beziehungsloses Formgut ist. Daß man in letzterem Fall außer der Erkenntnis einer gewissen geistigen Trägheit keine psychologischen Rückschlüsse ziehen kann, ist klar.

Digitized by Google

Ein solcher Ideenbezug kann natürlich ein sehr verschiedener sein, doch ist er immer symbolhaft, einerlei ob es sich um Glaubens-, Hoffnungs-, Wunsch- oder Erinnerungssymbole handelt. Das Bild des Namens- oder Schutzpatrons über dem Bett der katholischen Bauernfamilie muß diesen nebst seinen von der Kirche gelehrten Emblemen allzeit gegenwärtig machen, der Bilderbogen, der die Wege zu Himmel und Hölle mit deren Freuden und Schrecken zeigt, will Mahner zu sittlicher Zucht und Gott wohlgefälligem Lebenswandel sein, das Portrait eines Landesfürsten oder Heerführers dient der Erinnerung an von der Schule überlieferte vaterländische und Heldengeschichte oder auch persönlicher Gedenktage, Auszeichnungen, Militärdienst usw., die Darstellung einer Landschaft wird nur da hingenommen, wo sie Heimatort, Reisegedenken, Beziehung zu selbsterlebter Situation ist oder aber durch die Anekdote ihrer Staffage naheliegende gedankliche Beziehungen schafft. So bringt jeder Ideenwandel unmittelbar stoffliche Veränderungen am Bildwerk, während sich die alte Formenwelt im Volkskunstwerk noch lange hinschleppen kann, weil hier kein Weltbild das allmähliche Verebben traditionell geläufiger Formen stört. Da wo in den Erzgebirgsorten die kirchliche Gesinnung schwindet, entkleidet man die Weihnachtsberge ihres religiösen Ursprungs und bastelt Heimatberge mit Darstellung bodenständiger Gewerbe oder auch der deutschen Geschichte, die man nicht selten mit dem (schulmäßig eingelernten) Schimmelreiter Wodan beginnen läßt. Mit dem Verlust des Ideenbezugs zur Darstellung verliert sich das Interesse des Besitzers an seinem Bildwerk, und es wäre ein heillos romantischer Glaube anzunehmen, daß etwa ein Bauer, dessen Hoftor noch heute die alte Wirbelrosette oder der „Schwälmer" Sechszackenstern, die Svastika oder ein „Sonnenrad" ziert, irgendwelche Beziehungen zu diesen alten Schmuckformen habe, auch wenn er sie vielleicht auf das Drängen des Lehrers, Pfarrers, Heimatschutzes oder der staatlichen Denkmalspflege neu streichen läßt. Zufällig Konserviertes scheidet, weil innerlich abgestorben, zur Erforschung der geistig-künstlerischen Einstellung des lebenden Geschlechtes immer aus, so wertvoll es uns im Übrigen als Denkmal heimischer Vorzeit sein kann. Doch läßt sich andrerseits nicht selten aus dem lebendigen Bildschatz einer geschlossenen Menschengruppe rückläufig dessen geistiger Lebenskreis erschließen. Als Beispiel sei auf die Tätowierungen der Seeleute verwiesen, die sich nicht nur als Reiseandenken aus allen Welthäfen eine unvergängliche Bildergallerie auf ihren Körper stechen lassen, sondern in diesen Bildern zugleich den ganzen Inhalt ihres äußerlich so weiten, innerlich so beschränkten Lebens umreißen.

Hinter solcher stofflichen Verbundenheit zum Bildwerk tritt die Frage seiner formalen Gestaltung, seines Stils, für den Bildbesitzer, aber auch den Verfertiger völlig zurück. Das Bewußtsein, daß ein altes, handwerklich erarbeitetes Meisterstück geschmacklich wertvoller sei als die den gleichen Gegenstand darstellende moderne Fabrikware, liegt dem nicht künstlerisch eigens ausgebildeten Menschen völlig fern. Ja, er

Digitized by Google

wird in der Regel das maschinell hergestellte Massenerzeugnis schon um deswillen höher schätzen, weil es ihm zeitgemäß erscheint. Denn sein „Nachhinken" hinter der kulturell-zivilisatorischen Spitzenentwickelung ist umstandsbedingt, nie beabsichtigt, und der Schwerfälligkeit seiner ideologischen Wandlungen steht das Anpassungsbedürfnis an die technische Zeitentwickelung gegenüber. Das war früher kaum anders wie heute. Wenn zu Beginn des 16. Jahrhunderts neben derben Holzschnitten voll Himmelswundern, Abnormitäten und Aktualitäten aller Art auch Dürersche und andere Kupferstiche in Bauern- und Kleinbürgerkreisen umliefen, die unsere heutigen Kupferstichkabinette als wertvolle Schätze hüten, so schätzte ihr einstiger Besitzer an ihnen nicht die geniale Beherrschung des Griffels, sondern sah sie, wie schon ihre meist unbekümmert die Form zerstörende Bemalung beweist, als Andachtsbilder, Haussegen, Bilderbogen an. Der Glaube, daß nicht auch damals schon die Vierfarbenautotypie und der Öldruck, falls man sie so frühzeitig erfunden, die Kupferstiche jener Meister aus ihrer Volkläufigkeit verdrängt hätten, steht auf schwachen Füßen.

Zur Erkenntnis all dieser Vorgänge und Gegebenheiten bedarf es entwicklungsgeschichtlicher Einzeluntersuchung. Freilich, auch wenn die Herkunftsfrage für jedes einzelne Stück gelöst, das heißt das äußere Vorbild eines Werkes der Volkskunst in irgend einem Kupferstich, einer Porzellanmalerei, der Steinplastik eines Patrizierhauses usw. gefunden wäre, so ist damit noch nicht viel gewonnen. Wesentlich ist erst der genaue Verfolg des Um- und Rückbildungsprozesses[36], der ohne eigenschöpferische Gestaltungskraft nicht möglich ist. Hier walten die gleichen Strebungen wie bei der Volksliedbildung. Aus einer unbekümmerten Stil- und Formenmischung[37] erwächst unter fortschreitender Vereinfachung und Stilisierung ein neuer Stil, den wir als Gemeinschaftsstil bezeichnen können, wenn wir der nur relativen Richtigkeit einer solchen Bezeichnung eingedenk bleiben und nicht vergessen, daß auch hinter der scheinbar entpersönlichsten Form noch immer der Rest eines Einzelmenschen mit seiner Eigenwilligkeit steht. Wie ein Modestil durch unbewußt „abstrahierende"[38] Tätigkeit zur Volkskunst wird, die wie

[36] Schon Riegl wies a. a. O. S. 48 auf solche Rückbildungsprozesse hin. Doch sah er in ihnen keine Zeugnisse veränderter geistiger Haltung, sondern glaubte sie durch allgemeine kulturelle und wirtschaftliche Rückschläge erklären zu müssen. Dagegen faßte Robert Forrer die ganze Volkskunst nicht nur bildhaft als „gesunkenes" sondern auch als entartetes, verbäuerlichtes Kunstgut auf.

[37] Diese Unbekümmertheit der Stil- und Formenvermischung ist vom Standpunkt der Stilkunst aus eines der offenliegendsten Kennzeichen der Volkskunst ebenso wie des Volksliedes und bes. der Volkserzählung. Daß aber auch hier gewisse Regelbildungen die Volksform bestimmen, soll damit nicht bezweifelt werden. Nur stehen wir heute kaum in den ersten Versuchen ihrer Erkenntnis.

[38] Der zum Formbildungsstreben der Volkskunst von Freyer eingeführte Begriff der „Abstraktion" ist um deswillen nicht glücklich, weil es sich hier um keinen

Digitized by Google

Märchen, Sage und Volkslied im Grund motivarm, aber darum umso variationsreicher ist, wie die Volkskunst das lineare Ornament bevorzugt, den Leerraum meidet, die von da und dort übernommenen Muster häuft und auswuchern läßt, wie sie das organische Vorbild stilisiert, ins Flächenhafte zerspreitet, ihre Vorwürfe, unbekümmert um deren natürliche Maßverhältnisse, ins Dekorative übersetzt usw., hat 1916 Kurt Freyer an Beispielen der schleswig-holsteinischen Volkskunst zu erläutern versucht[39].

Diese aller optischen Gegenstandserfassung fremde Bildgestaltung drückt sich nicht nur in Motivhäufung und Motivverschlingung aus, sondern auch in dem Nebeneinander mehrerer Vorgänge und Gedankenverbindungen und der Scheidung von Haupt- und Nebengestalten durch verschiedene Größenmaße, also ideographischen Hilfsmitteln, die uns größtenteils aus der mittelalterlichen Bildnerei bekannt sind. Auch die in der dekorativen Volkskunst enge Verbindung von Bild und Wort, die dem modernen Volkstheater, dem Kino, wieder sein Gepräge gibt, weist auf den gedanklichen Grundzug der Volkskunst hin: die häufige Verwendung von Spruchbändern, die ornamentale Akzentuierung des Balkenwerks durch Hausprüche, die textillustrierenden Bilderbogen und Moritatendarstellungen, die Freude an Bilderschriften und dergleichen. Ja, man könnte im Grund die dekorative Volkskunst oft selbst eine Bilderschrift nennen, nachdem ihr die moderne, zur Gegensätzlichkeit getriebene Trennung von Bild und Schrift noch ähnlich fremd wie dem chinesischen Buchstaben- und Bildzeichner ist. Doch darf daneben, wie schon gesagt, nie übersehen werden, daß wesentliche Formgestaltungen in den Werken der Volkskunst ihr Entstehen geschichtlichem Werden verdanken, nämlich jenem Abwanderungsprozeß in ursprungsfremde Volksgruppen und ihrer Verschleppung durch verschiedene Zeitstile, also jenen Prozessen, die auch die Formen des Volksliedes, der Trachten usw. bestimmten.

Aber auch Freyers kluge Darstellung und die sie ergänzenden Hinweise geben nur Teillösungen des Problems, nicht nur weil die hier geschilderten Vorgänge da und dort in sehr verschiedenem Ausmaß zur Durchbildung gelangt sind, sondern vor Allem, weil sie sich nur auf die Formenwelt der dekorativen Zierkunst des Hausrates beschränken. Auch lassen sich gerade bei den Werken der Volkskunst die von Freyer geschilderten Rückstilisierungsprozesse primär nie allein aus den geistigen

Denk- oder Willensvorgang handelt, sondern um unbewußte vereinfachende Stilisierung der Vorlagen, die durch deren Übernahme in einen neuen geistigen Kreis, eben „das Volk", bedingt ist.

[39] Am augenfälligsten ist dieser Prozeß von Wilhelm Fraenger an russischen Holzschnittbilderbogen aufgezeigt, die Augsburger Kupferstiche des 18 Jahrhunderts oder einen Dürerschen Schnitt zur Offenbarung Johannis zum Vorbild nahmen, (W. Fraenger, Deutsche Vorlagen zu russischen Volksbilderbogen des 18. Jahrhunderts: Jahrbuch für historische Volkskunde II, S. 126—173.) — Im Übrigen sind die von Freyer für die schleswig-holsteinische dekorative Volkskunst als Stilstrebungen erkannten Merkmale fast alle die gleichen, die wir im entsprechenden Schmuckschatz der „Primitiven" finden.

Digitized by Google

Bedürfnissen des Bildschöpfers erklären. Denn ganz abgesehen von dem (heute zuweilen bestrittenen, aber im Großen und Ganzen doch ernstlich kaum bezweifelbaren) Gradunterschied im formal-stilistischen Einfühlungsvermögen wie auch der technischen Fertigkeit beim Schöpfer volkstümlicher Bildformen und bei dem Werke einer überragenden Künstlerpersönlichkeit, bestimmen vielfach technische und wirtschaftliche Momente die Form des Volkskunstwerkes. Wie das in Holz geschnittene Runenalphabet die Buchstaben seiner Vorlagen den Bedingtheiten des Holzschnittes anpaßte, so ist der Volkskünstler vor Allem an seinen Werkstoff (Holz, Ton, Kalkputz, Eisen, Glas usw.), aber auch an seine Werkzeuge (Drehscheibe, Webstuhl usw.) gebunden. Daß sich aus diesen Voraussetzungen, besonders in der Weberei, der Korbflechterei usw., zwangsläufig gewisse Muster und Stilisierungen ergeben, ist schon längst erkannt und betont worden. Aber auch das wirtschaftliche Moment beeinflußt häufig entscheidend die Werkgestaltung. Da wo eine gewerbsmäßige, länger andauernde Herstellung von Massenbedarfsartikeln, wie etwa in der Spielzeugschnitzerei und Drechselei, der Hinterglasmalerei, der Andachtsbildchenminiatur usw. stattfand, erscheint der Primitivierungsprozeß am Weitgehendsten und Folgerichtigsten durchgeführt. Führt doch, schon aus Gründen der Arbeitsersparnis und des Zeitgewinns, die stete Wiederholung des gleichen Handgriffes beim nämlichen Vorwurf in der Formung, Zeichnung und Kolorierung, zur kurzmöglichsten Formel. Wenn uns etwa der erwähnte „Torgauer Hirsch" praehistorisch-primitiv anmutet, so dürfen wir deswegen in ihm noch sicher keinen direkten Nachfahren der Töpferfiere jener vorgeschichtlichen Zeiten erblicken. Vielmehr beweist die ganze Geschichte des Töpferhandwerks, daß es sich hier um eine Rückfallerscheinung handelt. Während seit der Renaissance der Töpfer zusehends zum Künstler wurde und mit technisch und handfertig verfeinerten, plastisch ganz in die Einzelzüge modellierten Kunstwerken den Haushalt des kunstliebenden Patriziers schmückte, wandte sich das Handwerk nach dem Abblühen seiner Glanzzeit wieder ganz dem Bedarf der kleinen Leute zu. Aus dem gut bezahlten Kunstwerk wurde der Massenartikel des Kinderspielzeugs, der sich nur bei schnellstmöglicher, die Formen in einfachster Stilisierung andeutender, Herstellung bezahlt machte. So entstanden erneut, nicht selten (wie bei dem Hinterglasbild) aus weitgetriebener Arbeitsteilung heraus, jene „primitiven", durch ihre scheinbar naive Schmissigkeit unserem heutigen geschmacklichen Empfinden besonders einschmeichelnden Gebilde, an die wir gefühlsmäßig in erster Linie bei dem Wort Volkskunst denken und die wir oft irrig als primitive Urerzeugnisse ansprechen hören. So führen zwar äußere Gründe zur volkhaften Bildgestaltung, und doch ist die Volkläufigkeit solcher rückstilisierter Werke innerlich bedingt, indem stets die feststehenden Schlagbild- und Schlagwortsymbole die dem volkstümlichen Geist einprägendste Form sind, zu der, wie jedes Kapitel der volkskundlichen Arbeit beweist, alle gemeingültigen Gebilde in Wort und Werk bei längerer Lebensdauer in breiten Volkskreisen hinstreben, auch wenn nur wenige ihre letzte, vereinfachste Stilisierung erreichen.

Digitized by Google

Aber das ist nur die eine Seite volkskünstlerischer Bestandsaufnahme. Wohl sind die Werke der Volkskunst, zahlenmäßig gesehen, überwiegend gewerblicher Art, und die Auszierung von Haus- und Berufsgerät wie von Trachtenstücken spielte Jahrhunderte lang die größte Rolle, ja ist in ihren letzten Resten noch jetzt lebendig. Aber auch der einfache Mensch von heute versteht unter „Kunstwerk" in erster Linie nicht die gegenständliche Dekoration, sondern das gezeichnete, gemalte oder plastisch gestaltete freie Bildwerk. Dieses kann ebenso aus reiner Freude an Bastelei und Bildgestaltung wie auch zu einem bestimmten Zweck geschaffen sein und ist in der Regel ein einmaliges oder doch nur in geringer Zahl kopiertes Erzeugnis. Da wo sich aus solcher Bildformung die gewerbsmäßige Herstellung einer Massenware entwickelte, unterlag sie den oben gezeichneten Strebungen, während im Übrigen die Verfertiger und Besitzer des freien Bildwerks andere Anforderungen an dieses als an den einfachen Dekor stellen. So häufig aber auch das freie Bild Einzelkunstwerk bleibt, so wenig läßt es sich doch aus dem Volkskunstbegriff ausschalten, da sich in ihm im Wesentlichen nicht die individuelle Leistung sondern der volkhafte Gemeinschaftsstil einer bestimmten Zeit entfaltet.

Auch hier ist zunächst die künstlerische Forderung, unter der sich das freie Volksbild gestaltet, nicht der Kunstkanon unserer Zeit, sondern Ausdruck überalteter Kunstanschauung. In Stadt wie Land stellt heute der einfache Mensch an das Bild seines Zimmerschmuckes rein impressionistische Anforderungen, begnügt sich nicht mehr (aber auch noch nicht) mit symbolischen Andeutungen und typischer Verallgemeinerung, sondern verlangt eine optisch „echte", „wie lebendige" Wiedergabe einer Landschaft, eines Menschen, einer Sache, wünscht von dem Stilleben, daß es „zum Anbeißen" sei, daß einem bei seinem Anblick „das Wasser im Munde zusammenlaufe." Und nicht anders ist es beim plastischen Werk. Die gesamte europäische Schnitzkunst der Hirten ist ebenso wie die Oberammergauer, Grödener usw. realistisch. Wandert man durch die Schnitzerdörfer und -Städtchen des Erzgebirges, so tritt einem augenfällig der Unterschied entgegen, nicht nur zwischen den Werken der benachbarten, für den Großhandel schaffenden Spielwarendrechsler und den Schnitzern, die meist nur aus eigener Liebhaberei arbeiten und sich hoch über jene erhaben fühlen, sondern auch die verschiedene Kunsttheorie beider. Diese Schnitzerorte, in denen eine fast allgemeine kleinbürgerliche, durch private Schnitzschulen geförderte Schnitzmode herrscht, an der sich Beamte, Kaufleute und Arbeiter beteiligen, stellen eine der merkwürdigsten Zeiterscheinungen dar: in unseren Tagen wieder lebendig gewordene kleinbürgerliche Kunstübung der Feiertagsstunden und damit eine überraschende, wenn auch auf einen anderen Kunstzweig verschlagene, Parallele zum Meistersingertum der ersten bürgerlichen Periode unserer kulturellen Entwicklung. Hier finden wir ebenso eine staunenswerte, fast allgemeine Hochstufe technischer Fertigkeiten wie ein uns befremdendes Fehlen jenes Stilgefühls, das heute den Begriff des Kunstwerkes festlegt. Es sind Stil und Geschmack der 80 er und 90 er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, in dem diese Amateurschnitzer

Digitized by Google

arbeiten, und die gedankliche Verwachsenheit mit ihren Schöpfungen offenbart sich in der Freude an sinnbildlicher Deutung, allegorischer Darstellung und emblematischem Beiwerk oder auch in einer Farbensymbolik, die besonders in ihren, teilweise in Gemeinschaftsarbeit geschnitzten, Vereinsstatuetten zu Tage tritt. Der Stolz auf die handfertige Leistung und das vollkommene Ausdrucksvermögen einer liebgewonnenen Idee geben keinen Raum für stilistisch-künstlerische Erwägungen irgendwelcher Art. Auch die Stilisierung der größten Teils gedrechselten Spielwaren ist in erster Linie technisch bedingt, läßt aber darüber hinaus noch deutlich Formen des Biedermeier nachklingen[40].

Neben solchen gemalten, gezeichneten und vor allem plastischen Bildwerken, die in der Regel Nachbildungen von Menschen, Tieren, Landschaften und Gegenständen sein wollen, stehen andere freie *Bildwerke, die eine verbindende Stellung zu den rein dekorativen Gestaltungen einnehmen*. Sie zeigen ebenso ein Nachschleppen wesentlich älterer Kunsttheorien wie auch eine tiefere Verwurzelung im volkstümlichen Kunstbegriff. Wie nach volkhafter Anschauung eine Sache stets desto besser und wirkungskräftiger ist, je mehr Bestandteile sie enthält (man vergleiche die kompilativen Segenssprüche, Generalbeschwörungen und Sammelamulette, die Gebetsstürme, die Kräutermischungen der Volksheilkunde usw.), so ist auch das reich *kompilierte Kunstwerk* das geschätzteste. Daher die Motivhäufung und Kompilation verschiedener Stile und Techniken, die sich vielfach mit der *Freude an allem Seltsamen, Schwierigen und Rätselaufgebenden* verbindet. Das Wort „gekünstelt", das noch zu Goethes Zeiten ein reines Lob war, hat auch heute im Volksgeschmack seine alte Bedeutung beibehalten, und Künsteleien aller Art, von denen sich unser Kunstgeschmack längst abgewandt hat, sind dem Volksmenschen noch immer Inbegriff künstlerischen Könnens.

Darum schätzt der einfache Mensch in erster Linie *Bildnereien, die auf engem Raum eine größtmögliche Formenwelt zeigen* und damit zu zahlreichen Gedankenbezügen anregen, wie wir die Vermeidung des Leerraums schon bei der kunstgewerblichen Dekoration fanden. Beschränkung der Motive ist dem einfachen Menschen nie ein künstlerisches Mittel, sondern stets ein Zeichen von mangelnder Fähigkeit. Bewunderung erweckt nur die Fülle des Gebotenen, an der man die Vielheit der Erscheinungen bestaunt, ohne an eine Überladung zu denken. Auch an einem Jamnitzer Pokal wird der Volksmensch stets nur die zierliche Menge der auf engem Raum dargestellten Dinge, nie ihre künstlerische Bewältigung zu einer Einheit bewundern, und der Schuster, der Bismarck zu seinem

[40] Solche Nachklänge finden sich übrigens auch in den fabrikmäßig hergestellten Bildnereien zum Ausschmuck des kleinbürgerlichen Hauses. Man betrachte nur auf den Jahrmärkten und Messen die „Nippes"-Stände mit ihren (meist unechten) Porzellanfiguren, um in deren Pudeln, Blumen- und Fruchtkörbchen und Mädchengestalten immer wieder trotz aller Entartung auf Biedermeiervorbilder zu stoßen.

Digitized by Google

80. Geburtstag die bekannten gelben Riesenstiefel schenkte, auf denen sich patriotische Allegorien wie die Siegesgöttin, die Germania, der Reichsadler, das Bismarcksche Familienwappen, Blumengirlanden und Verse austobten, schuf aus dem künstlerisch-geistigen Empfinden der Volksmasse, nicht nur aus dem Geschmack der 80er Jahre, heraus. Auch das fast ehrfurchtsvolle Bestaunen eines ganz mit scheinbar zusammenhanglosen Bildern und Emblemen tätowierten menschlichen Körpers zeigt die gleiche, zustärkst im Gedanklichen gebundene, Kunstauffassung des Volkes.

Diese Schätzung aber gilt nicht allein der vielfältigen Gestaltungswelt des Kunstwerkes, sondern zugleich seiner technisch schwierigen, dem Nichtkünstler unverständlichen, Herstellungsart, die stets den Wert eines Volkskunstwerkes erhöht. Daher die Freude an Miniaturschnitzereien und -Schriften, an dem „Eingericht", jener enghalsigen Flasche, in der das Leiden Christi, die Heiliggeistttaube, eine Burg oder ein Bergwerk eingebastelt sind, die Befriedigung an mechanischer Spielerei: beweglichen Puppen, Schlangen, Pyramiden, „lebenden" Weihnachtsbergen, Krippen u. dgl. Je moderner und verfeinerter der Mechanismus ist, desto lebhafter die Bewunderung des Kunstwerkes. Der Gedanke, daß etwa eine Pyramide entarte, wenn nicht mehr die Kerzenwärme ihr Flügelrad treibe, kommt nur den ästhetisch-antiquarischen Neigungen des städtischen Kunstfreundes. Auch in Ehrenfriedersdorf, dem „erzgebirgischen Oberammergau" wird heute die Pyramide (wie anderwärts) meist elektrisch angetrieben, wenn auch noch mancher ihrer Erbauer daneben das Flügelrad im Hause hat für den Fall, daß die „Kunstfremden aus der Stadt" zur Besichtigung kommen, „die es noch nach der alten Art sehen wollen."

Eng zusammen mit der Freude an der bunten Fülle der Darstellungswelt und der Beherrschung ungewöhnlicher technischer Kunstfertigkeiten hängt die erwähnte kompilative Arbeitsweise und die Lust an der Vereinigung widersprechender Materialien in der Bildgestaltung, die zuweilen zu „dadaistischen" Darstellungen führt, wie sie auch in der Kinderkunst geläufig sind. Der tiefe Eindruck, den eine im Grunde so exklusiv höfische Kunst wie das Barock in der Volkskunst hinterließ, ist sicher zum größten Teil aus dessen spielerischer Vermengung der Künste und Techniken und der scheinbaren Überwindung aller stofflichen Schwierigkeiten und Schwere zurückzuführen. Aber auch bei solchen Kompilationen spielen die gedanklichen Bezüge oft die größte Rolle, besonders wenn es sich darum handelt, ein Kunstwerk als Erinnerungsmal zu schaffen, wie wir es in der Soldaten- und Schützengrabenkunst des letzten Krieges täglich sahen. Die zerschlagene und so zu einer „Granate" umgewandelte Flasche, umlegt mit Führungsringen und beklebt mit Granatsplittern, Patronenhülsen, einer Ansichtskarte (vom Kaiser, Hindenburg, der Geliebten, des Heimatdorfes und dgl.), gefirnißt, gesiegellackt, vergoldet und bronziert, ist neben ähnlichen Gebilden bezeichnendes Beispiel einer solchen Laienkunst, die sich nicht auf den Soldaten beschränkt. Waren doch wenige Jahrzehnte zuvor derlei Arbeiten, die die Abfälle der Haushaltung (Knöpfe, alte Schlösser, Vorhangringe usw.) verwerteten, auch bei den Backfischen und Frauen der

Digitized by Google

„höheren" Gesellschaft zu Geschenk- und Gedenkzwecken üblich. Doch liegt hier keine Abwanderung aus einer Stilmode, sondern naive plastische Bildgestaltung vor.

Man könnte einwenden: wie ist denn überhaupt ein sicheres Kriterium zu finden, ob eine Form Nachklang eines älteren Kunststils bzw. vergangener Kunstanschauungen ist oder ob sie sich lediglich psychologisch als „naive" Bildgestaltung erklären läßt. In manchen Fällen ist dieser Entscheid auch schwierig, schon weil eine Kunstform nur dann ein über ihre Zeit und die modegebende Gesellschaftsschicht hinaus dauerndes Leben hat, wenn sie sich der volkstümlichen Geisteshaltung zu verschmelzen versteht. Und man könnte in diesem besonderen Fall des aus allen möglichen Gegenständen und Stoffen zusammengesetzten Bildwerkes vermuten, daß es ein Nachklang jener seltsamen, verwandten Kompositionen sei, die wir aus den Kunst- und Wunderkammern des 16. bis 18. Jahrhunderts kennen. Ein solcher Einwand liegt umso näher, als tatsächlich der ganze volkstümliche Kunstbegriff weit stärker in der Welt dieser Sammlungen als der unseres heutigen Museumsgutes lebt. Doch haben wir in solchen Zweifelsfällen immer die Möglichkeit, durch einen vorsichtigen *Vergleich mit den Formprinzipien der Kinderkunst* zu einem Entscheid zu gelangen. Solche Gleichsetzungen zwischen Werken der Volkskunst, der Kinderkunst und auch der Irrenkunst (besonders denen der Schizophrenen) sind heute Mode, weil bei allen dreien gewisse Hemmungsmomente eines ursprünglichen künstlerischen Sichausströmens entweder noch nicht entwickelt oder wieder ausgeschaltet sind, und wir aus solcher vergleichenden Betrachtungsweise allerlei Einblicke in die Ursprünge der Kunst überhaupt zu tun hoffen. Hütet man sich vor gewaltsamen Gleichungen, so wird man sicher auf diesem Weg noch manch auswertungsfähiges Ergebnis erzielen. Vor Allem aber ist die Heranziehung der Kinderkunst häufig unerläßlich zu einer Klärung, ob es sich hier um ein Fortleben alter Kulturformen oder ursprüngliche Gestaltungstendenzen handelt.

So setzt sich die Volkskunst aus gar verschiedenen Gebilden zusammen, aus geschichtslosen Elementen wie durch die Zeiten gewachsenen und bedingten jeden Alters, aus rückgebildeten und aus der engen Gemeinschaft wegstrebenden, aus solchen, die einfach einem angeborenen Spiel- und Gestaltungstrieb entsprossen sind, und anderen, die in regelmäßiger Betätigung von Hausfleiß und Hausindustrie, zuweilen aber auch erst nach ihrer Aufnahme in das Handwerk, ja in den fabrikmäßigen Herstellungsprozeß ihre letzte Formung fanden. Und ebenso aus scheinbar ganz unpersönlichen wie auch schon durchaus persönlich bestimmten Gestaltungen, aus Gebilden, die uns geschmacklich mehr oder weniger oder gar nicht befriedigen. Denn Blüte- und Verfallszeiten wechseln in der hohen Kunst wie in der Volkskunst, und in beiden differenzieren letzten Endes Geschmackssinn und Fertigkeiten der einzelnen Erzeuger die Werke in allen Spielarten von Können und künstlerischem Feingefühl. Auch in der Volkskunst schafft die Erfindungsgabe des Einzelnen neue Formen, hebt sich ein angeborenes künstlerisches Talent aus seiner Umgebung, ohne sich noch

Digitized by Google

gänzlich vom heimischen Boden lösen zu müssen. Das wäre eine für die volkskundliche Forschung ziemlich belanglose Selbstverständlichkeit, wäre daneben nicht die Tatsache unverkennbar, daß ganze Volkslandschaften an Können, Phantasie der Gestaltung und Bedürfnis nach künstlerischem Ausschmuck ihres Lebens andere überragen. Wieweit eine solche Kollektivveranlagung sich aus kulturellen Sonderentwicklungen (was in der Regel der Fall sein dürfte[41]), wieweit aus ursprünglichem Naturell und besonderer Geisteshaltung erklärt, das zu erforschen ist keine der nebensächlichsten Aufgaben der Volkskunde.

Wie steht es nun aber um die Zukunft unserer Volkskunst? So wenig diese Frage in das Gebiet der Forschung gehört, so stark bewegt und trennt gerade sie heute die Gemüter. Fast allgemein, und am stärksten betont von den musealen Pflegern der Volkskunst, ist die Klage, daß sie zur Zeit bei uns ausgestorben sei: handwerklich mit dem Sieg der Maschinentechnik, dem Durchbruch neuer Wirtschaftsformen und der damit verbundenen Verdrängung der bäuerlichen Bildwelt durch die städtische, geistig mit dem Schwinden alter Lebensformen in Glaube, Brauchtum und allgemeiner Ideologie[42]. Das betrifft natürlich nur jene einst volkstümliche Formenwelt, die uns am Wertmesser unseres Zeitgeschmackes als wirkliche „Kunst" erscheint und die bei aller Bindung durch Gemeinschaftszüge nicht der persönlicheren Beziehung zu ihrem Schöpfer wie Träger ermangelt. Aber selbst eine solche Behauptung mag zunächst

[41] Das stärkere Beharren der Volkskunst in Bayern und Österreich hängt z. B. wahrscheinlich mit der prunkvollen Entfaltung aller Künste in der katholischen Kirche zusammen. Uebes Behauptung (a. a. O. S. 46), daß in protestantischen Gegenden fast nur die „hohe" Kunst für die Gebildeten in Einzelleistungen seit der Renaissance gepflegt worden sei, während in den katholischen die Form der Volkskunst lebendiger geblieben sei, dürfte in dieser Fassung doch kaum stimmen.

[42] So sagt beispielsweise Arthur Haberlandt in Fraengers Jahrbuch II S. 32: „Nicht durchdrungen von einheitlicher Zielstrebigkeit starb die Volkskunst gerade durch die Vereinheitlichung der Kulturziele in den Nationen Europas ab, ja in weiten Gebieten Europas, just in denen, wo sie den Gebildeten am meisten am Herzen liegt, ist sie tot und kann mit dem liebevollsten Studium ihrer Formen und Themen auch gar nicht mehr erweckt werden. Denn was sie lebendig erschuf, war gar nicht Liebe zur Kunst, sondern gar vielerlei Lebens- und Arbeitsfreude, Liebe zum Mädel, zum Vieh, zum Hausstand, mit dem sie bedürfnismäßig und zweckvoll verbunden war. Oder Konrad Hahm a. a. O. S. 51. „Sie [= die Volkskunst] ging zugleich mit dem Handwerk zugrunde, als die neue Zeit ihre gemeinsamen wirtschaftlichen und kulturellen Grundlagen zerstörte . . ."; S. 55 f.: „Wo diese Überlieferungsgrundlage zerstört wurde, wo die freie bäuerliche Existenz und ihr geistiges Wertbewußtsein von der Leibeigenschaft abgelöst und der Bauer Kätner wurde und in allzu starke Abhängigkeit von einer sozial höheren Stelle, dem Gutsherrn, geriet, verschwand und verkümmerte die Volkskunst"; S. 120: „Die alte Volkskunst hat ihre Basis in einer geistigen Voraussetzung, in der Bindung an Brauch und Glauben. In dem Maße, in dem diese abnahm und eine neue Weltanschauung in die Volksklassen einzog, in dem auch der Wirtschaftsprozeß einer Nation neue Wege ging, schwand die alte Grundlage der Volkskunst."

Digitized by Google

übertrieben klingen zu einer Zeit, in der es noch Trachteninseln und Töpferdörfer gibt, in der die Figurenschnitzer in Bayern, Tirol und im Erzgebirge, die Glasbläser in Thüringen, die Brautrechenmacher im Vogelsberg, die Verfertiger kunstvoll gedrechselter, eingelegter und bemalter Spinnräder ebendort und in Thüringen leben und in andern Dörfern buntverzierte, geschmackvoll geflochtene Körbe hergestellt werden, da noch das Kratzputzbild im hessischen Hinterland blüht, in der Schwalm und anderwärts noch Näherinnen Trachtenschmuck in Stickerei und Flitterwerk und Brautkronen fertigen. Aber ebenso sicher ist, daß diese merkwürdigen Reste ihrem mehr oder minder schnellen Ende entgegengehen, so daß man fast errechnen kann, wann der letzte Töpfer mit dem Malhörnchen verzierte Krüge, Pfeiftiere und Menschengestalten herstellt, wann der letzte Brautrechen, das letzte Brautspinnrad gefertigt werden. Denn was an Resten uns in Form und Farbe beglückender Volkskunst heute noch unter uns lebt, ist, abgesehen von ewig jungen Urformen im Kinderspielzeug und Handfertigkeiten vereinzelter Begabungen, Nachhall vergangener Jahrhunderte, denen die künstlerische Ausschmückung ihres Lebens Bedürfnis war. Der Renaissance, die erst das Kunsthandwerk in alle Volkskreise trug, des Barock, dessen zerspielte Phantastik der volkstümlichen Freude am Rätselhaften und technisch Wunderbaren entgegenkam, des Rokoko, das die Fülle bunter Blumenpracht über die Bauernschränke und -Truhen streute, des Biedermeier, das dem bürgerlichen Haushalt auch im kleinsten Gebrauchsgegenstand mit sinnigen Kunstfertigkeiten eine persönliche Beziehung gab.

Das Gesicht der Volkskunst und ihre Rolle im kulturellen Leben aber bestimmt die Stellung einer Zeit zur Kunst selbst. Da diese heute aus den Triebkräften unseres allgemeinen Lebens nahezu völlig ausgeschaltet erscheint, um lediglich bei einem kleinen, abseitigen Menschenkreis und in museales Obhut weiter zu vegetieren oder auch noch in der traditionellen Konversation der „guten" Gesellschaft als gering bewegender Gesprächsstoff und Bildungsfaktor fortzutönen, ist das Ende jener von den Gefälligkeiten vergangener Kunstformen bis zum Biedermeier zehrenden Art von Volkskunst unvermeidlich. Das bedeutet geschmacklich einen großen Verlust und eine Entfärbung unseres Volkslebens schlechthin. Doch gibt es kein äußeres Mittel, diese Entwicklung zu verhindern, und alle Hoffnung, die alte Formenwelt als solche zu bewahren, erscheint unverständlich und zwecklos. Stirbt doch jede mit kulturellem Zeitbild gestempelte Form einmal ab, und die Frage, ob eine „Volkskunst" erneut in Zukunft ersprießt, ist keine Frage der Konservierung des Überalterten noch lehrhafter Bearbeitung des „Volkes" selbst, auch kein rein künstlerisches, sondern ein allgemein geistiges Problem. Denn von einzelnen Primitivbildungen abgesehen, die gleichermaßen ewig alt und ewig jung sind, aber in unserer Zeit nie mehr das Gesicht irgend eines Zweiges der Volkskunst maßgeblich bestimmen können, wird jede zukünftige Volkskunst (so wie sie es immer seit dem Bestehen einer schöpferischen Kulturschicht in einem Volksganzen war) nichts anders als der Ausschlag eines großen, in den städtischen Zentren geschaf-

Digitized by Google

senen Kunststils sein. Nur wenn in der führenden Schicht eines Volkes so stark der Drang nach einer Durchpulsung des Lebens mit künstlerischen Werten aufwallt, daß er eine allgemeingültige neue künstlerische Kultur und einen neuen Kunststil schafft, der sich durch eine längere Zeit hin behauptet und zugleich die Fühlung mit den Bedürfnissen und dem Verständnis der breiten Masse hält, kann schließlich aus ihm auch wieder eine das empfindlichere Auge befriedigende Volkskunst herauswachsen, der auch der ästhetische Beurteiler diesen Namen nicht versagen wird, selbst wenn sie sich neuer Produktionsformen bedient.

Ob eine solche Entwicklung sich nochmals vollzieht vorauszuahnen, ist müßiges Spiel des Geistes. Wie die künstlerische Mode der Stadt da, wo sie auf verwandte Einstellung stößt, sich auch heute auf dem Land fruchtbar auswirken kann, zeigt das schnelle Vordringen des wieder in Mode gekommenen Bunt-bewurfs und der farbigen Bemalung der Häuser bis in die kleinsten Dörfer verschiedener deutscher Landesteile. Zweifelhaft aber bleibt, ob sich auch von einem neuen Kunststil je wieder in dem Maße wie früher ländliche Sonderentwicklungen abzweigen können, die sich zu einer eigenen Formenwelt ausbauen und an die man bei dem Wort „Volkskunst" jetzt in erster Linie denkt. Denn diese verlangen zu ihrer Reife Zeit und Abgeschiedenheit und widersprechen dem Tempo unseres heutigen Lebens und der Erschließung bzw. Einbeziehung der einst „vergessenen Winkel" in das allgemeine Verkehrs- und Wirtschaftsnetz. Hat doch auch in einem so früh erschlossenen, kulturell so lebhaft durchfluteten Land wie Rheinhessen nie eine zu ländlichen Sonderformen entwickelte Volkskunst bestanden, indem der Bauer und Winzer sofort mit der städtischen Mode ging. In diesem Fall bedeutet Volkskunst keine ländliche Eigenentwicklung, sondern lediglich eine Auswahl des von der städtischen Hochkultur Gebotenen, eine Anpassung an die besonderen Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse und ein gewisses Zurückbleiben geschmacklicher Theorie und Praxis beim Großteil der städtischen und ländlichen Bevölkerung gegenüber neuen Gedanken und Formungen der künstlerischen Spitzenkultur.

Was sicher bleibt, ist das menschliche Bedürfnis aller Volkskreise nach einer über die „sachlichen" Notwendigkeiten hinausgehenden Ausschmückung des Lebens, ein Kunstbedürfnis im weitesten Sinn. Unsterblich ist die Kunst als Gemeinschaftsphänomen im soziologisch-volkskundlichen Sinn. Daß sie aber auch im künstlerisch-ästhetischen Sinn als Stilkunst wie Primitivkunst wenigstens individuell unsterblich bleibt, dafür sorgt letzten Endes das Leben selbst. Gewährt doch die Geburt eines jeden Kindes ebenso die Hoffnung auf neue künstlerische Kräfte wie die Gewißheit, daß auch das geistige Leben immer wieder unverändert erdenhaft aus der gleichen Menschheitswiege emporwächst.

Digitized by Google

Volkskunde im Gerichtssaal.

(Die Assel in der Volksmedizin.)

Von Stud.-Professor **Dr. Heinrich Marzell**, Gunzenhausen.

In einer großen Münchner Tageszeitung[1] war folgender Gerichtssaalbericht zu lesen: „Wein mit Asseln." Wegen eines Vergehens des Preiswuchers sowie wegen unberechtigter Abgabe von Arzneimitteln erhielt eine 74 Jahre alte Gastwirtsehefrau in München einen Strafbefehl, lautend auf eine Gefängnisstrafe von einer Woche und eine Geldstrafe von 40 Mk. Gegen diesen Strafbefehl hatte die Angeklagte Einspruch zum Strafgericht München-Au erhoben. Der Angeklagten lag zur Last, daß sie im Herbste 1925 Personen, die an Epilepsie litten zur Heilung der Krankheit Weißwein mit Asseln, die in dem Wein verenden mußten, abgegeben habe und sich für eine Flasche 12,80 Mk. bezahlen ließ. Zu ihrer Verteidigung brachte die Angeklagte vor, sie habe aus diesem Heilmittel kein Geschäft gemacht. Sie habe es von ihrem Schwager erfahren, der selbst an Epilepsie litt und dem das Mittel geholfen habe. Die Tiere, die man zur Herstellung benötige, heiße man ‚Hisperln' (Asseln). Die müssen bei Nacht am Kalvarienberg in Wolfratshausen bei Münsing während des abnehmenden Mondes gesucht werden, 30 bis 40 Stück werden in eine halbe Tasse Wein getan, wo man sie absterben lasse. Nach dem Verenden der Tiere werden sie aus dem Wein genommen und der Wein getrunken. Zum Aufsuchen der Asseln habe sie jeweils ihre Schwiegertochter mit nach Wolfratshausen genommen, die ihr die Tiere suchen half, weshalb ein höherer Kostenaufwand entstanden sei. Sie bitte daher um ihre Freisprechung. Von einem Landwirt und einem Schmiedmeister aus Aubing wurde auf Eid bekundet, daß sie von der Angeklagten mehrere Flaschen des Mittels, der erstere für seinen Sohn, der letztere für seinen Enkel bezogen haben. Die beiden Knaben standen wegen Epilepsie längere Zeit in Behandlung, ohne daß eine Heilung erzielt werden konnte. Nach dem Genusse von wenigen Flaschen des von der Angeklagten bezogenen Mittels habe sich sofort eine Besserung eingestellt und die beiden Knaben seien jetzt vollständig geheilt und kräftig. Die Zeugen glauben fest daran, daß diese nur durch das Mittel der Angeklagten erzielt worden sei. Von dem polizeilichen Sachverständigen wurde bekundet, daß das Mittel der Angeklagten wirkungslos und wertlos sei. Das Heilmittel sei ekelerregend und müsse als gesundheitsschädlich bezeichnet werden. Das Gericht sprach die Angeklagte frei. In den Urteilsgründen wurde zunächst festgelegt, daß eine Strafverfolgung wegen Preiswuchers, weil verjährt, nicht mehr erfolgen könne. Auch ein Betrug lasse sich nicht mit Sicherheit nachweisen, da die Angeklagte an die Wirksamkeit ihres Mittels glaubt, was durch die beiden vernommenen Zeugen auf Eid hin bestätigt worden sei." — So weit der Gerichtssaalbericht. Er gab mir Veranlassung, mich mit der

[1] Münchener Neueste Nachrichten. Generalanzeiger vom 6. 11. 1926, S. 1.

Digitized by Google

Rolle der Asseln in der Volksmedizin näher zu befassen[2]. Zunächst sei bemerkt, daß unter den „Hisperln"[3] der Angeklagten wohl die bekannten Kelleraſſeln (Porcellio scaber) zu verstehen sind, die sich, wie der Name sagt, besonders an Kellerwänden, aber auch unter Baumrinden, Steinen usw. finden. Es sind plattgedrückte, 1—1,5 cm große Gliederfüßler mit 7 Paar Brustbeinen. Auch die ähnliche Maueraſſel (Oniscus asellus) oder die gemeine Rollaſſel (Armadillium cinereum) kommen in Betracht. Es kann sich aber auch um gewisse Tausendfüßler (Myriapoden) handeln, die zwar im zoologischen System den Asseln nicht näher stehen, ihnen aber in der äußeren Erscheinung z. T. recht ähnlich sind. Wichtig erscheint mir die Feststellung, daß die Asseln als Epilepsiemittel auch sonst bekannt sind, wenn auch diese Verwendung bei weitem nicht so häufig zu sein scheint, wie die gegen Gelbsucht, Harnverhaltung usw.[4] Knoop gibt (wohl für Ostdeutschland) folgendes Epilepsiemittel an: „Ist der Kranke noch nicht 20 Jahre alt, so nehme er soviele Kelleraſſeln, als er Jahre zählt, und für 2½ Sgr. Lindenblütenwasser, zerstoße die Asseln in einem Mörser und presse sie dann durch ein leinenes Tuch, bis nur die kleinsten Schalen von den Tieren übrig bleiben. Diese muß er mit dem Lindenblütenwasser einnehmen und danach schwitzen. Ist aber der Kranke bereits über 20 Jahre alt, so nehme er anstatt des Lindenblütenwassers ¼ Quart Süßwein." In Baden (Auggen bei Mülheim) legte man Maueraſſeln in ungerader Anzahl in ein „Lümple" verpackt dem Kinde gegen „Gichter" unter das Kissen[5]. Nun versteht aber das Volk unter „Gichter" verschiedene Krankheiten, die mit krampfhaften, zuckenden Bewegungen verbunden sind, so auch die Epilepsie. Die „Gichter" der Kinder sind die auch als „Fraisen" bekannten Konvulsionen, die von Laien wohl als Epilepsie angesprochen werden können[6]. Ebenso werden im Erzgebirge dem Kinde gegen „Krämpfe" zu Pulver gestoßene Kelleraſſeln eingegeben[7]. Ob dieses Mittel auf alter schulmedizinischer Überlieferung beruht? Der berühmte persische Arzt Avicenna (980—1037), dessen „Kanon der Heilkunde" in der mittelalterlichen Medizin das höchste Ansehen genoß, schreibt, daß

[2] Für freundliche Unterstützung bin ich zu Dank verpflichtet den Herren Dr. H. Bächtold-Stäubli (Basel), der mir die Zettel „Assel" des „Handwörterbuches des Deutschen Aberglaubens" (1, 626 ff.) zur Einsicht überließ, ferner Prof. Dr. F. Netolitzky (Universität Cernowitz), Prof. Dr. Ruska (Berlin) und Anstaltsapotheker W. Zimmermann (Illenau bei Achern), die mir verschiedene Literaturangaben lieferten.

[3] Höfler, Die Kelleraſſel: Bayer. Heft für Volkskunde 1 (1914), 141 führt diesen Namen nicht auf.

[4] Jühling, Die Tiere in der deutschen Volksmedizin (1900), 93.

[5] Meyer, Bad. Volksleben 1900, 41.

[6] vgl. Höfler, Krankheitsnamen-Buch 1899, 190.

[7] John, E. Aberglaube usw. im sächsischen Erzgebirge 1909, 53.

Digitized by Google

die Asseln[8] innerlich genommen Spasmen (Krämpfe) heilen. Hieher gehört wohl auch noch ein Mittel, auf das A. Jacoby[9] aufmerksam gemacht hat. Es findet sich in einem oberelsässischen Kochbuch vom Jahre 1842: „Kindern, die schwer zahnen, wird eine Brühe gegeben, die durch etwa 20 zerstoßene Asseln geseiht worden ist." Es handelt sich hier wohl um Kinder, die an „Zahnfraisen" leiden, Zustände, die epilepsieähnliche Erscheinungen zeigen. Dazu wäre noch zu bemerken, daß auch andere den Asseln einigermaßen ähnliche Gliederfüßler im Volk als Epilepsiemittel gelten. So gab in der Gegend von Sterzing (Tirol) ein „Wundermann" gegen die hinfallende Sucht 7—9 Bettwanzen in Rosinen verborgen[10] und in Steiermark werden zerstoßene „Schwabenkäfer" (Blatta) gegen Epilepsie verabreicht[11]. In Würzburg bildeten die Larven der Rosengallwespe (Rhodites rosae), die an der Heckenrose die als Schlafäpfel bekannten moosähnlichen Gallen bildet, in Rotwein ein Mittel gegen Epilepsie. Eine empirische Grundlage für diese Anwendungen ist wohl nicht recht denkbar oder, vorsichtiger ausgedrückt, nach dem heutigen Stand der medizinischen Wissenschaft nicht zu erklären, wenn auch die im Münchner Prozeß vernommenen Zeugen eidlich versicherten, daß der Asselwein den epileptischen Kindern geholfen hätte. Die Epilepsie gilt ja im primitiven Glauben aller Völker als eine „dämonische" Krankheit; die Fallsüchtigen sind von einem Dämon heimgesucht und nach dem Grundsatz „Similia similibus" werden dämonische Krankheiten mit dämonischen Mitteln bekämpft. Die oben genannten Gliederfüßler (Asseln, Wanzen, Küchenschaben usw.) sind hauptsächlich Vertreter dieser dämonischen Tiere, sie gelten im Volke oft als „angehext". Sie haben nächtliche oder unterirdische Lebensweise, kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und verschwinden oft wieder plötzlich, lauter Umstände, die sie dem Primitiven als „geisterhaft" erscheinen lassen. Übrigens werden in der Volksmedizin (und in der alten Medizin) gerade bei Epilepsie häufig tierische Mittel („Animalia") angewendet und die „Dämonentiere" spielen dabei die Hauptrolle[12]. Oder darf man daran denken, daß solch „vielfüßige" Tiere wie die Asseln usw. mit ihren zuckenden, in ständiger Unruhe befindlichen Gliederfüßen das Volk an die Zuckungen der Epileptiker erinnerten, daß wir also eine Art Homöopathie vor uns haben? Wenigstens begründet ein Arzt des 17. Jahr-

[8] Nach der Avicenna-Stelle kann es sich um einen Skorpion handeln. Es ist von einem „Wurm mit vielen Füßen" die Rede, der gegen das krampfartige Zusammenziehen und das „kuzar" (Tetanus) hilft (Lat. Avicenna 1522, Lib. II Tract. II cap. 729 „de verme"; Arabischer Avicenna, Rom 1593, S. 157). Mitt. v. Prof. Ruska, Berlin.

[9] Schweizer Volkskunde 2, 14 f; vgl. auch Rochholz Kinderlied 1857, 339 Manz, Volksbrauch usw. des Sarganserlandes 1916, 55.

[10] Höfer und Kronfeld, Vergl. Volksmedizin 2 (1909), 221.

[11] Fossel, Volksmed. usw. in Steiermark, 91.

[12] Hovorka und Kronfeld a. a. O. 2, 218.

Digitized by Google

hunderts[13] die Verwendung der Asseln gegen Gliederverkrümmungen „nicht allein wegen der Signatur, indem sich diese Würmlein (!) nicht viel anders zu krümmen und zusammenzubiegen pflegen, als wie sich diejenigen Glieder und Teile des menschlichen Leibes krümmen und zusammenziehen."

Weiterer Stoff über das Thema „Die Assel als Epilepsiemittel" war in der mir zur Verfügung stehenden volkskundlichen Literatur nicht zu finden. Der Vollständigkeit halber sei jedoch die Rolle der Assel in der übrigen Volksmedizin noch kurz behandelt, möglicherweise ergeben sich hier noch Gesichtspunkte für ihre Beurteilung als Epilepsiemittel. Um zu entscheiden, ob ein Volksmittel bei uns wirklich bodenständig ist oder (was sehr oft der Fall ist) auf antike Überlieferung zurückgeht, ist es unbedingt notwendig, sich einmal bei den Ärzten des klassischen Altertums umzusehen. Da finden wir die Asseln häufig genannt. Der im ersten nachchristlichen Jahrhundert lebende, aus Kleinasien stammende Dioskurides, dessen „Arzneimittellehre" bis in die Neuzeit hinein als Bibel der Ärzte und Apotheker galt, empfiehlt die Asseln mit Wein getrunken (also in gleicher Weise wie die Münchner Kurpfuscherin das Mittel verschrieb!) gegen Harnverhaltung und Gelbsucht[14]. Mit Honig genommen sollen sie heilsam bei Halsleiden (Bräune) wirken. Gegen Ohrenleiden werden die Asseln fein zerrieben und mit Rosenöl in der Granatapfelschale ins Ohr gebracht[15]. Ungefähr das gleiche sagt des Dioskurides Zeitgenosse Plinius[16], der aber außerdem noch die Verwendung gegen Lendenschmerzen[17] kennt. Aber vielleicht meint er damit ungefähr das gleiche, was Dioskurides als „dysuria" (Harnbeschwerden) bezeichnet. Übrigens dürfte unter der antiken „Assel" kaum unsere Keller- bzw. Mauerassel zu verstehen sein, sondern eher eine in den Mittelmeerländern heimische Art, Armadillo officinalis. Ähnlich wie noch jetzt bei den zoologischen Laien herrschte auch in der Antike in den verschiedenen Benennungen der Asseln eine große Verwirrung. Eine Klärung dieses Punktes verdanken wir dem ausgezeichneten Kenner der antiken Tierwelt, O. Keller[18]. Das etwa um 45 n. Chr. entstandene Rezeptbuch des römischen Arztes Scribonius Largus[19] kennt die Kugelasseln („bestiolae multorum pedum, quae tactae conplicant se in orbem pilulae rotundissimae similem") ebenfalls als Mittel gegen Ohrenleiden. Auf dieser Quelle beruht auch wohl das, was der Südgallier Marcellus von Bordeaux („Marcellus Empiricus"), der um 410 n. Chr. sein „Arzneibuch" schrieb, über die Assel

[13] Merklein, G. A. Neu ausgefertigtes hist.-med. Tierbuch. Nürnberg 1696 (zitiert nach Marshall, Arzenei-Kästlein 1894, 49).

[14] Mat. med. 2, 35.

[15] Mat. med. 2, 35.

[16] Nat. hist. 29, 136.

[17] ebd. 30, 54.

[18] Die antike Tierwelt 2 (1913), 481—483.

[19] Compositiones ed. Helmreich 1887, cap. 39.

Digitized by Google

sagt[20]. An einer späteren Stelle[21] berichtet derselbe Autor, daß die Asseln die Parotiden (Ohrgeschwüre) heilen. Schließlich[22] gibt er noch für Paralytiker folgendes Rezept: „21 (ungerade Zahl!) Asseln werden mit bestem Honig verrieben, das ganze gibt man in Wasser, das dann durch ein Röhrchen vom Kranken eingeschlürft werden muß. Die Zähne würden nämlich schwarz, wenn sie von dem Trank berührt würden." Jedenfalls sehen wir aus den angeführten Stellen (sie ließen sich noch vermehren), daß in der antiken Medizin die Assel eine ziemliche Rolle spielte[23]. Allerdings die Verwendung gegen Epilepsie, von der wir ausgingen, scheint in der Antike nicht bekannt gewesen zu sein. Bei dem großen Ansehen, das die antiken Ärzte bis weit in die Neuzeit (man kann sagen bis ins 18. Jahrhundert hinein) genossen, ist es nicht verwunderlich, daß sich die Asseln im offizinellen Arzneischatz noch lange hielten. Unter dem Namen „Millepedes" erscheinen sie häufig in den alten Pharmakopöen und Apothekertaxen. In den Taxen von Freiburg i. Br., Basel, Straßburg, Wien und Köln aus der Zeit von 1443 bis 1647 sind sie allerdings nicht zu finden[24]. Dagegen sind sie z. B. aufgeführt in der Innsbrucker Apothekertaxe vom Jahre 1729, in der Wiener vom Jahre 1765 und 1771, in der Pharmacopoea Edinburgensis vom Jahre 1776. Diese bringt auch die Anweisung zur Zubereitung des „Asselweins" (Vinum Millepedatum): R. Millepedarum vivarum unciam unam, Vini rhenani selibram. Millepedibus paululum contusis affunde vinum, dein macera horas duodecim, et per linteum exprimens cola. (Nimm eine Unze lebender Assel auf einen halben Liter Rheinwein. Zerstoße die Asseln etwas, gieße den Wein daran, lasse es 12 Stunden ziehen und seihe es durch ein Leintuch drückend.) Das ist auch in wenig veränderter Form die Herstellung des Asselweins durch die Münchner Kurpfuscherin. In Österreich treten die Asseln zum letztenmal als Heilmittel in der Pharmacopoea Austriaco-Prov. Wien 1794 auf[25]. Dagegen führt sie noch 1842 der Erlanger Apotheker Th. W. Chr. Martius in seinem „Entwurf einer Arzneitaxe" auf. Eine Drachme (3,65—3,9 g) pulverisierter Asseln (Millepedes pulverisati) wird mit vier Kreuzern berechnet. In der Volksmedizin, die ja teilweise nichts anderes als eine veraltete Schulmedizin ist, hat sich die Verwendung der Asseln zu Heilzwecken bis auf unsere Tage erhalten. Aus der Literatur seien nur einige Beispiele genannt! Gegen Grimmen werden fünf oder sieben Asseln gebraten, zu Pulver gestoßen und dies mit Suppenbrühe oder Wasser ein-

[20] De medicamentis 9, 33.

[21] ebd. 15, 72.

[22] ebd. 35, 21.

[23] Eine Zusammenstellung der antiken Heilanwendungen der Assel findet sich bei Mouset, Insectorum sive minimorum animalium theatrum. 1634, p. 203 f. (freundl. Mitt. von Prof. Netolitzky).

[24] briefl. Mitt. von Herrn Apotheker Zimmermann.

[25] Vgl. auch Winkler, Animalia als Heilmittel einst und jetzt. Innsbruck 1908.

Digitized by Google

genommen[26]. Mauerasseln in ungerader Zahl dienen gegen Gesichtsschmerzen[27]. Gegen Mundfäule hängt man dem Kinde drei, fünf oder sieben Kellerasseln in einem Säckchen um den Hals[28]. Im Nahetal wird gegen Schwindsucht eine ungerade Zahl von „wilden Säuen" (Kellerasseln) in eine Nußschale eingeschlossen auf dem bloßen Leibe getragen[29]. Man beachte, daß in all diesen Vorschriften das Heilmittel in ungerader Zahl verlangt wird, eine alte, bereits in der Antike nachweisbare Forderung der Zaubermedizin. Gegen Knochenfraß bindet man Asseln an den kranken Finger[30]. Gegen „Reißen" schmiert man die leidenden Teile mit dem Saft der Kellerassel ein[31]. Um das Wechselfieber zu vertreiben trank man gegen Ende des 18. Jahrhunderts Fruchtbranntwein mit gepulverten Asseln[32]. Die übrigen Anwendungen der Assel gegen Gelbsucht, Harnverhaltung, Bräune usw. haben wir bereits oben als antik nachgewiesen. Sie sind offenbar nicht im deutschen Volksglauben bodenständig, sondern beruhen auf medizinischer Überlieferung, die ins Volk gedrungen ist.

Es braucht wohl nicht besonders bemerkt zu werden, daß die Heilanwendungen der Asseln, wie ja auch der im Münchner Prozeß vernommene Sachverständige bezeugte, auf wissenschaftlicher-medizinischer Grundlage nicht erklärt werden können. Sie gehören z. T. der Sympathie- bzw. Zaubermedizin (das Tier soll die Krankheit in sich aufnehmen, Signatura rerum usw.) an. Lediglich die Anwendung als harntreibendes Mittel ließe sich aus dem Kaligehalt der Asche erklären, was allerdings voraussetzt, daß die verbrannten Tiere (Asche) verwendet wurden[33]. Auch Höfler glaubt als Mediziner den Asseln eine diuretische Wirkung nicht absprechen zu können[34]. Man könnte auch versucht sein, die Anwendung der Tiere zu Heilzwecken durch die alten Ärzte bzw. die Volksmedizin mit der „Organotherapie" der modernen Ärzte in Parallele zu setzen. Aber es besteht hier wohl ein grundsätzlicher Unterschied: die alten Heilanwendungen von Tieren beruhen zum größten Teile auf dämonistischen Krankheitsauffassungen[35], während die moderne Organotherapie selbstverständlich rein naturwissenschaftlich vorgeht.

---

[26] Zeitschr. d. Verf. f. Volkskunde 8 (1898), 179.

[27] Bohnberger in Württemberg. Jahrb. f. Statistik und Landeskunde 1904, 22.

[28] Zahler, Die Krankheit im Volksglauben des Simmentales 1908, 72.

[29] Zeitschr. f. rhein. und westf. Volkskunde 2 (1905), 284.

[30] Schramek, Der Böhmerwaldbauer 1915, 284; vgl. auch Schweizer Volkskunde 3, 15 und Deutsche Gaue 10, 39 (gegen Fingerwurm, Panaritium).

[31] Drechsler, Sitte usw. in Schlesien 2 (1906), 307.

[32] Lammert, Volksmedizin usw. in Bayern 169, 261.

[33] briefl. Mitt. von Prof. Netolitzky.

[34] Bayer. Hefte f. Volkskunde 1 (1914), 141.

[35] vgl. auch Höfler, Die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer (1908).

Digitized by Google

Fast 2000 Jahre sind es, die wir die Verwendung der Assel in der Heilkunde verfolgen konnten. Es ist ein weiter Weg von dem griechischen Arzt Dioskurides bis zum Münchner Kurpfuscherprozeß vom Jahre 1926, aber es ist ein Weg, den wir dauernd verfolgen konnten. Woraus wohl der Schwager der angeklagten Kurpfuscherin, von dem diese das Epilepsiemittel erfahren haben will, seine Weisheit geschöpft hat? Vielleicht aus einem alten handschriftlichen Arzneibüchlein, wie man sie noch ab und zu auf dem Lande aufstöbern kann; vielleicht hat er von dem Mittel irgendwo gehört, wo es sich in mündlicher Überlieferung erhalten hat? Jedenfalls sehen wir, daß solche „alten, abergläubischen Volksmittel", über die der „Gebildete" verächtlich lacht oder die er höchstens als Kuriosum wertet, dem volkskundlich Geschulten in anderem Lichte erscheinen. Die Anklage wegen „Betrug" wäre im Münchner Prozeß vielleicht überhaupt nicht gegen die alte „Heilkünstlerin" erhoben worden, wenn der Richter oder der „polizeiliche Sachverständige" gewußt hätte, daß es sich bei der Epilepsiekur mit Asselwein um ein altes, auch jetzt noch mancherorts gebrauchtes Mittel handelt.

Zur schwäbischen Geschlechtsnamenforschung.[1]

Von **Rudolf Kapff**, Urach.

Eine nicht zu entbehrende Hilfe stellt die Urkunde für die Geschlechtsnamenforschung bei der Feststellung der Namentypen dar. Was die Sprachforschung für den Namenbestand der Gegenwart selbständig mit ihren Mitteln in dieser Frage feststellt, findet seine Bestätigung oder Berichtigung durch das, was die Urkunde über das Verfahren und die Beweggründe wie über die bei der Namenschöpfung verwendeten sprachlichen Formen unzweideutig als Tatsache aussagt.

Da unsere Geschlechtsnamen am Ende des 12. und wesentlich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden sind, gibt eine Zusammenstellung der in den Urkunden dieses Zeitraums enthaltenen Geschlechtsnamen ein deutliches Bild von den sprachlichen Mitteln, mit denen unsere schwäbischen Geschlechtsnamen gebildet sind, wie auch einen deutlichen Einblick in die Gedanken, die bei der Geschlechtsnamengebung wirksam gewesen sind. Dieser zweite, psychologische Gesichtspunkt steht an Wichtigkeit dem ersten, dem sprachlichen, für die Deutung urkundlicher wie lebender Geschlechtsnamen nicht nach.

Unter den psychologischen Momenten bei der Namengebung und entsprechend der Namendeutung steht dasjenige der Häufigkeit bzw. Seltenheit eines Namentypus oben an. Da wird es manchem, dem die Zurückführung eines lebenden Geschlechtsnamens auf einen alt-

[1] Vgl. dazu von demselben Verfasser: Schwäbische Geschlechtsnamen. Stuttgart, Silberburgverlag, 1927.

Digitized by Google

hochdeutschen Vornamen als die Höchstleistung in der Namendeutung vorkommt, eine überraschende Tatsache sein, daß die aus alten Vornamen entstandenen Geschlechtsnamen in ältester Zeit verhältnismäßig selten sind, daß vielmehr der bildliche Name die zur Zeit der Namengebung weitaus häufigste Art von Geschlechtsnamen gewesen ist. Von rund 300 deutbaren Geschlechtsnamen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts sind 110, also über ein Drittel, bildhaft[2]. Besonders häufig liegen nicht selten witzige Bilder aus dem Tierreich vor, z. B. Esil, Hirzishals, Bock und Bockili, Loseli d. h. Mutterschwein, Mosehengst, Vinche, Mûsechunch d. h. Mäusekönig, Rindsmûl, Cranich, Haeselin, Genseli, Laembelin, Repphon, Wuermeli, Hacgo d. h. Habicht, Coppo d. h. Kapaun, Mastthahn, Vogilli, Kaelble, Chresso den Fisch Gründling, wenn nicht die Pflanze Kresse bedeutend, Sterre = Widder, Hasenzagel, Stockari d. h. oberschwäbisch Habicht, Berschi, Jagili d. h. Nußhäher und Fisili im Sinn von Schwanz. Oder vom Menschen: Bluat, Fûs, Schedelo, Cotzelin d. h. Gesichtsausschlag, Kropf, Frowelin, Juncfrowe, Schazzelin und Bulo. Oder aus dem Pflanzenreich: Velwe, Vulhaber, Distele, Zwigi, Storre, Linsin, Bonlin, Dorse d. h. Krautstrunk, Stumpfe, Senflin, Sleenstein, Roselin. Besonders häufig sind aber die von Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens hergenommen Bilder: Colbo, Stolle, Ranze, Spannagel, Sattil, Gabil, Scholle, Kastili, Strûbe d. h. wohl Schmalzbackwerk, Nagili, Isenhût, Butzo, Schello, Shopo, Blez, Senkel, Bezilin, heute Bazlen, kleiner Klumpen, Schuehelin, Irmindegen d. h. starkes Schwert, Hapunstil, Spuolo, Bruegil, Griube heute Grieb, Rest des Ausfuds von Schweineschmalz, Stupfil, Kissin, Essich, Ovenlin, Wate d. h. Kleid, Stainzinc und Sundervessili. Aber so greifbar-bildhaft der Schwabe je und je gedacht und gesprochen hat: er ist auch im geistigen Leben nicht übel zu Haus und heißt darum einen den Munt d. h. Schutz, einen Shrekke, den andern Gibraehti d. h. Pracht, Gepränge oder Sumerkelti, Genuss, Schede, Unmass, Bosso, Stainbiss, Ruhe und Hertnid, d. i. starker Neid. Endlich fehlt auch das reine Scherzbild nicht: Sunnenchalb, Gras(en)aph und Hellehunt.

Die zweitstärkste Gruppe von ältesten Geschlechtsnamen ist diejenige, die eine Eigenschaft des Namenträgers bildlos gerade heraus nennt. Sie umfaßt 40 Vertreter, immerhin etwas mehr als ein Drittel der Bildnamen. Dahin gehören: Gût, Grawe, Frî, Vremdo, Swarz, Ubellin, Wenigo, Mastilin, Stolze, Slechte, Kurtze, Heile, Snelle, Spaete, Gramelich, Gwarlich oder in Zusammensetzung Snelman, Wisman, Wildeman, Zutilman, Liubirman, Trûtsun und in hauptwörtlicher Bildung: Stammelari, Troster, Rerer, der röhrt wie der brünstige Hirsch, Stincheler, Burzelari, Trûtelari, heute Treutler = Liebler und Nuber d. h. der Muntere.

[2] Die Frage kann hier füglich unerörtert bleiben, wie diese Bildnamen auf Hausschildnamen, auf zünftige Scherznamen und rein bildliche Namen zu verteilen sind.

Digitized by Google

Gleichhäufig sind in ältester Zeit Gewerbe- bzw. Amtsnamen und Herkunftnamen; beide Gruppen zählen je 30 Vertreter, z. B. Gerwaer, Begge, Silbirer, Hahelari, Hechelmacher, Sherer, Vogillari; Camerarius, Mesmer, Cinsmaister, Salsator, heute Salzer, Vaener d. h. Fähnrich. Von den Herkunftnamen bezeichnen 24 den Ort der Abstammung und 6 das Land. Unter den in Fragen kommenden Orten liegen nur zwei außerhalb des heutigen Württemberg: Feuchtwangen und Trüdingen, beide nahe der heutigen württembergischen Grenze. Die Herkunftländer sind: Schwaben, Walsertal, Hessen, Wenden-, Griechen- und Bayerland. Schon zweimal findet sich die Form des Herkunftnamens ohne — er: Grülo und Zusdorf.

Es folgen in der Häufigkeit die Bauernnamen, 28 an der Zahl, also nicht viel hinter den Gewerbenamen, die wesentlich städtisch-zünftiger Herkunft sind, zurückbleibend. Ihrer Form nach bezeichnen sie entweder eine besondere Seite landwirtschaftlicher Tätigkeit wie Füterari, Somler, Hagelari d. h. Farrenhalter, Vesari d. i. einer, der Veesen d. h. Dinkel baut, Gerstari, Immaeri = Bienenzüchter, Stadelari = Stadelbauer. Die überwiegende Mehrzahl — 18 unter 28 — besteht aber aus Flurnamen: z. B. an der wisi, Haldewanc, Stocwise, Hagembûch, Schainbûcho d. i. heute: Schönbuch, Bonlant, Brandili — der letztere nicht unbezeichnend aus Kempten, dem Allgäuer Waldgebiet. Selten, nur zweimal, kommen bäuerliche Namen auf — man vor, nämlich: Schachman, der am Schachen, dem Wädchen, sitzt, und Winman.

Der älteste Bauernname Maier findet sich wahrscheinlich übersetzt ein einzigesmal in der fraglichen Zeit als villicus; in deutscher Form kommt er erst im Jahr 1285 vor. Der Geschlechtsname Bauer ist in dieser Zeit noch nicht zu belegen.

Erst an sechster Stelle folgen diejenigen Geschlechtsnamen, die alte Vornamen darstellen, und zwar mit 23 Vertretern; ihre Zahl ist also nur etwa der fünfte Teil der Bildnamen. Darunter ist keiner von nichtdeutscher, also biblischer oder sonst griechisch-römischer Herkunft; auch stehen Kurzformen wie Fritilo, Zůzilo und Nanz in gleicher Häufigkeit neben Vollformen wie Nanthart, Gebehart oder Laitolf.

Die übrigen Typen scheiden sich von den bisherigen stärkeren deutlich als Kleingruppen. Da treten 10 Namen auf, die von der Wohnung des Namenträgers genommen sind, also eine Art Herkunftnamen im engeren Sinn, manche fast schon Hausnamen, z. B. Gasselar, heute Geßler und Gößler, in foro, jetzt: Merkt, de Cimiterio, heute: Kirchhof, in Platea, jetzt: Platz, in vico, heute: Hof, in dem Steinhûs und Curzingassarius, letzteres aus Ulm.

Neunmal kommen alte Sippennamen auf — ing vor, die aus inneren Gründen eigentlich einen Anhang zu den aus alten Vornamen entstandenen Geschlechtsnamen bilden, um der Übersicht über die Stärke der Typen willen aber hier ihren Platz haben sollen: es sind eine Reihe noch heute recht gebräuchlicher darunter z. B. Schelling, Willing, Brüning,

Digitized by Google

andere sind abgegangen wie Slihtinc und Flissinc. Einmal ist auch schon die unorganische Weiterbildung auf — er vorhanden, die aussieht wie ein Herkunftname: Sciringer.

Es folgen sechs Standesnamen: Miles, wohl im Sinn des heutigen Ritter, Comes d. i. Graf, uf dem Aigen und Selbherre.

Auch finden sich schon gegen ein halbes Dutzend Satznamen, z. B. Schuettelrute, Hebenstrit und Notscherpf.

Endlich werden Vierdhalb, Bachto und Pomps als reine Scherznamen anzusprechen sein.

Mit diesen Gruppen sind die meisten heute üblichen Geschlechtsnamentypen bereits vorhanden. Es fehlen nur (außer den selbstverständlich erst späteren Gelehrten- und Lanzknechtnamen) die nichtdeutschen Vornamen, die — er = Weiterbildungen aus Vornamen, d. h. der Typus Jakober, die weitergebildeten Flurnamen auf — er vom Typus Bohnenberger, sowie die ausgebildeten Hausnamen; ein Ansatz zu letzteren sind Wohnungsnamen wie in dem Stainhûs.

Diese Zusammenstellung bedeutet eine volle Rechtfertigung der aus rein sprachlichen Gesichtspunkten aufgestellten Gruppen von gegenwärtig üblichen Geschlechtsnamen. Es ist z. B. damit der kritischen Einsprache die Spitze abgebrochen, daß die Namen auf — ing keinen eigenen Typus darstellen, sondern lediglich Abkürzungen von Herkunftnamen auf — inger seien.

Das Zahlenverhältnis, das die Stärke der einzelnen Namentypen in der Zeit ihrer Entstehung zum Ausdruck bringt, ist für die Entscheidung zwischen zwei Deutungsmöglichkeiten bei gegenwärtig üblichen Namen als ein Moment mathematischer Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit von Bedeutung.

Heilsegen aus dem Schwarzwald.

I. Schwin-Segen.

Von **Dr. Max Weber**, Offenburg.

Neben der gelehrten Medizin hat sich durch alle Zeiten bis in unsere Tage im Volk, besonders auf dem Lande, die Heilweise durch Sympathie-Mittel gehalten. Sie hat sich bis zu einem gewissen Grad mit den religiösen Vorstellungen vermischt, so daß beide nicht mehr immer scharf von einander zu trennen sind. Wir erhalten eine Mischung frommen Gottesglaubens mit seltsam bizarren Einkleidungen, die selbst längst formelhaft erstarrt sind, in ihren Wurzeln in primitives Denken hinabreichen. Naturgemäß werden die feststehenden Formeln zumeist mündlich weitergegeben; die schriftlichen Aufzeichnungen tragen häufig einen Zufallscharakter. Aus Lenzkirch im badischen Schwarzwald besitze ich eine ganze Anzahl derartiger Rezepte;

Digitized by Google

mit einer Ausnahme (mündlich von einer 86jährigen Frau) entstammen sie einer Sammlung aus einem der ältesten Häuser (erbaut 1813) des Städtchens. Der Schrift nach sind sie durchweg ins 19. Jahrhundert zu setzen, teilweise sogar ins spätere. Ihre Rechtschreibung ist z. T. ganz auf schulmäßiger Höhe, teilweise allerdings bei den älteren Stücken noch ziemlich wild. Daß die Schriftzüge fast durchweg für weibliche Hände sprechen, deckt sich gut mit der Erzählung der alten, den gebildeten Kreisen angehörenden Frau, die noch aus ihrer Jugendzeit berichtete, daß der Onkel, ein in weitem Umkreis berühmter Wundarzt, von diesen Dingen durchaus nichts habe wissen wollen. Die Mutter, Frau eines Teilhabers in einer großen Industriefirma, habe die Segen noch angewandt. Daß die alte Frau einen sogar selbst noch auswendig wußte, die andern in einer alten bemalten Schachtel mit allerlei Kleinkram in einem ihrer Zimmerschränke stehen hatte, zeugt davon, daß auch sie den Dingen nicht allzu fern stand trotz des starken Aufklärungsgeistes gerade dieser Gegend. Hierhin paßte allerdings hübsch der Zusatz: „Wenn man dabei die Kuh mit einem Strohbündel massierte, so hat dies wohl mehr geholfen als der Spruch!"

Stücke, die als bloße Gebete anzusprechen sind, habe ich ebenso wie rein sachliche Rezepte weggelassen. Die gewählten Beispiele enthalten jeweils neben der Anrufung Gottes noch eine Bezugnahme auf irgend ein Vorkommnis der Heilsgeschichte, oft allerdings einer apogryphen; sie erinnern so an die ältesten Zeugnisse deutscher Sprache. Ihr Reichtum an volkskundlichem Gut soll hier nicht ausgeschöpft werden. Zahlreiche Vergleiche wären nötig. Das würde hier zu weit führen. Der 2. Band von E. Fehrles Badischer Volkskunde wird Zusammenfassendes bringen. Das Vorliegende ist lediglich eine Quellen-Wiedergabe. Die Orthographie ist, um ein möglichst getreues Bild, auch von der Bildung des Schreibers, zu geben, dem Original angepaßt; nur die meist sehr dürftige Zeichensetzung ist ergänzt und berichtigt.

1.

Schweinung[1] wuchs auf, wie unser Herr Gott, im Rothen Rock[2] aufgewachsen ist, durch Fleisch und Blut, durch Nerfen und Geder, durch Mark und Bein, durch Haut und Har. Im Nammen Gott deß Vaters und deß Sohnes und des hlg. Geistes. Amen. Fünf Vater unser zu den 5 Wunden und den Glauben beten.

Dieses Gebet soll man 3[3] Mahl lesen 3 Tag nacheinander, Anfang den 3ten Tag Neumond, und mit der Hand auf der kranken Stelle reiben.

[1] Schwinen (von schwinden) ist der vielumfassende Ausdruck für alle krankhaften Rückbildungen. Die Form „schweinen" ist eine falsche hochdeutsche Bildung hiervon. Vergl. Walther Zimmermann „Badische Volksheilkunde" 31. Der Segen ist auf einem kleinen Zettel mit Bleistift geschrieben von einer Hand aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

[2] „... in seinem weißen Kleid ..." Zimmermann ebd.

[3] Über die wichtige Rolle der Zahl 3, vgl. Eugen Fehrle, Badische Volkskunde I 23 ff.; Derselbe, Zauber und Segen, s. Stichwortverzeichnis unter Zahlen.

Digitized by Google

2.

Schweinung.[4]

Du schweinst an Haut und Haar („Heut und Häs" in der Handschrift), an Marg und Bein, an Fleisch und Blut, an Göter[5] und Nörfen; daß es an Mier nachwachsen soll wie unser Herr Jesus Christus im Mutterleib nachgewachsen ist, durch die hochheiligste Treyfaltigkeit † † † Amen.

Dieses wird treymal gebethet, morgens vor Sonnenaufgang.

3.

Ein apropierter Schwinsegen für Menschen und Vieh.

Ein schöner und guter aprobierter Schweinsegen für Menschen [und] auch für das Vieh.

† † † St... is[6] saß so traurig auf einem Mist. Da sprach unser liebe Herr Jesus Christ warum sitzt Du so traurig da, Ich schweine [an] Nerven, ich schweine am Fleisch, ich schweine am Blut, ich schweine in Haut, ich schweine an allen Orten. Unser liebe Herr Jesus Christ sprach: Heb Du wiederum an zu wachsen, wie unser liebe Herr Jesus Christ, im Mutterleib gewachsen ist. Im Namen Gott des Vatters und des Sohtnes und des heiligen Geitstes Amen.

Dieser Segen muß im 3 ten, 5 ten und 7 ten Tag nach dem neu Mon (-Neumond) allemal vor Sonnenaufgang allemal über das Schweinende gesprochen werden und allemal 5 Vaterunser, 5 Ave Maria in die 5 heilig Wunden Christi beten. Es muß aber dessen Schweinenden Namen genannt werden, auch dessen Geschlecht † † † Amen...

Schweinung[7].

Auf, Auf, Auf, du Fleisch und Bluth!! Heut ist es für 77 erlei[8] Schweinungen gut, sei es in Fleisch oder Bluth, in Mark oder Bein, in Geäder oder in Nerv.

Du sollst nun wachsen, und schweinen nicht mehr. Dieß befehle ich Dir in der Allmacht Gott des Vaters durch die Kraft Gott des Sohnes und durch die Weißheit Gott des hlg. Geistes Amen † † †.

Dieses Gebeth 3 mal gebethet und 14 Vaterunser im 3 ten Tag Neumond. Morgen früh unbeschrauen.

[4] Handschrift um 1800.

[5] Göter, an anderer Stelle Gäder genannt, bedeutet in der Mundart so viel wie Muskeln, Sehnen. Ein Braten z. B. kann „gäderig" sein, d. h. stark durchwachsen.

[6] Die beiden ersten Buchstaben des Namens sind unleserlich. Formeln wie diese mit Erzählungen gleichlautender Ereignisse liegen schon in den Merseburger Zaubersprüchen vor. Vgl. Fehrle, Zauber und Segen 35 ff.

[7] Liegt auch in einer jüngeren Fassung vor, der das erste der beiden Gebete folgt. Das zweite schließt sich dem Exemplar aus der Mitte des Jahrhunderts an.

[8] Zur magischen Zahl 77 siehe E. Fehrle, Zauber und Segen 28, 70, 71.

Digitized by Google

Gebeth.

Willkommen du wildes Blut. Ich hab unkeusches Blut. Gott der Vater sei mit mir; Gott der Sohn sei mit mir; Gott der hlg. Geist sei zwischen uns beiden, daß mir im Frieden voneinander scheiden Amen. † † † Den Glauben.

Gebeth.

Glied an Dir N. N. wachse aus und aus Einander, wie unser lieber Herr Jesus Christ in seinem dreiundreißigsten Jahr aus und aus einander Gewachsen ist, im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes Amen. Dies Gebeth 3 mal zu bethen und 3 Vaterunser und den Glauben Mittags zwischen 11 und 12 Uhr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Umkehrung in Glaube und Brauch.

Von **Dr. Eduard Weinkopf**, Dobersberg, N.-Ö.

In der schwedischen Zeitschrift Rig (Stockholm 1925, Nr. 1—2, S. 23 bis 36) hat Uno Holmberg in einem sehr bemerkenswerten Aufsatz Vänsterhand och motsols über den Gebrauch der linken Hand und die der Richtung des Sonnenlaufes entgegengesetzte Bewegung bei Zauberbräuchen gehandelt. Die linke Hand wird benützt in Riten, welche im Zusammenhang mit den Toten stehen. Schon die alten Römer haben mit der linken Hand geopfert; im Saat- und Erntebrauch der Gegenwart wird sie bevorzugt. Vom Waldgeist berichtet die Sage, er tue alles mit der linken Hand. Die Ausrüstung der Leichname in frühgeschichtlichen Gräbern entspricht dem Gebrauch der linken, nicht der rechten Hand (das Schwert wurde ihnen an die rechte Körperseite gehängt). Primitive Stämme bestätigen es ausdrücklich: Alle Gegenstände, welche hier verkehrt erscheinen, haben in der andern Welt ihr richtiges, gerades Aussehen. Man kehrt Gegenstände um, wenn man sich von der Gesellschaft der Toten befreien will; man soll es auch tun, wenn man die Toten herbeirufen oder in Verbindung mit ihnen treten will.

Wird die andere Welt umgekehrt gedacht im Verhältnis zu dieser Welt, so folgt daraus, daß auch motsols („gegen die Sonne") zum Totenkult gehört oder zu jenen Riten, welche im Zusammenhang mit der unterirdischen Welt stehen. Selbst die Sonne geht in der Unterwelt verkehrt: Sie geht auf im Westen und unter im Osten. Aus dieser Annahme entspringen Zeremonien wie: Rücklingsgehen, etwas über die eigene Achsel werfen, die Kleider verkehrt anziehen. Sogar das Leben des Verstorbenen verläuft in umgekehrter Richtung; er wird immer jünger, immer kleiner.

Digitized by Google

Der Gedanke an eine umgekehrte unterirdische Welt könnte erweckt sein durch das Spiegelbild im Wasser. Denn auch in den Gewässern liegt das Reich der Toten.

Der ungemein fruchtbare und förderliche Grundgedanke der Umkehrung im Totenreich soll im folgenden vorzugsweise auf die deutsche Volkskunde angewendet, durch neue Beispiele gestärkt, geklärt, erweitert und womöglich eingehender begründet werden. Wir wollen versuchen, die mannigfachen Formen der Umkehrung nach ihren offensichtlichen oder vermutlichen Zwecken, sowie nach ihrer sonstigen Bedeutung im Volksglauben in folgende Gruppen zu ordnen: 1. die Umkehrung im Totenkult selbst (Begräbnis- und Trauerzeremonien, Opfer, Totengeisterdarstellung); 2. im Zauberbruch (vornehmlich Abwehrzauber); 3. im Heilzauber; 4. in Orakeln; 5. in Vorzeichen; 6. in Verboten.

1. a) Ein markantes Beispiel, welches dem Verfasser bereits vor der Lektüre des Holmbergschen Aufsatzes die Umkehrung als eine Eigenheit der Toten klarmachte, bietet ein afrikanischer Trauerbrauch. Bei den Mossis wird das Weiterleben des Verstorbenen unter seiner sozialen Gruppe dadurch zum sinnfälligen Ausdruck gebracht, daß jemand beauftragt wird, als Lebender die Rolle des Toten zu spielen. Gewöhnlich fungiert als „Kurita" die Frau eines der jüngeren Brüder des Toten, der eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen hat. Sie nimmt die Kleider des Toten, seine Decke, seinen Hut, seine Schuhe, seine Armbänder, Ringe und übrige Ausrüstung. Sie trägt seine Lanze mit zur Erde gesenkter Spitze und ahmt seinen Gang und seine Gebärden nach. Wenn der Tote gewöhnlich von einem Kinde begleitet wurde, das seine Tasche trug, so wird sein Kind der Kurita mit der Tasche folgen, aber es wird die Kehrseite nach außen drehen[1]. Der nach unten gerichteten Lanze entspricht die umgekehrte Fackel des antiken Genius des Todes. Der männliche Verstorbene wird durch ein weibliches Wesen dargestellt (Umkehrung des Geschlechtes).

Als reines Zeichen des Totengemäßen tritt die Umkehrung ferner bei der Bestattung der Siebenbürger Sachsen auf. Sie werfen die Handvoll Erde auf den Sarg in das Grab mit verkehrter Hand[2].

Werden hingegen unmittelbar nach dem Fortschaffen des Sarges die Stühle, Schemel und Bänke umgestürzt oder weggeschafft, so spielt bereits ausgesprochenermaßen die Absicht mit, sich den Toten vom Leibe zu halten. Er soll dadurch gehindert werden, bei einer allfälligen Rückkehr sich häuslich niederzulassen und das Leben der Hinterbliebenen zu bedrohen[3]. In Oberösterreich wird der Leichenwagen gleich, nachdem er von seiner traurigen Fahrt nach Hause zurückgekommen ist, umgestürzt, und zwar so, als ob man den Toten gegen Osten abladen wollte. Es ist vorgekommen, daß Sterbende diese Maßregel von ihren Angehörigen eindringlich erbaten,

[1] Lévy-Bruhl L., Die geistige Welt der Primitiven, 62.

[2] Schullerus A., Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde, 132.

[3] Sartori P., Sitte und Brauch I, 143.

Digitized by Google

damit sie nicht verurteilt wären, in alle Ewigkeit auf dem Wagen mit herumzufahren[4]. Die Lappen kehren bei einem Todesfall die Zelttür um und stapeln Holz auf ihr auf[5].

b) Beim Schneiden des Getreides pflegte man in Württemberg die drei ersten Handvoll Getreidehalme umgekehrt wie die übrigen „Sammleten" auf die Erde zu legen[6] (Opfer für die die Fruchtbarkeit bewirkenden Seelengeister). In Bayern hilft man sich gegen die Feldhasen, welche mit Vorliebe die zarten Rübenpflänzchen verspeisen, indem man beim Pflanzen an die vier Ecken des Ackers je ein Rübenpflänzchen verkehrt (also mit der Wurzel nach oben) in die Erde steckt. Dabei spricht man: „Hos, das g'hört dein, das Andre g'hört mein!"[7] (Spende an die in den Hasen verkörperten schädlichen Seelengeister). In Frankreich wurde früher bei Viehseuchen das erste verendete oder ein freiwillig geopfertes Stück Vieh umgekehrt, mit den Beinen nach oben, unter der Schwelle der Stalltür eingegraben[8]. Hähne, denen in Fruchtbarkeitsbräuchen der Kopf abgeschlagen wird, Gänse, denen man im gleichen Fall, darunter durchreitend, den Kopf abreißt, werden kopfüber aufgehängt. Ein Hirt, der Steine in einen See warf, wurde von einem daraus hervorkommenden Alten verfolgt, geschunden und kopfwärts aufgehängt[9].

c) Die einfachste Form der Vermummung in Volksbräuchen besteht darin, daß der Darsteller des Totengeistes einen Rock oder Pelz verkehrt, mit der Innenseite nach außen, anzieht.

2. Auch im Zauber werden häufig die Kleider verkehrt angezogen. Wer sich verirrt hat, zieht seinen Rock aus, wendet ihn um und zieht ihn so wieder an. Dann wird er auf den rechten Weg zurückfinden (Waldviertel in Niederösterreich). Anderwärts pflegt man in solchem Fall die Schuhe zu wechseln, d. h. den rechten Schuh an den linken Fuß anzuziehen und umgekehrt[10]. Das Hemd verkehrt anziehen hilft im Waldviertel gegen die üblen Folgen des Verschreiens. Frauen und Mädchen pflegten sich auch einfach mit dem umgekehrten „Hemdstock" (unterer Teil des Frauenhemdes) die Stirn abzuwischen. Wenn der russische Bauer zuerst auf das Feld kommt und bei der Ankunft seines Nachbars mit der Aussaat noch nicht begonnen hat, so kehrt er seine Fußlappen um, um der Gefahr einer Mißernte vorzubeugen[11]. Solang der Besen umgekehrt (auf dem Stiel) hinter der Tür steht, kann die Hexe nicht fort[12]. Wenn einer Kuh die Milch genommen wurde, soll man an drei Freitagen auf den Boden des umgekehrten Kübels melken und die Milch ins Feuer schütten oder drei Hasen

[4] Heimatgaue (Linz) III. Jahrg. (1922), 33 [5] Fataburen Jahrg. 1922, 41.

[6] Eberhardt A., Mitteilungen über volkstüml. Überlieferungen in Württemberg Nr. 3 (Sitte und Brauch in der Landwirtschaft), 129.

[7] Marzell, Bayerische Volksbotanik, 110.

[8] Sébillot P., Le Folk-Lore de France II, 135.

[9] Zingerle J. V., Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol, 107.

[10] Sartori a. a. O. II, 52. [11] Zelenin D., Russische Volkskunde, 29.

[12] Zingerle a. a. O., 337.

Digitized by Google

voll Milch hinter sich leeren[13]. Um das Buttern zu beschleunigen, wird u. a. die Abwechslung zwischen Vor- und Rückwärtsdrehen (der Kurbel am Rührfaß) als zweckdienlich erachtet[14]. M. E. handelt es sich hier um keine praktische, sondern eine magische Handlung. In Asturien werden in der Johannisnacht Karren, Pflüge und Türchen umgekehrt[15]. Es läßt sich schwer entscheiden, ob es sich hier um Totenkult handelt oder um Hexenabwehr. In der gleichen nordspanischen Provinz klagt der Hageldämon Nuberu heimkehrend seiner Frau, er hätte noch sieben Pfarren mit Hagel überschüttet,

si no hubiera sido un traviesu
que me puso el carro de aviesu[16]

(hätte ihm nicht ein Spitzbube den Karren umgekehrt hingestellt). In Oberösterreich legt man bei drohendem Hagelwetter die Eggen mit den Zähnen nach oben auf die Felder[17]. In Bayern dreht man, um sich im folgenden Jahr vor dem Einschlagen des Blitzes zu sichern, am Weihnachtsabend eine Doppelähre, die man während der Ernte gefunden hat, dreimal um[18]. Damit eine Feuersbrunst nicht weitergreife, kehrt man im Waldviertel die Tische um oder man stellt einen Tisch mit der Platte gegen das Feuer gewendet auf. Wer in New York seine Schuhe abends mit dem Absatz gegen das Bett stellt, braucht nicht zu fürchten, daß er nachts vom Alpdämon heimgesucht wird[19].

Auch die Bewegung nach rückwärts schützt vor Schädigung durch böse Dämonen. Verkehrtgehen macht einen schlimmen Angang zunichte. So pflegt im Waldviertel der Jäger zu tun, wenn er einem alten Weibe begegnet ist. In den Vereinigten Staaten marschiert derjenige, welcher einem Leichenzuge begegnet, erst drei Schritte nach rückwärts, ehe er seinen Weg fortsetzt[20]. In Württemberg muß man die gemolkene Milch rücklings aus dem Stall tragen, wie es heißt, um Hexen, die sich etwa schon im Stall festgesetzt hatten, mitzuziehen[21]. Frischgekauftes Vieh wird rücklings in den Stall, verkauftes mit dem Hinterteil voran aus dem Stall geführt[22]. Wenn man Küchlein zum erstenmal ins Freie läßt, geschieht es nach rückwärts[23].

Dreht man den Brotlaib in der Tischlade um oder schiebt man das Backgeschirr verkehrt in den Ofen, so mahnt das die schwärmenden Bienen zur Rückkehr nach dem alten Stand[24]. Auch kann man dem Schwarm, auf daß er sich setze, den linken Schuh nachwerfen oder drei Ziegel vom Dach des Bienenhauses ausheben[25]. Das Ausheben der Ziegel kann wohl als Ersatzhandlung für das Umdrehen angesehen werden (siehe darüber weiter

[13] Eberhardt a. a. O., 18. [14] Ebendort.
[15] De Llano, A., Del Folklore Asturiano, 80. [16] Derf., 25.
[17] Geramb V., Deutsches Brauchtum in Österreich, 68.
[18] Marzell a. a. O., 6.
[19] Knortz R., Amerikanischer Aberglaube der Gegenwart, 54.
[20] Derf., 42. [21] Eberhardt, 18. [22] Eberhardt, 15.
[23] Derf., 20. [24] Derf., 22. [25] Ebendort.

Digitized by Google

unten!). Die Umdrehung wehrt nicht bloß Unheil ab, sondern bringt auch Glück. Wer eine tote schwarze Katze über seine linke Schulter nach rückwärts wirft und sich dann nach rechts (entgegengesetzte Seite!) umdreht, der hat Glück[26]. Zum Opfer an die Unterirdischen wählte man bekanntlich in der Regel schwarze Tiere. Wer Brot ißt und dabei die mit Butter bestrichene Seite nach unten (also umgekehrt) hält, wird reich[27]. Auch hier spielt der Opfergedanke (Communio mit den Seelengeistern) mit. Sobald in Flandern die Kinder zum erstenmal im Frühjahr den Kuckuck rufen hören, schlagen sie drei Purzelbäume in die Brennesseln hinein (oder sie machen das Kreuzzeichen und darauf einen Purzelbaum), in der Meinung, alsdann ein Messerchen zu finden[28]. Damit der Flachs gut wächst, wird beim Jäten desselben eine der Jäterinnen auf den Kopf gestellt[29].

3. Ein weitverbreiteter Heilzauber besteht darin, bei Fieber das Hemd verkehrt anzuziehen[30]. In Steiermark dreht der Kranke morgens sein Hemd um und spricht dazu: „Kehre dich um, Hemd, und du, Fieber, wende dich!“[31] Ein beliebtes Mittel gegen Halsweh ist, den getragenen Strumpf abends um den Hals zu binden. Bisweilen erscheint die Bedingung darangeknüpft, daß er zuvor auf die linke Seite umgewendet werden muß[32]. Wer in New Hampshire am Abend seine Schuhe mit der Sohle nach oben gerichtet unter das Bett stellt, wird nie an Krämpfen leiden[33]. Im Erzgebirge werden Kinderfraisen geheilt, indem der Taufpate die Wiege des Kindes umdreht, im Vogtland, indem man eine Schindel auf dem Dache umkehrt. Sonst geschieht es in Sachsen, um schwere Geburt oder auch schweres Sterben zu erleichtern, wenn man eine Schindel oder einen Ziegel der Bedachung umwandelt[34].

Um Warzen zu vertreiben, reißt man ein junges Waldbäumchen aus und hängt es mit abwärts gekehrtem Wipfel an dem Ast eines großen Baumes auf. Ist das Bäumchen verdorrt, so werden die Warzen verschwunden sein[35]. In Oberösterreich müssen es drei Schößlinge sein; sie werden, nachdem man die Warzen damit dreimal umrissen hat, verkehrt in die Erde gesetzt[36]. Ebenso geschieht es in Bayern mit einer jungen Fichte, wenn man Mitesser im Gesicht loswerden will[37]. Ebendort bindet man auf einen Bruch eine Zwiebel auf, die man nach einiger Zeit umgekehrt wieder

[26] In Pensylvanien (Knortz a. a. O., 129). [27] Vers., 63.

[28] Ons Volksleven (Te Brecht) 1899 (11. Jahrg.), 186.

[29] Sartori, II, 113.

[30] Seyfarth C., Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens, 235 (für das Altenburgische); Andel M. A. v., Volksgeneeskunst in Nederland 309 (für Holland).

[31] Fossel, V., Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark, 131. Die nämliche Formel gebraucht man im Frankenwald (Andel a. a. O.). In Oberösterreich lautet der Spruch: Fieber, i drah di, Fieber, i wend di.“ (Heimatgaue 1. Jahrg., S. 294).

[32] Seyfarth a. a. O., 280. [33] Knortz, 54. [34] Seyfarth, 236.

[35] Fossel, 140. [36] Heimatgaue 1. Jahrg., 295. [37] Marzell a. a. O., 161.

Digitized by Google

in die Erde pflanzt[38]. Im Lande von Dol heilt ein Stengel des Einjährigen Bingelkrautes den kranken Magen, wenn er mit der Wurzel nach oben daraufgelegt wird[39].

Ferner kommt es vor, daß nicht eine einzelne Pflanze, sondern ein ausgestochenes Rasenstück umgekehrt wieder in die Erde eingefügt wird. Die Krankheit wird darunter gleichsam in das unterirdische Totenreich abgelegt. Bleichsüchtige Frauenzimmer oder Gelbsüchtige lassen ihren Harn in die Grube[40]; die Umrisse des an der englischen Krankheit leidenden Kindes werden auf dem Rasen abgezirkelt[41]. Der kranke Fuß, sei es von Mensch oder Vieh, wird gleichfalls auf den Rasen gestellt und umrissen[42]. In allen diesen Fällen wird das ausgeschnittene Rasenstück umgekehrt gelegt, sei es auf seinen früheren Platz zurück, sei es auf einen Strauch. Wenn man „Wurzelkraut" sucht, zieht man mit dem Messer einen Kreis um die Pflanze herum, die man dann umstürzt, so daß die Wurzeln in die Höhe stehen[43].

In Baden wird gegen das Schluchsen (bayr.-öst. Schnackerl, eine unwillkürliche und bedeutungslose Zusammenziehung des Zwerchfellmuskels) geraten, vor dem dritten Schluchzer irgendeinen Gegenstand umzudrehen[44]. Besonders bezeichnend sind die in Württemberg gegen das kaum ein wenig lästige Übel ergriffenen Maßnahmen. Sie bezeugen klar den ausgesprochenen „Totenursprung" der Erscheinung und fallen übrigens größtenteils unter unser Thema. Man kehrt dort das Messer in der Tasche um, spuckt dreimal unter einen Stein, dreht dreimal den linken Armel herum, wendet dreimal die Hand und guckt in sie hinein, schaut schnell in die linke Hand, ehe man den Gluckser dreimal gemacht hat, oder sieht beim erstenmal in die linke Hand[45].

Ein in der Volksheilkunde vielgebrauchtes Heilmittel liefert der Krebs, der sich unter den Tieren unserer Breiten durch eine einzigdastehende Eigenheit auszeichnet, die nämlich, sich nach rückwärts zu bewegen. In dieser Eigenheit ist sicherlich die Begründung seines vermeintlichen Heilwertes zu suchen, wenn auch einzelne Verwendungen im besonderen auf das Analogieprinzip zurückgehen mögen. Hierher gehört z. B. das Aufbinden eines gestoßenen Krebses, um einen eingestoßenen Splitter aus dem Fleisch zu ziehen[46]; vielleicht auch, wenn bei Fieber im abnehmenden Mond die Hand- und Fußnägel des Kranken einem lebenden Krebs unter den Rückenpanzer geschoben werden, in der Meinung, das Fieber werde zurückgehen, wie der

[38] Hovorka und Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin II, 479.

[39] Sébillot III, 500.

[40] Zahler H., Die Krankheit im Volksglauben des Simmentals, 94 (mit mehreren Hinweisen).

[41] Seyfarth, 215. [42] Sébillot I, 206. [43] Marzell, 174.

[44] Zimmermann W., Badische Volksheilkunde, 43.

[45] Höhn H., Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg Nr. 8: Volksheilkunde I, 126.

[46] Zahler a. a. O., 75; Fehrle, Zauber und Segen 61 f.

Digitized by Google

Krebs rückwärtsgeht[47]. Übrigens kennt man auch bei (kaltem) Fieber den Brauch, 3 Krebse in einem Glas auf die Köpfe zu stellen und darin über Nacht (!) ersaufen zu lassen. Der wohlversorgte Patient erhält dann den von den Krebsen herrührenden Schleim in Wein zu trinken[48]. Gleichfalls in Deutschwestböhmen begegnen wir der uns bereits als Bestattungssitte bekannten Umdrehung der Hand als Heilbrauch wieder. Gegen die „Neider" (Aufreißen der Haut um die Fingernägel) soll man Asche und Mehl vom Backen, welches auf dem Herd ausgeschüttet wurde, sammeln und mit der Kehrseite der Hand so in den Ofen werfen, daß die Nägelenden nach rückwärts zu stehen kommen[49] (doppelte Umkehrung, verbunden mit einem Opfer an den Ahnengeist im Ofen). Der Patient selbst wird umgedreht, wenn in Schweden die Mutter ihr krankes Kind mit dem Gesicht nach unten auf die Türschwelle (ebenfalls Sitz der Haus- oder Ahnengeister) legt[50].

Eine Prozedur in entgegengesetzter Lage oder umgekehrter zeitlicher Reihenfolge vornehmen kann schon Heilung bringen. Nasenbluten glaubt man auf folgende Weise stillen zu können: Kommt das Blut aus dem rechten Nasenloch, so unterbindet man den kleinen Finger der linken Hand. Kommt es aus dem linken Nasenloch, so wird der kleine Finger der rechten Hand unterbunden[51]. Gegen Zahnschmerzen gibt es ein einfaches Mittel: Wenn man sich gewaschen hat, so trocknet man erst die Hand und dann das Gesicht ab[52]. In der Regel trocknet sich wohl jedermann zuerst das Gesicht ab und dann erst die Hände.

Die Vorstellung der Umkehrung wird auf den Gegensatz ausgedehnt (siehe oben unter 1 a!). Das gegensätzliche Geschlecht begegnet uns auch im Heilzauber mitunter. Um seine Warzen zu vertreiben, benützt man Sand vom offenen Grab eines Toten vom andern Geschlecht[53]. Die „Rockenphilosophie" gab Personen mit venerischem Ausschlag im Gesicht den Rat, sich mit dem Hemd eines Angehörigen des andern Geschlechtes zu trocknen[54]. In Schweden soll ein von Keuchhusten gequältes Kind Wasser aus dem Maul (das ihm beim Trinken zurück fließt) eines Pferdes von entgegengesetztem Geschlecht trinken[55]. In Holland sieht man öfters einen kranken

[47] Zimmermann a. a. O., 19.

[48] Urban M., über volkstümliche Heilkunde Westböhmens, 71.

[49] Derf., 80.

[50] Svenska Landsmål ock Svenskt Folkliv (Upsala) Jahrgang 1908, 407, Nr. 1325.

[51] Zimmermann, 23.

[52] Seyfarth, 237. Dieses Sympathiemittel ist mit nach den Vereinigten Staaten ausgewandert. Knortz a. a. O., 100 berichtet es genau so.

[53] Haase, Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend: Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde (Berlin) Jahrg. 1898, 198, Nr. 20. In der Ätiologie und Behandlung der Warzen ist überhaupt das Totenmäßige stark ausgeprägt. Man vergleiche meinen Aufsatz über volkstümliche Warzenheilung in der Zeitschr. Völkerkunde (Wien)) Jahrg. 1927, 128—132 und 175—177!

[54] Seyfarth, 271. [55] Svenska Landsmål a. a. O., 406.

Digitized by Google

Mann, mit dem roten Rock seiner Frau angetan, beim Herd sitzen, oder eine Frau, mit dem Kamisol ihres Mannes bekleidet[56]. Antike Quellen raten wiederholt, Kreißenden des Mannes Hemd anzuziehen[57].

4. Kaum minder als zu Heilzwecken nimmt man die Hilfe der Toten in Anspruch, um einen Blick in die Zukunft zu tun. Wer sich in Holland (Staphorst und Rouveen) in der Christnacht zwischen zwölf und ein Uhr zum Herd setzt und eines seiner Hemden, die Innenseite nach außen gekehrt, neben sich hängt, erhält ein Heiratsorakel[58]. In den Vereinigten Staaten wird zum selben Zweck das umgekehrte Hemd, nachdem es mit Asche (Zusammenhang mit den Toten!) bestreut worden, unter das Bett gelegt. Der zukünftige Liebste soll dann seinen Namen in die Asche schreiben[59]. Wer in Niederösterreich in die Zukunft schauen will, der legt sich in der Thomasnacht verkehrt ins Bett[60]. Die Eigenbewegung nach rückwärts gewinnt die Gunst der Totengeister auch beim Orakeln. Die Amerikanerin, die vor dem Schlafengehen einen Fingerhut voll Salz ißt (Totenspende!) und dann rücklings ins Bett hüpft, wird im Traum sehen, wie ihr der vom Schicksal bestimmte Gatte Wasser reicht[61]. In New Brunswick geht am Allerheiligenabend (Totenkultzeit) das Mädchen rücklings die Treppe hinauf, ißt ein hartgesottenes Ei (weiße Totenspende) ohne Salz und blickt dann in den Spiegel in der Erwartung, darin das Gesicht ihres späteren Gemahls zu sehen[62]. Als Orakel selbst tritt die Umkehrung in einem norwegischen Julbrauch auf. Von wem junge Mädchen in der Christnacht träumen, den werden sie heiraten. Das erscheint ihnen besonders sicher, wenn an dem in der Scheuer ausgebreiteten Hemd der linke Ärmel am Morgen sich umgelegt zeigt[63].

5. Als ein glückverheißendes Vorzeichen betrachtet es der Neger in den Vereinigten Staaten, wenn er einen umgestülpten Strumpf findet[64]. Hingegen gilt in Wien ein verkehrt auf dem Weg liegender Schuh als böser Angang, vor dem man umkehrt[65]. Wenn der Brotteig mit der Schaufel in den Backofen gegeben wird und dabei umstürzt, so daß der obere Teil unten zu liegen kommt, so ist dies ein Zeichen, daß Gäste ankommen werden[66]. In den Vereinigten Staaten erwartet man Besuch, wenn jemand ein Butterbrot mit der bestrichenen Seite auf den Boden fällt[67]. Wenn ein Kind ein-

[56] Driemaandelijksche Bladen 5. Jahrg. (1906), 94.

[57] Stemplinger E., Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen, 68.

[58] Driemaandel. Bladen a. a. O., 92. [59] Knortz, 156.

[60] Vernaleken, Th., Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, 343.

[61] Knortz, 58. [62] Derf., 151.

[63] Feilberg, Jul. (dänische Ausgabe) I, 147. [64] Knortz, 65.

[65] Höfer L., Wiener Kinderglaube: Wiener Zeitschr. für Volkskunde 32. und 33. Jahrg. (1927 und 1928), 40.

[66] Bei den Rumänen in der Bukowina: Zeitschr. für österr. Volkskunde 2. Jahrg., 285.

[67] Knortz, 138.

Digitized by Google

mal tüchtig auf den Hinterkopf fällt (also nach rückwärts), so wird die ganze Familie glücklich[68]. Kräht eine Henne wie ein Hahn (Verkehrung der Geschlechter), so muß man ihr den Hals umdrehen, damit nicht Unglück oder Tod über die Familie kommt.

6. Die zwecklos betätigte Umkehrung bringt Unheil, indem sie den Unwillen der Toten erregt. Somit knüpft sich eine große Zahl von Verboten an sie. Wer bei einem Ausgang etwas zu Hause vergessen hat und deswegen umzukehren gezwungen ist, für den wird der Tag bös enden, besagt ein allgemein verbreiteter Volksglaube[69]. Um die ungünstige Wirkung aufzuheben[70], muß man sich daheim erst eine Zeitlang hinsetzen, oder man muß sich vor dem Umkehren auf einen Stein setzen und bis dreizehn zählen[71]. Eine schwere Sünde begeht, wer den Brotlaib auf die gewölbte Seite, mit der flachen Seite oben, hinlegt. Im Waldviertel sagt man, in einem solchen Falle komme Verdruß ins Haus, oder der Teufel reite drauf, oder es weine die hl. Maria. In Wien legt man das Brot „aufs Gesicht", legt man „Gott auf den Kopf". Der Teufel sitzt darauf, die Wirtschaft geht zurück, Not oder Hungersnot werden kommen; die armen Seelen leiden; es muß jemand sterben; so lange muß die hl. Maria knien; es entsteht eine Rauferei[72]. (Maria tritt häufig als Seelenführerin, an Stelle der armen Seelen, auf.) Die Seelen empfinden mithin die Umkehrung des Brotes als unangenehm. Sie schicken dafür Not, Streit und Zank oder gar den Tod. Messer und Sensen dürfen nicht mit der Schneide, Rechen nicht mit den Zähnen nach oben hingelegt werden, sonst verletzen sich die armen Seelen dran. Besonders ist diese Vorsicht zu Allerheiligen und Allerseelen zu beobachten. Bekannt ist der Volksglaube vom Umschütten des Salzfasses; wem dieses Mißgeschick zugestoßen ist, der braucht nur einige Salzkörner hinter seinen Rücken zu werfen, um das bevorstehende Unheil abzuwenden (Wien; durch die Opferspende werden die Totengeister wieder versöhnt; Salz ist eine der weißen Totengaben). Im Clos du Doubs (französische Schweiz) ist das mit dem Umwerfen des Salzfasses verbundene Verhängnis auf den Freitag (Totentag) beschränkt[73]. Die amerikanische Jungfrau, die beim Aufstehen einen Stuhl umwirft, verheiratet sich nicht während des laufenden Jahres[74]. Ein Kleidungsstück aus Unachtsamkeit verkehrt anziehen bringt Unglück. Um dieses abzuwehren, spuckt man aus[75] oder man läßt sich's von einer anderen Person abziehen. Ist eine solche nicht in der Nähe, so muß man das Kleid, nachdem man es selber abgestreift hat, dreimal um den Kopf schwingen, um Unglück zu vermeiden[76]. Wer den Hut verkehrt aufsetzt,

[68] Höfer a. a. O., Jahrg. 1928, 21.

[69] Z. B. in Niederösterreich und Wien. Sartori II 51 für Masuren und Thüringen.

[70] Sartori a. a. O. für Schlesien und Erzgebirge; Knortz, 44.

[71] Knortz, 123. [72] Höfer 1927, 82 f.

[73] Schweizerisches Archiv für Volkskunde Jahrg. 1925, 283.

[74] Knortz, 145 [75] Derf., 132. [76] Derf., 39.

Digitized by Google

bekommt einen großen Kopf[77] (Anschwellen machen ist eine gewöhnliche Geisterstrafe). Wird ein Schuh mit dem Absatz nach oben hingelegt (vielleicht gar auf den Tisch), so dräut Unheil[78]. Eines der allgemeinsten Umkehrungstabus ist das, daß man nie mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett steigen soll.

Im übrigen seien für den Linkszauber hier bloß mehr einige bezeichnende Beispiele gehäufter Verwendung angeführt. Ein schlimmer Hals wird kuriert, indem man den linken Strumpf, in welchen man drei Handvoll Asche gestreut hat, mit der linken Hand um den Hals befestigt[79]. Wird man vom Reißen geplagt, so soll man alles zuerst links ausführen; so mit dem linken Bein zuerst das Bett verlassen, mit dem linken Arm zuerst in den Rock fahren, zuerst die linke Hand waschen usw.[80].

An das Rückwärtsgehen und -führen ließe sich vielleicht noch das Rückwärts-(hintersich)werfen von Gegenständen und die Bedeutung des Rückens im Volksglauben anschließen. Das Schuhwerfen als Orakelbefragung erfolgt über den eigenen Kopf; häufig wirft man die Erbsen, welche zur Warzenkur dienen sollen, über die eigene Achsel nach rückwärts. Hinter dem Rücken des Menschen halten sich nämlich die Geister auf. Wenn man mit ihnen in Verkehr tritt, so darf man sie nicht ansehen; denn wer die Geister erblickt, dem schaden sie. Darum erscheint vielfach bei Handlungen, wo feindliche Dämonen gegenwärtig gedacht werden, das Umsehen verpönt (z. B. für das Brautpaar bei der Trauung oder auf dem Wege dahin). Indem diese bisher übliche Erklärung[81] befriedigt, dürfte es sich empfehlen, das Rückwärtswerfen und insbesondere das Umsehen aus unserem Zusammenhang auszuscheiden und als eine bloße Abwendung von der Geisterwelt zu werten. Hingegen scheint, wenigstens fallweise, dem Rücken magische Bedeutung im Sinne der Umkehrung zuzukommen. Wer in New York, auf dem Rücken liegend, die Sterne zählt, bekommt so viel Warzen als er Sterne gezählt hat[82]. Um ihre Warzen loszuwerden, legten sich die alten Römer an einer Grenzscheide auf den Rücken und streckten die Hand über den Kopf hinaus. Mit dem, was sie bei diesem Beginnen ergriffen, rieben sie die Warzen[83].

Eine eigenartige Verbindung tritt ein, wenn mit der Vorwärtsbewegung des Trägers die rückwärtsgerichtete Stellung des Getragenen verbunden wird. Im allgemeinen dient es als Schandstrafe, verkehrt auf einem Esel, einem alten Gaul, einem schwarzen Widder oder Schwein durch die Stadt reiten zu müssen[84]. Wenn der Drescher, der die „Mockel" (Verkörperung

[77] Höfer a. a. O., Jahrg. 1928, 24. [78] Derf., Jahrg. 1927, 38.

[79] Knortz, 54. [80] Seyfarth, 237.

[81] Vgl. Pfister, Schwäbische Volksbräuche 89, f. Fehrle, Zauber und Segen 59 ff.

[82] Knortz, 49.

[83] Plinius, zitiert bei Magnus H., der Aberglaube in der Medizin, 22.

[84] Vgl. Mailly A., Der Hernalser Eselritt: Wiener Zeitschr. für Volkskunde, Jahrg. 1927, 1—5.

Digitized by Google

des Vegetationsdämons) in die Scheune des Nachbars geworfen hat, erwischt wird, so wird er rücklings auf eine Kuh oder ein Pferd gesetzt und so herumgeführt[85]. Der altgewordene Vegetationsdämon, den der Dreſcher verkörpert, wird bekanntlich in den Ernte- und Ausdruſchbräuchen, ſowie bei verſchiedenen Kalenderfeſten der Winterszeit verſpottet. Er erſcheint häufig in Stroh gehüllt; dürre (abgeſtorbene) Äſte und die Zweige des Totenbaumes Holunder dienen als „Schandmai" für Unfruchtbare. Es wird daher nicht wundernehmen, die Umkehrung als Ausdruck des Totenmäßigen auch in der Verſpottung wiederzufinden. Übrigens iſt es auch als Heilzauber bezeugt, ſich verkehrt auf einen Eſel zu ſetzen. Die alten Römer taten es, wenn ſie von einem Skorpion gebiſſen wurden[86].

Die Umkehrung der Stände findet ſich in der Totenkultzeit der Winterſonnenwende. Während der römiſchen Saturnalien waren die Sklaven die Herren. Am Thomastag waren in Belgien die Kinder die Herren in der Schule. Die Schüler bemächtigten ſich des Stäbchens und ſperrten den Lehrer hinaus, wie ſie es zu Hauſe mit den Eltern taten, und wie es der Herrſchaft von den Dienſtleuten, dem Meiſter von den Lehrlingen geſchah. Der Lehrer ſelbſt wartete in der Schule den Kindern auf; zu Hauſe taten es die Eltern[87].

Die Idee der Umkehrung im Totenreich liegt ferner den volksmäßigen Darſtellungen von der „verkehrten Welt" zugrunde. Tiere erſcheinen in ihren Beſchäftigungen und Beziehungen untereinander vertauſcht. Haſen reiten auf Hunden oder führen ſie an der Leine; der Fuchs führt Gänſe in einem Kahn[88]. Im Wiener Muſeum für Volkskunde befinden ſich bemalte Stirnbretter von Bienenſtänden aus Kärnten und Krain mit ſolchen parodiſtiſchen Tierdarſtellungen (Haſe und Fuchs in Freundſchaft mit dem Jäger).

Der Brauch der Umkehrung erſtreckt ſich ſogar aufs Wort. Er findet ſeine literariſche Ausgeſtaltung in den Lügengeſchichten des Volkes; die Lüge iſt ja der Gegenſatz, die Umkehrung der Wahrheit. In einem Lügenliede wird von gebratenen Tauben erzählt, die im Fliegen die Bäuche gegen den Himmel gekehrt haben, den Rücken gegen die Erde; in einem anderen von einem Paar gebratener Ochſen, die gleichfalls verkehrt durch die Luft fliegen[89]. Das Lügen ſcheint mithin den Toten wohlgefällig zu ſein. Beim Garnkochen und -waſchen muß tüchtig gelogen werden; dann wird das Garn weißer. Dasſelbe iſt der Fall beim Lichterziehen[90]. Nicht ohne Grund kommt das Lügen hier in Anwendung, wo die Totenfarbe Weiß erzielt werden ſoll.

[85] Eberhardt, 9.

[86] Stemplinger E., Antike und moderne Volksmedizin, 66.

[87] Feilberg I, 110 f.

[88] Vgl. M. Haberlandt „Die Tierfabel in Werken der Volkskunſt": Wiener Zeitſchr. f. Volkskunde, Jahrg. 1923, 33—36.

[89] Abgedruckt bei Spieß K., Bauernkunſt, ihre Art und ihr Sinn, 220 (aus Mittler, Deutſche Volkslieder, Nr. 1309 und Nr. 1311).

[90] Sartori II, 46.

Digitized by Google

Der Welt der Toten entspricht das Ungerade, das Krumme und Schiefe. Wer das Brot schief schneidet, der kann sichs nicht verdienen[91]. Dasselbe sagt man in Amerika: die Jungfrau, welche einen Kuchen in gerade Stücke zerschneidet, wird eine gute Haushälterin; sind die Stücke hingegen schief, so taugt sie nicht zu einer Hausfrau[92]. Hängt ein Heiligenbild schief, so geht die ganze Wirtschaft schief[93]. Schielende Menschen darf man nicht anblicken[94]. Wer die erste reife Traube erblickt, hat die Mütze schief aufs Ohr zu setzen[95]. Die Kanadierin, die mit krummen Stricknadeln strickt, stirbt als alte Jungfer[96]. Einem Buckligen begegnen bedeutet Glück oder es soll Regen und Schnee kommen. Zwischen zwei Buckligen durchgehen und sie berühren hat Unglück im Gefolge[97]. Einem Buckligen über den Rücken streichen verbürgt Glück[98].

Ungerade Zahlen sind hin und wieder günstig, meist aber gefährlich. Die größte Unglückszahl ist dreizehn, welche aus der Eins und der nächstfolgenden ungeraden Zahl besteht. Den Hühnern soll man aber die Eier in ungerader Anzahl unterlegen (meist dreizehn oder fünfzehn), damit alle ausgebrütet werden[99].

Schließlich ist alles, was „anders" und außergewöhnlich erscheint, was dem Herkommen und (scheinbar) den Naturgesetzen widerspricht, alles Normwidrige und Unerwartete totengemäß. Es gehört der „andern" Welt an. Wer die Treppe h i n a u f fällt, verheiratet sich nicht in einem Jahr[100]. Ein Obstbaum, der im Herbst (also zur unrechten Zeit) blüht, zeigt einen Todesfall an[101]. Primitive Stämme wechseln nach Todesfällen die Kleidung. Wo der Oberkörper für gewöhnlich unbedeckt bleibt, wird er nunmehr bekleidet; diejenigen, welche das Haar aufgesteckt zu tragen pflegen, lassen es lose hängen; man trägt ein Kopftuch von ungewohnter Farbe — kurz, man gibt sich ein anderes Aussehen als das gewöhnliche ist[102]. Unmittelbar nach einem Todesfall in der Familie werden die Möbel nicht nur umgestürzt, sondern auch verstellt; Blumengeschirre werden aus den Fenstern geworfen, die Zimmereinrichtung wird schwarz verhängt[103].

---

[91] Im Waldviertel; auch H ö f e r 1927, 82, 83.

[92] K n o r t z, 144. [93] H ö f e r 1928, 18. [94] K n o r t z, 39.

[95] Um Ludwigsburg: E b e r h a r d t, 11.

[96] K n o r t z, 140. [97] H ö f e r 1927, 83. [98] Derf., 39; K n o r t z, 125.

[99] Siehe u. a. M e y e r, E. H., Badisches Volksleben, 411.

[100] K n o r t z, 150. [101] Derf., 60, 42.

[102] S n e l l e m a n im Aufsatz Rouwen („Trauern") in Driemaandel. Bladen 12. Jahrg., 126 ff.

[103] G. P i t r é, Usi natalizi, nuziali e funebri del popolo Siciliano, 163, 181. — Ich möchte demnach die volkskundlich bedeutsamen Fälle von Außergewöhnlichem, welche S y d o w in seinem Aufsatz (Folkminnen och folktankar Jahrgang 1926, Heft 2) in allzu nüchterner und skeptischer Auffassung auf den rein psychischen Eindruck ungewöhnlicher Erscheinungen zurückführt, doch eher für den speziellen Anschauungskreis des Totenreiches in Anspruch nehmen.

Digitized by Google

Die Motive des Umkehrungsgedankens mit einiger Sicherheit herauszuheben, begegnet naturgemäß großen Schwierigkeiten. Einleuchtend ist die von Holmberg angeführte Verkehrung des Spiegelbildes im Wasser. In zweiter Linie käme für die Erklärung die rückläufige Bewegung der Sonne im Totenreich in Betracht. Nach primitiver Anschauung bewegt sie sich in einer Kreisbahn. Während des Tages durchfährt der Sonnengott mit seiner Barke in hohem Bogen den Himmel von Osten bis Westen; während der Nacht fährt er in einem entsprechenden Bogen unter der Erdscheibe zum Ostpunkt zurück[104].

Im Volksbrauch kommt sowohl die Umkreisung in der Richtung des Sonnenlaufes (von links nach rechts) als auch im entgegengesetzten Sinne vor. Nach Eitrem[105] soll das Umkreisen nach rechts die Dämonen ausschließen, nach links dagegen in den Kreis einschließen. Der Rundgang gegen die Sonne sei ein verhängnisvolles Vorzeichen[106]. Der skandinavische årsgang (Umkreisung des Hauses zur Julzeit zu Orakelzwecken, entsprechend dem bayerischen-österreichischen „Losengehen", mithin eine ausgesprochene Totenbefragung) geschah dreimal gegen die Sonne[107]. Anwendungen von motsols im schwedischen Heilzauber sind z. B.: Umkreisung des an Fieber Leidenden unter Ausstreuen von Asche[108]; Warzen werden mit einem Schmerhäutchen dreimal umfahren[109]. Wenn in Oberösterreich die Warzen bei abnehmendem Mond mit der Hand „verkehrt" umrissen werden[110], so kann das wohl auch nichts anderes besagen wollen als: in der Richtung gegen den Sonnenlauf. In Frankreich erfolgen manche Prozessionen immer ou rebours du soleil oder Umkreisung von Wallfahrtskapellen durch einzelne Pilger à l'inverse du soleil[111] (beides „gegen die Sonne").

Es ist nicht zu übersehen, daß auch der Lauf des Mondes, dem im primitiven Denken eine größere Bedeutung zukam als man ihm gemeinhin zuzugestehen pflegt, im Totenlande im umgekehrten Sinn erfolgen muß.

Ferner könnte die Vorstellung der Gegenfüßler schon dem Urmenschen geläufig gewesen sein, wenn er sich auch die Erde nicht als Kugel, sondern als flache Scheibe dachte. Die Toten gingen nach dieser Vorstellung umgekehrt, mit den Füßen gleichsam an der Decke und kopfabwärts. Die Unterseite der Erdscheibe muß notgedrungen eine „verkehrte Welt" sein.

Endlich nimmt die Mondmythologie den Zug der Verkehrung und des Gegensatzes für den Phasenwechsel des Mondes in Anspruch[112]. Der helle und der unbeleuchtete Teil der Mondscheibe stellen einen Gegensatz dar; der „junge", zunehmende Mond verwandelt sich in den „alten", abnehmenden.

---

[104] Wiedemann A., Die ägyptischen Königsgräber in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung: Völkerkunde (Wien) Jahrgang 1927, 125.

[105] Opferritus und Voropfer der Griechen und Römer (Deutsch!) in Skrifter utvigit av Videnskabselskapet i Kristiania 1914 II, hist.-philol. Klasse, 1. Bd., 43.

[106] Derf., 44. [107] Feilberg II, 126. [108] Svenska Landsmål, 416.

[109] a. a. O., 422. [110] Heimatgaue 1. Jahrg., 295. [111] Sébillot I 47.

[112] Schultz, W., Zeitrechnung und Weltordnung, 245 f. Spieß a. a. O., 211 f., 219 f.

Digitized by Google

Der zunehmende Halbmond steht rechts, der abnehmende links, woraus sich ungezwungen die Glücksbedeutung der rechten und die unheilvolle Bedeutung der linken Seite erklären ließen. Die zu- und die abnehmende Mondsichel weisen nach entgegengesetzten Richtungen. Hierher gehören der Januskopf, der verkehrtsitzende Reiter und zwei bedeutsame Doppelfiguren des deutschen Volksbrauches: Der „Spaßmacher" beim Wettrennen im Böhmerwald am Pfingstmontag sitzt auf einem armseligen Pferde, dem man auf der Schwanzseite einen künstlichen Hals und Kopf aus Stroh und auf dem Kopf ein ebensolches Hinterteil gemacht hat, so daß über die Augen ein Schwanz herabhängt[113]. Bei den Wenden geht zur Fastnacht die „doppelte Person" herum; der „Tote trägt den Lebenden". Ein Mann hat vor dem Leib eine schräg abstehende Puppe aus Stroh aufgebunden. Vom Rücken des Mannes hängen die Beine der Puppe herunter, so daß der Kopf nach unten baumeln muß. So tanzt und springt der Doppelmensch herum[114]. Hier erscheint die Gegensätzlichkeit in vertikaler Richtung zum Ausdruck gebracht. Daß die Verkehrung, wenigstens zum Teil, auf Konto des Mondphasenwechsels fällt, dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, daß in zeichnerischen Darstellungen der verkehrten Welt auffällig häufig der Hase vorkommt, ein ausgesprochenes Mondtier, worauf M. Haberlandt im erwähnten Aufsatz aufmerksam gemacht hat. In Dänemark kehrt sich der Tote im Grabe um, wenn ein Hase darüberspringt[115].

Wir fassen zusammen: Die Umkehrung ist ein Kennzeichen der Totenwelt. An der Entstehung dieser Vorstellung könnten mehrere Vorstellungen wirksam gewesen sein, nämlich: 1. das seitlich vertauschte Spiegelbild im Wasser, 2. die rückläufige Bewegung von Sonne und Mond in der Unterwelt, 3. die auf den Kopf gestellte „verkehrte Welt" an der Unterseite der Erdscheibe, 4. die Gegensätzlichkeit der beiden Mondsicheln (der Mond ist „die Sonne der Toten"[116] und galt sogar selbst als Totenaufenthalt). Der Primitive bedient sich der Umkehrung im Verkehr mit den Toten, und zwar in Form von Gebärden und Bewegungen, von Worten und bildnerischen Darstellungen, in Kleidung und mimischen Aktionen; das geschieht in Trauer- und Bestattungszeremonien, in Opferriten, Zauberhandlungen und Orakelbefragungen. Man gebraucht die Umkehrung, um durch Nachahmung einer Eigenart der Toten ihre Gunst und Hilfe, sowie ihren Schutz zu gewinnen und vor ihrer Ungnade sich zu schützen. Die Umkehrung ist ein Universalmittel; fürchtet man die Toten, so hält man sie damit fern; braucht man sie, so ruft man sie damit zu Hilfe. Tritt sie als Zeichen aus dem Jenseits auf, so wird sie bald günstig, bald ungünstig ausgelegt. Zwecklos, mutwillig oder unachtsam angewendet, ist die Umkehrung verpönt und wird von den Toten bestraft.

[113] Reinsberg-Düringsfeld, O. v., Das festliche Jahr 1893, 194.

[114] Sartori III, 97.

[115] Höfer 1928, 17.

[116] Il sole dei morti (Rivista II 338, nach Feilberg, Ordbogver Jyske Almuemål II 659).

Digitized by Google

Volkstümliches und Sinnbildliches bei Hans Thoma.

Von Jos. Aug. Beringer.

Die ungewöhnlich umfangreiche Verbreitung der Kunst von Hans Thoma, die sich weit über Deutschlands Grenzen hinaus erstreckt, ist der beste Beweis für seine Volkstümlichkeit. In dieser Weise und Ausbreitung ist die Aufnahme von Kunst in die Sinne und Herzen auch volksfremder Stämme sonst noch nie einem lebenden deutschen Künstler zu Teil geworden. Auch nach dem Tode des Meisters hat die Reichweite der Kunst Thomas noch erheblich zugenommen. Polen, Tschechoslowakei, Österreich, Italien, Frankreich, England, Skandinavien, Amerika und Japan haben an Thomas Kunst Anteil gezeigt. Sie ist in die Häuser der Bürger, in die Hütten der Armen, wie in die Paläste der öffentlichen und privaten Sammlungen, in die Lehr- und Lesebücher der Schulen aller Gattungen gedrungen. Sie spricht ihre lautere, verständliche und seelenerfrischende Sprache zu allen Volksschichten und Ständen. Eine Statistik würde den überwältigenden Beweis dafür erbringen, daß Thomas Kunst kaum einem deutschen Hause in irgend einer Form fehlt, und daß sie auch andersstämmigen Völkern allgemein-menschlich Wertvolles zu geben hat. Thomas Kunst ist in Deutschlands schwerster und trübster Zeit ein in allen Volksschichten hochgeschätztes, wertvolles und begehrtes Kulturgut geworden. Sie leistet aus der Stille ihrer Kraft wahrhafte seelische Aufbauarbeit und dient im Ausland dazu, neben Dürer, Richter und Schwind vorzugsweise deutsches Wesen zu kennzeichnen. Es ist wohl ein einziger Fall, daß das Schaffen eines lebenden Künstlers zum Sinnbild der wesentlichen Eigenschaften eines ganzen Volkes wird. Das ist umso merkwürdiger, als Thoma vom Beginn seiner künstlerischen Laufbahn an bis in seine fünfziger Lebensjahre hinein nur in einem kleinen Kreis von Personen höherer Bildungsschichten bekannt und geschätzt worden war, und daß Thoma längste Jahre seines Schaffens nie daran gedacht und nicht geahnt hat, daß seinem Werk die Anerkennung der Volkstümlichkeit zu teil werde.

Seltsamerweise erfolgte diese Anerkennung zuerst in der Malerei (1890), die sich zudem im Querstand zu den damals beliebten und anerkannten „Richtungen" und „Tagesmoden" befand. Von dem erfrischenden, neubelebenden Hauch über ausgefahrenen Kunstgleisen sagte damals der Dichter Otto Julius Bierbaum, Thoma habe die Seele des deutschen Volksliedes in die Farbe gerettet. Er hat damit das Volkstümliche, Verdichtende, Sinnbildliche und Poetische von Thomas Kunst sehr glücklich erfühlt und gekennzeichnet.

Man darf nach den Gründen fragen, warum Thomas Kunst, nachdem sie einmal ihren Siegeslauf ins Herz des deutschen Volkes genommen hat, sich von Jahr zu Jahr in zunehmendem Maße dort festsetzte und weiter verbreitete. Thomas Kunst war eben keine geschwollene Bildungskunst

Digitized by Google

Hüter des Tales. Algraphie.

humaniſtiſcher oder künſtleriſcher Art, keine Geſchichten- und Unfallmalerei in der Weiſe der Kaulbach und Piloty, keine blutleere Frömmigkeit der Nachnazarener, ſondern es war und iſt die lautere Gemütskraft, die ſeeliſche Wärme, die harmloſe Unſchuld ſeiner Kunſt, die keiner Partei angehörte, die unmittelbar zu den Urquellen reiner Empfindung führte, und die keinen andern Zweck hatte, als die Sinne zu erfreuen, das Herz zu erheben, indem

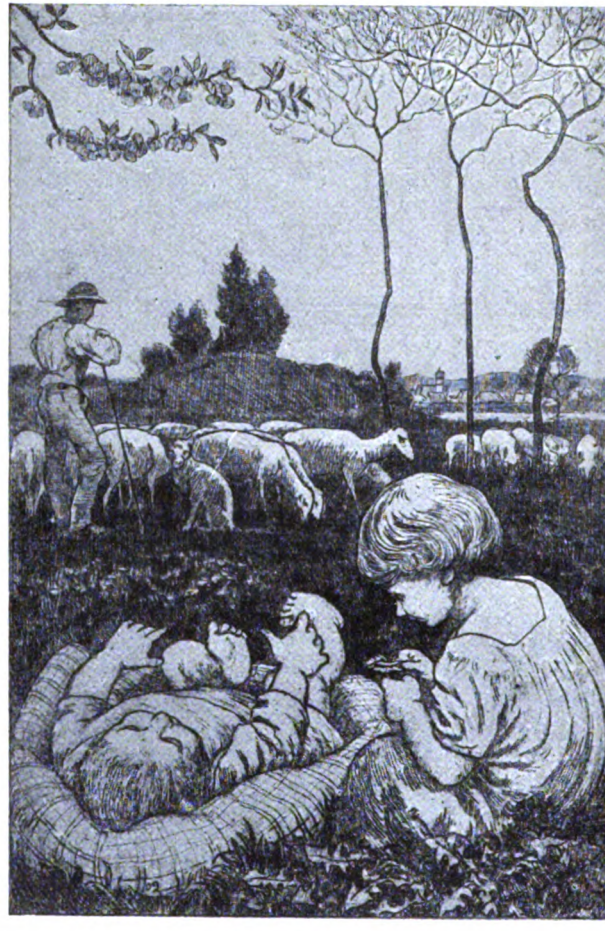
Digitized by Google

sie die Harmonie von Natur und Mensch zeigte und das Wohlgefallen der Menschen an der gesamten Schöpfung aufwies und damit den Frieden in die Herzen der Genießer dieser Kunst senkte. Thomas Kunst trat aus der Kampf- oder Richterstellung der Kunst seiner Zeit heraus, er gab ein Neues: den Frieden der Menschen mit sich, mit Gott und Natur und ein Mehr, als nur den Sinnen zugänglich war: die Seele, die hinter und über den Dingen liegt. Das war das anfänglich Befremdende, Unverstandene und doch die Kraft, die zum Sieg führen mußte. Er hat die Menschen neu sehen gelehrt. —

In breitere Schichten des deutschen Volkes drang Thoma mit seiner Kunst durch die im Jahre 1892 ausgiebiger einsetzende Graphik, d. h. zunächst mit den Steindrucken. Diese fanden alsbald durch ihre einfache, charaktervolle Zeichnung, durch ihren seelischen und geistig ansprechenden verständlichen Gehalt und durch die Lauterkeit ihrer Aussprache Beachtung und Schätzung in breiteren Kreisen. Thoma hat verstanden, seelisch Ergreifendes und zugleich Hochkünstlerisches mittelst einfacher Zeichnung und Technik dem Verständnis und der Fassungskraft der künstlerisch Un- und der Hochgebildeten unmittelbar nahezubringen, indem er die Kunst vom Ballast gelehrter Meinungen und geschwollener Programme frei machte, sie aus der Alltäglichkeit und Plattheit heraushob und in den Äther künstlerischer Freiheit und lichtwarmer Glut der reinen Empfindung emportrug. Er hat mit seinen Stoffen und mit der Darbietungsweise seiner Graphik die durch allerhand Bildungsschutt und Zerfallstrümmer verschütteten Quellen der Kunst und der seelischen Erhebung, wie der Sinnenerquickung, dem Volke wieder unmittelbar zugänglich gemacht. Er sprach in seinen Blättern zum Gemüt, von der Menschheit Lust und Leid, von ihrer Mühe und Behaglichkeit, vom Streit und Frieden, von Leidenschaften und ihrer Erlösung, von Trauer und Fröhlichkeit, von allem, „was Menschenbrust durchbebt", und „was Menschenherz erhebt". —

Das Leben, aus dem Thoma stammte, das er in der Unschuld und Harmlosigkeit seiner Jugendjahre selbst gelebt hat, war der Grundton seiner so rasch und unmittelbar verständlichen, volkstümlichen Kunst. Er hatte nur die Volksschule besucht und deren Lernstoff, allerdings als bester Schüler, in sich aufgenommen. In seiner Familie aber ging es im Religiösen und Geistigen bewegt und reich zu. Die deutschen Märchen, Sagen, Volkslieder lebten im Munde der Mutter und der Tanten. Unter den Männern des Familienverbandes waren tief denkende und technisch äußerst geschickte Persönlichkeiten. Thoma erzählt in seinen Lebenserinnerungen von dem tiefreligiösen Wesen des einen Onkels, wie von der Freigeistigkeit des andern. Er schildert den nahevervandten Drechsleronkel, der ein bewegliches Sonnensystem baute, wie den musikalischen Vetter, der häuslichen Wirrwarr und Unfrieden mit der Geige schlichtete und mit seinem kleinen Hausorchester im Wirtshaus zum Tanz, bei Hochzeiten und andern Festlichkeiten aufspielte. Bibel und Kalender waren die immer wieder gelesenen Volksbücher. Das Buch der Natur in ihrem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, des Jahreslaufs mit den Naturerscheinungen von Sonne, Mond und

Digitized by Google



Idyll II. Radierung.

Sternenwelt, den traulichen Nähen in Wald und Feld, mit Bach und Baum, den Haustieren und der Vogelwelt in Busch und Hag, den Fernen mit dem Glanz der silbernen Ströme und dem Leuchten der Alpenfirne: das alles war ihm Jahr und Tag vor den immer wachen Sinnen aufgeschlagen und prägte sich seiner weichen und empfänglichen Seele unverwischbar ein. Diese große Heimatnatur war seine große Akademie. Gesättigt und durchkraftet von der königlichen Freiheit des Bauerntums und der Geschicklichkeit des Handwerksbetriebs seiner Volksgenossen konnte Thoma, der Sohn des Volkes, dazu reifen, die Sprache des Volkes klar und rein zu sprechen. So konnte er vom Volk verstanden werden. Es ist klar, daß das Werk Thomas auf dem Fundament bäuerlichen und handwerklichen

Digitized by Google

Volkstums aufgebaut ist, und daß der Odem der Natur und Natürlichkeit aus seinem Schaffen weht. Deshalb begegnen wir im gemalten, wie im graphischen Werk Thomas den Paradiestagen der Kindheit, wie der reifen, kraftvollen und festen Mannheit und ebenso der Gehaltenheit und Weisheit des Greisenalters. Thoma hat diese drei Lebensstufen allzeit und zugleich in sich getragen. Seine Frühwerke schon waren Bilder gereiften Kunstverstandes, die ein Menschenalter später erst anerkannt wurden. In seinen Spätwerken ist noch so viel reine, unschuldige und unmittelbare Kindlichkeit und Frische des Erfühlens der Tragweite ihrer Stoffe, daß Kinder-, Mannes- und Greisenweisheit in einer Einheit zusammenschmelzen. Deshalb fehlen in seinem Werk und Leben die wirren und ziellosen Sturm- und Drangäußerungen, wie die zerfließenden und schwachen Altersbekundungen. Ein durch Arbeit, Fleiß und Ernst gefiltertes Schaffen hat das Lebenswerk Thomas nicht nur immer auf der Höhe gehalten, sondern es hat ihm auch den zusammenschauenden und verdichtenden Charakter der Sinnbildlichkeit gegeben. Jedes der Werke Thomas ist mehr als ein durch die Sinne aufgenommenes, durch das Handwerk der Kunst wiedergegebenes Zeugnis seines Könnens. Es ist ein in der glühenden Hingabe und mit umfassender Liebe gestaltetes, durch die feinsten Seelenkräfte hindurchgegangenes, neugeprägtes Werk, das Sinnbild, in dem sich die Erfahrungen und Einsichten eines mit den höchsten Gaben begnadeten Wesens zusammendrängen, geradeso, wie im Volke alte Erfahrungen und Weisheiten zu Sprich- und Sinnwörtern sich verschmelzen. Bauern- und Wetterregeln, Handwerkszeichen und Hausmarken usf. sind auf ähnliche Weise entstanden.

Bei Thoma war Bildkraft in ganz besonderm Maße vorhanden. Im Gespräch mit ihm war immer überraschend, wie bildhaft und plastisch klar seine Ausdrucksweise war, und wie merkwürdig tiefe Untertöne im Hintergrund seiner Äußerungen mitschwangen. Das „Anthropomorphisierende" (Vermenschlichende), das Goethe bei Hebel so rühmend hervorhebt, ist bei Hebels Landsmann Thoma in noch breiterem Sinne vorhanden. Es ist nicht bloß ein „Anthropomorphisieren", ein menschengestaltendes Schaffen, das etwa die „Wiese" in des „Feldbergs liebliche Tochter" verwandelt, sondern es ist ein Zusammendrängen natürlicher Zusammenhänge von Begriff und Bild zu greif- und leibhafter Form. Es ist Typenbildung zu ungeheuerer Einfachheit und Schlagkraft, wie reichster Bedeutungswandel aus rein volkstümlich gemütvollem, niemals gelehrtem Empfinden heraus.

Wenn Thoma das paradiesische Dasein des Kindes darstellen will, frei von Schuld und Fehle, von Sorge und Not, glücklich und naturverbunden an sich, so setzt er zwei Kinder mitten in die Blumen einer Wiese, selbst als Blumen und Gabe des Himmels anzusehen, wie diese, harmlos eine Blüte zerpflückend oder wie im Traum mit den Händchen und Füßchen spielend. Wir kennen das Bild und das radierte Blatt als „Idyll". Will er den tätigen Mann darstellen, so bildet er ihn als sinnenden „Bauernkopf" mit den Zeichen des bäuerlichen Naturerlebens, oder als „Sämann" mit den zugehörigen Zeichen seiner Arbeit, seiner Hoffnungen und Sorgen, seiner Bemühungen und Erfüllungen. Beides Mal ist in vergeistigter Schlicht-

Digitized by Google

heit das Weſen Thomas als Kern dargeſtellt, der Mann im engen Reich ſeiner Aufgaben. Im Rahmen aber erſcheinen als begleitendes Spiel die Jahreszeiten mit ihren Symbolen, Getreidehalme mit reicher Ähre und über allem die Sonne, des Bauern unerſetzbare Helferin und Segenſpenderin. Oder er läßt den Bauern mit prieſterlicher Gebärde über das aufgebrochene Erdreich ſchreiten, den Samen auswerfend, der unter der Gunſt des Himmels, durch Regen getränkt, von der Sonne beglänzt, zur Ernte reift. Durch den mit Ochſen beſpannten Pflug, durch die ferne Kirche

Bauernkopf. Steindruck.

und den bewölkten Himmel uſf. drückt Thoma das Hoffnungsvolle und auf Gottes Hilfe Vertrauende, das unter religiöſen Mächten ſtehende Empfinden ſeiner Menſchen aus. Will Thoma gar eine Empfindung, einen Begriff künſtleriſch ſprechen laſſen, ſo weiß er dieſen mit ergreifender Bildhaftigkeit ſchaubar zu machen. „Liebe“, in der zwei Herzen ſich zuſammenfinden, um das Leben zu tragen, Sorge und Not zu überwinden, wird ihm zum Brautpaar im traulich umſchloſſenen Raum: „Raum iſt in der kleinſten Hütte für ein glücklich liebend Paar.“ Wie durch Blumen mit ihrem Duft, ſo verſchönt ſich das Leben in der Zweiſamkeit. Selbſt der Schnitter Tod mit der Senſe iſt machtlos; die Liebe entlarvt ſeine Gefahr und überwindet ihn. Sie gibt frohen Ausblick auf das Leben, auf die gewonnene Heimat der Herzen, die fromm ſich um die Kirche baut und vom Grau und Graus ungeordneten Lebens trennt. — Wenn der Heimatfriede von Gefahren bedroht wird, ſtellt ſich auf hoher Warte der „Talhüter“ an den Eingang des Tales und ſchirmt in mächtiger Runde mit ſtarker Hand das friedvolle Glück, den Frieden der Täler und Berge. Die höchſten Mächte wirken ſtill und ſtumm. — Oder Thoma will Bauernleben und -arbeit ſchildern. Da ſtellt er es in ſeiner Einfachheit und in ſeinen Geräten und Tieren unter dem „Vordach“ des Bauernhauſes dar, mit dem krähenden Hahn,

Digitized by Google

Schwarzwaldvordach. Radierung.

der früh morgens zur Arbeit ruft, mit der ſchnurrenden Katze, die behaglich in der Sonne ſitzt, mit den Hühnern, die über den Hof gackern, mit Karren, Senſen und Sicheln an der Hauswand, nötigenfalls auch mit Mutter und Tochter bei der Gartenarbeit und der weit ins Feld hinverſtreuten Mannheit. Gleichnishaft iſt die Tätigkeit des Landmanns in ſeinen Hausgenoſſen, in den Haustieren und Arbeitsgeräten zur Anſchauung gebracht. Das Überraſchende und Erſtaunliche einer Morgendämmerung, das Lautwerden in Ton und Farbe gibt Thoma im „Meereserwachen“ wieder mit dem Meerweib, das offenen Mundes und mit erhobenen Händen das Erglühen der aufgehenden Sonne und das Aufrauſchen der Wogen unter dem Sonnenſtrahl beſtaunt. Des Lebens Luſt und Schönheit in der Natur, ihre erhebende

Digitized by Google

Macht versinnbildlicht Thoma unvergleichlich schön und ergreifend in der Radierung „Sommerfreude". Das Blatt ist eine wundervolle Ausdeutung des Verses: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser schönen Sommerzeit." Das Paar, das von der erhöhten Bodenschwelle in das weitgebreitete Land sieht, das vom silberglänzenden Fluß durchzogen ist, macht uns das Erfühlen und Erschauen der Schönheit bewußt. Nicht umsonst deutet der Mann mit ausgestrecktem Arm auf den ruhig dahinziehenden Strom mit dem still dahingleitenden Kahn, während die Frau, in sich versunken, die Schönheit von Erde und Himmel in sich aufnimmt, dem Vogelsang lauscht und dem farbigen Gaukelspiel schwebender Schmetterlinge folgt, Stille im Herzen: Einheit von Naturleben und Menschengefühl, zur Harmonie gestimmtes Bewußtwerden von Natur und Geist. — Die Natur selbst mit ihrer erfrischenden und Sehnsucht weckenden Kraft wird zum schönen Schau- und Sinnbild, wenn Thoma in der „Quelle" deren Begriff in dreifache Anschaulichkeit zerlegt. Die Quelle selbst, die hellströmend aus dem Mutterboden der Erde rieselt, zeigt den Quellgeist als Nymphe mit der Gitarre in der Hand, während der kleine Liebesgott als schöpferisches Werde die Wasser rieseln und die Blumen sprießen läßt, um die musikerfüllte, blühende Schönheit anzudeuten, aus der die Liebe zur Natur hervorgeht. An der Quelle selbst bückt sich ein Jüngling zum Trunk nieder. Frische und neue Stärkung sucht und findet er; kraftvoll kann er auf neue Tat ausziehen. Auf dem benachbarten Hügel liegt der Jüngling und sieht voll Sehnsucht in die Zukunft und Ferne, wo sein Leben zergehen wird, wie der Quell im fernen Meer zerrinnt. — Auch die letzten Fragen des Lebens, der Tod und sein Geheimnis, werden durch Thomas Kunst volkstümlich schaubar gemacht. Der Tod geht an Alter und Not vorüber und folgt der Schönheit der Jugend mit grausamer Vernichtermacht (Radierung „Alter und Tod"). Er läßt auch die jugendliche Schönheit die letzte Wahrheit im Spiegel sehen: den Tod, der dem Prangen der Jugend und Lebensfülle sein Memento mori (Gedenke des Todes) zuruft, nicht als ein Schreckgespenst, sondern als eine letzte Wahrheit und Notwendigkeit. —

In diesen letzten volkstümlichen Anschaulichkeiten sind schon wiederholt nahe die Grenzen berührt worden, wo das Bild in das Sinnbild übergeht, und wo der leere Begriff und sein Sinn zum Bild und anschaulich wird. Eine reif werdende, nicht erschöpfte Kultur ist reich an solchen Sinnbildern. Die vom Geist gefundenen Begriffe verlangen nach Anschaulichkeit, Sichtbarkeit und Greifbarkeit, wie z. B. die kirchlichen Begriffe von Glaube, Hoffnung, Liebe, Erlösung, Leiden, Siegen, alle durch Sinnbilder seit den frühesten Zeiten veranschaulicht sind. Hier kommt die Sprache der Graphik dem schöpferischen Bildnersinn entgegen. Die Mittel der einfachen Linie, des Aztons, der Wechsel von Schwarz und Weiß regen die mit- und nachschöpferische Phantasie des Beschauers an, im krausen Spiel der Linien und Tonungen den geistigen Gehalt der Begriffe zu suchen, ihren Sinn zu finden und aus dem Zeichen den Geist wieder aufzubauen. So wird das zeichenhafte Bild zum Sinnbild und das Sinnbild zum Wegweiser für den geistigen Begriff und Inhalt.

Digitized by Google

Die Kunst des Mittelalters hat in den Handwerkszeichen und Hausmarken, die großen Künstler haben in ihren Stichen und Drucken eine Fülle solcher Sinnbilder geprägt, von den linearen Marken und Wappen an bis zu den vollkommenen, reichentwickelten Bildformen der Bucheignerzeichen, den Stichen und Holzschnitten usf. Die gelehrte humanistische Spätzeit hat diese Sinnbilder (Symbole) zu reichen Allegorien ausgebaut, deren oft krause Formwelt Geistiges zum Ausdruck brachte, während beim Sinnbild (Symbol) ein Geistiges zur Form geworden ist, und dadurch anschaulich, greifbar, begreifbar wird.

Thomas bildhaftes Denken hat eine ganze Reihe wundervoller persönlicher und allgemeingiltiger Sinnbilder geschaffen, die mit schönster Anschaulichkeit einen tiefen Lebenssinn verbinden. Zum ersten Male regt sich diese Gabe bei Thoma in überwältigender Fülle anfangs der 90er Jahre. Das herrlichste und literarisch freieste Bilderbuch Deutschlands, die „Federspiele“[1], sind eine reiche Folge von Sinnbildern der Freuden und Nöte des Lebens, wie sie von Freund H. Thode meist glücklich in den begleitenden Gedichten gedeutet worden sind. Kurz nach dem erstmaligen Erscheinen der (von C. Wallau, Mainz) lithographierten Ausgabe hat auf O. J. Bierbaums Anregung Rich. Dehmel sich von H. Thoma gerade das tiefste und persönlichste Sinnbild als Titelbild für seinen Gedichtband „Aber die Liebe“ erbeten: den „Rätselrachen“. Dehmel hat im Schlußvers der „Hieroglyphe“ den Kern dieses Bildchen getroffen:

Jedweder Rachen, drin Sehnsucht singt,
ist auch der Rachen, der sie verschlingt.
Aber ob rings von Zähnen umgiert,
Das Leben sitzt und jubiliert.

Thoma selbst hat in einer späteren Fassung die Zeichnung so gedeutet:

Vom Rätselrachen der Welt umfangen,
Sitzt die arme Menschenseele in Fürchten und Bangen;
Das Ungeheuer kann sie ja spielend verschlingen,
Und möchte doch jede ihr fröhliches Lebenslied singen.

Thoma hat sich dieses Zeichen zum „Familienwappen“ gewählt. Es sollte das Geheimnis seines bislang von Gefahr und Not umdrohten Lebens in sich schließen: Das Ungeheuer Leben droht das Einzelleben, die Seele, täglich zu vernichten. Aber das kindlich reine, der Gefahr unbewußte Seelchen wirkt in harmloser Unbekümmertheit sein Tagewerk: Es singt sein Lebenslied — trotz aller Nöte und Gefahren. So hat ja Thoma selbst durch 30 Jahre seines Schaffens hindurch im Gegensatz zu der ihm mit Widerstand begegnenden Mitwelt, in Ablehnung der ihm anderweitig zugemuteten

[1] Federspiele v. Thoma-Thode. Erste (lithogr.) Auflage bei Hch. Keller, Frankfurt a. M. 2. und 3. Auflage ebenda und in Frankfurter Verlagsanstalt, Berlin.

Digitized by Google

Meinungen nur sich ausgebaut und in seinem von keiner Kunsttheorie, von keiner Tagesmode, von keiner Richtungsvorschrift beeinflußbaren Werk mit harmlosem Frohmut das Lied seines Lebens in der wundervollen und starken Melodie seiner eigenen Kunst gesungen. Durch die unerschütterliche Festigkeit und Treue zu sich und zu dem ihm Eigenen hat er schließlich den Widerstand der Welt bezwungen und seine Gegner zu sich bekehrt.

Rätselrachen. Zeichnung.

Diese Geschlossenheit in sich und in seinem Schaffen hat Thoma auch in andern Sinnbildern schaubar gemacht. So vor allem in dem mannigfach abgewandelten „Symbol" (Leben im Stein, im Kristall) und ähnlichen Radierungen. In der ersten Form und zugleich in der allerweitesten Bedeutung taucht es in den „Federspielen" auch erstmals auf. Der Sinn dieses Bildes ist etwa folgender: Thoma liebte die Einsamkeit beim Schaffen und überhaupt im Leben. Er zog sich gerne vom zerstreuenden Leben der Geselligkeit in seine Arbeitseinsamkeit zurück und konnte auch in bewegter Gesellschaft einsam sein. Daher schließt er das Seelchen, das sein Lebenslied (zur Gitarre) singt, mit dem Gestänge der Kristallkanten ab. Auch die (in den spätern Fassungen) giftspeiende Schlange (der Kritik an Kunst und Leben) kann die harmlose Freude an seinem Schaffen (und Lied) nicht beeinträchtigen. Die goldgrüne Welt der Ringelblume (Thomas Lieblingsblume wegen des charakteristischen Schnittes der Löwenzahnblätter und des leuchtenden Scheines der goldenen Blüten oder der Silberkugel der Früchte), umblüht den Kristall mit dem Seelchen. Die erste Fassung dieses Motivs in den „Federspielen" zeigt einen Pentagondodekaeder (Fünfeckzwölfflächner) in einem durcheinanderrankenden Pflanzenwerk. Im Kristall steht ein fröhlich sich reckender Putto mit Schmetterlingsflügeln: die leichtbeschwingte Phantasie in der Ordnung des Gesetzes (Kristall) verhaftet. Um den Fuß des Kristalles ringelt sich die Schlange zum Kreis als Sinnbild des Ewigen. Also: die beflügelte Phantasie ist frei beweglich auch in der strengsten Haft des Gesetzes, und ihr Leben ist ewig. Wundervoll, wie die drei Stufen der Natur im leblosen Kristall, in der lebenden Pflanzenwelt und im frei beweglichen Geist verkörpert und versinnbildlicht sind.

Digitized by Google

Man kann bei der Durchſicht der Thomaſchen Radierungen faſt jedes fünfte Blatt als Sinnbild deuten, während die derber gedachten und gemachten Steindrucke durchweg mehr volkstümlich gehalten ſind. So z. B.: die 1904 entſtandene Algraphie: „Chaos“ (Es werde Licht). Was ſoll die Gott ähnliche Geſtalt mit der gebieteriſchen Gebärde in dem Kriſtall über den wogenden Waſſern ſagen? In allem Sturm und allen Wirrungen kann nur der ſtarke Wille und die Macht des Geiſtes Ordnung bringen, wie denn der Kriſtall geordneter Stoff iſt. — In dieſer Zeit war Thomas Schaffen

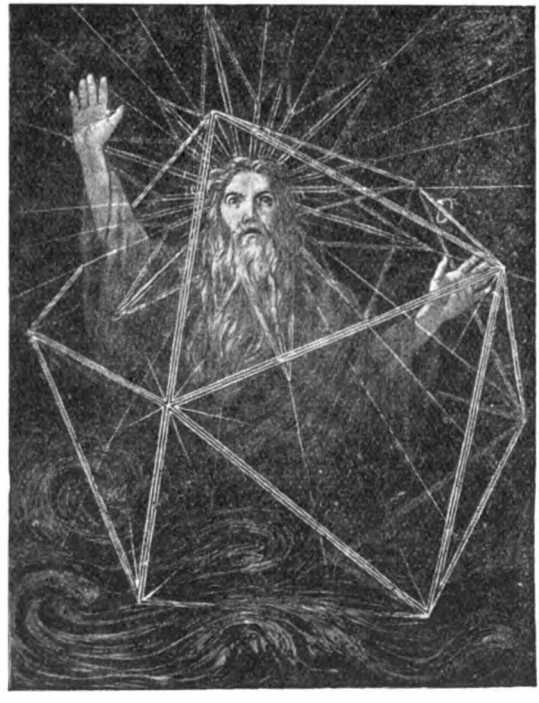
Leben im Stein. Zeichnung.

in der Graphik beſonders fruchtbar. Die vier radierten Tiſchkarten (die das häusliche Feuer bewachenden Greiſe, das Liebeszahlenrätſel, der von Glocken umläutete Blumenweg und das Roſenkränzchen aus den beiden vereinigten Herzen zur Hochzeit 1903) ſagen genug für die Symbole ſchaffende Kraft in Thoma. Vom „Roſenkränzchen“ ſagte er ſelber einmal: „Liebe iſt von Roſen umblüht. Sie durchduften das Ineinanderflammen zweier Seelen. Aber der Erfahrene weiß, daß den Roſen auch die Dornen nicht fehlen.“ —

Wie dieſe 4 Blätter aus dem perſönlichen Leben Thomas hervorgegangen ſind, ſo auch die zwei Faſſungen des Löwenzahnmännchens, das im Blättergehäuſe ſitzt und wohlumſchirmt ſein Lebenslied ſingt. Das war echter Thoma, von Feſtjubel umtönt an ſeinem 70. Geburtstag, als er ſeinen Dank für die ihn überraſchenden Ehrungen mit den Worten einleitete: „Ich kam ſelten aus dem Häuschen.“ Das aus dem Häuschenkommen war ſelbſt dann nicht der Fall, als der Künſtlerverein, deſſen Ehrenpräſident Thoma war, ein Eigenheim für viel Geld erwarb, was Thomas Billigung nicht fand. Er

Digitized by Google

hat seinen Bedenken in den drei farbig lithographierten Karten vom „Geldteufel", vom „Kater", der dem Kauf folgen würde, und von dem genügsamen Männchen im Blatthäuschen humorvollen Ausdruck gegeben. Er hat trotzdem die nachfolgenden Künstlerfeste durch köstliche Werbekarten nachdrücklich unterstützt.



Es werde Licht (Chaos). Algraphie.

Jedes Erlebnis wurde ihm zum Bild, zum Sinnbild. So auch der „Zornnickel" (1913), der am 26. Juli d. J. die Decke seines Wohnzimmers einschlug und ihn und seine Schwester unter der herunterbrechenden Zimmerdecke beinahe begraben hätte. Man muß nur die Erlebnisse kennen, um zu sehen, wie sich im Bild der geheime Sinn der Schöpfung verbirgt. Oft, ja meist, liegt eine lange Entwicklungszeit vor, bis die Endfassung ausgereift ist. Auf ein oder das andere Blatt sei noch hingewiesen. So z. B. auf die Radierung „Phönix" (1915). Gegenwärtig ist die aus der Antike bekannte Legende des aus der Asche sich erhebenden, sagenhaften Vogels Phönix, der sich zu neuem Leben aus der Asche aufschwingt. Damit hat aber die Thomasche Schöpfung gar nichts zu tun. Sie geht auf das Jahr 1902 zurück, als Thoma noch Mitarbeiter an der auf seinen Rat und unter seiner Mitwirkung neugegründeten Großh. Majolikafabrik zu Karlsruhe war. Um

Digitized by Google

die Wirksamkeit dieses Unternehmens in weitere Kreise zu tragen, wurde der „Verein der Majolikafreunde" gegründet. Thoma entwarf in der Mitgliedkarte den aus den Flammen über den im Feuer unverbrennlichen Salamander sich erhebenden Phönix, weil ja die feuchte Erdmasse (Salamander) durch die Glut zur edlen Majolika gebrannt, also veredelt wird. Der Majolikaverein ist bald nach 1909 eingeschlafen, und die Majolikafabrik ist während des Krieges fast völlig eingegangen. 1915 nahm Thoma das Thema der Mitgliedkarte für seine Radierung aufs neue auf und schuf das geheimnisvolle und sinnbildliche Blatt des Salamanders in den Flammen und des Phönix, der sich darüber erhebt, gemäß den Gluten, durch die Deutschland damals noch hoffnungsvoll während des Krieges schritt. Ähnlichen Erlebniszusammenhängen unterstehen die Blätter „Gretel im Grünen" (1915) und „Der treue Wächter" (1916), die auf das Liebeserlebnis einer mit Thoma befreundeten Dame zu deuten sind. Wundervoll ist auch „Die deutsche Flora" (1915) versinnbildlicht: Frau Cella Thoma, eine hervorragende Blumenmalerin, liebte es, auf den Spaziergängen mit ihrem Gatten eifrig Feldblumen für ihre Zwecke zu sammeln. Hatte sie eine reichliche Tracht, so durfte der Gatte sie nach Hause tragen. Daß er diese Schiebung nicht übel nahm, zeigen die lieblichen Blumengeisterchen, die über der Bürde des Grautieres sich im fröhlichen Reigen schwingen.

Einen ganzen Zyklus solcher Sinnbilder hat Thoma unter dem Eindruck des Weltkrieges und des sich daran anschließenden Umsturzes geschaffen. Mit „Glaube, Hoffnung und Liebe" leitet er ihn (1919) ein; dann folgen „Gottes Auge" über der Erde, die unter Blitz und Wettern säende „Hand", die „Friedensglocke", die den ambrosianischen Lobgesang über den „Friedensengel" anstimmt, die „Einigkeit" von Nord- und Süddeutschland, das nun vom einigenden Ring umschlossen ist, und die „Meduse" des Krieges überwunden hat. Nun kann die „Welt-Liebespostvereins-Freimarke" Verwendung finden und der gute Hirte seine Herde um sich sammeln. Alle diese Blätter sagen für den Miterleber dieser Zeit und den Beschauer dieser Bilder deutlich genug, aus welcher Gesinnung Thoma die furchtbaren Ereignisse jener Tage ins Bild formte und zum Sinnbild gestaltete, um sich von den Eindrücken zu befreien und seinen Hoffnungen Raum zu geben. In der katastrophalen Zeit der Aushungerung Deutschlands und des berüchtigten Hamsterns hat Thoma still für sich den Verkehr mit der so unentbehrlichen Bauernwelt durch zwei Briefmarken charakterisiert, den „Bauernköpfen", die nie in den Handel kamen oder sonstwie bekannt geworden sind.

Je mehr Thoma in die 80er Jahre hineinwuchs, je mehr ihm vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges Leben wie aus der Ferne durch Geist und Sinn ging, umsomehr formte sich all sein Schauen ins Bild, wurde Sinnbild. Um die Wende seines 80sten Jahres drängte es ihn, das Geheimste und Tiefste seines Erlebens und Schauens zum Ausdruck zu bringen. Seit 1917 entstanden seine letzten sinnbildlichen Schriften: „Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele" (1917), die „Seeligkeit nach Wirrwahns Zeit" (1918), die „Wege zum Frieden" (1919) mit dem gleichzeitig erscheinenden „Winter des Lebens" — das Bild seines

Digitized by Google

Lebens — und zuletzt das „Jahrbuch der Seele" (1922)[2] — alles Bücher von symbolischem Gehalt in volkstümlicher Gestalt mit der Wendung ins Religiöse. Das religiöse Verhältnis zur Welt ins Sinnbild zu übersetzen, war Thoma eine jetzt besonders ernste Angelegenheit geworden, wenn auch sein ganzes Schaffen stets aus ethischen Quellen gespeist wurde. Er hat es in den heitern, harmlosen Blättern aus der Antike bekundet, als die Welt ihm noch nicht mit den heftigen Interessekämpfen erfüllt schien und das Paradies der Menschheit gewissermaßen noch nahe war. Er hat es in der stattlichen Reihe der ernsten Blätter zum Christentum ausgeprägt, um auf die Liebesmacht und Leidensfähigkeit hinzuweisen, die durch das Christentum in die Welt eintraten. Er hat in seinem ganzen gemalten und graphischen und schriftlichen Werk der Welt den Frieden zu geben versucht, der aus der Welt geflohen zu sein schien. In den Jahren des salomonischen Alters wendet sich also das Schaffen des Meisters in betonter Weise dem Religiösen zu. Nicht dem Konfessionellen, sondern den tiefen Fragen des Menschlich-Endlichen zum Geistigen und Unendlichen. Auch seine rein naturhaften Gestaltungen werden religiös durchströmt. So ergab die Schweizer Reise 1904 schon den „Bergpsalm" im Blick vom Pilatus in das Berner Oberland. Thoma hat damit Stimmungen aus seiner Jugendzeit wieder aufgenommen, denen zufolge große Eindrücke des Hochgebirges wie erhabene Psalmenpoesie auf ihn wirkten. 1917 hat er dann im „Lauterbrunnertal", in „Blümlisalp", „Bergsee", „Silberhorn" usf., „Zugspitze" die Eindrücke seiner Alpenfahrten malerisch und graphisch ins Werk gestaltet und nach dem Urteil aller Kenner damit eine neue Art von Hochgebirgsdarstellung geschaffen. Er hat sich aber auch mit den höchsten und letzten Fragen über das Wesen einer Kunst befaßt, wie die seltsamen Radierungen „Seepferdchen" (1917) I—III beweisen. Sie sind aus einem Gespräch mit einem Musiker hervorgegangen, während dem das Wort fiel: Kunst im höchsten Sinn ist nicht in Worten faßbar. Soll der Begriff Kunst in Worte gefaßt werden, so zerplatzt der Begriff, wie die schillernde Seifenblase zerspringt, wenn sie berührt wird. Kunst liegt zwischen dem Geistes- und Sachreich, ebenso wie die Seepferdchen dem Ansehen nach zu den Säugetieren und dem Wesen nach zu den Fischen gehören. Der Kreis zwischen den Seepferdchen versinnbildlicht die Seifenblase. In der Folge gab Thoma bildhaft symbolisch Antwort auf die Fragen: Was ist Glück? Was Erkenntnis? Was Natur, was Mythos? Sie sind künstlerisch beantwortet worden in den Radierungen: „Das Glück" (B 257), in „Der Berggeist" (B 259 und 289) usf. Sehnsucht (B 260) und Wahn (B 258)[3] sind die Angeln, in denen sich das von Gefahren umbrandete Leben bewegt, das von Unerklärlichem umgeistert ist. Was ist Leben, was Tod? Gottesmächte leiten alles. Liebe ist der Friedensstern. Christus, die mit Dornen gekrönte Liebe,

[2] alle im Verlag Eugen Diederichs, Jena.

[3] B 257—295 = Beringer, Radierungen v. Thoma, München, F. Bruckmann.

Digitized by Google

siegt über Tod und Leben. Das Leben mit der Vielgestalt seines Auf und Ab (Midgardschlange, B 295) umschließt alles. Ewiges Leben ist das Gesetz, dem sich alles einordnet. Ordnung und Kristallklarheit ist Wehr und Waffe. Geordnetes Denken, Fühlen, Empfinden ist der Weisheit letzter Schluß. Thomas letzte Werke klingen in Goethes Anschauung aus:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.
Das Unbeschreibliche hier ists getan."

Die Fastnachtsbuben in Brunndorf-Ostgalizien.

Mitgeteilt von **Alfred Karasek**, Biala.

In der deutschkatholischen Gemeinde Brunndorf bei Grodek Jag. in Ostgalizien herrschte um 1910 herum noch der Brauch, daß in der Fastnachtszeit die Jugend von Haus zu Haus zog und dabei ihre Sprüche aufsagte. Der Brauch soll im Folgenden genauer beschrieben werden, doch möchte ich hier erwähnen, daß einige Jahre vor der Aufzeichnung der Lehrer der dortigen deutschen Privatschule, die heute schon poloniſiert ist, den Versuch machte, den Brauch etwas zu ändern. Da bekam er aber von den Eltern der Schulkinder die kurze Antwort: „Das hun unsre Großeldre schun gemacht, das hun mer selwerscht ach getan, warum solle unsre Kinner das net aach mache?" Und so blieb es beim Alten.

Schon einige Wochen vor Faschingsdienstag gab es bei den größeren Schulmädchen allerlei Pläne. Denn wollten sie am Faschingsdienstag die „drei erschte Tänz" mittanzen, so mußten sie einem Fastnachtsbuben einen Strauß an der Kappe befestigen, mußten ihre Wahl treffen. Und es kam dabei oft vor, daß ein Bursch von zwei, drei Mädchen den Strauß bekam, während andere wieder leer ausgingen und dann beim Singen nicht mithalten durften. Am Fastnachtsmontag, am Abend, wurde dann von dem Mädchen dem Burschen ein Sträußlein an die Kappe gesteckt und wer keines bekam, der durfte dann am nächsten Tage nicht mittun. Am Faschingsdienstag in der Früh versammelten sich die Buben, die ihr Sträußchen bekommen hatten, in der Schule. Jeder hatte einen Holzsäbel um, der in einer Papierscheide steckte, dann wurde noch aus einer Konservenbüchse eine Handkassa gemacht, die der älteste der Buben übernahm, der auch gleichzeitig das Kommando hatte. In Zweierreihen stellte man sich auf und zog ganz militärisch von Haus zu Haus. In der guten Stube stellten sich dann die Buben auf, zogen ihre Holzsäbel und sangen ihr Lied:

„Hahn, Appelhahn,
Die Fastnacht is schon an,
Da komme mer Fastnachtsbüwelcher
Un singe e Fastnachtsliederche.

Digitized by Google

Petrus is e brawer Mann,
Der de Himmel zuſchließe kann:
Schließ ſe alle zu gleiche,
De Arme un de Reiche,
Stell de Leter an de Wand,
Schneid e Stick Speck, ſiewe Elle lang;
Hand voll Mehl for Nudelſupp ...
Die Preußze ſin ſchon zugeridde,
Sin vom Pferdche ſtehn gebliewe,
Dachten hin un dachten her
Von dem Pulver und dem Blei.
Awer als ſie es hun vernomme,
Daß die Franzoſe wolle komme
Eener zu dem anre ſpricht:
Kuraſchöſe laß uns nicht.
Herren hält die tapfre Brider!
Loß ſe laafe, is uns liewer,
Loß ſe laafe, wie ſe wolle!
Ohne Strümp un ohne Sohle,
Ohn Gewehr un ohn Torniſter
Laafe die Preißze, wie Horniſten,
Is das keene Sind un Schand
Vor das ganze Vorderland?
Alle Sonndags könne ſe laafe,
E großze Hand zu nahe, (?)
E großze Hand zu nichts;
Bleib zu Haus und ſei zu nichts.

Nun tritt der erſte Bub vor und ſpricht:

Ich hör die Schlüſſel klinge
Un mecht mer eppes bringe:
E Gläsche Wein
Un drei gude Prezelein.

Der zweite Bub ſpricht:

Herr bring e Saukopp,
Die Hoore ſin ſchun rausgeroppt;
Herr bring e Kann voll Wein,
Daß die Faſtnachtsbüwelcher recht luſtig ſein!

(Dabei ſtampfen alle mit dem rechten Fuß feſt auf den Boden.)

Der dritte Bub ſpricht:

Fuchs ſpring iwers Loch
Nach e krumme Gailskopp,
Spitz die Ohre
Un ſchleif die Schlan (? oder Zähn).

Digitized by Google

Der vierte Bub spricht:

Die drei erschte Tänz sin mein,
Wenn ich paar Kreizer hun
Trink ich e Gläsche Wein."

Dann gibt ihnen der Wirt einiges Geld in die Büchse und sie ziehen in das nächste Haus. Haben sie so das ganze Dorf abgegangen, so wird das Geld abgezählt, das Schulzimmer ausgeräumt, ins benachbarte ruthenische Dorf um die Musik gegangen und für den Rest des Geldes Schnaps gekauft. Punkt zwei Uhr nachmittags wurde dann mit dem Tanz begonnen. An den ersten drei Tänzen durften aber nur die Fastnachtsbuben und die Mädchen teilnehmen, die ihnen die Sträußchen angesteckt hatten, erst dann durfte auch die übrige Schuljugend mitmachen. — Später stellten sich auch die älteren Burschen und Mädchen ein, ebenso die Eltern der Kinder. Die saßen ringsherum an den Wänden auf den Schulbänken und schauten zu, brachten den Kindern auch „Faschtnachtskücheljer" (= Krapfen) mit als „Zubeiß" (= Imbiß). Das dauerte bis gegen sechs Uhr abends. Dann kamen die großen Burschen und Mädchen dran, und die Fastnachtsbuben, wie auch alle Schulkinder mußten nach Hause. Die älteren Burschen verhandelten mit der Musik, und wenn man sich im Preise geeinigt hatte, ging der Tanz weiter, bis zwölf Uhr Nachts, dann stand der Scholles (= Schulz, Gemeindevorsteher) auf und erklärte, daß es Aschermittwoch und jede Tanzunterhaltung verboten sei. Damit hatte die Fastnacht ihr Ende. Am Aschermittwoch aber schwitzten die Mädel, die Tags vorher die drei „erscht Tänz" mitgetanzt hatten, beim Waschen des Fußbodens im Schulhaus.

Dieser Brauch ist so niedergeschrieben, wie er mir von einem gebürtigten Brunndorfer, der jetzt in Przemysl Schuster ist, mitgeteilt wurde. Die Verse scheinen manchmal bruchstückartig zu sein, werden aber als ein Ganzes von den Kindern hergesagt. Sie wurden bestimmt nicht durch die Schule oder sonst wie ins Dorf eingeführt, sondern sind mitgebracht worden. Ob der Brauch auch noch heute geübt wird, weiß ich nicht, vor dem Kriege war er noch üblich.

Bären-Hochzeit

von Dr. Eugen Kagarow, Prof. a. d. Universität Leningrad.

Der Brauch, eine Jungfrau der Gottheit als Braut zu opfern, ist bei vielen Völkern der alten und der neuen Zeit verbreitet. Man erinnere sich nur der Gebräuche unter den Indianern von Peru, die Vermählung einer vierzehnjährigen Jungfrau mit einem Steingötzen zu feiern. Die Jungfrau hat in Keuschheit zu verbleiben und gilt als der Gottheit — für das Volk — geweiht. (Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum 1910, 3 ff.) Ihr wurden die höchsten Ehren erzeigt, und sie wurde für göttlich gehalten.

Digitized by Google

(Frazer, The Magic Art. II, 146). Ähnliche Einrichtungen finden wir bei den Indianerstämmen (Huronen, Algonkinen usw., Frazer, 146 ff.). Nicht selten wurde der Tod der der Gottheit geweihten Braut als ein Zeichen dafür angesehen, daß die Gottheit die Braut zu sich genommen habe (ebenda 151; Fehrle a. a. O. ff.). Jedoch wird die Braut öfters zu dem Zweck geopfert, um sie für immer mit dem göttlichen Bräutigam zu vereinigen.

Als die Araber Ägypten eroberten, fanden sie dort einen Gebrauch vor, laut welchem die Ägypter, während des sich alljährlich wiederholenden Austritts des Nils aus den Ufern, eine Jungfrau in feierkägliche Gewänder hüllten und als Opfer in den Nil warfen, damit die Überschwemmung in weitestem Maße stattfinde (Frazer 151).

In China wurde unter der Dynastie Tan (618—907 nach Chr.) die Sitte ausgeübt, eine Jungfrau einmal im Jahr dem Gelben Flusse zu vermählen, indem sie in demselben ertränkt wurde. Zu diesem Zweck suchten die örtlichen Zauberer die allerschönste Jungfrau aus, die nur gefunden werden konnte, und führten selbst das Vermählungsritual aus.

Auf den Malediveschen Inseln (im Indischen Ozean, westlich von Ceylon), bestand nach den Aussagen des bekannten arabischen Forschers Ibn-Batutah der Gebrauch, eine Jungfrau als Braut den See-Geistern zu opfern (Frazer a. a. O. 153, f.). Ähnliche Beispiele könnten in großer Menge genannt werden (Frazer, II, 155 ff.; A. C. Kruijt, Het animisme in den indischen Archipel, Gravenhage, 1906, S. 191).

Ich möchte hier einen Fall aus der neuen Zeit anführen, und zwar aus Ost-Europa, um zu zeigen, welch tiefe Wurzeln die Ausübung primitiver Gebräuche in der Volksmasse gefaßt hat, und beschreibe deshalb einen Vorfall aus dem Gebiete Olonetz, im Nord-Westen des Europäischen Rußlands[1]: Die Bauern des Dorfes „Woronje Pole" hatten viel unter den Überfällen der Bären, die ihr Vieh vernichteten, zu leiden. „Man muß eine Jungfrau dafür verpfänden", meinten die Alten. Die Mädchen im Dorf erhoben ein Geheul, und die verheirateten Frauen stimmten ein Klagen und Jammern an. Die Alten waren jedoch davon nicht abzubringen. „Man muß gewissenhaft handeln, wie es vor Alters unsere Väter taten." — „Die Allerschönste unter den Jungfrauen". — Es wurde das Los geworfen, dies fiel auf eine gewisse Nastja.

Das Mädchen verliert den Kopf vor Angst, wirft sich auf die Erde und stöhnt: „Brüderchen, liebster, laß mich nicht verderben." Die Dorfbewohner beginnen jedoch der „Bären-Braut" eine ganze Aussteuer vorzubereiten und fangen an, die Braut zu schmücken. Mit Gewalt werden ihr die Kleider angetan, und unter Geheul, Gejammer und Gesang wird sie in den Wald geschleppt. Das Mädchen wehrt sich verzweifelt, versucht sich loszureißen und heult. Bei der Bärenhöhle wird Halt gemacht. „Verzeih schon, Nastjachen! Sei dem Bären zu Gefallen! Tritt für uns ein, du unsere Ernäherin, verhindere es, daß wir bitteren Todes sterben!"

[1] Im weiteren folge ich der Beschreibung von N. Brykin, Korrespondent der Zeitung „Leningradskaja Prawda", vom 22. August 1925, Nr. 190.

Digitized by Google

Das Mädchen wird mit Stricken an eine Fichte gebunden. Darauf wird von ihr Abschied genommen; man bekreuzt sich, und das Mädchen wird gebeten — es ihnen nicht nachzutragen. Es gilt ja das allgemeine Wohl!

Nastja heult und jammert auf's Entsetzlichste. Alle sind weggegangen und haben sie allein im finsteren Wald zurückgelassen. Das Mädchen reißt sich los, macht sich von den nicht allzu starken Fesseln frei und läuft in's Nachbardorf.

Als nachher die Alten des Dorfes während der Gerichtsverhandlung gefragt wurden, wo sie solche Gesetze, einen Bären mit einer Jungfrau zu vermählen, her haben, antworteten sie: „Wir taten es auf Grund unseres alten Gebrauches. Von alters her herrscht diese Sitte. Sonst haben wir keine Ruhe vor den wilden Tieren. Daher stellen wir so eine Art von „Bärenhochzeit" an, um den Bären zu versöhnen.

Bezeichnend in dieser Schilderung sind Einzelheiten, wie z. B. das feiertägliche Gewand der verurteilten „Bärenbraut" (vgl. Gay apparel, adorning bei Frazer 151, 153); die Motive des Sichaufopferns für das allgemeine Wohl (vgl. sacrificed for the people, Frazer, 146), und das Hervorheben der uralten, rituellen Herkunft dieses Gebrauches.

Diese Sitte hat ihren Abklang gefunden in verschiedenen Mythen und Märchen von der Vermählung einer Jungfrau mit einem Bären, die eine weite Verbreitung bei vielen Völkern haben, (siehe Bolte- Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, II, Nr. 91, S. 297—318; reiche Materialien meiner eigenen bibliographischen Sammlung für die Völker der U. d. S. S. R.).

Professor L. Sternberg (Etnografia, Moskau, 1927, Nr. I, S. 39) sieht in dem russischen Beispiel der rituellen Bärenhochzeit eine Art „heiliger Hochzeit" (hieros gamos) mit sakramentaler Wirkung.

Meiner Meinung nach haben wir es hier mit einer typischen hilastischen oder euergetischen (nach Fr. Pfister's Terminologie) Opferdarbringung zu tun, wie in den analogen griechischen Mythen von Andromeda und Hesione (Frazer, II, 163); F. Schwenn, „Die Menschenopfer bei den Griechen und Römern RGVV, XV, 3, 135).

Über Ehen zwischen Frauen und Göttern, siehe E. Fehrle, Die kult. Keuschheit im Altertum 3 ff., 85 ff., 215 ff., Frazer, The Magic Art. II, 1913 = The Golden Bough, Part. I, p. 120—170) —.

Digitized by Google

Mitteilungen

Überblick über Zeitschriften, mit denen die Oberdeutsche Zeitschrift in Verbindung steht

1. Aus oberdeutschem Kulturgebiet (1927).

Mein Heimatland, Badische Blätter für Volkskunde, ländl. Wohlfahrtspflege, Familienforschung, Heimatschutz und Denkmalspflege hrg. v. H. E. Busse, Karlsruhe, G. Braun, 352 S.

Max Walker, Osterbräuche im badischen Frankenland 81 — 85; Ders. Binseneier, 85 f.; G. Graef, Osterbräuche in Adelsheim 87; W. Zimmermann, Über Osterpalmen in Baden 88 — 95; O. Beil, Wünschen, Hoffen und Glauben im Osterkreis 96 — 101; W. Albiker, Alte Bräuche in Schwerzen 101 — 105; K. Schreiber, Namengebung auf dem Dorfe 152 — 154; Max Walter, Der Gangolfsritt in Neudenau 190 — 192; K. Herbster, Us em Markgröfler Rebland 241 — 245; F. Fischer, Bammerthüüsle im Markgräflerland 248 — 252; W. Fladt, Der Weinbau im Breisgau 261 — 270; L. Heizmann, Weinbau und Weinbräuche des vorderen Kinzigtales 271 — 277; K. Zinkgräf, Weinheimer Weinsagen 288 — 290; Max Walter, Von Weinbauernhäusern, Faßböden und Träubelesbildern im bad. Frankenland 291 — 295; A. Dümmler, Mond und Rebe 298 — 301; Max Walter, Der hintere Odenwald im bad. Volkshumor 321 f.; G. Hupp, Volksglaube und Wetterregeln 339 f.

Badische Heimat, Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalsschutz, 14. Jahrgang, 1927: Mannheim, im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat hrg. von H. E. Busse, Karlsruhe, G. Braun, 288 S. mit vielen Bildern.

Dieses Heft zeigt die vielseitige Kultur der Stadt Mannheim. An Volkskundlichem sei erwähnt: W. Liepelt, Die Mundart von Mannheim, 248 — 254; H. E. Busse, Der Mundartdichter Hanns Glückstein 257 — 265; De Mannemer Schloßgarte unn unser Kipp, Buwe-Erinnerunge vun Glückstein mit luschtige Bilder vun Zenta Zizler 271 — 276; Liese Behr, Volkskundliches aus Mannheim und seinen Vororten 277 — 280.

Die Ortenau, Mitteilungen des historischen Vereins für Mittelbaden, hrg. v. Dr. Batzer, 14, 1927, Offenburg 176 S.

W. Zimmermann, Beiträge zur mittelbadischen Volkskunde aus Friesenheim 127 — 140; O. A. Müller, Steinkreuze in der Umgebung von Bühl mit einem Anhang über die Steinkreuzforschung 154 — 172.

Weinheimer Geschichtsblatt, hrg. im Auftrage des Stadtrats der Stadt Weinheim von Karl Zinkgräf 16. S. 167 ff. und 175.

Die Angaben Zinkgräfs über Einwohner Weinheims in früherer Zeit sind für die Volkskunde, besonders bei Beurteilung der Dauer des Volksbrauchs, gute Unterlagen.

Digitized by Google

Der Wartturm, Heimatblätter für das badische Frankenland, hrg. von Emil Baader, Buchen, Verlag Presseverein Buchen, 1. Jahrgang 1925/26, 57 S. 2. Jahrgang 1926/27, 65 S.

Diese Heimatblätter erscheinen als Zeitungsbeilage, sind aber auch nach Jahrgängen gesammelt zu beziehen. Sie enthalten viele kleine Beiträge zur Volkskunde. Aus dem 1. Jahrgang nenne ich: Max Walter, Der Blecker von Buchen 3 f.; Derselbe, Odenwälder Lautausdeutungen 7 f.; G. Heybach, Der Sarg zu Schwabhausen 16; M. Walter, Von der Buchener Fastnacht 20; Derf., Frühlingsbräuche im Odenwald 24; S. 25—32 wird über das Bezirksmuseum Buchen gehandelt; J. Künzig, Das Todaustragen und das Peterspringen im badischen Frankenland 34 f.; A. Wittemann, Sitten und Gebräuche aus Landenberg 39 f.; E. Kuhn, Bilder und Sagen aus Reinhardsachsen 43; K. Eckenfels, Sitten, Sagen, Volks- und Kinderlieder aus Waldstetten 46—49. 2. Jahrgang: M. Walter, Das Spiel vom Christkind im hinteren Odenwald 9 f.; Derf., Die Dreikönigsbuben im hinteren Odenwald 13 ff.; H. Eckstein, Walldürner Lebküchnerei 27 f.; E. Scholl, Die Mudauer Klapperbuben 28; K. J. Müller, Altheim im Bauland 32 ff.; K. Kuhn, Sitten und Gebräuche, Sagen, Kinderlieder aus Altheim 38 ff.; L. Bopp, Aus meiner Odenwälder Sagenmappe 45 ff.; W. Eberhard, Volkskundliches aus Krautheim 55 f.

Der Katzenbuckel, Heimatblätter für das Neckartal, den Winterhauch und den kleinen Odenwald, Beilage der Eberbacher Zeitung, hrg. von G. Heybach, Eberbach, 2. Jahrlauf 1927. Nr. 2: Layer, Odenwälder Totenbräuche; Heybach, Der Steinkauz als Totenvogel; Nr. 6: Fastnachtsbräuche aus dem Odenwald.

Heimatblätter Triberg, Burg und Stadt, Herrschaft, Amtsbezirk und Dekanat in Wort und Bild, nach geschichtlichen Quellen dargestellt von Pfarrer Konrad Kaltenbach in Aasen 128 S.

Kaltenbach hat das Verdienst, viele Urkunden über die Geschichte seiner Heimat ans Licht gebracht zu haben. Er weiß in seinen volkstümlich geschriebenen Blättern in weiten Kreisen Sinn für Heimat und Volkstum zu wecken. Wer sich mit der Volkskunde der Triberger Gegend abgibt, wird diese Blätter mit Nutzen heranziehen, weil sie die geschichtlichen Grundlagen für manche volkskundliche Erscheinung geben, wie Abgrenzung von Sitten und Mundart. Die Blätter enthalten auch verstreut Beiträge zur Volkskunde.

Schwarzwald, Oberrhein und Bodensee, offizielles Nachrichtenblatt des Verkehrsvereins für den Schwarzwald und der Photographischen Gesellschaft „Schwarzwald", Sitz Freiburg i. B., 2. Jahrgang, 1927. Enthält gute Photographien aus dem badischen Land.

Tuttlinger Heimatblätter herausgegeben vom Bezirksausschuß Tuttlingen (Württemberg) für Denkmal- und Heimatpflege, 1924 ff. An volkskundlichen Arbeiten sind zu nennen: Th. Unger, Der Veitsmarkt in Mühlheim 2, 1924, 12 f.; Reinert, Von unsern Zünften, ebenda 30—35; Hugo Ganter, Die Pestkreuze auf der Gemarkung Emmingen ab Egg, 3, 1925, 8—12; E. Rebholz, Die Kunt, ebenda 32 f.; A. Pfeffer, Das Eustatiuskirchlein bei Seitingen, 4, 1925, 26—32; Hausinschriften im Bezirk Tuttlingen, 5, 1926, 26—31; Bertsche, Abraham a Sancta Clara, ein Schwabe, 6, 1927, 13—17.

Deutsche Gaue, Zeitschrift für Gesellschaftswissenschaft und Landeskunde, Anleitungen zu Beobachtungen und Forschungen in der Heimat hrg. von Oberpfarrer Dr. Chr. Frank in Kaufbeuren.

Die Deutschen Gaue enthalten neben einigen größeren Aufsätzen eine Menge kleiner Beiträge zur Volkskunde und Anregungen zum Sammeln und Verarbeiten.

Digitized by Google

Sie alle aufzuzählen würde Seiten füllen. Ein eingehendes Stichwortverzeichnis am Schlusse eines jeden Bandes erleichtert dem Forscher die Benutzung dieser in ihrer Art einzigen und trefflich geleiteten Zeitschrift.

Bayrischer Heimatschutz, Zeitschrift des Bayrischen Landesvereins für Heimatschutz — Verein für Volkskunst und Volkskunde — in München. Jubiläumsausgabe. Hrg. v. J. M. Ritz 23. Jahrgang, München 1927, 219 S.

A. Spamer, Die Bedeutung der Volkskunde für die Gegenwart 4—10; H. Karlinger, Grenzen der Volkskunst 10—17; W. Kriechbaum, Zwei altbairische Liederhandschriftbücher 18—28; F. Pfister, Bild und Volksglaube 29—34; R. Kritz, Votivgaben beim heiligen Koloman 35—42; G. Schnürer, Das Kümmernisproblem in Bayern 43—57; J. M. Ritz, Das Fichtelgebirgs-Museum zu Wunsiedel 58—73; K. Lohmeyer, Goldene Kälber und Goldsärge in den Sagen des Westrichs 85 f.; K. Gröber, Das deutsche Holzspielzeug des 18. nd 19. Jahrhunderts 87—97; Th. Hampe, Aus den Nürnberger Malefizbüchern 98—111; F. Lüers, Hausbücherei als Quellen für Mundartforschung und Heimatkunde 112—116; H. Schraibmüller, das lateinische Wort item im Deutschen Volksmund 117—122; H. Marzell, Die Hasel im bairischen Volksglauben 123—126; O. Blümel, Von der Fasenacht im Werdenfelser Land 127—134; H. Naumann, Studie über das Schnaderhüpfl 135—138; Ph. M. Halm, Der Moriskentanz 138—155; St. Ankenbrand, Volksliedforschung in Bayern 194—203.

Blätter zur Bayrischen Volkskunde, hrg. im Auftrag des Vereins für bayrische Volkskunde und Mundartforschung von Fr. Pfister, Heft 11, 1927, Würzburg, 76 S.

Albert Becker, Zur Frühgeschichte der Pfälzer Volkskunde 1—7; E. Christmann, Von der rheinfränkisch-südfränkischen und der pfälz.-lothring. Sprachgrenze in der Pfalz 7—12; K. Kleeberger, Haar auf der Zunge, 12—14, 73 f; K. Kleeberger, Hechelnde Hast 14 f.; F. Beyschlag, Zur Geschichte eines mittelalterl. polit. Schlagwortes (die stiel ston auf den benken) 16—19; Alb. Becker, Heimatboden und Mutter Erde 19—24; Fr. Pfister, Der Glaube an das „außerordentlich Wirkungsvolle" (Orendismus) 24—48; R. Arbesmann, Fasten im antiken Zauber 48—50; F. Heeger, Merkwürdiges aus der Säuglingsbehandlung des pfälzischen Volkes 50—55; H. Gießgen, Mitteilungen aus einem Brauchbüchlein aus Erlenbach bei Dahn 55 f.

Bayrische Wochenschrift für Pflege von Heimat und Volkstum hrg. von Fr. Lüers, 5. Jahrgang 1927, 312 S.

M. Busch, Von den Tieren im Volksglauben 3 f., 12 f., 19 f.; L. Fergg, Die Rieser Tracht 9; F. Lüers, Volkstümliche Spiele, Feste und Tänze 17 f. 25—27; M. Busch, Der Kalender des Aberglaubens von S. 27—147 öfters; E. Christmann, Aus der Werkstatt des Rheinpfälzischen Wörterbuches (Glitsche, schleise, schleimere) 33 f.; Wachter, Bomberger Land und Leute 41 f.; F. Lüers, Ostern 105—107; Alb. Becker, Schnaderhüpfeln 241—3; Cassel, Gräbersymbolik 251—3; Erhard, Berchtesgadener Gebräuche und Sitten 308—10. Dazu mehrere Beiträge über Tracht.

Blätter für Heimatkunde, herausgegeben vom historischen Verein für Steiermark, 4. Jahrgang, 1926, 96 S. Schriftleitung: H. Wutschnig.

F. Byloff, Der Blaubart von Groß-Lobming, 1—6; K. Reiterer, Steirische Leichenbräuche, 14—16; Elmar Schwarz, Neujahrswünsche aus dem Burgenland, 29—31; O. Lamprecht, Flurnamen und Landname, 45—47; J. Tippl, Das Maibaumschneid'n im Mürztal, 47 f.; J. Peisker, Tvarog, Jungfernsprung und Verwandtes, 49—57; H. Waagen, Ein Dokument über Frauenberg (Volksglaube),

Digitized by Google

60 — 62, 78 — 80; J. Röger, Kurze religionsgeschichtliche Skizze zu einem Pestdenkmal bei Neudorf ob Wildon, 74 — 76; F. Byloff, Der Ausklang der Zaubereiprozesse in Steiermark 77 f.; 94 — 96. 5. Jahrgang 1927, 96 S. H. Rohrer, Das Rasendach 11 f.; O. Lamprecht, Der tote Mann 12 — 16; H. Rohrer, Zur bäuerlichen Pflanzenkunde 29—32. 47 f.; R. Maier, Diebsweg oder Tiefeck 57—59; J. Roeger, Über das Motiv der Steinverwandlung in den einheimischen Sagen 60 — 64; M. Liebenfelß, Die Mitternachtsmesse 76 — 80; A. Klein, Der Kreuzweg im deutschen Volksglauben 93 — 96.

Tiroler Heimat, Zeitschrift für Geschichte und Volkskunde Tirols hrg. v. H. Wopfner, 9, 1927, Verlag Tyrolia, Innsbruck 70 S.

H. Wopfner, Wallfahrtsort und Volkskunde 5 — 19; Derf., Die Anfänge der Baumwollindustrie in Tirol 58 — 63.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde, hrg. vom Verein für Volkskunde Wien, geleitet von Mich. Haberlandt, 32. Jg. 1927. 108 S.

A. Mailly, Der Hernalser Eselritt 1—5; G. Kodek, Das Dagischiaßn 6—8; J. Bielz, Eine „Habaner" Töpfersiedlung in Siebenbürgen 8 — 13; R. Zoder, Hochzeitsbrauch im Salzkammergut 14; L. Höfer, Wiener Kinderglaube 29 — 44. 78—93; R. Friedmann, Die Habaner in der Slowakei 45 — 55; Bothar, Ursprung v. Vad Taßmannsdorf im Burgenland 55 f; K. Spieß, Ein alter Hochzeitsbrauch im Salzkammergut im Lichte myth. Überlieferung 67 — 73; A. Haberlandt, Das Kärntner Heimatmuseum 73 — 78.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde unter Oberleitung von Hoffmann-Krayer, hrg. von H. Bächtold-Stäubli und J. Roux 27, 1927, 227 S.

R. Hallo, Vom Vogt von Wolfenschießen, dem mit der Axt das Bad gesegnet wurde 1 — 26; P. Aebischer, Survivance du culte des eaux en pays fribourgeois 27 — 41; W. Deonna, Traditions populaires dans l'ancienne Genève 65 — 77; 199 — 220; F. Jecklin, Proben aus einem Arzneibuch des 15. Jhdts. 78 — 92; S. Meier, Volkskundliches aus dem Frei- und Kelleramt 118 — 131, 183 — 198; L. Mackensen, Volksreligion und Religion im Volke 161 — 182. Außerdem mehrere kleine Beiträge.

2. Zeitschriften außerhalb des oberdeutschen Gebietes oder allgemeinerer Art (1927):

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, hrg. von F. Bochm 37. Bd. Berlin.
Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde hrg. von Ph. Siebs 28. Bd. Breslau.

Hessische Blätter für Volkskunde, hrg. im Auftrag der hessischen Vereinigung für Volkskunde von H. Hepding, 26. Bd. Gießen.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hrg. v. J. Müller und K. Schulte-Kemminghausen, 24. Bd. Elberfeld.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, hrg. von E. Grohne und H. Tardel, 5. Bd. Bremen.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, hrg. v. Krause, Kröber, Zink, 2. Bd. Leipzig.
Volk und Rasse, hrg. von Reche, Zeiß und B. v. Münchhausen, 2. Bd. München.
Deutschmährische Heimat, Blätter für Heimatkunst, Heimatschutz und ländliche Wohlfahrtspflege hrg. von Preibsch, 13. Bd. Brünn.

Il Folklore Italiano, hrg. von R. Corso, 3. Bd. Catania.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Zu den

„Angeblich Fränkischen Mundarten in Österreich."

Dr. Haberlandt, Wien, legt Wert auf die Feststellung, daß er in der über seine Initiative 1925 in Fluß geratenen Diskussion über „das fränkische Haus in Niederösterreich" niemals auch nicht in dem von Dr. A. Pfalz in dieser Zeitschrift I, S. 55 angeführten Vortrag, bei dem dieser nicht anwesend war, die angezogenen Mundarten „als fränkisch angesprochen" hat, sondern, daß er — ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt — bestimmte einzelne Züge der in Rede stehenden Ui-Mundarten in seiner Darstellung angeführt und verwertet hat, von denen A. Dachler, E. Frischauf und nach seiner Annahme auch H. Weigl Beziehungen zum Oberpfälzischen oder zum Fränkisch-Mitteldeutschen behauptet oder zur Diskussion gestellt haben.

Schlußwort.

In der in meinem Aufsatz „Angeblich fränkische Mundarten in Österreich" nicht erwähnten „Volkskunde von Niederösterreich", die Dr. Arthur Haberlandt als 2. Heft der „Heimatkunde von Niederösterreich" (Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Wien, 1921) veröffentlicht hat, sagt er S. 2, Z. 26 v. u.: „Sprachliche Unterschiede innerhalb der Bevölkerung Niederösterreichs sind ..., nur mundartlicher Natur, entsprechend der verschiedenen Abkunft der ursprünglichen Ansiedler. Der Hauptsache nach sind von Mundarten die bayrische und die fränkische vertreten; letztere hat sich hauptsächlich im V. O. M. B." (d. h. Viertel ober dem Manhartsberg) „und in der Heanzerei" (d. h. im Burgenland) erhalten; erstere kann im Wohngebiet der Bajuwaren überall noch gehört werden. Der fränkische Dialekt setzt an die Stelle des bajuwarischen ua ein oi oder ui...". Diese Sätze mit seiner obigen Feststellung in Einklang zu bringen, dürfte auch Herrn Haberlandt schwer fallen.

A. o. Univ.-Prof. Dr. A. Pfalz-Wien.

Viktor Geramb, **Volkskundliches aus der Steiermark.** Sonderdruck aus „Österreich, sein Land und sein Volk und seine Kultur". Hsg. von M. Haberlandt, Verlag für Volks- und Heimatkunde, Wien-Weimar 1927. S. 267—282, 16 Bilder.

Die meisterhafte Darstellung von Siedlung, Haus und Hof, Bauernleben, Nahrung, Kleidung, Volksglaube und -Sitte ist mit herzerquickender Frische und Wärme geschrieben. Bei aller Kürze und scharfer Herausarbeitung des Wesentlichen bietet sie eine staunenswerte Fülle von Einzelheiten und feinen Beobachtungen, die auch für den Fachmann bedeutungsvoll sind.

Wien. Lily Weiser.

Fr. Lüers, **Sitte und Brauch im Menschenleben,** München, Pössenbacher Verlagsanstalt Gebrüder Giehrl, 167 S.

Nach einem Vorwort behandelt L. Geburt und Taufe, Verlobung und Hochzeit, Tod und Begräbnis. Viele Bilder erläutern das Gesagte. Ein ausführliches Namen- und Sachverzeichnis bildet den Schluß. Das Büchlein ist gut und anregend geschrieben, in seinen Darstellungen wissenschaftlich einwandfrei und kann deshalb bestens empfohlen werden.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

2. Heft 2. Jahrgang 1928

Vom Bauopfer zur Grundsteinlegung.

Von Oberstudienrat Prof. Dr. **Albert Becker**, Zweibrücken.

Beim Abbruch der alten Zweibrücker Münze (1927) machte man einen Fund, den man als höchst lehrreich und volkskundlich bedeutsam ansprechen darf. In ziemlicher Höhe, hinter einem Kamin und unweit des Dachgebälks fand sich in einer Mauer vollkommen eingeschlossen und ohne Zweifel mit Absicht dahin eingemauert eine urnenartige Schmelzform, um die herum eine größere Zahl tierischer Schädelknochen, darunter etwa acht Unterkiefer wohl von Schweinen gelegt oder gestellt waren. Auch Stücke unbearbeiteten Erzes fanden sich vor; an einer andern Stelle, wo die jüngeren Mauern des Münzgebäudes an die älteren Mauerreste der einstigen Zweibrücker Grafenburg sich anschlossen, fand man in größerer Menge vermodertes Getreide. Die oben erwähnten Tierknochen in Verbindung mit den übrigen genannten Funden lassen keinen Zweifel darüber, daß wir es mit einem sogenannten Bauopfer zu tun haben, das um die Mitte des 18. Jahrhunderts hier noch dargebracht wurde.

Das Bauopfer ist ja über die ganze Erde hin verbreitet; aus Funden, aus literarischen Quellen alter und neuer Zeit, aus Sagen, aus heute noch geübten Bräuchen, aus geltendem Glauben läßt es sich erweisen. Dabei ist der Name „Opfer" nicht gerade glücklich gewählt. Das Bauopfer beruht auf religiösen Anschauungen der Frühzeit. In die frühesten Zeiten urtümlichen Denkens, zu den Anschauungen des ursprünglichen Menschen über seine Umwelt führen uns die Grundlagen dieses Brauches, der heute in Ländern Asiens und Afrikas noch in seiner schärfsten Form geübt wird, bei uns aber verblaßt, mißverstanden und in anderen Sinn gewandelt erscheint.

Der urtümliche Mensch empfindet vor dem Ungewissen, ihm Unbekannten Furcht, es könne in sein Leben eingreifen, über ihn Gewalt bekommen, ihm schaden. Nun erhebt er, um sich des ihm feindlich gesinnten Wesens zu erwehren, sich seinem Einfluß und seiner Gewalt zu entziehen, ein Wesen, über das er selbst Macht hat: er dämonisiert es, indem er es tötet. So schafft er sich zu seinem eigenen Schutz einen Dämon, der stärker ist als jenes finstere, fremde Wesen, hier also das dämonisierte Bauopfer. Man wird das Bauopfer wenigstens so vielleicht besser verstehen, als wenn man von einer „Versöhnung" des schädlichen Wesens spricht. An die bedeutsamste Stelle des Hauses, unter den Eckpfosten, unter gefährdete Punkte gewaltiger Mauern, unter Brückenstützen birgt man das Opfer und damit den selbst geschaffenen Dämon, man heftet

Digitized by Google

ihn an einen bestimmten Platz oder zwingt ihn in eine enge Urne. Zum Schutz des eigenen Lebens, das an den neuen Bau gekettet erscheint, gibt man das Leben eines anderen dahin.

So steht an der Spitze aller dieser Opfer das Menschenopfer. In alten Zeiten wurden, um ein Beispiel anzuführen, die beim Bau einer Mauer geholfen hatten, unter den Eckstein begraben. Durch das ganze Mittelalter und her bis in unsere Zeit geht überall die Sage von unschuldigen Kindern, die in die Fundamente der Häuser eingemauert, von Mörtel, der mit dem Blute von Knaben angerührt, von einzigen Söhnen der Baumeister, die lebend in die Schlußsteine der Brückenwölbungen eingemauert wurden. Die so Geopferten sollten den Bauten Stärke und Sicherheit verleihen. Eines menschlichen Opfers bedurfte es einst beim Stapellauf eines Schiffes, um es seetüchtig und sturmfest zu machen.

Man kann annehmen, daß die grausame Sitte im Lauf der Zeiten bei fortschreitender Kultur abgemildert und das Menschenopfer späterhin durch Tieropfer ersetzt worden ist. Neuerdings konnte jedoch nachgewiesen werden[1], daß auch in ältesten Zeiten Tier- und Menschenopfer bereits nebeneinander bestanden. Von den Tieren, die als Bauopfer in Frage kamen, seien genannt: Pferd, Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Hund, Katze, auch Kröte und Schlange. Unter den Vögeln nimmt der Hahn[2] eine besondere Stellung ein als unheilabwehrendes Tier, das nach festgegründetem Glauben die Bewohner des Hauses vor Feuer und Krankheit und allen Gefahren schützt; darum wendet er sich als Wetterhahn auch gegen Blitz und Donner; darum vergräbt man ihn unter das Hauseck oder in der Nähe des Herdfeuers. Nach uraltem Brauch genügt an Stelle des ganzen Körpers ein wichtiger Teil, so der Kopf. Von Pflanzen als Bauopfer seien erwähnt der Hauswurz, der Holunder, Wacholder; Sachopfer sind unter anderem Getreide, Mehl, Brot, Salz, Milchprodukte, Öl, Münzen, auch Hausgeräte wie Besen, Hufeisen, Spielkarten und anderes mehr. Wirksamer als die Pflanzen, als Getreide und Eier, Metall und Münzen ist alles, was Blut hergeben kann, sind lebende Wesen, Tiere.

In der Folge trat, wohl durch die Einwirkung der Kirche, an die Stelle des Bauopfers die feierliche Grundsteinlegung und aus dem einst grausamen Zauberbrauch wurde ein unverfängliches Erinnerungsmal. Wenn man heute mit dem Einmauern (in den Grundstock eines Hauses) von Urkunden und Münzen etwa die Zeit des Baues meint genauer bezeichnen zu können, so ist das nur ein Notbehelf, ein Ersatz in der Erklärung für einen uralten Opferbrauch, ein Bauopfer, dessen eigentliche Grundlagen vergessen sind. Gold, Silber, überhaupt Metall soll wegen seiner Reinheit alles Unheil vom Bau fernhalten, ihn schützen und seinen Bewohnern Gesundheit verleihen.

[1] K. Klusemann, Das Bauopfer (1919). Vgl. auch Emil Hirsch, Glocke als Wetterzauber beim Friedberger Judenbad von 1260 in der Festschrift „Cimbria" (Dortmund 1926) 95 ff.; Fehrle, Berlin. Philol. Wochenschrift 1919, 160 ff. Weitere Literatur bei Stübe im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I 962.

[2] E. Fehrle, Der Hahn im Aberglauben (Schweiz. Arch. f. Volksk. 16, 1912. 65 ff.)

Digitized by Google

Es ist lehrreich zu sehen, wie im Jahre 1756, da der Bau, der jetzt abgerissen ist, errichtet wurde, ein Glaube noch in ursprünglicher Kraft lebendig war, den heute nur wenige mehr kennen.

Wir wissen, daß Herzog Johann in den Grundstein seiner neuen Münze eine stattliche Zahl von Stücken seines Münzschlags einmauern ließ. Wir dürfen also annehmen, daß auch die heute abgerissene Münze Christians IV. in ihrem eigentlichen Grundstein solche 1756 gültige Münzen birgt. Neben dieser mehr förmlichen Grundsteinlegung, mit der wir wohl rechnen dürfen, kam aber auch, wie uns die Funde zeigen, der volkstümliche Glaube und Brauch aus den Kreisen der Bauleute selbst zum Wort. Im Gefühl der Wichtigkeit des zu errichtenden öffentlichen Gebäudes und in dem Selbstgefühl ihres Handwerks mögen da jene alten Zweibrücker Maurer gedacht und gehandelt haben, wie es uns Goethe in seinen Wahlverwandtschaften bei Schilderung einer klassischen Grundsteinlegung durch den jungen Maurergesellen nahelegt: „Des Maurers Arbeit, zwar jetzt unter freiem Himmel, geschieht wo nicht immer im verborgenen, doch zum Verborgenen. Der regelmäßig aufgeführte Grund wird verschüttet, und sogar bei den Mauern, die wir am Tage aufführen, ist man unser am Ende kaum eingedenk. Die Arbeiten des Steinmetzen und Bildhauers fallen mehr in die Augen und wir müssen es sogar noch gutheißen, wenn der Tüncher die Spur unserer Hände völlig auslöscht und sich unser Werk zueignet, indem er es überzieht, glättet und färbt. Wem muß also mehr daran gelegen sein, das, was er tut, sich selbst recht zu machen, indem er es recht macht, als dem Maurer? Wer hat mehr als er das Selbstbewußtsein zur nähren Ursache? Wir gründen diesen Stein für ewig, zur Sicherung des längsten Genusses der gegenwärtigen und künftigen Besitzer dieses Hauses."

Von solchen Absichten zur Sicherung und zum Schutz des erbauten Hauses, der Zweibrücker Münze, erzählt uns auch das hier ans Licht gezogene Bauopfer aus dem alten Zweibrücken, dem ein vor etwa 20 Jahren bei Restaurierung der Zweibrücker Alexanderskirche an dieser selbst gemachter ähnlicher Fund zur Seite gestellt werden kann. Die Kirche ist in den Jahren 1493—1510 erbaut.

Das schwäbische Bauernhaus.

Von Michael Walter, Karlsruhe.

Zur Eingliederung des schwäbischen Hauses in den Rahmen der deutschen Hausformen darf ich für jene, die sich weniger mit der Frage der Hausforschung beschäftigt haben, etwas weiter ausholen.

Der alte, heilige Mittelpunkt des Hauses war der Herd. Um ihn versammelten sich die Glieder der Familie, auf ihm, der zugleich als Opferaltar des Hauses diente, wurden den Göttern des Hauses die Opfergaben

Digitized by Google

dargebracht. Auf ihm brannte das so kostbare Feuer, das nie erlöschen durfte und deshalb so treu behütet wurde. Diese hohe Stellung des Herdes klingt noch in zahlreichen Sprichwörtern und Redensarten durch. „Eigner Herd ist Goldes wert", sagt der Volksmund, und wir reden vom „häuslichen Herd" und sprechen vom „heiligen Herdfeuer". Es ist nicht nur der Stabreim, der die Worte „Heim und Herd" so traulich zusammenkettet, sondern es klingt aus dieser Zusammenstellung eine innere Verbundenheit durch. Der Herd war die ursprünglichste und oft auch einzige Feuerstelle des alten Hauses und ist sie in manchen Gegenden bis heute geblieben. Wir nennen ein Haus, in welchem nur auf dem Herd ein Feuer entzündet wird, ein *Einfeuerhaus*. Sein bekanntester Vertreter ist das *niedersächsische Bauernhaus*. In ihm ist das Flett der einzige Raum, der eine Feuerstelle hat. Das Flett ist Küche, Wohn- und Eßraum zugleich.

Von dem Herdraum wurde in manchen Gegenden schon früh ein besonderer Wohnraum abgetrennt, der im *Ofen* eine zweite Feuerstelle erhielt. Dieser Raum heißt *Stube*. Ein Haus, das Herd *und* Ofen, also auch Küche *und* Stube besitzt, heißt *Zweifeuerhaus*. Das Zweifeuerhaus hat in Deutschland sein Hauptverbreitungsgebiet in Mittel- und Süddeutschland; es führt deshalb den Namen *oberdeutsches Haus*.

Das *niederdeutsche Haus ist längsgeteilt*, d. h. die Haupträume und ihre Teilungswände laufen den Längswänden des Hauses parallel. Das *oberdeutsche Haus ist quergeteilt*; in ihm stehen die Scheidewände der einzelnen Räume senkrecht zu den Längswänden. Wir können somit, ohne Vollständigkeit anstreben zu wollen, die wichtigsten deutschen Hausformen in nachfolgende kurze Übersicht bringen:

Deutsche Bauernhausformen

Das längsgeteilte Einfeuerhaus — — niederdeutsches Haus —

Das quergeteilte Zweifeuerhaus — — oberdeutsches Haus —

mehrere Gebäude — — mitteldeutsches Gehöft

ein Gebäude — süddeutsches Einheitshaus

Schwäbisches Haus — Schwarzwaldhaus
Allgäuer Haus — Schweizer- und Tirolerhaus

Beim oberdeutschen Haus sind die Wohn- und Wirtschaftsräume entweder unter einem Dach vereinigt, wie dies vor allem bei der in Süddeutschland am weitesten verbreiteten Hausform zutrifft, die deshalb auch als *süddeutsches Einheitshaus* bezeichnet wird, zu dem neben dem schwäbischen Haus auch das Schwarzwaldhaus, das Allgäuer Haus, das Schweizer und Tiroler Haus gehört. Die Wirtschaftsräume können aber auch getrennt vom Wohnteil in besonderen Gebäuden untergebracht sein. Man spricht in diesem Falle von einer Gehöftanlage. Die bekannteste Anlage dieser Art ist die fränkische Hofanlage, die man aber heute, nachdem man weiß, daß sie nicht auf die Franken beschränkt ist, *mittel-*

Digitized by Google

deutſches Gehöft nennt, um damit zugleich auch das Hauptverbreitungsgebiet zu bezeichnen. Zur Gehöftanlage gehört auch der bayriſch-öſterreichiſche Vierſeithof.

Aus dieſen Darlegungen ergibt ſich, daß das ſchwäbiſche Bauernhaus ein oberdeutſches, quergeteiltes Zweifeuerhaus iſt und eine Unterart des ſüddeutſchen Einheitshauſes darſtellt. Es ſelbſt zeigt landſchaftlich wieder verſchiedene Abwandlungen

Abb. 1. Schwäbiſches Bauernhaus aus Groſſelfingen (Hohenzollern)

und Abarten, auf die aber nicht weiter eingegangen werden kann. Hier ſoll nur jene Art als beſondere Form herausgegriffen werden, die auf der Schwäbiſchen Alb und ihrem Vorland zu den verbreitetſten Bauernhausformen gehört[1].

Das ſchwäbiſche Haus ſteht in der Regel mit der Längsſeite an der Dorfſtraße. Vor ihm liegt der freie, offene Hofraum, der unmerklich in die Dorfſtraße oder in den Dorfplatz übergeht. Erſt die neuere Zeit hat durch Anbringung gepflaſterter Abflußrinnen zu beiden Seiten der Dorfſtraße manchmal eine künſtliche Abgrenzung gebracht. Auf dem Hofraum liegt vor dem Stalle die Dungſtätte mit der Jauchegrube, deren Pflege trotz aller behördlicher Vorſchriften und manchen ſanften Druckes an vielen Orten noch zu wünſchen übrig läßt. Vor dem Wohnteil oder dem Garten ſitzt

[1] Zum Vergleich mit dem badiſchen Bauernhaus ſ. Fehrle, Badiſche Volkskunde I S. 92 ff.

Digitized by Google

die stattliche Holz- oder Scheiterbeige, der Brennvorrat für den Winter. Hie und da sehen wir noch den Pump-, Schöpf- oder Ziehbrunnen vor dem Hause, wenn er noch nicht der Wasserleitung zum Opfer gefallen ist. Neben und hinter dem Hause sind Gärten und zwar neben dem Hause der Gemüsegarten, so gelegen, daß er von der Wohnstube oder der Küche aus überschaut werden kann. Manchmal fehlt auch der Garten neben am Hause. Haus schließt sich dann an Haus, und es entsteht eine geschlossene Bauweise. Wir finden diese in größeren Marktflecken als Überleitung zur städtischen Bauweise oder auf der Schwäbischen Alb, wo dieses enge Zusammenschmiegen einen guten Windschutz abgibt. Die Gärten hinter dem Hause sind meist Grasgärten, die mit Obstbäumen bepflanzt sind. Um den Garten zieht sich ein Latten- oder Palisadenzaun, vereinzelt auch eine Mauer oder eine Hecke. In neuer Zeit tritt an Stelle des alten, einheimischen Holzzaunes schon recht häufig der Drahtzaun, der in dem bäuerlich-dörflichen Bilde sehr störend wirkt. Überhaupt muß man mit schmerzlichem Bedauern oft feststellen, daß die sorgfältige Pflege des urwüchsigen Bauerngartens und seiner Umzäunung sehr nachgelassen hat.

In dem Verbreitungsgebiet des schwäbischen Hauses sind die Häuser durchschnittlich zweistöckig und zweiteilig, bestehend aus dem Wohn- und aus dem Wirtschaftsteil mit Stall und Scheune, aber alles unter einem Dach. Nur Leute ohne größeren Grundbesitz haben einstöckige Häuschen, denen mitunter auch Stall und Scheune fehlen. Es sind dies die Wohnungen für die Taglöhner, Hausierer, Fabrikarbeiter. Diese Leute wohnen als Kleinhäusler vielfach in einem besonderen Dorfteil beisammen, der oft einen eigenen Namen führt, in dem bisweilen der urwüchsige schwäbische Humor zur Geltung kommt.

Da das schwäbische Haus quergeteilt ist, so liegt der Eingang auf der Längsseite, also auf der Traufseite. Er ist demnach immer der Straße zugekehrt. Sobald also der schwäbische Bauer aus seinem Hause heraustritt, ist er in der Öffentlichkeit. Die Haustüre ist bei älteren Formen der Höhe nach in zwei Halbtüren geteilt. Von diesen beiden Halbtüren ist nur eine für den täglichen Gebrauch bestimmt, und diese nochmals in einen oberen und unteren Teil zerlegt. Ältere Türen und Türumrahmungen sind oft recht sorgfältig gearbeitet und noch mit dem alten Türklopfer versehen. Über der Tür findet sich öfters ein niedriges, langgestrecktes Fensterchen, das Hochlicht, dessen Gesims zur Aufbewahrung kleiner täglicher Gebrauchsgegenstände dient. Wir finden dort Hammer, Nägel, Beißzange, Wetzsteine, Schlüssel u. dgl.

Der Hausgang heißt Flur oder Hausern. Von hier aus führt, falls der Keller unter dem Wohnraum untergebracht ist, die Türe in den Keller und zwar entweder unter dem Treppenaufgang in den zweiten Stock oder unmittelbar vom Ern aus durch eine Falltüre. Doch kann der Kellereingang auch auf der Außenseite des Hauses liegen.

Der Hausern oder die Hausere trennt im Erdgeschoß den Wohnteil von dem Wirtschaftsteil. Vom Ern aus gehen Türen sowohl in die Räume des Wohnteils wie auch der Wirtschaftsteile des Hauses. Der

Digitized by Google

Wohnteil des Erdgeschosses umfaßt die untere Stube und untere Küche. Da das schwäbische Bauernhaus in weitaus den meisten Fällen nur von einer Familie bewohnt wird und diese in erster Linie die Wohnräume des zweiten Stockes benützt, so dienen die Räume im Erdgeschoß des Wohnteils selten Wohnzwecken, nur wenn Großeltern im Hause wohnen. In früheren Zeiten, als noch in weitem Umfang Hanf angepflanzt wurde und im Anschluß daran die Hausweberei noch blühte, stand in der unteren Stube der Webstuhl. Jetzt dient dieser Raum als Werkstätte, Krämerladen, Aufbewahrungsraum für Geräte aller Art. Die untere Küche ist häufig als Schweine- oder Hühnerstall eingerichtet. Von dem Ern führt eine Holztreppe oder

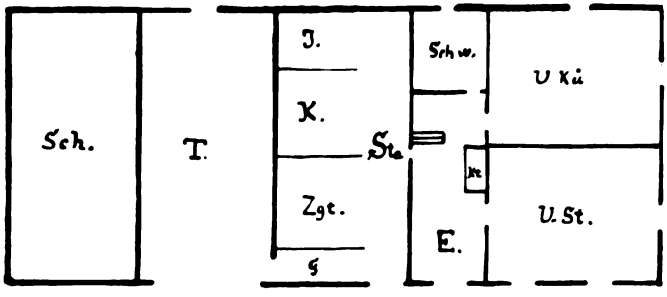


Abb. 2. Grundriß des 1. Stockes oder Erdgeschosses.
(Die Erklärung der Abkürzungen ergibt sich aus dem Text)

Stiege, die mit einem Geländer versehen ist, in den zweiten Stock. Der Raum unter und hinter der Stiege wird zur Aufbewahrung von Geräten und Geschirren benützt oder wird auch als Schweine- oder Hühnerstall verwendet.

Im Obergeschoß schließt sich an die Stiege ein Gang an, der in manchen Gegenden als „Laube" bezeichnet wird. Von hier führen Türen in die Küche, in die Wohnstube, in die hintere Kammer und auf den Speicher. Die Küche enthält den Herd mit dem Rauchfang, in welchem der Speck geräuchert wird. In eine Außenwand der Küche sieht man in einzelnen Häusern den Backofen eingebaut, der aber heute nur noch wenig benützt wird, da auch das Backen für den eigenen Haushalt jetzt meist im Gemeindebackhaus erfolgt. Von der Küche aus wird auch der Ofen in der Wohnstube geheizt. Der Ofen dient während des Winters an Stelle des Herdes gleichzeitig zum Kochen. Es tritt also, um Brennmaterial zu sparen, eine völlige Umkehrung der ursprünglichen, alten Verhältnisse ein. Die gefüllten Kochgeschirre werden mit Hilfe der Ofengabel unmittelbar in das Ofenfeuer hineingeschoben. Für die Bereitung von heißem Wasser ist ein besonderer Kessel in das Verbindungsstück zwischen Wand und Ofen eingebaut, der „Ofenhafen".

Als Wohnräume stehen im Obergeschoß eine Wohnstube und zwei Kammern zur Verfügung. Die Wohnstube nimmt den vorderen Eckraum des Hauses ein. Sie hat, wo die Häuser durch Zwischenräume getrennt

Digitized by Google

sind, nach zwei Seiten hin Fenster, die in der Regel nach innen geöffnet werden können. Die Stube ist der einzige Wohnraum, der einen Ofen besitzt, also geheizt werden kann. In der vorderen Ecke, im Herrgottswinkel, steht der Tisch. Er ist auf zwei Seiten mit Bänken umgeben, die an den Wänden festgemacht sind und sich auch über den Tisch hinaus an den Wänden hin fortsetzen. Der Stuhl spielt deshalb im schwäbischen Haus keine große Rolle. Um den Ofen stehen keine Bänke, auch die „Kunst" fehlt, die der Wohnstube des Schwarzwaldhauses ein so trauliches Gepräge verleiht. Über dem Tisch hängt heute schon in den meisten Häusern das elektrische Licht; es hat ebenso die Erdöllampe verdrängt, wie diese vor etwa fünfzig Jahren das Öllämpchen mit dem Lichtstock. Auch der Pfannenknecht ist vom Tische verschwunden. Es hat sich auch im schwäbischen Bauernhaus in den letzten fünfzig Jahren vieles geändert, nicht immer zu seinem Vorteil. Die Speisen werden durch das „Küchenlädle" in die Stube gereicht.

Als Schlafraum dient die vordere Kammer, die durch eine Türe mit der Wohnstube verbunden ist. Bei größeren Familien wird außerdem auch die hintere Kammer als Schlafraum benützt. Bisweilen trifft man auch noch in der Wohnstube ein Bett, aus dem noch nicht überall der Strohsack verschwunden ist.

Die Wirtschaftsräume stehen im Erdgeschoß durch eine Türe mit dem Wohnteil in Verbindung, so daß man, ohne ins Freie treten zu müssen, vom Wohnteil in den Wirtschaftsteil gelangen kann. Von dem Ern führt eine Tür in den Stall. Im vorderen Teil desselben stehen die Zugtiere, entweder Pferde oder Ochsen, bei kleinbäuerlichen Verhältnissen auch Kühe; in der Mitte befinden sich die Kühe, und der hinterste Raum ist für das Jungvieh bestimmt. An der vorderen oder hinteren Wand entlang führt ein Gang vom Stall in die Scheune, und zwar zunächst in die Tenne.

Die Tenne dient zur Einfahrt und zum Dreschen. Von ihr aus wird durch den Futterladen dem Vieh das Futter gereicht. Der Boden der Tenne besteht entweder aus gestampftem Lehm oder aus dicken Brettern oder Steinplatten.

Neben der Tenne liegt der Heubarn. In ihm wird das Heu und das Öhmd aufbewahrt; auch steht hier meist die Futterschneidemaschine, die vor etwa fünfzig Jahren an die Stelle des „Strohstuhles" getreten ist. Manchmal ist unter dem Heubarn noch ein Keller.

Der Dachraum über der Tenne und dem Heubarn wird Oberden oder Oberdrein genannt. Er nimmt die Garben und das Stroh auf. Der Aufstieg erfolgt durch das Oberdenloch oder Garbenloch mit Hilfe einer festgemachten Leiter. Die Garben werden mit einem Seile hochgezogen. Über dem Wohnteil des Hauses liegt, oft in zwei Stockwerke geteilt, der Speicher oder die Bühne. Sie dient der Aufbewahrung des Getreides und des Kleinholzes. Außerdem stehen auf der Bühne die Schränke für Wäsche und Kleider sowie Truhen und Tröge, ebenfalls für Wäsche, aber auch für Mehl, Brot, gedörrtes Obst u. dgl.

Digitized by Google

Das schwäbische Haus ruht wie unsere meisten Häuser auf einem Steinsockel, der das Kellergeschoß bildet. Die Vorder- und Rückwand des Stalles wird gerne aus Hau- oder Mauersteinen aufgeführt. Man verwendet hierzu einheimisches Material, so daß man an diesen Stallwänden die Geologie der Gegend studieren kann. Heute tritt aber auch schon in steigendem Maße der Kunststein an die Stelle des bodenständigen Baumaterials. Die übrigen Wände des Hauses werden mit Hilfe gezimmerter Balken erstellt; es sind also Riegel- oder Fachwerkwände. Zwischen den Balken der einzelnen Riegelfelder sind dünnere Querhölzer gespannt. Um diese werden Reihgerten gewunden, das sind Weidenruten

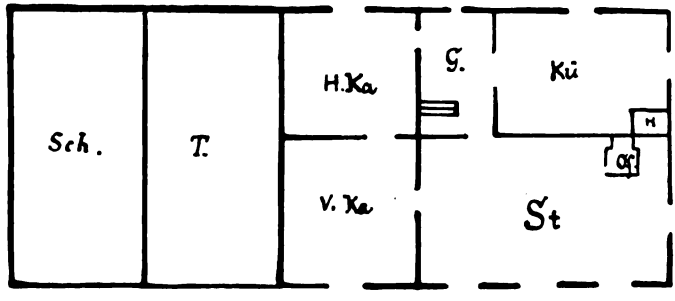


Abb. 3. Grundriß des 2. Stockes oder Obergeschosses.

oder gespaltene Tannenäste. Von dieser Art der Füllung der einzelnen Felder mag wohl überhaupt der Name „Wand" herrühren. Das so entstandene Flechtwerk wird mit einem Mörtel überstrichen, der aus einer Mischung von Lehm und Stroh besteht. Das Ganze erhält dann eine weiße Tünche. In neuerer Zeit treten an Stelle des Flecht- und Lehmmaterials die Ziegelsteine oder andere künstliche Steine, und das Balkenwerk wird mit übertüncht, so daß der Eindruck des malerischen Fachwerkes verloren geht. Dieser Verlust kann auch dadurch nicht wieder eingebracht werden, daß man die Fensterläden mit geschmacklosen Schablonenmalereien versieht, wie man das neuerdings beobachten kann.

Das Dach des schwäbischen Hauses ist ein Satteldach, selten mit Abwalmung; auch die schützenden Regendächer über den Giebelbalken sieht man nicht oft. Als Deckmaterial dient heute fast ausschließlich der Ziegel. Das Dach schneidet an den Traufseiten fast mit den Wänden ab, springt also nur wenig vor. Nur über der Einfahrt in die Tenne sieht man vereinzelt ein Vordach; es ist angebracht worden, als an die Stelle des Dreschens mit dem Flegel das Walzen des Getreides trat. Um Raum für das Walzen auf der Tenne zu gewinnen, mußte das Umkehren der Tiere, welche die Walze ziehen, vor die Tenne verlegt werden, und deshalb wurde das Vordach nötig.

Das hier geschilderte Haus hat, wie schon hervorgehoben wurde, seine größte Verbreitung auf der Schwäbischen Alb und ihrem Vorland, also

Digitized by Google

in Gebieten, in denen die Ingen-Namen vorherrschen, in welchen das Haufendorf eine weite Verbreitung hat, und die Gewannflur die üblichste Flureinteilung ist, und wo die Dreifelderwirtschaft die althergebrachte Wirtschaftsform darstellt. Es liebt den Kalkboden, da es den Kalk notwendig zum Tünchen seiner Riegelfelder braucht; es liebt auch den Lehmboden, da ihm der Lehm als Mörtel beim Ausmauern des Fachwerks dient. Es meidet große Waldgebiete und überläßt sie seinen Brüdern, die sich mehr dafür eignen. Wo es in Grenzgebieten doch in solche eindringen muß, da wandelt es, gedrängt durch andere klimatische, geologische und wirtschaftliche Verhältnisse, seine Form und paßt sich den neuen Anforderungen an.

Das schwäbische Einheitshaus ist ein nüchterner Zweckbau. Selten zeigt es Schmuck oder Inschriften. Es ist sehr anpassungsfähig. Dem reichen Gutsbesitzer dient es ebensogut wie dem Zwergbauern; denn je nach Bedarf wird es ein- oder zweistöckig gebaut, wird die Scheune schmäler oder breiter gemacht, werden zwei oder mehrere Ställe eingefügt oder der Raum durch einen Anbau erweitert.

Einfach und bieder wie der Schwabe, als ein Sinnbild seines nüchternen und praktischen Sinnes, steht es vor uns, offen liegt es an der Dorfstraße und ladet jeden ein, hier Gast zu sein.

Der Liestaler Grenzumgang.

Von Universitätsprofessor Dr. **Hans Fehr**, Bern.

Volkskunde und Rechtsgeschichte beschäftigen sich eifrigst mit der Erforschung der Grenzumgänge. Das ist sehr verständlich, wenn wir bedenken, daß diese Sitte sehr alt ist und tief in das religiöse, rechtliche und wirtschaftliche Leben eines Volkes hineinragt. Ja, wie gerade der Liestaler Umgang zeigt, sogar eine politische Seite birgt sie in sich.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für das Festhalten an guten eingewurzelten Rechtsbräuchen, daß die alemannische Schweiz heute noch eine große Zahl von Grenzumgängen aufweist. Von Baden aus ist das malerische Liestal bei Basel leicht zu erreichen. Wer sich den Umgang ansehen möchte, muß sich am Montag vor Auffahrt dorthin begeben, der Tag an dem man „altem Gebrauch nach die Bahngerechtigkeit besichtigt" (Gemeinderatsprotokoll vom 21. Mai 1802). Eine Zeit lang wurde dieses kleine Volksfest zu gewaltigen Trinkereien benutzt (wie so manches Fest in der Eidgenossenschaft!). Schon eine Ordnung von 1469 befahl, den „Bann züchtiglich und ehrbar zu umgehen" und das unmäßige Trinken zu meiden. Und noch im 19. Jahrhundert erklärt der Volkshumor, die drei gemalten Eidgenossen am oberen Tor seien nach einem Bannumgang die einzigen Männer, die noch

Digitized by Google

aufrecht stehen würden." Jetzt ist man gesitteter geworden. Die Zähmung des Menschen schreitet ja in allen Dingen mächtig vorwärts! Wer wagte noch eine Ordnung aufzustellen, wonach einem Schöffen nach einer Gerichtssitzung einzuschenken sei, bis er eine Taube von einer Krähe auf dem Dache nicht mehr unterscheiden könne. (Gierke, Der Humor im deutschen Recht, 73.)

Das Vorbild für den Liestaler Umgang bot der Bannritt von Großbasel. In einer Urkunde von 1469 wird dieser bereits als „unvordenkliches Herkommen" bezeichnet und auf das genauste beschrieben. (Schnell; Rechtsquellen von Basel, I, 197.) Es heißt dort: „Am Vorabend des heiligen Auffahrtstages sollen die Bannwarte allen Klöstern, Gotteshäusern, dem Spital, der elenden Herberge, allen Ackersleuten und Bauleuten, Reichen und Armen, Jungen und Alten, wer das Feld baut, bei einer Buße von zehn Schilling Stäbler unabläßig verkünden und gebieten, daß sie allgemeinlich auf den heiligen Auffahrtstag, Morgens frühe, gleich nach der Messe vor St. Ulrichs Kirche mit ihren Pferden sich einfinden und mit dem würdigen und heiligen Sakrament, mit dem Leutpriester reiten sollen. Demselben Leutpriester soll auch der Spitalmeister zur selben Stunde ein gutes Pferd bereit halten. Als dann soll der Meier die Scheidleute und die ganze Gemeinde züchtiglich und ehrbar um Zwing und Bann reiten, so weit, fern und lang Zwing und Bann reichen." Diese Regelung ist ein Musterbeispiel für einen alemannischen Grenzumgang, hier dadurch besonders feierlich gestaltet, als alle Bürger beritten waren.

Beim Fehlen von Kataster und Karten war es rechtlich von größter Bedeutung, eine einwandfreie Grenze zu besitzen. Freilich hatte man Grenzsteine, die unter besonderem Rechtsschutz standen. Wer hätte nicht schon gehört von den furchtbaren Strafen, welche den Markstein-Verrückern auferlegt wurden. Selbst nach dem Tode fanden sie keine Ruhe. Sie gingen um.

Nicht nur das Unsichere des Grenzsteins ließ den Umgang notwendig erscheinen. Wohl die größte Zahl der Gemeinden bewegte sich in allerlei Grenzstreitigkeiten, die oft Jahrhunderte lang nicht zur Ruhe kamen. Gerade Liestal weiß davon manche Geschichte zu erzählen. Und da war es nur von besonderer Bedeutung, durch eine äußerliche Demonstration kund zu tun, daß man — trotz aller Unsicherheit der Rechtsverhältnisse — an dieser und jener Grenzlinie festhalte. Als im Jahre 1586 die jungen Knaben vom Liestal an der Grenze gegen die Frenkendorfer ausriefen: „hie Liestal ban" schrien ihnen die Frenkendorfer entgegen, dieser Ruf sei „erschneyet und erlogen" und gaben den Liestalern „einen bösen, unverschampten, groben bescheid". Aber die Liestaler setzten unentwegt ihren alten Umgang fort und der ihnen günstige Entscheid des Rates von Basel im Jahre 1615 hängt damit zusammen, daß sie durch die offenkundige Begehung immer und immer wieder ihren Rechtsstandpunkt wahrten. Dies ist typisch deutschrechtlich gedacht: Was kund getan wird und lange Zeit hindurch geübt, das hat zum mindesten einen Rechtsschein für sich. Und wie leicht erwächst aus dem Rechtsschein ein wirkliches, dauerndes Recht. Die Geschichte der Grenzumgänge liefert dafür Beispiele genug.

Digitized by Google

Die sakrale Seite des Umgangs ist die Heiligung und Wahrung der Grenze. Ein Blick in jede Volkskunde oder in Grimms Rechtsaltertümer erweist die Grenzlinie als eine besonders geartete Linie, oft sogar mit einer gewissen Zauberkraft ausgestattet. Wir wissen heute auch, daß das Lärmmachen ein dämonenvertreibendes Mittel war. (Polterabend vor der Hochzeit!) Daher steigert sich der Lärm beim Umgang oft ins ungeheuere: Rufen, Singen, Musizieren, Läuten und später vor allem Schießen. Hoffmann-Krayer erwähnte in seinen Fruchtbarkeitsriten (Schw. A. f. Volkskunde 11. Jhg., 243) auch das Santiklauseinläuten in Liestal. Das ist sicher richtig in diesem Zusammenhang; denn mit dem Fernhalten der schädigenden Geister von der Grenze erhöhte sich die Fruchtbarkeit des Bodens.

Noch heute beginnt das Liestaler Grenzbegehen mit einer tollen Schießerei: Ganz früh am Morgen ertönen Schüsse aus Mörsern, Gewehren, Pistolen und was ein Jeder beibringen kann. Später, wenn der Zug das Städtchen verlassen hat, beginnt der Lärm von neuem. Die Männern wandern von Grenzstein zu Grenzstein während die Knaben immer wieder ihre Pistolen laden und abschießen (Hugo Marti, Banntag in Liestal. „Der Bund" 1926 Nr. 200). Heute lärmt man um des Lärmens willen. Ich möchte wissen, wie viele Liestaler im alten Brauche noch einen Kampf gegen die Dämonen erblicken! Wie oft geht es in der Geschichte so, daß die Form den längst vergessenen Inhalt um Jahrhunderte überlebt.

Ganz köstlich sind die kleinen Neckereien, die sich bei den Umgängen gegen die Nachbarn richteten und die freilich nicht immer harmlos verliefen. Oft blieb es nicht einmal bei einer Schlägerei. Aus der weiteren Umgebung von Liestal, aus Muttenz wird berichtet, daß Muttenzer Knaben am Bannstein gegen Münchenstein jeweils im Chor riefen: „Do stot e Markstei; D'Münchesteiner hei e kei." Oder, mit viel größerem Spott: „Hie, hie stoht der Muttenzer Bahnstei, D'Chabisstorze hei e kei, Sie hei en hinterem Ofe, Die ganze Gmein soll in d'Schueh cho blose." Auch gegen andere Gemeinden wurden Spottverse gerufen und oft kräftig erwidert. Hier kam der Volkshumor zu herrlicher Entfaltung. (Oeri-Sarasin, Allerlei über Grenzzeichen usw. in der alemannischen Schweiz.)

Aus der gleichen Gegend ist ein merkwürdiger Rechtsvorgang aus dem 15. Jahrhundert überliefert. Es handelte sich um die Festlegung des Bannes von Pratteln gegen Schauenburg. In einer nachbarlichen Aussage heißt es: das wolt einr als wol wissen, daß er ein heisz ysen nam und trug das untz gen Schauenburg an die vestin; do sprach er, der mir da rumpt, so wil ich mê gen, also rumpt ihn niemant; do leit er das ysen von im, das brannt das gras nochten daruf es viel" (Boos, N. B. der Landschaft Basel II, 585). Es handelt sich offenbar um das Gottesurteil des glühenden Eisens, das hier, bei einer Grenzstreitigkeit Verwendung fand. Wahrscheinlich bei Anlaß eines Grenzumganges wurde die Gegenpartei zum Widerspruch aufgefordert. Einer aus der Gemeinde trug zum Beweis der richtigen Grenze das heiße Eisen. Das Urteil fiel zu Gunsten dieser Gemeinde aus; denn, so müssen wir schließen, weder verbrannte das Eisen die Hand des Beweis-

Digitized by Google

führers, noch das Gras auf dem umstrittenen Grundstücke. Dies ist ein neuer Beweis dafür, daß sich im Streit um Grenzangelegenheiten uralte Rechtsformen mit besonders zäher Kraft erhielten.

Im 17. Jahrhundert hatte der Liestaler Grenzumgang auch eine politische Bedeutung erlangt. Er wurde benutzt, um die Bürger zur Selbstbestimmung ihrer Angelegenheiten aufzumuntern, mit einem Wort zu möglichst größter Unabhängigkeit aufzustacheln. Als daher das Städtchen im Bauernkriege, die Partei der Bauern ergreifend, ein furchtbares Fiasko erlitt, verbot der Rat der Stadt Basel den Bannumgang und nahm Liestal die Fahnen weg (1653). Als bessere Zeiten kamen, war eine der ersten Forderungen, es möchte die Grenzbegehung wieder gestattet werden. Das geschah auch von Seite Basels, und sogar eine Fahne wurde wieder zugelassen mit der Aufschrift: „Fürchte Gott und ehre die Obrigkeit." (K. Gauß, der Liestaler Banntag, 2.) Aber abermals, im Jahre 1762, wurde der Umgang verboten und zwar für alle Zeiten. Es war zu blutigen Streitigkeiten gekommen zwischen den Liestalern und den umliegenden Dörfern. Jedoch nur zwei Jahre lang duldeten die empörten Liestaler die Untersagung. Am 2. Mai 1774 wurde ein Bittschriben an Basel erlassen, worin es heißt, es möchte wieder erlaubt werden „einen Umzug auf altübliche Weise zu halten." „Man wolle auch insonderheit darauf sehen, daß alles in gehöriger Ordnung und anständiger Stille zugehe." Die Umdörfer sollten bei Seite gelassen werden. Die Obrigkeit von Basel gab nach und gestattete „die uralte Ceremonie" aufs neue. In diesem engeren Kreise, nur Liestal umfassend, ist sie dann auch bis zum heutigen Tage als charakteristischer und warmblütiger Volksbrauch erhalten geblieben.

In unserer lehrhaften Zeit darf ein solcher Anlaß ohne eine „gehaltvolle" Rede nicht vorbeigehen. Im Jahre 1926 sprach der Kantonsoberförster über den Stand der heutigen Waldwirtschaft, besonders in Bezug auf die Burgerwaldungen von Sißach. So werden die Dämonen heutigen Tages mit einem rationellen Wirtschaftssystem, statt mit einem geheimnisvollen Fruchtbarkeitszauber vertrieben![1]

Warum verwenden bayerische Fuhrleute mit Vorliebe Peitschenstiele aus Kranewitholz?

Ed. Stemplinger, Rosenheim.

Der Wacholderstrauch, im Bayerischen Kranewit (Kramet), im Niederdeutschen Machandelbaum genannt, spielt im Volksglauben eine mächtige Rolle. Vertrat er doch vor Einführung des orientalischen Weihrauchs bei Brandopfern dessen Stelle, war er doch ursprünglich das Holz, auf dem man die Toten einäscherte. Überreste dieser Verwendung erkennt man noch in

[1] Außer den erwähnten Arbeiten, stütze ich mich auf eine demnächst erscheinende Dissertation von Ludwig Senn: Beiträge zur Rechtsgeschichte von Liestal, insbesondere über die Grenzumgänge und den Bannumgang von Liestal.

Digitized by Google

den Pesträucherungen des Mittelalters (Krambeerrauch), die früher in Spitälern und Siechenhäusern allgemein üblich waren; ferner in der Räucherung am Vorabend von Heiligdreikönig in katholischen Gegenden, ein Rudiment der „Rauchnächte" in den Zwölfnächten, wobei der Wacholder benutzt war; schließlich in dem Volksglauben, die Kohlen des Kranewit gloschen immer weiter, wenn man sie mit Kranewitasche bedeckt.

Ein Sprichwort sagt: „Vor Hollunder soll man den Hut abziehen und vor Wacholder die Knie beugen;" denn des „deutschen Volkes Balsamstaude," wie Scheffel die Pflanze nennt, hat besondere Kraft Dämonen und Schadenzauber abzuwehren. In Württemberg reibt sich der Bauer vor dem Aussäen die Hände an einem Wacholderbusch, dann bewahrt er die Saat vor Unkraut. Auf Rügen legt man in den Grund des neuzuerbauenden Hauses einen Wacholderzweig, dann ist die Stätte später sicher vor Teufel und bösen Geistern. Im Lechrain fertigt man die Rührstecken für das Butterfaß aus Kranewitholz, dann kann keine Hexe das Ausbuttern stören. Die Schäffler banden früher gerne etliche Streifen des Wacholderholzes in Wasserbitschen und Trinkgeschirre, dann kann dem Benützer kein Schaden geschehen. Hiemit hängt die Sitte bei rheinischen und tirolischen Weinwirtschaften zusammen, durch einen Wacholderbusch anzuzeigen, hier werde reiner und unschädlicher Wein verzapft.

Auf die dämonenabwehrende Bedeutung des Strauches ist auch zurückzuführen, daß man überzeugt ist, wer einen Kranewitzweig auf den Hut stecke, werde nie müde und gehe sich nicht wund.

So versteht man leicht, daß der Wacholder nicht minder in der Volksmedizin eine Rolle spielt. Camerarius faßt die Heilkraft der Kranewitbeere in die Worte zusammen: „Sie bekommt wohl dem schleimigen Magen, reiniget die Brust, stillet den Husten, die Blähung des Bauches, das Aufstoßen der Mutter und den Krampf, eröffnet die Leber und den Stein, wehret dem Giffte und der Pestilenz: in summa, die Wacholderbeer sind zu vielen Dingen nutz, deshalb hat der Koch solche Beerlein zu sich in die Kuche beruffen."

Wie schon Hieron. Bock in seinem „Kräuterbuch" (1551) sagt, pflegten „die Pfaffen auf den Palmtag den Sevenbaum mit andern grünen Gewächsen zu weihen, geben vür, der donder und der Teufel können nichts schaffen, wo solche geweihte Stengel in Häusern gefunden werden"; zu diesen grünen Gewächsen zählt bis heute der Wacholder. Mit der sog. Krametsgerte, sagt man in Bayern, kann man ohne dabei gesehen zu werden, „einen prügeln, daß ers verspürt". Ebenso kann man mit ihr Schlangen, Mücken und Fliegen — lauter dämonische Tiere — verscheuchen. Ist einem etwas gestohlen worden, so biege man einen Wacholderstrauch nieder, lege einen Stein darauf und spreche: „Wacholderbusch, ich tu dich bücken und drücken, bis der Dieb sein gestohlen Gut wieder an seinen Ort getragen hat." Um vom Stein loszukommen, wird der Busch den Dieb zur Rückgabe des Entwendeten veranlassen. So sagen die „egyptischen Geheimnisse des Albertus Magnus".

Digitized by Google

Schließlich gebraucht man in Bayern den Kranewit gegen den Getreideunhold, den Bilwißschneider. In der Passauer Gegend bindet man in die erste Korngarbe eine Krametstaude ein; dann legt man diese zuletzt auf den letzten Erntewagen und drischt sie zu allerletzt; dann wird der Unhold nicht mehr schaden. Noch in jüngster Zeit (1913) ließ man in der Oberpfalz einige Kranewitbeeren zuletzt durch die Dreschmaschine mitlaufen, um vor dem Bilwißschneider sicher zu sein.

Wunderst du dich, lieber Leser, nach dem Gesagten, daß in Bayern heute noch die Fuhrleute Peitschenstiele aus Wacholderholz gefertigt allen andern vorziehen? Sie sagen, weil dann kein Pferd durch eine Stellung gesperrt werden kann.

Heilsegen aus dem Schwarzwald.

Von Dr. **Max Weber**, Offenburg (Fortsetzung zu S. 40 ff.).

II. Segen verschiedener Art.

1. Für den Wurm[1].

Jesus Christus fahrt auf einem steinigen Acker mit einem goldenen Wagen und silbernen Pflug; darauf fahrt er 3 Fuhren, darunter liegen 3 Würmer, der erste ist weiß, der zweite ist roth, der dritte ist Allen Würmern der bittere Tod.

3 mal sprechen und 3 Vater unser; während dem sprechen den Finger fest halten. 3 höchsten Namen und im Namen Jesus aufzuopfern.

2. Für die Gelbsucht.

Man kocht 3 Eier hart, nimmt das Weiße von einem Ei und näht es in ein Bündelchen, hängt es mit einem Band 24 Stunden um den Hals zwischen die Schultern auf den bloßen Leib; man wähle morgen vor Bethzeit oder Abend nach Bethzeit, wo man es wechselt, bis man mit allen dreien nacheinander so gemacht; man muß es rückwärts in 3 höchsten Namen in das laufende Wasser werfen und darf nicht angesprochen werden und nicht umschauen, bis man die Hausthüre hinter sich zu hatte.

3. Vieber Segen.

(Jesus) Petrus lag, vor der Stadt Jerusalem, da Jesus hineinging, Jesus sprach, Petrus was liegst du hier, Petrus antwortete, Herr hier liege ich, und habe das Vieber, Jesus sprach, Petrus stehe auf, und folge mir nach, das Vieber hat dich verlassen; Jesus sprach Petrus was begehrest du mehr von mir, Herr ich begehre daß alle diejenigen die diese Worth bey sich

[1] Über Wurmsegen vergl. E. Fehrle, Zauber und Segen, S. 46 ff.

Digitized by Google

tragen, die sollen sieben und sibenzig Vieber (n)immermehr anstoßen, Jesus sprach Dir geschehe Petrus weil du begehret und geglaubt hast + 7 Vaterunser und den Glauben.

4. Wenn eine Kuh das Voll hat.

Susanna hat geboren St. Anna; St. Anna hat geboren Mutter Gottes; Mutter Gottes hat geboren

unser lieber Herr Jesu Christ
Blathere, brich wo du bist;

Brich mitten, brich hinten, brich fornen;

brich in Daisch
und nit ins Fleisch

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes. Amen. Und dreimal wiederholen.

5. Gebet in Gichtkrankheit[2].

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes Amen. Ich N. N. beschwöre Dich Gicht oder Gesicht bei den hl. fünf Wunden und bei dem unschuldigen Blut meines Herrn Jesu Christi, welches aus seinen hl. fünf Wunden uns Menschen auf Erden zu gut geflossen ist. + + + Ich beschwöre Dich Gicht oder Gesicht bei dem jüngsten Gericht und bei dem bittern Urtheil das Gott über alle Menschen und über alle Sünder und Sünderinnen ertheilen wird, das Du mir an Gliedern meines Leibes nichts schadest, an Gehirn, an den Augen, den Schultern, am Rücken, an den Armen, an den Waden, an den Füßen, an den Zehen und an Gliedern meines ganzen Leibes. + + + Ich beschwöre Dich Gicht oder Gesicht durch die drei Nägel, welche Jesus Christus durch seine hl. Hände und Füße geschlagen waren und bei denen die auf beiden Seiten des Kreuzes unseres Erlösers standen nemlich der seligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria des hl. Johannes und aller Heiligen, die bei der Kreuzigung unseres Erlösers zugegen waren. In diesem Vertrauen hoffe ich Gott werde mir durch die Fürbitte aller dieser Heiligen und durch die Fürbitte der hl. Barbara, wenn es zu meinem Seelenheile ersprießlich ist die Gicht abwenden, und alles Gute ertheilen. Ach ich bitte Dich gütigster Herr daß Du mich von dieser Krankheit des Gichts oder Gesichts erlöseſt.

Ich bitte Dich durch die Strike und Bande und Nägel mit welchen unser Jesus Erlöser gefangen gebunden und an das Kreuz genagelt worden, daß er seiner Marter zu lieb und allen Menschen diese Gnade verleihe. + + + Ich beschwöre Dich, Gicht oder Gesicht, daß Du abweicheſt bei der göttlichen Liebe im Himmel und auf Erden.

+ + + Es weiche von mir jede Art dieser Krankheit, es sei das kalte Gicht, das laufende Gicht, das kommende Gicht, das reißende Gicht, das tobende Gicht, das tötende Gicht, die siebenundsiebenzigerlei Gicht, daß sie

[2] Beachtenswert ist, wie hier christliche Gebetsteile und Beschwörungen miteinander verbunden sind.

Digitized by Google

an meinem ganzen Leibe nichts schaden, dazu helfe mir die göttliche Kraft, mit welcher Jesus Christus sein Martertod am Kreuze gelitten in seinem hl. Grabe gelegen und von da wieder glorreich auferstanden ist und das ganze menschliche Geschlecht erlöst hat. Liebster Herr und Heiland mache mich gesund an Leib und Seele; das werde wahr im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes Amen.

Wer ein Gesicht oder Gicht hat der komme und wende sich an die Rückerinnerung des Leidens Jesu und an den Namen Jesu Nazarenus, Wer es liest oder gelesen hat sei es unser Freund oder Feind Bruder oder Schwester und dieses Gebet bei sich trägt, und nach dem Inhalt desselben seinen Lebenswandel einrichtet wird vor Gicht oder Gesicht befreit und keineswegs davon befallen werden, den wer den schmählichen Tod am Stamme des hl. Kreuzes gelitten hat, war unser liebster Herr Jesus Christus. Dieses ist der Herr Himmels und der Erde er würdigt sich uns zu helfen und das Gicht von uns abzuwehren, daß wirs nicht wiederbekommen, oder uns gänzlich davon zu bewahren. Man bete so lange man lebt alle Tage zu Ehren der Glieder Jesu Christe 5 Vater unser und 5 Ave Maria nebst dem Glauben.

Scherzhafte Amulette.

Von **Adolf Jacoby**, Luxemburg.

Es gibt eine Anzahl Amulette mit scherzhaften Aufschriften, die aber von denen, die sich die Zauberzettel schreiben ließen, nicht so aufgefaßt wurden, ihnen vielmehr als ernstgemeinte, wirksame Schutzbriefe und Heilmittel galten. Eine Sammlung dieser Amulette ist in mancher Richtung lehrreich und dankbar. Einiges sollen zu diesem Zweck die folgenden Mitteilungen beitragen[1].

Ein Soldat des dreißigjährigen Krieges leistete sich den Spaß, einem feigen Kameraden, der ein festmachendes Mittel[2] haben wollte, dreimal auf einen Zettel zu schreiben: „Wehr dich, du Hundsfott!" Das Amulett wirkte, denn jener hielt sich für fest und schlug sich durch[3].

Ein anderes Beispiel gibt uns der Augsburger Büchsenmeister Zimmermann[4] in seinem handschriftlichen „Bezaar, wider alle Stich, Straich und

[1] Scherzhafte Wundsegen s. bis O. Ebermann, Blut- und Wundsegen in ihrer Entwicklung dargestellt (Palaestra XXIV, 1903). Hessische Blätter für Volkskunde 9 (1910), 126—138. 12 (1913), 182—198. 13 (1914), 193—194.

[2] Vgl. E. M. Kronfeld, Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben (1915), 81ff.

[3] A. a. O. 92.

[4] Über diesen vgl. Zeitschrift f. deutsches Altertum und deutsche Literatur 43 (1899), 89 ff. G. Freytag, Bilder aus der Vergangenheit 3, 79.

Digitized by Google

Schüß, voller großen Geheimnussen"[5] am Ausgang des 16. Jahrhunderts: „Also waist man von einer thorechten frauen, welche ein lange Zeit das Augenwehe, und sehr böse Augen gehabt, das ihr ein fahrender Schuler ein Zettele in einem Wax verborgen gebe, welches sie stetigs am halß tragen soll, und als sie es anfangen zuetragen, ist es mit Iren Augen bald besser worden, derhalben sie die furwitz gestochen, das sie das wax geöffnet, das Zettele gefunden, und von wunderswegen was doch fur kräfftige wortt darauf geschriben, lesen lassen, da hat man anders nichts geschriben gefunden, dann, der hencker stech dir die Augen auß, und scheiß dir in die löcher, Auß welchem nur gar leichtlich zuersehen, das ihr nichts anders, dann der thorechte Aberglaub geholffen". Die Geschichte muß weit verbreitet gewesen sein, denn auch Thiers[6] erzählt sie ganz ähnlich: Témoin (des Betrugs mit Amuletten) l'Histoire que raconte le P. Mathias Felisius, de Brouvershaven[7] en Zélande, Provinzial des Cordeliers de la basse Allemagne, et qu'il assure avoir lûe dans les sermons de Godscalc de Rozemonde[8], Docteur en Théologie, et Théologal de Louvain." Eine dritte Form gibt Abraham a. S.-Clara[9]: „Bekannt ist jene Geschicht, wie ein altes Weib einen Studenten ersucht, er möchte ihr doch helffen von stetem Augen-Wehe, sie wollte sich danckbar einstellen, der Student schriebe etliche wenige Wort auf ein Papier, und nähet solches in Leder ein, mit dem Befelch, sie soll es staets am Hals tragen: das alte Müetterle folgte solchem Rath, hat auch einen Glauben darauf, und sihe, es wurde ihr geholffen; Nach 2 Jahren wollte sie aus Vorwitz wissen, was doch in diesem Taeschel mochte verschlossen seyn, nachdem sie nun solches eroeffnet, da fande sie diese Wort geschrieben: Der Teufel steche dir die Augen aus, und fuelle die Loecher mit Koht an: So bald sie solchen Zettel verworffen, da hat sie die vorigen Wehe-Tagen wiederum empfunden."

In die gleiche Gattung von Heilungen gehört ferner ein Bericht des Straßburger Arztes Franz Balthasar von Lindern[10], der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dort praktizierte neben seinem bekannten Freund und Kollegen Georg Heinrich Behr[11], beide nicht unbedeutende Mediziner. Wir drucken hier diesen Bericht im Zusammenhang ab aus Gründen, die sich unten ergeben: „Die Cur nun (nämlich gegen Zahn-

[5] Handschrift der H. Bibliothek zu Gotha, chart. fol. Nr. 566 Folioband gegen 1591. Hier nach meiner Abschrift des 3. Buches, cap. 2 fol. 76 a f.

[6] J. B. Thiers, Traité des superstitions qui regardent les sacremens (1. Ausg. 1679, hier nach der 4. Edit. Avignon 1777) 1, 393. Auch J. Collin de Plancy, Dictionnaire Infernal (1850), 133 erzählt die Geschichte ohne Quellenangabe.

[7] Elucidat. praecept. Decalog. Praccept. 1c. 55.

[8] Serm. 3. de Domin. 5. post. Epiphan.

[9] Huy und Pfluy der Welt (1707), 515.

[10] Medizinischer Passe-Par-Tout oder Haupt-Schlüssel aller und jeder Kranckheiten des menschlichen Leibes (Straßburg 1739), 380 ff.

[11] Er schrieb eine Physiologia medica. Das ist richtige und umständliche Beschreibung des menschlichen Leibes (Straßburg 1736).

Digitized by Google

schmerzen) ist auch nach solchen Umständen einzurichten, kommt der Schmertzen von zerfressenen und ausgehöhlten Zähnen her, so ist solche, man verfahre auch damit, wie man wolle, nur palliativ und mehrmahlen gefährlich, insonderheit wenn närrische Dinge zum stillen gebrauchet werden, als da ist das Opium, oder der Spiritus seu oleum Vitrioli[12], Pfefferkörner[13] und dergleichen, es hilfft nichts gewisser, als man ziehe den Zahn aus: alles verbleyen, da man zart geschlagen Bley einpfroffet[14], tauget auch nichts, und ob gleichwohlen das Wehe einige Zeit still stehet, so kommet es nachgehends nur desto hefftiger wieder zum Vorschein, sympathetische Mittel verfangen auch nicht viel. Viele rühmen zwar Pulverem Sympathetikum[15], da man mit einem Höltzlein die Zähne führet, biß sie bluten, und das Holtz blütig davon wird, und wenn das Pulver in Schmiede-Wasser aufgelöst worden, soll man solches hinein werffen, und an einen temperirenden warmen Ort stellen[16]. Noch vielweniger hilft die transplantatio[17], wenn man ein Tüchlein mit Tuch benetzet in ein gebohrtes Loch eines Weiden-Baumes einstecket, und mit einem Zapffen von dem nemlichen Holtz vorschlägt[18], wenn es je etwas verfängt, so thut die Impressio der Menschen das meiste darbey, eben also, als mir dieses Jahr ein Burger von Büttlingen[19], Nahmens Charle Thiebault ein Experimentum gewiesen, und in meiner presence an verschiedenen (kan es nicht laugnen,) mit gutem Successu praestiret, da er einen Huff-Nagel von der Schmiedte, so es ein Mann oder Jüngling war, von einem Wallachen oder Hengst, zum weiblichen Geschlecht aber aus einer Stutte ausgezogen[20], in die Wand schlug,

[12] Das ist Schwefelsäure, die eine große Rolle spielte. Paracelsus sagt: oleum vitrioli quarta pars Pharmacopolii et instar lapis angularis in sua officina vgl. H. Schelenz Geschichte der Pharmazie (1904), 405.

[13] Vgl. Hovorka und Kronfeld Vergleichende Volksmedizin (1909) 2, 837.

[14] Also plombieren, das schon in der Antike bekannt war.

[15] Das ist Ferrum sulfur. sicc., ein Wund-Allheilmittel des englischen Arztes Kenelm Digby († 1665) vgl. Schelenz a. a. O. 494. 498.

[16] Vgl. zu diesem Verfahren ähnlich Hovorka und Kronfeld a. a. O. 2, 840 ff. C. Seyfarth Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens (1913), 202 ff.

[17] Vgl. Hovorka und Kronfeld a. a. O. 1, 141, 181.

[18] Hovorka und Kronfeld a. a. O. 2, 840. Seyfarth a. a. O. 204.

[19] Ort Püttlingen im Saargebiet vgl. Die Geschichte unserer Heimat (Völklingen 1899), 67 ff.

[20] Zu diesem Brauch, die entgegengesetzten Geschlechter in Verbindung zu bringen, vgl. Schweizer Archiv für Volkskunde 23 (1921), 225. A. Franz Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter (1909) 1, 420 (über die Mandragora nach der Hl. Hildegard Physica II 56). G. S. Bäumler Mitleidiger Arzt (Straßburg 1736) 189: „Im May sammle Blut von einem Esel, sowohl vom Männlein als Weiblein .... Ist eine Manns-Persohn damit (näml. der Unsinnigkeit) behafftet, so schneide von dem in des Weibleins Blut eingedunckten Tuch usw." „Auf gleiche Weise verfährt man mit der Cur, wann der Patient eine Weibs-Person, jedoch mit dem Unterscheid, daß solchen Falls vom Männleins-Blut muß genommen werden."

Digitized by Google

also daß er dem Patienten vorhin in einem kleinen Gläßlein ein Oel praesentirte, meines Bedunckens Spick-Oel[21], einen Tropfen davon an seinen Finger zu nehmen, und selbigen äußerlich an denjenigen Ort, wo er den Schmertzen am hefftigsten verspürte, auf den Backen zu tupffen anbefohlen hatte, so dieses geschehen, setzte er den Nagel an einen Balcken oberhalb der Thüre, wo man aus und einzugehen gemüssiget ist, that mit einem Hammer einen Streich auf des Nagels Kopf, fragte ihn alsdann weiters, auf welcher Seite er seinen Schmertzen fühlte, auf die Antwort dieser oder jenen, so schlug er mit aller force den Nagel völlig in die Wand, sagte dabey, jetzt gehe der Herr oder die Frau in Gottes Namen nur nacher Hause, der Schmertzen ist gestillet, die Wahrheit nun zu bekennen, so hat es ihme, so viel als ich dem Spiel beygewohnet, jedesmahlen gelungen[22]. Wie nun dieser Effect erfolgt, anders als durch eine starke Impression, kan ich mir nicht einbilden, gleich als wie es bey denen febricitanten geschihet, wenn sie Bäuschlein in einer ungeraden Stunde[23] anhängen und auch in einer solchen rücklings hinter sich in ein fließend Wasser werffen müssen[24], da wenn man solche Bäuschlein eröffnet, nichts anders als mit Creutzen bezeichnete lächerliche Verse darinn eingenähet sich befunden, die ich selbsten mit meinen Augen gesehen, und also lauteten:

\+
Ein Fuchs-Belz + und ein Marters-Hut
\+ \+ \+
Sind beide + vor das Kalte[25] gut +
\+ \+
in Nomine Patris, Filii & Spiritus Sancti. Amen."

In diesem Bericht ist eine ganze Sammlung z. T. noch heute üblicher volkstümlicher Mittel gegen Zahnschmerzen wiedergegeben und darum hier im Ganzen abgedruckt. Man kann ihnen noch z. B. die Angaben des kurpfälzischen Oberamtsphysicus G. S. Bäumler anfügen[26]: „Es bedienen sich auch etliche in hefftigen Zahnschmerzen allerhand sympathetischer Curen, und machen sich zu dem Ende einen Zahnstocher aus demjenigen Holtz, worein der Donner geschlagen, womit sie in das Zahnfleisch so lang stechen, biß es blutet, welches sie hernach in ein warm gemachtes Stücklein Speck stecken[27].

[21] Vgl. Seyfarth a. a. O. 296. Es ist Lavendelöl (Lavendula spica, Spike).

[22] Vgl. Seyfarth a. a. O. 203. Hovorka und Kronfeld a. a. O. 1, 118. 2, 840 f. 845.

[23] Vgl. Wuttke Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart (4. Aufl.), Register unter: Gerade und ungerade Zahlen. H. Zahler Die Krankheit im Volksglauben des Simmenthals (1898), 120. Fehrle, Zauber und Segen (1926) s. Register unter Zahlen.

[24] Vgl. das Wegschwemmen der Krankheit Seyfarth a. a. O. 222. Wuttke a. a. O. 335 ff. § 498—502.

[25] D. i. das kalte Fieber.

[26] Mitleidiger Arzt (1736) 128.

[27] Vgl. Seyfarth a. a. O. 249. Wuttke a. a. O. 14 § 11: Holz von Blitzbäumen hat Zauberkraft.

Digitized by Google

Andere nehmen im frühen Jahr einen Sprissel aus einem Weißdorn oder Weydenbaum, stechen damit gleichfalls das Zahnfleisch, bringen ihn geschwind an sein vorherig Ort und binden die grüne Schaale fein beheb und kunstmäßig darüber her. Ich habe aber hievon noch keine sichere und vollkommene Prob ersehen können."

Was den Nachrichten über diese Kuren einen gewissen Wert gibt, das ist die klare Erkenntnis des Arztes, daß die unzweifelhaften Erfolge, wenigstens in manchen Fällen, auf psychischen Vorgängen beruhen, die er „Impression" nennt; Bäumler sagt dafür bei ähnlichen sympathetischen Heilungen „Imagination"[28]: „Ich halte aber davor, und ist auch der Vernunfft gemäß, daß der Effect nicht von den Buchstaben, sondern des Patienten starcker Imagination herrühre, als wordurch die Natur von ihrem Irrweg abgerissen, und auf diese curieuse Stirnschrifft zu gedencken veranlast wird (bei Nasenbluten, das man durch Aufschreiben der Buchstaben O. J. P. U. L. U. mit dem Blut aus der Nase auf die Stirn anhält[29])." Wir sagen heute dafür „Suggestion".

Das Sprüchlein auf dem Amulett gehört in den Rahmen unserer Scherzamulette. Ein warmer Fuchspelz und ein wärmender Hut aus Marderfell sind freilich für Frierende nicht von Schaden, aber auch nicht gerade geheimnisvolle und magische Mittel.

Hierher ist ferner zu ziehen, was Wuttke[30] erzählt: „Aus Württemberg wird uns folgendes berichtet: einem den höheren Ständen angehörigen Manne, der mit heftigen Zahnschmerzen gequält war, schrieb jemand einen Zauberzettel und hieß ihn, denselben in die Tasche zu stecken. Augenblicklich hören die Schmerzen auf; er erzählt es voll Freude; gefragt, ob er den Zettel gelesen, nimmt er ihn heraus und liest: „In der Hölle sehen wir uns wieder." Entsetzt zerreißt er den Zettel und die Schmerzen sind wieder da." Auch hier liegt eine der scherzhaften Formeln vor, die der Träger zunächst nicht kennt, aber ihre Wirkung fühlt; nach der Kenntnisnahme erschrickt er und vernichtet das Amulett; das ist eine Parallele zu der oben gegebenen Geschichte von der alten Frau, die an Augenschmerzen litt. Auch darin stimmen beide Erzählungen zusammen, daß nach der Vernichtung des Zettels die Schmerzen wiederkommen (in der von Abraham a. S. Clara berichteten Form).

Endlich sei noch auf eine Formel in den „Neunzig Geheimnissen für Jedermann in landwirtschaftlichen und häuslichen Verhältnissen (Dresden 1912)" verwiesen[31]:

Vor das Reißen.

Die Buchstaben auf einen Zettel geschrieben, 9 Tage angehängt und ins fließende Wasser getragen, dem Wasser entgegen geworfen. +++ JdSSe

[28] Mitleidiger Arzt 141, vgl. 242.

[29] Vgl. dazu, was ich im Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens unter dem Stichwort Oipulu geben werde.

[30] Aberglaube 343 § 510.

[31] Seyfartha. a. O. 155.

Digitized by Google

MMddvGdhdNN. außer N. uvF MmENM ErDende DJEdu — LLO chnJechFA Emederiade Pastia Fſdwſü Buchſtety Iſddnd ſdh Mde dſhk EhdVdhGG CdShG.

Emegeria Pastaia
Rubdit + Rubdit + Rubdit +

Die unterſtrichenen Buchſtaben DJEdu MmENW ErDende chnJchT ALLO ſind zu leſen: „Die Dummen werden doch nicht alle.“ Der Anfang iſt vermutlich zu entziffern: „Im Namen des V(aters), d(es) S(ohnes), d(es) h(eiligen) G(eiſtes)“ und ähnlich zum Teil der Schluß;anderes bleibt unverſtändlich. Der Satz: „Die Dummen uſw.“ iſt in ſpätere Ausgaben des Büchleins eingeſchmuggelt und ſo durch einen boshaften Bearbeiter das Amulett ins Scherzhafte gedreht.

In allen dieſen Beiſpielen wird Spott getrieben mit den Amulettgläubigen, denen das Vertrauen auf ihren geheimnisvollen Zettel wohl öfters Rettung und Heilung brachte, trotzdem die Papiere ihre Beſitzer nur verhöhnten. Sie ſind kleine Dokumente zur Geſchichte des Aberglaubens, die es lohnen, daß man auf ſie achtet und ſie ſammelt.

Der Hund im Volksglauben.

Von **Wilhelm Dinkelmann**, Frankfurt a. M.

Der Hund hat im Volksglauben immer eine bedeutende Rolle geſpielt. Wir beſchränken uns heute auf die geheimnisvollen Anſichten und Sitten, welche die Bewohner Böhmens an ihn knüpfen. Dies iſt um ſo reizvoller, da wir tief in die Seele zweier verſchiedener Volksſtämme ſchauen.

Die Hunde ſind die unzertrennlichen Begleiter der Nornen oder Schickſalsſchweſtern und wiſſen, wie dieſe, Beſcheid über die Loſe der Menſchenkinder. Läuft einem Bewohner Böhmens ein fremder Hund nach, ſo ſieht er ihn als Glückbringer ſehr gern und hütet ſich, ihn als läſtigen Begleiter fortzujagen. Anderſeits aber kriecht leicht der Teufel in die Geſtalt eines ſchwarzen Hundes und legt ſich in der Nacht auf Brücken und Stege, um allerlei Schabernack zu treiben. Als geſpenſtiſcher Hund ruht der „Gottſeibeiuns“ vor und auf den Truhen mit Gold und Edelſteinen in verwunſchenen Schlöſſern, Türmen und Ruinen. Häufig ſind Koſtbarkeiten an einem Kreuzweg vergraben. Es iſt nicht ratſam, ſich an die Hebung zu machen, wenn man nicht die vorgeſchriebenen Gegenſtände zur Hand hat. Tut es aber trotzdem ein vorwitziger Schatzſucher, ſo zerreißt ihn ein ſchwarzer oder feuriger Hund, worunter einer mit feurigen Augen oder feuriger Zunge zu verſtehen iſt.

In den Beſitz von Reichtum kommt ein Glücksmenſch auch mit Hilfe eines Alrauns oder Zaubermännleins, einer Wurzel in Geſtalt eines Erdenbürgers. Will ein Verwegener das Zaubermittel gewinnen, ſo bindet er

Digitized by Google

die Pflanze an die Rute eines kohlschwarzen Hundes, dem er ein Stück Fleisch vor die schnuppernde Nase hält. Das Tier schnappt darnach und zieht ungewollt die Wurzel aus dem Boden. Der Alraun erhebt einen solch teuflischen Lärm, daß der Hund vor Schreck stirbt.

Hat der Bürger oder Bauer einen neuen Hund erworben, so fesselt er ihn sehr schnell an sich und die neue Umgebung. Er gibt dem Neuling von dem Brote, das an und für sich schon als zauberkräftig gilt, welches er einige Zeit unter der Ferse liegen gehabt hat. Die für eine Hundenase so angenehme „Witterung" bannt ihn an die Person und deren Besitz. Wird der Hund aber mit Gewalt, oder nach einem Verkauf, an einen andern Ort gebracht, so läuft er zu seinem liebgewordenen Herrn zurück. Ein Mädchen, das auf dem Heuboden schlief, hatte stets einen Hund hinter und neben sich, der ihr sogar die Leiter hinauf folgte, was bekanntlich einem Tier große Schwierigkeiten bereitet, wenn es nicht gerade ein Affe oder eine Katze ist. Der Hund hatte nämlich ein Zaubergebäck verschlungen, welches die Liebehungrige für ihren allzu schüchternen Schatz bereitet hatte. Unter das Mehl war ein Pulver gemengt worden, welches das Mädchen aus den schweißgetränkten Haaren seiner Achselhöhle klein gehackt und zerrieben hatte.

Hat sich nun der Hund an Haus, Hof und Garten, sowie an die Bewohner, innig angeschlossen, so will er auch geachtet sein. Vor allen Dingen duldet er keine Fußtritte. Werden sie ihm aber von der Hausfrau oder einer Angestellten oder einem Besuch zuteil, so rächt er diese Tierquälerei dadurch, daß er ihnen eine Frühgeburt erwirkt. An Kinder teilt er gute Gaben aus. Dem Neugeborenen leckt er gern das Gesicht mit seinem heilenden und zauberkräftigen Speichel. Eltern und Wehmutter dulden es; denn dadurch werden dem Kleinen die Augen geschärft.

Geht es aber ans Sterben, so bringt man, wie bei den alten Indern, den Hund zu dem Schwerkranken. Vielleicht ist doch noch Rettung vorhanden! Ein „Wissender" oder eine „weise Frau" nimmt aus dem linken Ohr des geistersichtigen und ahnungsreichen Tieres einen Hundefloh, der bekanntlich geduldiger ist als ein Menschenfloh, und tritt, mit dem Blutsauger in der Hand, zu dem mit dem Tode Ringenden, wobei er sich nach dessen Befinden erkundigt. Erfolgt Antwort, so kommt bestimmt Heilung. Herrscht dagegen eisiges Schweigen im Gemach, so werden bald die Totenglocken läuten, was ja an andern Orten als „Bellen der Hunde" bezeichnet wird.

Den Tod zeigt der vierbeinige Freund, der an allen Ereignissen lebhaften Anteil nimmt, durch trauriges Heulen an. Wenn er dabei der Tür gegenüber sitzt, so stirbt jemand aus dieser Wohnung. Wendet er sich aber von dem Hause ab, so geht die „Todesgöttin Hel" oder die „weiße Frau", die der Hund im Gegensatz zu dem, mit stumpfen Sinnen versehenen Menschen, nicht nur wittert, sondern auch sieht, in die Nachbarschaft. Die alles mordenden Totengeister können allerdings auch von Leuten wahrgenommen werden. Will jemand „den Tod sehen", so begibt er sich an die Stelle, wo der Hund heult. Als dies einst ein altes Weib tat, um sich von der Wahrheit der böhmischen Volksmeinung zu überzeugen, wurde es zur Strafe in Stücke gerissen.

Digitized by Google

Auch dem Kegelspieler ist Hundegeheul ein übles Vorzeichen. Vernimmt er es, so hört er mit Spielen auf, da er doch kein Glück hat. Das also ist der „Hund im Kegelspiel", den man nicht gern sieht oder hört.

In der Volksmedizin Böhmens bedient man sich des heilenden Hundes bei mancherlei Krankheiten. Leidet ein Kind an Auszehrung, so wird es dadurch gerettet, daß man es mit einem Hunde zusammen in einem Wasser badet, das aus neun Brunnen oder Quellen geschöpft worden ist. Das Tier muß bei einem Mädel eine Hündin, bei einem Buben ein Rüde sein. Bei Erwachsenen ist es Sitte, gegen Schwindsucht oder Auszehrung Katzen- statt Hundefleisch zu genießen. Sonst wird gegen Lungensucht noch das recht umständliche „Messen" des Kranken angewandt. Einen Teil der beiden Zauberschnüre verbrennt der beschwörende Schäfer oder Volksdoktor, streut die Asche auf eine Brotschnitte, welche er dem Hunde vor die Nase hält. Verschlingt das Tier den Bissen, so ist die Genesung gewiß. Im andern Fall hat Hel (bei den Deutschen) oder die „weiße Frau" (bei den Tschechen) Gewalt über den Dahinsiechenden, und aller Zauber ist unwirksam.

Fallsucht oder Epilepsie heilt die Galle eines großen schwarzen Hundes. Vor Krankheiten, die ja durch „Beschreien" oder „Behexen" oder durch böse Geister entstehen, schützt der Böhme sich in den beiden zuerst genannten Fällen dadurch, daß er die Speisen nicht anrührt, bevor er dem Hunde davon abgegeben hat. Daher bekommen die verwöhnten Wesen von allem zuerst ihren Anteil.

Dem Viehhalter ist das eine Selbstverständlichkeit. Bewahren die Hunde doch Mensch und Tier vor den schädigenden Einflüssen der Dämonen. Selbst der Hundekot wird für heilend und kräftigend angesehen. Gibt eine Kuh keine Milch mehr, so reibt man die trockene Losung, die in Westfalen „witter Enzian" genannt wird, zu Pulver, legt ein Kreuz von Lärchenholz unter das Haustor und vergräbt einen lebenden Igel unter der Stalltür. Der zerstoßene Hundedreck, vermengt mit der Molke, dient zum Einreiben des Euters, worauf der Milchquell wieder fließt.

Die Hunde verdienen es, studiert zu werden. Und es ist vorteilhaft, ihre Sprache zu verstehen. Dazu braucht der Böhme kein Lehrbuch, sondern ißt einfach Schlangenfleisch. Dadurch werden ihm die Ohren für die neue Wissenschaft geöffnet.

Auch die Wachsamkeit der unbestechlichen Tiere und ihre Körperkraft werden sehr geschätzt. Will man einen Hund furchtlos und stets eifrig haben, so setzt man ihm am „Heiligen Abend" Knoblauch vor, wodurch er obendrein noch vor Hexen und Dämonen gefeit ist. Allerdings können sich Bellen und Beißen mitunter unangenehm bemerkbar machen. Wer aber den Zahn eines schwarzen Hundes als Talisman oder zauberhaften Schutzgeist bei sich trägt, braucht vor dem schärfsten Hunde keine Angst zu haben. Dieser wird ihm nichts tun, wenngleich er andere anfällt.

Gefährlich für Mensch und Tier ist die Hundetollwut. Im Lenz fallen, von rasenden Winden gepackt, mitunter Lerchen aus der Luft. Faßt nun der Hund eine solch kleine Vogelleiche, so wird er wütend oder wasserscheu. Davor bewahrt man ihn, indem man ihm den Namen „Wasser" oder den

Digitized by Google

eines Flusses gibt. Vorbeugend gegen die entsetzliche Seuche wirkt es auch, wenn ihm am Christabend mit Feuerstein und Stahl Funken in die Augen geschlagen werden.

Wird aber trotz aller Vorsichtsmaßnahmen ein Unglücklicher von einem tollen Hund gebissen, so räuchert der „Wissende" die Wunde mit dem Rauch einiger Haare des wütenden, wasserscheuen Tieres aus. Dann heilt Hundshaar Hundsbiß. Bekanntlich fürchten Diebe und Einbrecher die Wachsamkeit und das scharfe Gebiß des Hundes. Sie vermögen aber auf einfache Weise den Wächter von Haus und Hof zum Schweigen zu bringen. Sie ziehen einen Pfahl aus dem Zaune und drücken ihn umgekehrt in den Boden. Dann ist der Hund totenstill, und die Leute im Hause wachen nicht auf.

Die Burschen aber, die sich nachts zu ihrer Liebsten stehlen, bringen das wachsame Tier dadurch zum Schweigen, daß sie unbemerkt eine Hausecke zu erreichen suchen, die sie dann mit den Händen umklammern, ein Zaubergriff, den auch die Spitzbuben anwenden sollen.

Jemandem aber einen Hund wegnehmen, ist nicht so leicht, wenn der Besitzer geheime Zauberkunststücke kennt. In Böhmens Hauptstadt wollte der Schinder einer armen, alten Frau den Hund auf der Straße wegnehmen. Sie ergriff in dem Augenblick höchster Not unauffällig einen Schürzenzipfel, und der Hundefänger konnte das Tier nicht in seine Gewalt bekommen.

Der Vollständigkeit halber erwähnen wir kurz, daß sich Verbrecher, Gehenkte, Selbstmörder, hartherzige Menschen und ungerechte, wucherische Richter nach ihrem Tode in schwarze Hunde verwandeln und auf Erlösung harren.

In allen deutschen Teilen Böhmens glaubt man an den „Wald"- oder „Nachtjäger" und seine Hunde. Im Riesengebirge fährt er, von vier feurigen Rüden begleitet, die glühende Hühner vor dem Wagen hertreiben, im Walde einher. Im Forst bei Hirschberg jagt er mit zwei Hunden. Wer die lauten Tiere in der Ferne vernimmt, wirft sich auf den Boden, die Füße der heranstürmenden, wilden Jagd entgegenstreckend. Unterläßt er es, oder wendet er den Kopf zu den unholden Geistern, so zerreißen ihn die unbarmherzigen, nach Blut lechzenden Hunde.

Bei der Zeichnung des böhmischen „Beiglaubens" ist kein aus andern Gegenden entliehener Zug in das Bild aufgenommen worden; dadurch ist es zwar unvollkommen, dafür aber echt.

Psychologisches zum Ornament.

Von **Dr. Erwin Schroff**, Heidelberg.

Es wird immer mehr erkannt, daß in der Volkskunde eine Reihe von Fragen ohne die Hilfe der Psychologie keine befriedigende, auf letzte Ursachen zurückgeführte Antwort finden können. Für ein wichtiges Teilgebiet der volkskundlichen Forschung, für das Ornament in der Volkskunst, sollen darum einmal die psychologischen Voraussetzungen etwas breiter

Digitized by Google

geschildert werden als das sonst im Rahmen einer volkskundlichen Zeitschrift getan zu werden pflegt. Dabei wird es kaum überraschen, wenn dazu die Psychologie des Primitiven und die Kinderpsychologie mit in den Kreis der Betrachtungen gezogen werden. Das Hereinspielen gerade dieser psychologischen Gebiete wird im Gegenteil erneut beweisen, wie eng verflochten Volkskunde und Psychologie sind.

Das Ornament nimmt bekanntlich in der Volkskunst einen breiten Raum ein. Außerdem bietet es als eines der ursprünglichsten Erzeugnisse der Kunstbetätigung ganz besonders günstige Gelegenheit, seiner Entstehung aus psychischen Gegebenheiten nachzuspüren. Und diese Gegebenheiten sind es gerade, die wir aufzusuchen haben, denn „bildende Kunst" im engeren Sinne ist die Fähigkeit, Bewußtseinsvorgänge durch bleibende Mittel optisch wahrnehmbar zu machen[1]. Wenn irgendwo, so ist es hier, daß es gelingen muß, die Umsetzung seelischer Vorgänge in Handlungen verständlich zu machen, wo noch kein „ismus", kein Programm den Künstler leitet. Aus eben denselben Gründen ist ja auch die Kinderpsychologie so aufschlußreich für die Psychologie überhaupt. Was M. Walter in seiner Volkskunst im badischen Frankenlande von der Volkskunst allgemein sagt, gilt im besonderen vom Ornament: „Volkskunst ist Urkunst"[2].

In zweierlei Form, beidemale als Zierde einem größeren Ganzen untergeordnet tritt uns das Ornament entgegen. Einmal als figürlicher Schmuck, zum andern als geometrische Verzierung, beides an Geräten, Behältnissen und Bauwerken. Wenn wir nun das Ornament herauslösen aus seinem Zusammenhang, so treten uns die beiden unterschiedenen Arten als zwei ganz verschiedene Dinge entgegen. Die eine, die bildliche, führt auch dann noch ein eigenes, selbständiges Leben, während es von der geometrischen scheint, als hätte sie uns nichts Eigenes zu sagen. Und während es Aufgabe der Psychologie der bildenden Kunst im engeren Sinne ist, uns über den seelischen Vorgang der zur Gestaltung des figürlichen Schmuckes geführt hat, aufzuklären, bleibt uns hier die Aufgabe, den psychischen Gehalt solcher Ornamente aufzudecken, die uns in der zunächst so unselbständig scheinenden Form entgegentreten.

Zu diesem Zweck müssen wir zurückgreifen bis zu den Anfängen der Kunst überhaupt; denn da, wo uns in unserm heutigen Leben das Ornament entgegentritt, dürfte es schwer fallen, in ihm den Ausdruck einer seelischen Regung zu sehen. Wenn der Arbeiter, der zur Herstellung eines farbigen Papiers zu einem Bucheinband, z. B. über irgend eine Grundfarbe mit einem in eine andere Farbe getauchten zerknüllten Papier hinwegstreicht, so wird das kaum aus einem seelischen Bedürfnis heraus entstanden sein. Und derjenige, der Tapetenmuster entwirft, tut das eben auch berufsmäßig und läßt sich vielleicht von Zirkel und Lineal leiten oder benutzt womöglich ein Kaleidoskop, das ihm den Vorwurf verschaffen soll[3]. Daß natürlich

[1] Verworn, M., Die Anfänge der Kunst, 2. Aufl., S. 8.

[2] Walter, M., Die Volkskunst im bad. Frankenlande, 1927, S. 14.

[3] Vgl. auch Spamer, A., Volkskunst und Volkskunde in Oberdeutsche Ztsch. für Volkskunde 2 (1928) S. 19 Anmerkung 35 und Walter, M., a. a. O. S. 19f. Volkskunst und Unkunst.

Digitized by Google

irgendwelche psychischen Vorgänge auch damit verbunden sind, soll selbstverständlich nicht geleugnet werden. Aber einmal muß irgendwann Seelisches solche Formen verursacht haben; und diesen Zeitpunkt heißt es aufzusuchen.

Die Frage nach der Entstehung von Ornamenten ist eine Doppelfrage, nämlich 1. aus welchen äußeren und 2. aus welchen inneren Quellen sind diese Kunstformen geflossen? Als Antwort auf die erste Frage wurden von den Forschern, die sich mit ihr abgegeben haben, meist Ethnologen und Vorgeschichtsforscher, im wesentlichen zwei Gruppen von Theorien aufgestellt, die für sich allein niemals eine Antwort auf die Frage geben können[1]. Die beiden Gruppen, die Gruppe der technischen und die der naturalistischen Theorien werden mit vielerlei Gründen gestützt und scheinen jede so befriedigt zu haben, daß die Beantwortung der zweiten Frage (nach den inneren, also psychischen Quellen) darüber meist vergessen wurde.

Die technische Theorie geht davon aus, daß bei der Bearbeitung und Behandlung des Materials für Werkzeuge usw. sichtbare Spuren (an sich ungewollt) zurückbleiben, die (aus meist nicht genannten Gründen) den Gefallen des Herstellers erregten und darum auch in solchen Fällen wieder angebracht wurden, wo sie durch vervollkommnete Herstellungsweise nicht mehr in Erscheinung treten.

Es sei z. B. auf die sog. Fibel mit umgeschlagenem Fuß der La Tène-Zeit hingewiesen, bei der das eine Ende des Drahtes aus dem die Fibel gebogen wurde als Spirale um das Ende des Bügels gewickelt ist. Diese in der Technik der Herstellung begründete Spirale findet sich bei späteren, gegossenen Fibeln wieder. Bei Scheibenfibeln wurde ursprünglich auf eine Grundplatte eine zweite Platte aufgenietet. Spätere Formen, bei denen die beiden Platten aufeinander gelötet sind, zeigen an den Stellen, wo sich sonst die Nieten befanden, aufgesetzte Knöpfe. Solche Beispiele ließen sich natürlich noch viele anführen.

Innerhalb der technischen Theorien wird ferner angenommen, daß Werkspuren in einem Material übertragen werden auf Material, bei dessen Bearbeitung solche Spuren überhaupt nicht auftreten können.

Hierher gehört die bekannte Erscheinung der Flechtmuster auf Tontöpfen oder die Übertragung von Mustern, die beim Nähen entstehen auf Holzgegenstände.

---

[1] Aus der Fülle der Literatur seien neben den in den sonstigen Anmerkungen genannten Werken noch angeführt: Grosse, E., Die Anfänge der Kunst 1894; Hirn, J., Der Ursprung der Kunst 1904; Hoernes, M., Urgeschichte der bildenden Kunst, 2. Aufl., 1915; Salin, B., Die altgermanische Tierornamentik, 1904; Schröter, K., Anfänge der Kunst im Tierreich u. bei Zwergvölkern, 1914; Stephan, Südseekunst, 1907; Vierkandt, A., Das Zeichnen der Naturvölker i. Zschr. f. angew. Psychol. 6, 1912; Wundt, Völkerpsychologie III$_2$, 1908; vgl. auch Eberts Reallexikon d. Vorgeschichte Bd. 9 Artikel Ornamentik S. 206 ff.

Digitized by Google

Für die angeführten Beispiele mag die angenommene Entstehung aus technischen Ursachen sicherlich ganz einleuchtend sein. Für eine große Reihe anderer Ornamente dagegen läßt sie sich nur mit oft weit hergeholten Hilfen anwenden.

Darum versuchten die Verfechter der andern Theorien, der naturalistischen, eine andere Erklärung. Einmal, so sagten sie, treten uns in der Natur Ornamentformen in einer solchen Fülle entgegen, daß man gar nicht zu suchen braucht: Häute von Schlangen, Eidechsen, Raupen, das Gefieder der Vögel, die Schuppen von Fischen (oder nur Teile der angeführten Dinge), Ranken, gefiederte Blätter usw.

Weiterhin sei daran zu denken, daß aus der Umbildung naturgetreuer Zeichnungen Ornamente entstehen können, was in der Tat häufig festzustellen ist. Als Grund für diese Erscheinung wird angegeben, daß bei häufiger Wiederholung irgend einer Figur aus lauter Langweile, immer das Gleiche wiederholen zu müssen, das Bestreben eintritt, die Darstellung zu vereinfachen und damit die Herstellungszeit abzukürzen. Dabei kann die Vereinfachung so weit gehen, daß der Uneingeweihte das dargestellte Objekt nicht mehr erkennt. Dem Stammesgenossen dagegen, der mit den Absichten des Künstlers wohl vertraut ist, genügt die Andeutung, die ihm gegeben wird. Die Umbildung ursprünglich naturgetreuer Zeichnungen ist aber auch noch anders denkbar. Ist eine naturgetreue Zeichnung einmal da, so gibt sich ein zweiter Künstler gar nicht mehr die Mühe, den gewünschten zeichnerischen Gegenstand selbst zu entwerfen, sondern nimmt die schon vorhandene Zeichnung als Vorlage. Sicherlich werden sich kleine Abweichungen ergeben. Setzt sich dieser Vorgang des Abzeichnens von einer Vorlage mehrere Male derart fort, daß jeweils die neu entstandene Kopie zur Vorlage für den folgenden Zeichner wird, so wird das Endergebnis eine Form zeigen, die mit der ursprünglichen Zeichnung überhaupt keine Ähnlichkeit mehr hat[5]. Gegen beide Theorien wurden von den Vertretern der jeweilig andern Theorie manche Einwendungen erhoben. Aber ganz unabhängig davon, welche Berechtigung diese Einwendungen im einzelnen auch haben mögen, für die Psychologie bleibt so das Problem noch immer ungelöst, ja das Wesentlichste wurde überhaupt noch nicht berührt.

Angenommen, die Theorie der Entstehung des Ornaments aus technischen Ursachen sei empirisch so gesichert, daß an ihrer Richtigkeit nicht mehr gezweifelt werden könne, so fehlt für den Psychologen aber noch die Erklärung eines Momentes, eben des so ungemein wichtigen psychischen Vorganges, der wirksam gewesen ist. Es wurde vorhin das Beispiel angeführt, daß Flechtmuster, wie sie beim Korbflechten entstehen, auf Töpfe übertragen werden, auch dann, wenn infolge fortgeschrittener Technik eine Herstellung unter Zuhilfenahme eines Korbes nicht mehr in Frage kommt. Was nötigt denn eigentlich zu einer solchen Übertragung? Dies vergaß man zu fragen. Und doch ist dies die wichtigste Frage.

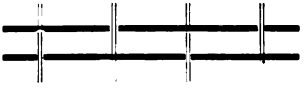
[5] Verworn, M., Zur Psychologie d. primit. Kunst (1917) S. 36 ff. und Ideoplastische Kunst (1914) S. 12/13.

Digitized by Google

Zweierlei Motive können dafür angegeben werden. Das eine hat mit Kunst nichts zu tun, muß aber genannt werden wegen einer für primitive Völker typischen Denkweise. Als man einmal festgestellt hatte, daß der Topf auch ohne den ursprünglich zu seiner Herstellung benutzten Korb bestehen kann (zufälliges Verbrennen des Geflechtes), wurde er zunächst doch immer noch mit Korb gefertigt, da er ja sonst für den Primitiven nicht mehr Topf wäre. Topf ist ja nur der Gegenstand, der aus einem Korbgeflecht und Ton besteht. Schließlich gelang es doch einmal, sich von dem Korb zu befreien; aber dann mußte wenigstens noch das Muster des Flechtwerks eingegraben werden.

Es kann aber auch andrerseits so sein, und damit wird das Verfahren Kunstübung, daß das im Ton abgebildete Flechtmuster Gefallen erregte und darum auch später am glatten (ohne Korb hergestellten) Topf angebracht wurde. Es muß also im Beschauer eine Lust an dem Muster dageweſen sein und ein Wollen diese Lust wieder zu haben, das Muster also anzubringen. Gleichgültig aber, ob die Freude am Muster schon am Korb allein vorhanden war, oder erst am Abdruck im Ton, es bleibt noch immer die Frage: Wie ist diese Freude oder Lust oder das Wohlgefallen zu erklären? Denn zunächst muß man doch annehmen, daß unsere Sinnesorgane (hier also das Auge) neutral sind hinsichtlich einer Bewertung des Rezipierten (Aufgefaßten). Dem ist aber nicht so. Die Wahrnehmung eines rhythmisch gegliederten Objektes ist nämlich schon unmittelbar lustbetont und zwar deshalb, weil der Rhythmus einer gegebenen Veranlagung unseres Körpers entspricht, insofern als er es ermöglicht, eine psychische Inanspruchnahme mit einem Minimum von Energieaufwand zu bewältigen, da die Wiederholung, die im Rhythmus liegt jedesmal leichter, schließlich sogar automatisch wird[6].

Tritt dazu nun noch eine sich auch wiederholende Abwechslung in den einzelnen rhythmischen Wiederholungen, so wird die Lust beim Anblick des Ornaments noch vergrößert, da nun gleichzeitig auch dem menschlichen



Streben nach Abwechslung und Wiederholung entgegengekommen wird. In der Verbindung dieser beiden gegensätzlichen Prinzipien nämlich, Gleichheit und Abwechslung, liegt der ästhetische Wert des Rhythmus[7]. Und

[6] Müller-Freienfels, R., Psychologie der Künste in Kafka Handbuch d. vergleichenden Psychologie Bd. II, S. 206. Vgl. auch Hoche, A., Geistige Wellenbewegung in Zschr. f. Völkerpsychologie 3, 1917 S. 6: Das Bestehen eines Rhythmus an sich ist unstreitbar; „im Anfang war der Rhythmus" ... Tatsächlich drängt sich uns die Beobachtung der rhythmischen Beeinflussung des Geistigen aus dem Ablauf der unbelebten Prozesse auf Schritt und Tritt auf ... in Form unserer seelischen Abhängigkeit von Klima, Jahreszeiten usw.

[7] Müller-Freienfels, R., Psychologie der Kunst, 2. Aufl., 1923, Bd. II, Seite 88.

Digitized by Google

beides ist ja gerade in den Flechtmustern eines Korbes gegeben. Gemeint sind natürlich jetzt nur die Muster, die in der Technik der Flechtarbeit selbst begründet sind.

Daher auch ist leicht zu verstehen, daß die Zickzacklinie das häufigste primitive Ornament ist, da in ihr auf die einfachst mögliche Weise beide Prinzipien vereint sind[8]. Gleichbedeutend in der Wirkung mit dem Rhythmus ist auch die Symmetrie, die ja nur die Wiederholung in einer um 180° gedrehten Lage darstellt. Die absolute Lage im Raum spielt ja häufig eine geringe oder gar keine Rolle bei der Betrachtung, was man z. B. sehr schön an Kindern beobachten kann, wenn sie ein Bilderbuch betrachten, wobei es gleichgültig ist, in welcher Lage das Buch zu den Kindern liegt. Auch die bloße Wiederholung allein löst schon Freude aus. Man denke nur wieder daran, wie Kinder ganze Seiten mit gleichen Formen ihrer Zeichnungen füllen können, ohne des Spiels müde zu werden, wie sie ein und dieselbe Strophe eines Liedes immer und immer wieder unermüdlich singen.

Wenn also somit das mit einem Wert versehene Flechtmuster auf den Topf übertragen wird, so geschieht das nun nicht mehr grundlos, und wenn sich einmal die Freude an ein solches Muster geheftet hat, steht nichts mehr im Wege, daß dieses Muster auch auf andere Gegenstände übertragen wird. Das Bedürfnis nach Lustgewinn ist Triebfeder genug. Damit ist wohl für die technische Entstehung des Ornaments der fehlende psychologische Faktor eingegliedert. Die Bedeutung des Ornaments liegt also vor allem in der lustbetonten Rezeption (Auffassung) des Rhythmus.

Wesentlich mehr an psychologischem Unterbau verlangt die naturalistische Theorie der Ornamententstehung. Die Ableitung eines Ornaments von einer naturgetreuen (physioplastischen) Zeichnung setzt voraus, daß der stilisierten Kunst eine naturalistische vorausgeht. Ist das anzunehmen? Als Antwort zunächst eine tatsächliche Feststellung. Im Paläolithikum (ältere Steinzeit), das geologisch bis in die Diluvialzeit zurückreicht, haben wir eine Fülle von ganz hervorragenden naturalistischen Zeichnungen (und auch Plastiken) in Höhlen Südfrankreichs und Spaniens. Daneben finden sich Ornamente, die aus solchen Motiven in der oben (Seite 4) geschilderten Art der Vereinfachung entstanden sind. Da an der eben genannten Stelle auch schon angedeutet wurde, welche psychischen Bedingungen (Langeweile) solche Abkürzungen verursachen können, so wäre für die naturalistische Theorie ja schon eine psychologische Erklärung gegeben. Aber mancher wird mit Recht sagen: Gut, die Ornamententstehung scheint so hinreichend begründet zu sein. Wie kommt es aber zu den vorangegangenen, naturalistischen Zeichnungen ohne die ein Ornament nach dieser Theorie gar nicht möglich ist?

[8] Ähnlich auch bei Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst, 2. Aufl., Wien. 1915, obwohl er dem Rhythmus i. a. keine große Bedeutung für die Entstehung des Ornaments beilegt. S. 582/83: Durch geordnete (rhythmisierende) Tätigkeit finden Schaffenstrieb und Trägheit ihre Befriedigung. Durch einfache Wiederholung wird Überlegung, Schwanken, alle Unbequemlichkeit der freien Wahl erspart und mit den geringsten Mitteln der größte Effekt erzielt. Die Hand arbeitet unter einem wohltätigen Zwang und ermüdet nicht so leicht.

Digitized by Google

Da in den frühesten Zeiten bei der Herstellung eines Ornaments der eben behandelten Art sicher auch noch etwas von dem im Zeichnen überhaupt wirksamen seelischen mit hereinspielte, sei auch darauf noch eingegangen.

Wieder wird uns hier die Kinderpsychologie, vor allem die Psychologie der Kinderzeichnung und außerdem die Psychologie der Gebärde, Anhaltspunkte geben. In diesen beiden Gebieten nämlich ist es möglich, einen Einblick in das Werden der Zeichnung zu erhalten, den das fertige Werk nicht mehr ermöglicht. In einem Aufsatz über die zeichnerische Entwicklung eines Knaben unterscheidet das Ehepaar Stern[9] drei Stadien der Entwicklung:

1. Kritzeln mit nachträglicher Deutung,
2. Zeichnen mit gleichzeitig nebenherlaufender, je nach dem Aussehen des schon Fixierten, wechselnder Deutung,
3. vorausgehende Zielangabe und nachfolgende Zeichnung.

Alle drei Stadien sind Erinnerungszeichnen[10]. (Die gleiche Reihenfolge hat man auch für primitive und für Naturvölker angenommen.)

Das Kritzeln ist zunächst wohl nur ein Spiel (auch im Sande! — für Naturvölker hervorzuheben, wie auch das spielerische Kratzen bei der Werkzeugbearbeitung). In die spielerisch entstandenen Linien werden aber bald Dinge hineingesehen. Die Formen, in die das Kind (immer auch der Primitive) irgendwelche Dinge hineingesehen hat, werden dann absichtlich wiederholt. (Daher oft geometrische Formen auch in der darstellenden Kunst[11].)

[9] Stern, C. u. W., Die zeichnerische Entwicklung eines Knaben vom 4. bis 7. Jahre in Zschr. für angewandte Psychologie 3, 1909.

[10] Müller-Freienfels, R., Psychologie der Kunst, 2. Aufl., 1923, S. 233: Für die Entstehungsgeschichte der zeichnerischen Technik ist zunächst die Tatsache bedeutsam, daß sie weder phylogenetisch noch ontogenetisch mit einem Kopieren von sinnhaften Objekten beginnt. . . Vgl. auch Spamer, A., Volkskunst und Volkskunde in Oberdeutsche Zschr. für Volkskunde 2 (1928) S. 19.

[11] Manche Forscher wollen schon in dieses erste Stadium die Entstehung des Ornaments verlegen, da gerade beim Kritzeln häufig Dreiecke, Vierecke usw. entstehen. Wie schwierig aber das Hineinsehen von Formen in Kritzeleien oft ist, zeigt uns das Vexierbild. Obwohl uns da schon durch die Frage eine starke Hilfe gegeben wird, was gesucht (also hineingesehen) werden soll, dauert es oft lange bis wir die geforderte Figur finden. Es wird darum mehr ein Heraussehen sein, was stattfindet, zumal behauptet wird, daß der Mensch für bestimmte reine Formen der Geometrie z. B. Dreieck, Viereck, Kreis usw. einen ursprünglichen Sinn habe und darum gerade diese Formen besonders leicht herausfieht (vgl. Kainz, Fr., Gestaltgesetzlichkeit und Ornamententstehung in Zschr. f. angew. Psychologie 28, 1927). Darin mag es begründet liegen, weshalb in der Ornamentik vieler Völker so häufig Gleichartiges gefunden wird. Wir hätten demnach in der Stilisierung nicht nur die Folge eines negativen Prozesses vor uns, sondern auch einer aktiven geistigen Tätigkeit, insofern als bestimmte geometrische Formen den Wahrnehmungsprozeß beherrschen, sodaß einerseits in die technischen Motive konkrete Gebilde hineingesehen werden, und andrerseits naturalistische Vorlagen zwangsläufig als bestimmte geometrische Formen aufgefaßt werden, weil sie irgendwie den ursprünglichen Sinn für solche Formen ansprechen. Jede Wahrnehmung ist ja immer eine

Digitized by Google

Ein offensichtliches Herausfehen liegt bei der zweiten Stufe vor, von der das Ehepaar Stern fagt, daß die Sprunghaftigkeit in der Bezeichnung nur durch die vom jeweiligen Stand der Zeichnung hervorgerufenen Assoziationen entsteht, wofür man jetzt wohl besser sagen wird, durch die jeweils vorgenommenen Ergänzungen zu sinnvollen Ganzheiten.

Ist dann das dritte Stadium erreicht, dann ist die Bahn frei für naturgetreues Zeichnen[12].

Soweit müssen aber auch primitive und Naturvölker kommen, bis man Verworn[13] beipflichten kann, daß lebhafte Vorstellungen sich in so hervorragende Tierzeichnungen umsetzen können, wie sie in den Höhlenzeichnungen vorliegen. Es liegen triftige Gründe vor, anzunehmen, daß die Kunst des Paläolithikums die Kunst eines Jägervolkes ist. Eine besondere Stütze erhält diese Annahme durch die Feststellung, daß bei Naturvölkern die naturgetreue darstellende Kunst auf Jagdvölker beschränkt ist, womit Jagd eine notwendige (ob hinreichende bleibt fraglich) Bedingung der physioplastischen Kunst ist. Die völlige Einstellung der Männer auf Jagd und Jagdbeute als erstrebenswertes Ziel soll deren Geist so mit den Vorstellungen des Jagdtieres erfüllt haben, daß die Gedanken auch in der Muse oder beim Schnitzen von Geräten sich nur um solche Dinge gedreht haben. Was lag also näher, als daß der Paläolithiker das, was seine Vorstellungswelt ausmachte, zeichnerisch wiedergab? So etwa Verworn. Dazu aber noch eine für unser

---

Auswahl aus der chaotischen Masse von Eindrücken, die auf unsere Sinnesorgane einwirken, wobei vor allem typische Züge festgehalten werden. Mit dieser Theorie der Ornamententstehung stellt sich den beiden schon genannten empirischen eine nativistische gegenüber.

Bei Kindern wurde allerdings noch nicht beobachtet, daß Ornamente auf diese Weise entstünden. Denn wenn ein Kind auch eine drei- oder viereckige Form aus seinen Kritzeleien herausgreift und sie dann endlos wiederholt, so geschieht die Wiederholung nicht, um sie absichtlich als gleichgeordnet neben die erste usw. Zeichnung zu setzen, sondern weil Wiederholung eine Eigentümlichkeit des Kindes ist (vgl. die sog. Lallmonologe des sprechenlernenden Kindes) und einem Bedürfnis des Organismus entspricht. Auch stellt es noch keine Beziehung her zwischen den einzelnen Figuren; jede Wiederholung ist: Haus, oder Mann oder Kuh usw. Von bewußter Symbolik ist selbstverständlich auch keine Rede. Nicht der Wille zur Einfachheit, sondern Unfähigkeit zu besserer Leistung ist Ursache der Einfachheit. Ja, man hat schon gefragt, ob das Kind in seiner Zeichnung überhaupt den gemeinten Gegenstand als solchen sieht oder vielleicht nur an ihn erinnert werde. Darum nehmen manche Forscher an, daß das Ornament seine heutige Gestalt von Anfang an besessen habe als unvollkommene Nachbildung äußerer Gegenstände und darum nur „Andeutungen" von ihnen seien. Sei es nun, daß Ornamente nur Andeutungen des Gegenstandes seien oder daß die Bedeutung in sie hineingesehen wird, als darstellend werden sie von vielen Eingeborenenvölkern bezeichnet. Verzierungen, die uns rein geometrisch erscheinen, stellen dort durchweg wirkliche Gegenstände vor.

[12] Das Erreichen einer höheren Stufe bedeutet aber keineswegs immer ein völliges Aufgeben der vorhergehenden.

[13] Verworn, M., Zur Psychologie der primitiven Kunst, 2. Aufl., derf. Die Anfänge der Kunst, 2. Aufl., derf. Ideoplastische Kunst.

Digitized by Google

logisches Denken so merkwürdige Eigenart der Naturvölker, im Abbild die Sache selbst zu sehen. Die Zeichnung ist eine Wunscherfüllung, denn in ihr haben sie ja, was sie möchten. Für den Primitiven ist dies gewiß ein mächtiger Anreiz zum Zeichnen. Auch sind die Zeichnungen ein wirksamer Zauber für die Jagd. Denn da man die Tiere in der Zeichnung schon wirklich gefangen hat, so können sie diesem Schicksal in Wirklichkeit auch nicht mehr entgehen[14].

Auf dieser dritten Stufe der zeichnerischen Entwicklung macht sich aber noch ein anderer Einfluß geltend, das ist eine motorische Komponente, die von der Motorik des Zeichnens selbst zu unterscheiden ist. Bei südamerikanischen Indianern z. B. werden Bastgürtel spiralförmig um den Leib gewickelt. Auf Zeichnungen erscheinen diese Bastgürtel als auf den Leib gezeichnete Spiralen[15]. Es ist also das Erlebnis der Hände wirksamer gewesen als das der Augen. Auf der Zeichnung eines Indianervaters, der seinen Sohn zu sich herruft, knicken die Linien, die vom Munde des Vaters ausgehen und den Weg des Schalles der gesprochenen Worte bedeuten, kurz vor dem Sohn in der Richtung des Vaters hin um. In diesen Linien ist also zweierlei Motorisches festgehalten und zum Ausdruck gebracht. Einmal der Weg des Schalls und dann die inhaltliche Bedeutung der Worte. Auch die Kinderpsychologie liefert uns wieder in den Aufzeichnungen des Ehepaares Stern ein schönes Beispiel. Es heißt da im Alter von 4;0 (= 4 Jahre 0 Monate): Das Zeichnen dient ihm lediglich als Werkzeug, die in ihm vorhandenen Vorstellungen irgendwie auszudrücken und zu entladen. Das geht so weit, daß ihm die Zeichenbewegung selbst, nicht das dadurch erzielte Produkt zum Ausdrucksmittel wird: die Stechorgane der Mücke werden durch spitz auf die Tafel gerichtete Pickbewegungen symbolisiert. Oder als er mit drei Kringeln die Schnurringe eines Vorhangs gezeichnet hat, sagt er: Hier ist der Vorhang — nun wird dunkel gemacht — dabei fuhr er mit energischem Strich von oben nach unten über die Tafel als zöge er an der Gardinenschnur. Namentlich aus diesem letzten Beispiel darf man schließen, daß hier eine zwangsmäßige Umsetzung von Wahrnehmungen oder Vorstellungen ins Gebiet des Motorischen erfolgte, eng zusammenhängend, enger als bei der ähnlichen Umsetzung lautlicher Wahrnehmungen in die zur Erzeugung der Laute notwendigen Bewegungen der Sprachwerkzeuge. Der Zug von oben nach unten ist einfach die Wiederholung des schon Erlebten, der Strich eine zufällige Begleiter-

[14] Cassirer, E. Philosophie der symbolischen Formen, II. Das mythische Denken, S. 48: Schon ein flüchtiger Blick auf die Tatsachen des mythischen Bewußtseins lehrt in der Tat, daß dieses Bewußtsein bestimmte Trennungslinien, die der empirische Begriff und das empirisch-wissenschaftliche Denken als schlechthin notwendig ansehen, überhaupt nicht kennt. Es fehlt vor allem jede feste Grenzscheide zwischen dem bloß „Vorgestellten" und der „wirklichen" Wahrnehmung, zwischen Wunsch und Erfüllung, zwischen Bild und Sache. — Verworn lehnt allerdings den Einfluß magischer Vorstellungen auf die naturalistische Kunst ab. (Zur Psychologie der primitiven Kunst, S. 46/47, Anmerkung 9.)

[15] Koch-Grünberg, Th., Anfänge der Kunst im Urwald, 1905.

Digitized by Google

schcinung, dessen inhaltliche Bedeutung in diesem Beispiel wohl erfaßt wurde, allerdings nicht erfaßt werden muß. Die Schwierigkeit, eine im Material entstandene Spur als Fixierung dessen zu erkennen, was die Gebärde sagen wolle, durch die zufällig die Spur entstand, kann nicht groß genug vorgestellt werden. Das ist schließlich einmal die Entdeckung eines Einzelnen, aber nicht eine Erscheinung die für alle gleicherweise gilt. Ist die Entdeckung allerdings einmal gemacht, dann leuchtet sie auch andern ein und die Nachahmung beginnt[16], die gegebenenfalls in einem stark abgeschliffenen,, konventionellen Zeichen enden kann, dem allerdings noch immer der Name des Vorbilds anhaftet.

Es muß demnach mancherlei vorausgegangen sein, um zur physioplastischen Kunst zu kommen von der aus dann auf die schon genannten Arten eine Ornamentkunst entstehen kann. Da nun die physioplastischen Zeichnungen sowohl der Niederschlag einer Bewegung als auch, wenn es sich um reines Erinnerungszeichnen handelt, der Ausdruck eines Wissens von den Gegenständen sind und schließlich, wie beim Jagdzauber z. B. die Dinge selbst bedeuten, so muß für das von solchen Zeichnungen abgeleitete Ornament wenigstens noch zum Teil das Gleiche gelten. Von all diesen psychischen Faktoren fließt etwas in die Ornamentik ein; in ihnen haben wir die tiefsten Wurzeln eines aus physioplastischen Zeichnungen hervorgegangenen Ornaments[17].

War der Schwerpunkt der psychischen Erlebnisse, die einer Entstehung aus technischen Ursachen zugrunde gelegt wurden, mehr auf der Seite der Rezeption, so liegt er bei der naturalistischen Theorie mehr auf der Seite der Aktivität. Nun aber hängen im Seelischen Aktivität und Rezeption so eng zusammen, daß man schon allein darum annehmen muß, keine der Theorien ist die alleinrichtige, sondern beide durchdringen sich vielgestaltig.

---

[16] Für die Schwierigkeit etwas zu erfinden bzw. zu entdecken, auch wenn es (nach unsern Begriffen) noch so sehr auf der Hand liegt, ein Beispiel aus Australien: Gewisse farbige Handabdrücke in australischen Höhlen werden so hergestellt, daß entweder die Hand mit Farbe bestrichen und abgeklatscht wird, oder daß Farbstoff aus dem Mund heraus um die Umrisse der Hand herumgeblasen wird. Ein Einfluß der so außerordentlich deutlichen Abbildungen der Hand auf die Entwicklung des Zeichnens konnte nicht festgestellt werden. Die Abdrücke werden nur als Ergebnisse eines Spiels gewertet; daraus abzulesen, wie nun eine Hand wirklich zu zeichnen wäre, gelingt anscheinend nicht. (Vierkandt, A., Das Zeichnen d. Naturvölker in Zschr. f. angew. Psychologie 6, 1912.)

[17] Ob man daneben der Phantasie insofern eine Rolle für die Entstehung von Ornamenten zuweisen kann, wie Müller-Freienfels in Psychologie der Künste, Handbuch der vergl. Psychologie Bd. II hersg. von Kafka S. 277 meint, wenn er sagt, es sei die Freude am Eigenschöpferischen, das dem sinnlichen Lebenszusammenhang und den Zufälligkeiten der Erscheinungswelt entrückt sei, darf zum mindesten für Naturvölker verneint werden, besteht doch gerade bei ihnen ein so enger Zusammenhang zwischen Bild und Sache, für einen Künstler von heute aber wohl zugegeben werden und darum gerade in der Volkskunst Bedeutung erlangen

Digitized by Google

An einem ausgeführten Ornament läßt sich im einzelnen Falle aber nie erkennen — vielleicht einmal ahnen —, was bei seiner Entstehung wirksam gewesen war. Dazu wird immer Einblick in die Geschichte des betreffenden Ornaments notwendig sein. Wie vielgestaltig eine solche Geschichte sein kann, werden die vorliegenden Ausführungen gezeigt haben. Aber erst dann, wenn sie darüber hinaus beitragen konnten, die Bedeutung der Psychologie für eine kritische Betrachtung eines volkskundlichen Forschungsgebietes (selbstverständlich nicht des einzigen) zu erweisen, haben sie ihren Hauptzweck erreicht.

Pflanzennamen der Pfälzer

und ihre Zusammenhänge mit religiösen und weltlichen Gebräuchen.

Von Oberlehrer **Julius Wilde**, Neustadt a. Hdt.

Eine ganze Reihe wildwachsender Pflanzen an Rainen, Mauern und Feldwegen führt christliche Namen. Man bringt ihre Blüten, Blätter und Früchte in Beziehung zu Gott, Jesus, Maria, den Heiligen und Engeln und nimmt sie in katholischen Orten mit Vorliebe in den am Maria-Himmelfahrtstage zu weihenden Würzstrauß (pfälzisch Werzwisch genannt), dessen spätere Wirkung in Haus, Stall, Speicher und Feldern um so höher eingeschätzt wird, je mehr er von diesen Blumen in sich schließt. Wie kommen nun diese Pflanzen zu solcher Ehre und welche Namen verleiht man ihnen im Munde unseres pfälzischen Volkes?

Beginnen wir mit dem Beifuß aus der Familie Artemisia! Neben den pfälzischen Mundartformen Beiweß, Babus und Bawus legt man ihm in der Gegend von St. Ingbert-Blieskastel den Namen Gans- oder Gänsgäärdl bei. Wer sich den Inhalt dieser merkwürdigen Benennung klarzumachen versucht, wird wohl annehmen, daß der Name mit dem häufigen Standort der Pflanze an Gärten und Gartenmauern und einer Vorliebe der Gänse für ihr Blattwerk in Verbindung zu bringen sei. Dem ist jedoch nicht so. Das Mundartwort hat weder mit dem Garten noch mit den Gänsen irgend etwas zu tun. Das Bestimmungswort Gans oder Gäns ist nichts anderes als ein verderbtes Johannes (vorderpfälzisch G'hanns, gesprochen Kanns), und das Grundwort Gäärdl das im Gegensatz zum vorderpfälzischen Gärrtl gedehnt gesprochene neuhochdeutsche „Gürtel", so daß also das ganze Wort nichts anderes bezeichnet als „Johannisgürtel", ein Name, der auf den altchristlichen Gebrauch zurückzuführen ist, dieses Kraut am Johannistage (24. 6.) als Gürtel um die Lenden zu tragen[1]. Nach einer altheidnischen Sage soll derjenige, der sich Beifuß in die Schuhe schiebt, dem Fuße also beilegt, niemals ermüden. Weil nun Johannes als Vorläufer und Verkünder Christi ausgedehnte und anstrengende Reisen zu unternehmen hatte, bedurfte er natürlich auch des Beifußes. Um nun aber

[1] Vgl. Fehrle, Der Johannistag, Buchen (Baden) 1924, S. 15.

Digitized by Google

diesem Mittel den heidnischen Beigeschmack zu nehmen, verband man in nachchristlicher Zeit zur Erreichung des gleichen Zieles einzelne Zweige dieser Pflanze zu einem Gürtel und ließ diesen den Johannes um die Hüfte tragen. Später erblickte man in der Umgürtung bei der Sonnwendfeier eine symbolische Handlung, indem man an eine Übertragung von Krankheiten auf diesen Gürtel glaubte und durch dessen Verbrennung ein Mitverbrennen der Krankheitsdämone und dadurch eine körperliche Heilung erhoffte. Dieser Brauch der alljährlichen Umgürtung und Vernichtung erhielt sich trotz der späteren Proteste der Kirche und der Verächtlichmachung durch mittelalterliche Botaniker, Ärzte und Schriftsteller bis ins 19. Jahrhundert, erzählte doch eine Hambacher 65—70jährige Bäuerin dem Verfasser, daß ihr Großvater diesen „Kram" noch mitgemacht habe. Wie diese Feiern vor sich gingen und was sie bezweckten, darüber berichten unsere pfälzischen Landsleute Dr. J. Th. Tabernaemontanus, Hieronymus Bock und Otto Brunfels in nachstehender Weise:

I. Tabernaemontanus (Band I, S. 37): „Es treiben nicht allein die alten Weiber / sondern auch viel hoher Leuth / die doch sich vor sehr weiß vnd verstendig halten / viel Superstition vnd Aberglauben mit dem Beifuß / welches viel mehr einer Zauberey dann natürlichen Künsten zu vergleichen. Etliche graben dieses Kraut auff gewisse tag vnd stund / suchen Narrenkohlen oder Thorellensteine darvnter / das hencken sie an vor Feber vnd andere Krankheiten. Andere machen kräntz daraus vnd gürten es umb den Leib / werffens danach mit ihren besonderen Reymen und Sprüchen ins S. Johannes Fewer auff des S. Johannsen deß heiligen Täufferstag / vermeynen damit alles ihres Unglücks entledigt zu werden. Wiewohl nun das gemelte Kraut in großen würden vnd werth zu halten / umb seiner herrlichen vnd fürtrefflichen Tugendt / Krafft vnd Nutzbarkeit willen / steht es doch Christenleuthen sehr übel an / daß sie wie die vngläubigen Jüden / Heyden vnd Zigeuner Zauberey vnd dergleichen Narrheit vnd Gauckelwerck damit treiben."

II. H. Bock (Band I, S. 99): ... „Diß erwürdig kraut, Beifuß oder Bucken, S. Johanneskraut vnd -gürtel ist auch in die superstition vnd Zauberei kommen als daß etliche diß kraut auff gewissen tag vnd stund graben wie Verbenam, suchen kolen vnd narensteyn, darunder für febres, andre henckens umb sich, machen krentz darauß, folgens werffen sie daß kraut mit jren unfal in S. Johannsfeur mit jren sprüchen vnd reymen. Diß affenspiel vnd ceremonien treiben nit die geringsten zu Pareiß in Franckreich. Andere haben von Plinio gelernt, wo sie Beifuß vnd Salbey anhencken, sollen sie auff der Reiß nit müd werden vnd des dings ist kein ende."

III. O. Brunfels (S. 237): „... ist aber in den brauch kommen / das an vilen orten Teutschslands menigklich sich befleisset solich kraut zu bekommen / sich damit krönen vnd gürten / vnd zuletzt in das Johannesfewer werffen. Solichs soll ein sonderlich expiration sein / und geheimnuß. Also haben die Alten Heyden auch gegauckelt / so haben wir wie die affen nachgefolgt / vn ist auff den heutigen tag solicher vnd dergleichen superstition weder maßz / noch ende."

Digitized by Google

So berichten und urteilen die Mittelalterlichen und der Gedanke an diese Dinge wird durch unser pfälzisches Gansgärdel heute noch wach gehalten.

Die **Fetthenne**, vor allem die hochstengelige Art Sedum maximum L., wird im Westrich G'hannskraut genannt. Die Antwort auf die Frage nach der Herkunft dieses Wortes und sein Verhältnis zu Johannes gibt uns am treffendsten wieder H. Bock. Er erzählt uns nämlich, daß manche das Kraut am Johannistage holen, in die Kammern und Türen stecken und es unter ständiger Angst beobachten, ob es nicht verdörre, weil sonst die Person, die es geholt und aufgesteckt hat, unfehlbar in eine tötliche Krankheit verfalle; er ergänzt dann diese Mitteilung noch durch die Worte: „Under den Kreutkern findet man kaum eines / des weniger dörrt als eben dieß kraut / daher es etliche zu abentheuer auff S. Johannes Nacht / wie den Beifuß brauchen / sonderlich im Westerwald vnd Westrich" (Westpfalz), S. 134. Dieser Brauch ist bei Hexenprozessen oft von schwerwiegender Bedeutung geworden. Und hier im Westrich findet sich auch jetzt noch der Name G'hannskraut vor.

In den Dienst von Johannes dem Täufer stellt sich auch das **Johanniskraut oder Hartheu**, Hypericum perforatum L., durch die Volksnamen Johannesblut (hie und da auch Muttergottes-, Herrgotts- und Jesublut), Johannesblumm und Kranzkraut. Der erstere Name gründet sich einesteils auf das in den Blüten und Blättern eingeschlossene rotbraune Harzöl, das beim Zerreiben dieser Pflanzenteile, vor allem der Blüte, an den Fingern wie Blut haftet und anderenteils auf die aus dieser eigenartigen Erscheinung heraus zutage getretene Sage, wornach beim Vorübertragen des Hauptes von Johannes dem Täufer Blutstropfen auf die am Wege stehende Pflanze gefallen und in diese für ewige Zeiten eingedrungen seien. Durch diese Weihe erhielt sie übernatürliche Kräfte[2] und errettete viele Menschen von dem nahen Tode (die Rezepte des Tabernaemontanus). Weil sie dadurch aber die Ernte des Teufels schädigte, durchstach Satanas in großem Zorne die Blätter der armen Pflanze mit einer feinen Nadel, sodaß sie, gegen das Licht gehoben, noch heute wie durchlöchert[3] aussehen, eine Erscheinung, die in der Einsprengung der oben schon erwähnten Öltröpfchen ihre natürliche Erklärung findet. Wer von den Zweiglein und Blumen aber ein Kränzlein flicht und auf dem Haupte trägt, ist gegen alle Machenschaften des Satans gefeit. Auch gegen diesen und anderen Aberglauben[4] wettert unser H. Bock und schließt unter Spott mit dem in ähnlicher Form auch anderwärts bekannten Sprüchlein:

---

[2] Der griech. Name der Pflanze ist zusammengesetzt aus hypér = über und eikon = Vorstellung und sagt somit das Gleiche.

[3] Damit hängt das lateinische Beiwort perforatum zusammen.

[4] Dr. J. J. Woyts, Lehrer der Arzneikunst in Königsberg, erwähnt und empfiehlt z. B. 1743 noch in seiner „Schatzkammer" (Seite 436) Johanniskraut „wenn einem durch Bezauberung die Mannheit benommen ist".

Digitized by Google

Die alten Weiber sprechen also:
Dost, Harthew und weiße Heyd
Thut dem Teuffel viel Leyd.

Tabernaemontanus schließt sich dem natürlich an und vermeldet am Schlusse seiner Betrachtungen über den äußerlichen Gebrauch der Pflanze, daß „alte Weiber sagen / daß diß Kraut gut sey für Gespenst / wenn man es bey sich trägt / daher es auch Fuga Daemonum soll genennet werden. (1588, Bd. II, S. 567; Matthiolus äußert sich ähnlich: Bd. III, S. 318 C.) Merkwürdig ist, daß der sonst so aufgeklärte Mann dazu rät, die in schweren Kindsnöten liegenden Frauen und die sechswöchigen Weiber mit dem dürren Kraut zu beräuchern. Dadurch erklärt sich der altpfälzische Name „Frauenwurz", der sich aber nicht erhalten hat und auch nicht mit Maria in Verbindung gebracht wurde, obgleich das Hartheu zu den Pflanzen gehört, die bei der Geburt Jesu eine Rolle spielen.

Ganz besonders heilkräftig sind im Glauben des Volkes die Blüten des Holunder, Sambucus nigra L. Sie üben aber als Arzneimittel nur dann eine hervorragende Wirkung aus, wenn sie am Johannistage, mittags um 12 Uhr gepflückt werden. (Potzberg Gegend[5].)

Einen ähnlichen entscheidenden Einfluß hat Johannes auch auf das Wachstum und Gedeihen der Nüsse. Die am G'hannstag (sprich Kannstag) morgens zwischen 11—12, also in den „hohen Stunden" gebrochenen Nüsse geben den besten Schnaps und besitzen, als grüne Nüsse eingemacht, den kräftigsten und feinsten Geschmack. Lassen Johannes und die heilige Magarete an ihren Geburtstagen (10. und 24. Juni) regnen, so ist es um die Nußernte geschehen, denn:

An Margret oder G'hannstag Regen,
Bringt Heu und Nüssen keinen Segen (allgemein),
oder bei St. Ingbert in drastischer Form:
Magrät hokt die Niß versäächt!

Der Glaube an die Macht der beiden Heiligen, das Wetter im Juni und damit die Nuß- und Heuernte nach ihrem Willen zu gestalten, ergab sich neben anderen Ursachen hier vor allem aus der Beobachtung, daß zwei- bis dreiwöchentliche Nässe und Kühle in diesem heißen Sommermonate die Entwicklung der Nüsse und damit zugleich die Ernte ungünstig beeinflußt[6].

Mit dem Seelbacher Glauben, daß jedem die Rosen noch einmal blühen, der sie am Johannistage zur Mittagsstunde schneidet, seien die Betrachtungen über Johannes abgeschlossen.

[5] Man beachte auch den alten südpfälzischen Spruch: „Vor dem Holderstrauch soll man die Kapp abziehen", weil er heilig und „unverletzlich" ist, (gleich der Dagobertshecke bei Frankweiler) und die Verwendung der Holunderdämpfe zur Desinfektion der Totenzimmer infolge seiner antidämonischen Macht.

[6] Siehe hierüber die größere Arbeit des Verfassers: „Der Nußbaum und seine Frucht in Aberglauben und Gebräuchen der Pfälzer" im Beiblatt zum „Pfälzischen Kurier" Neustadt a. Hdt. 1925 vom 24. und 31. Okt. und 7. Nov.

Digitized by Google

Daß auch die späteren Träger und Verkünder der christlichen Religion, unsere Geistlichen, öfter zur Namengebung herangezogen wurden, ist nach alledem, was wir bis jetzt gehört haben, eigentlich selbstverständlich. Dem Alter der Volksnamen entsprechend tritt aber nur der mittelalterliche Name Pfaffe in die Erscheinung und so begegnen wir denn in den meisten pfälzischen Orten den Namen Paffelblumm oder Benediktsblumm für die Päonie, Paffekebbel, Paffeditche oder Bischofsmitz für das Pfaffenhütchen, Päffcher für den Klatschmohn, Paffekuttcher, Paffedudde, Paffekebble oder Paffelblumm für die Kaupzinerkresse, Paffekind oder Paffekitche für den Aron, Paffekraut für das Geißblatt usw.

Zu Ehren der Gottheit bezeichnet man das Gnadenkraut, Gratiola offic. L. in der Landauer Gegend mit Herrgottskreidel und Hilfhelferkraut, weil ihm von Gott die Macht verliehen ist, allein noch zu helfen, wenn nach dem Genusse giftiger Speisen jedes andere Mittel versagt. Zu beachten ist bei dem zweiten Worte die sprachliche Bildung „Hilf Helfer". Sie stellt eine alliterierende Bitte an den Höchsten und zugleich eine Imperativform dar, wie wir sie auch bei „Vergißmeinnicht", „Rühr mich nicht an", „Guck durch den Zaun", „Hüpf auf die Magd" (für Syringa vulg. in Hessen) finden.

Echte Volksphantasie offenbart sich in den Namen Herrgottsschühle oder Herrgottsschiggelche für neun Blumen, die als eigenartigen Blütenschmuck einen Sporn oder ein Schiffchen tragen wie der Akelei, der Rittersporn, das Stiefmütterchen, die Orchideen, der Ginster, die Gleditschie (Christusdorn), der Hornklee, der Hauhechel und das Läusekraut. Diese oft sonderbar gestalteten Organe konnten bei einiger Einbildungskraft ebenso gut mit einem Schuh verglichen werden wie z. B. die verschiedenartig geformten und dreifarbigen Blüten des Stiefmütterchens mit einem menschlichen Antlitz oder einem Affengesichte. Pfälzisch heißt nämlich das Blümchen auch Affeg'sichtle! In der Gegend von Edenkoben nennt man es „Schlabbegenkel", ein Wort das dem Inhalt oder Grundgedanken nach auf die gleiche Stufe zu stellen ist wie das anmutige „Herrgottsschühle". „Schlabbe" sind pantoffelartige, alte ausgetretene Schuhe aus Leder oder Stoff. Mit dem Worte Schlappen für Schuhe ist also der Begriff des schlecht am Körper sitzenden, minderwertigen Kleidungsstückes verbunden. Diesen Namen für einen geringgeschätzten Gegenstand nun in Verbindung mit der Gottheit zu bringen, davor scheute sich das Volk, und so wählte es im Gegensatz zu dem sonst üblichen Herrgottsschühle den Zusammenschluß mit dem Worte Genkel (= denken) zu Schlabbegenkel, dessen Bedeutung im Volke heute natürlich ebensowenig bekannt ist wie die sonstigen Namen. (Siehe Wilde: „Das Edenkobener Denkel" in „Pfälzer Land", Landau, 1925, Nr. 2.) Bei der Bildung des Namens Herrgottsschühche brauchte nur noch irgend eine liebliche Gottheitssage die Phantasie entsprechend zu ergänzen oder ein Anklang an heidnische Zeiten wie bei dem Akelei durch den Namen „Elfenschuh" in die Erinnerung zu treten und das Bild war fertig; mit ihm zugleich aber auch der Gottesname.

Digitized by Google

Bei dem Stiefmütterchen, Viola tricolor L., begegnen wir auch den Namen Fräf'm- oder Fraſm-Kraut, Dreifaltigkeitsblimche und Engelliebche. Nach Anſchauung der mittelalterlichen Ärzte (Matthiolus, Bd. IV, S. 414 A) heilt das von „Natur vnd Eygenſchaft zur Wärme vnd Trückne gerichtete Freyſamskraut" innerlich genommen bei den Kindern den Freiſch[7] oder Vergicht, d. h. krampfartige, epilepſieähnliche Anfälle. Tabernaemontanus meint wohl die gleiche Krankheit, wenn er (Band II, S. 690 K) ſagt: „Das Kraut mit Wein geſotten und getruncken / treibet aus böſe Feuchten und benimmt das Freyſen im Leib / Daher nennt mans Freyſam / oder Freiſchamkraut."

Er ſpricht aber ſpäter beim äußerlichen Gebrauch und bei Bädern mit zugeſetztem „Freyſamwaſſer" von einem Freyßlich, „das iſt wann die Kinder ein fliegende oder lauffende Hitz haben / welche ſehr räudig ſind / die ſollen des Waſſers entweder im Beth oder aber in einer Badſtube einnemmen und darauf ſchwitzen / ſolcher Schweiß nimmt hinweg was für Unrath zwiſchen Fell und Fleiſch verſamlet iſt und vertreibt alſo die Räudigkeit". Damit kann nun aber nur der Milchſchorf oder Freyſam-Geſichtsausſchlag gemeint ſein, eine Krankheit die nach pfälziſcher Volksanſchauung nur durch die von der Gottheit in dieſes Blümchen und den Rainfarn hineingelegten Kräfte geheilt werden kann.

Den Namen Dreifaltigkeitsblum erklären alle mittelalterlichen Schriftſteller übereinſtimmend dahin, „daß er von den dreyen Farben herrühre / die in dieſer Blumen geſehen werde". (Matt., 4. Bd., S. 413 B und Tab. Bd. II., S. 24 H.) Dem Mittelalter genügte aber dieſe einfache Erklärung zu ihren Zwecken nicht, und ſo ſchuf man eine neue Sage, auf die wir ſpäter noch zu ſprechen kommen.

Daß die Braunelle, Brunella vulg. L. hie und da im Weſtrich noch Gottheil genannt wird, iſt wegen der in ihr vorhandenen Heilkraft ſelbſtverſtändlich, nachdem auch Tabernaemontanus und Mathiolus ſie wegen ihrer „heilſamen Krafft" rühmen, „dieweil ſie zu den Bräunen der Lungen gar dienſtlich iſt und als auserwehltes Wundkraut innerlich und äußerlich zu gebrauchen iſt / weil es ſänfftiglich heilet und mildert alle Verſehrung". (Tab., 1588, S. 944; Math., 1586, S. 328 C, Bd. IV.)

Kindlicher Sinn offenbart ſich in den Namen Herrgottsherzele, 'm liewe Gott ſein Geldbeutelche und Liebdäſchel für die Schötchen des Hirtentäſchelkrautes, Capsella bursa pastoris. Wenn man ein Schötchen vom Stengel abrupft, „ſtiehlt man dem lieben Gott ſein Geldtäſchchen", und wenn es in der Zweibrücker Gegend beim Spiel mit der Pflanze einem Kinde gelingt, dem anderen ein Schötchen abzurupfen, ſo ruft das Geſchädigte: „O, weh, du haſt dem lieben Gott oder dem Vadder ſei Geldbeutel g'ſtohl mit dem Geld!" Dieſe Form der Verehrung, d. h. die Hereinziehung der Gottheit iſt wohl ausſchließlich pfälziſch; das Spiel ſelbſt aber deckt ſich ſo ziemlich mit dem auch im übrigen Deutſchland üblichen Kinderſcherze, die Pflanze anzubieten und den Nehmenden dann Geldbeutel- oder

[7] Ahd freiſa = Schrecken, Verderben, mhd. vreiſe und vreiſte = Gefahr, Schrecken, Drangſal.

Digitized by Google

Säckeldieb zu nennen. In gewissem Gegensatze zu diesen lieblichen Spielen und Namen stehen die zwei Bezeichnungen Deiwelskraut und Deiwelsnäs für die gleiche Pflanze. Sie sind beide auf die heilbringende Wirkung des Pflänzchens zurückzuführen; denn das Kräutlein hilft zumteil jetzt noch ebenso wie früher, gegen Fieber, Blutflüsse, Blutzersetzung, Blutspeien, Krampf, Gicht (daher auch vielfach Rämstock genannt, denn ram, räm = Gicht), Gelbsucht, Wunden, also gegen Tod und Teufel[8].

Im Sommer vergangenen Jahres begegneten mir zwei Bäuerinnen mit großen Bündeln Braunwurz, Scrophularia nodosa L., unter beiden Armen. Auf meine Frage nach dem Namen und der Verwendung der Pflanze kam die Antwort, daß sie „Neunti Nessel" oder Herrgottsnessel" heiße und „gut sei ferr alle Krankete"! Daß eine Pflanze die in den Augen des Volkes als Retterin aus jeder Krankheit erscheint, mit unserem und ihrem Schöpfer in Verbindung gebracht wird, ist natürlich, und daß man ihr den Namen Nessel beilegt, ist verständlich, nachdem die Blätter der Pflanze sowohl in der äußeren Gestaltung als auch in ihrer Randform einander sehr ähnlich sind. Warum heißt man sie nun aber gerade „neunti" Nessel? Als Gradmesser für den bedeutenden Wert und die ausgezeichnete Wirkung dieser Pflanze drückt diese Bezeichnung ungefähr dasselbe aus wie Herrgottsnessel. Der Pfälzer charakterisiert nämlich eine weibliche Person, die „mit allen Wassern gewaschen ist", „es faustdick hinter den Ohren hat", in allem Rat weiß und allen „über" ist, allgemein mit den Worten „die hott die neu kränk in sich". In der Frankenthaler Gegend steigert man diese Fähigkeit auf die neun mol neun Kränk und in der Kreishauptstadt Speyer gar auf die neun mol neunzig Kränk. Wenn nun das Volk der Braunwurz oder „Nessel" die gleiche heilige Zahl 9 voransetzt, so will es demgemäß zum Ausdruck bringen, daß sie von außerordentlich hohem Wert ist[9].

Warum man das Zittergras, Briza media L., in der Gegend von Herbitzheim Herrgottsbrot nennt, ist nicht schwer zu erklären. Von Einfluß auf diese Namengebung war unter Anlehnung an das bekannte „Hasebrot" die häufige Verwendung im Würzwisch und die große Liebe, die man diesem zierlichen Gräschen während seiner Blütezeit entgegenbringt. Der Name ist örtlich beschränkt und stammt aus jüngerer Zeit. Er ist wie die Bezeichnungen Herrgottskron für die ostasiatische oder amerikanische Aster und Herz Jesuträne (Roxheim a. Rh.), Gebrochenes-, Weinendes-, Tränendes oder Fraucherz für das Flammende Herz, Dielytra spectabilis D. C., die erst im 17. bzw. 19. Jahrhundert in unsere Gärten

[8] Während des Krieges war der Extrakt von Caps. b. p. ein wertvoller Ersatz für den nicht mehr einführbaren Extrakt Hydrastis canad. bei Blutungen. — Siehe auch Wilde: „Das Deschel- oder Seckelkraut, ein Unkraut und dennoch ein Liebling des Volkes" in „Pfälzer Land" 1925 Nr. 41. Ebenso H. Marzell: „Die heimische Pflanzenwelt" 1922 S. 53.

[9] Im Zusammenhange damit sei auch an die Bezeichnung „Neunheil" für den Bärlapp (Tab. II. Bd. S. 515), an die aus 9 Kräutern zusammengesetzte Hexensalbe und an die 9 verschiedenen Hölzer und Blumen erinnert, die zur Zauberei in der Johannisnacht nötig sind oder im Würzwisch vereinigt werden sollen. Über die Neunzahl zur Verstärkung s. Fehrle, Badische Volkskunde I, S. 23 ff.

Digitized by Google

eingewandert sind, ein treffendes Beispiel dafür, daß die Namengebung im Volke sich niemals erschöpft. Solche Namen werden immer wieder der religiösen Einstellung entsprechend neu geprägt, in der Familie vererbt und schließlich vom Dorfe und einer ganzen Gegend angenommen, wie das schon genannte Edenkobener „Herrgottsdenkel", das Wort „Mariengunkel" und andere beweisen. — Nach christlicher und mittelalterlicher Anschauung steht im schärfsten Gegensatze zur Gottheit der Teufel, die ihm untergeordneten bösen Geister oder Dämonen und die mit ihnen im Bunde stehenden Hexen. Dementsprechend brachte das Volk bei seiner Namengebung auch alle die Pflanzen mit Satanas und seiner Sippe in Verbindung, deren Früchte, Blüten oder sonstigen Einzelteile durch Giftwirkung oder allzu häufiges Vorkommen Mensch und Tier oder Nutzpflanzen gesundheitlich oder im Ertrage schädigten. Wir begegnen deshalb in sämtlichen Gegenden unserer Pfalz dem Teufel und seinem Gefolge in dieser Hinsicht auf Schritt und Tritt. Als besonders charakteristisch seien erwähnt die Namen: Kleedeiwel oder Hexehoor für die so sehr schädliche, alles umstrickende Kleeseide (Cuscuta), Deiwelsknolle für die sehr giftige Zwiebel der Herbstzeitlose, Deiwelsstrick für die kletternde, alles umschlingende Waldrebe, Deiwelskebb für die gehörnten Früchte der Wassernuß (hier war also die Form bei der Namengebung maßgebend), Deiwels- oder Unholdekerz für die Wollblume, indem sie vor Dämonen schützt (der von H. Bock für den Oleander geschaffene Name Unholdenkraut hat sich in der Pfalz nicht gehalten), Deiwelsmillich für den giftig gelkenden Saft der Wolfsmilcharten, Deiwelsworzel für die giftige Zaunrübe, Deiwelskersch für die Tollkirsche, Deiwelsblum für den allzuhäufigen Löwenzahn, Deiwelskraut oder Deiwelsnäs für das Hirtentäschelkraut (hier, weil das Pflänzchen gegen Tod und Teufel hilft), Deihenker (gekürzt aus Teufel und Henker) für die Brennessel, Hexebesem für die durch pflanzliche Parasiten hervorgerufenen Wucherungen an Kirschbäumen und Birken, Hexemillich für die Wolfsmilch, Hexekraut für das Hartheu, Kreuzkraut und Adlerfarn, Hexestock oder Hexebesem für die Mistel usw.

Sogar in Sprüchen und Versen treten solche Benennungen und Anspielungen auf, wie z. B. in:

Hexeworz (= Kreuzkraut) macht de Kuh die Millich korz

oder in einem Spottvers auf die Bewohner von Dannenfels:

Die Dannenfelser Keschdekebb
Sein lauderlerig Rore (alle haben rote Haare);
Es gibt ken Deiwel in de Welt,
Der die dort kennte hole.

Oder:

In Erlebach hockt der Deiwel uff'm Dach,
In Häne (Heyna) kann mer'n sehne,
In Herxe (Herxheim) frißt er die Erbse,
Uff Rilse (Rülsheim) macht er die Hilse."

Digitized by Google

Während also der Böse überall mit dem Bösen verknüpft ist, tritt umgekehrt zur Darstellung des Lichten, Zarten, Schönen, Duftenden oder gesundheitlich wertvollen vielfach der Name Engel in die Erscheinung. Während das Stiefmütterchen andernorts als Mittel gegen die Schwindsucht Verwendung findet, wird, wie schon betont, in der mittleren Vorderpfalz und Nordpfalz sein Absud als blutreinigend gepriesen und demgemäß als „lieber Herrgotts"- oder „Engelstee" in den Apotheken verlangt. Das Blümchen selbst heißt deshalb auch, namentlich in der Südpfalz, Engelliebche, ein Name, der auf folgende Sage gegründet ist: Das Stiefmütterchen wuchs früher nur im Korn und duftete lieblicher als das Veilchen. Weil es deshalb sehr eifrig begehrt war, beim Suchen aber das Korn zertreten wurde, bat das Blümchen die heilige Dreifaltigkeit, ihm zum Schutze der wertvollen Brotfrucht den Duft zu nehmen. Diese Bitte wurde durch einen Engel erfüllt, und seitdem steht das Stiefmütterchen durch seinen Namen Engelliebche in Beziehung zu diesen göttlichen Wesen. Den gleichen Namen legt man in der Gegend von Offenbach bei Landau auch dem Flieder (Syringa vulgaris) bei. Da dieser vorderasiatische Strauch erst Mitte des 16. Jahrhunderts nach Deutschland und damit in unsere Bauerngärten kam, kann sein pfälzischer Volksname frühestens Ende 1500 bis Anfang 1600 entstanden sein. Worauf er zurückzuführen ist, ist mir unbekannt; vielleicht ist er als Ausfluß großer Liebe zu dieser Blüte zu betrachten.

Ob seiner süßen, in vielen deutschen Gegenden von Kindern viel gesuchten und gern gegessenen Wurzel bezeichnet man das Tüpfelfarn, Polypodium vulgare, mit dem Namen Engelsüß. Diese Bezeichnung dürfte darauf zurückzuführen sein, daß es sich hier um eine Pflanze handelt, die in früheren Kulturzeiten in Ermangelung anderer süßer Nahrung von den Menschen genossen wurde und daß das Essen der Wurzel durch die Kinder einen Überrest aus dieser sogenannten „Sammelstufe der menschlichen Nahrung" darstellt. In christlicher Denkweise erzählte man dann später, daß ein Engel die süße Pflanze auf die Erde getragen und als liebe Geschenkgabe den Kindern übermittelt habe[10].

Neben der Gottheit und den Engeln wurden selbstredend auch Jesus und Maria mit einer großen Anzahl Pflanzen in Verbindung gebracht. Der Zusammenhang wird uns klar, wenn wir überlegen, welche Rolle eine ganze Reihe der ihnen geweihten Blumen im römischen und germanischen Heidentum spielten. Vorerst mögen jedoch nur die Namen und die ihnen jetzt innewohnende Bedeutung in den Bereich unserer Betrachtung gezogen werden.

Daß man dem „Stern in der Geburtsnacht Christi" eine besondere Bedeutung beilegte und zwar auch in protestantischen Familien noch im Jahre 1850, geht aus der merkwürdigen Benennung Christfuder für ein während der Christnacht vor den Ställen im Hofe ausgebreiteten Bündel Heu hervor. Durch das Niederschauen des „Christsternes" wurde das Futter geweiht und zu einem Gesundheitsmittel für die davon fressenden Tiere gemacht. Denn jedes Tier, das sich am nächsten Morgen daran labte,

[10] Siehe H. Marzell, Die heimische Pflanzenwelt S. 56.

Digitized by Google

blieb das ganze Jahr hindurch gesund und brachte sein sofortiges Wohlbehagen nach dem Genuß dieser Nahrung durch starkes Wiederkäuen zum Ausdruck. Die jüngst verstorbene 88jährige Mutter des Verfassers legte als Mädchen das Heu zu obigem Zwecke noch selbst aus.

Judas verriet den Herrn um 30 Silberlinge. Der Gedanke an diesen Verrat spiegelte sich wieder in der Benennung der Samenhüllen der Gartenmondviole, Lunaria annua L., als Judaspenning oder Judassilberling, weil die Scheidewände der etwa talergroßen Schoten nach Entfernung der äußeren Hüllen glänzen wie Silber in der Sonne. Ohne Verbindung mit Judas sind beide Namen im Mittelalter bekannt. Tabernaemontanus wenigstens berichtet, daß die Brabänder die Monveiel (lat. Viola lunaris) Penninckbloemen nennen wegen ihrer „weißen Schöttlein" und die Deutschen „Silberblum von der Schotten Häutlein / welche so weiß erscheinen als der Mon (= Mond) oder wie Silber".

Zwischen den Rebzeilen oder auf den Weinbergmauern der vorderpfälzischen Gebirgsorte findet man häufig in drei Arten die Königskerze oder Wollblume, Verbascum L. Meist aus ausgefallenen Samen alljährlich an gleicher Stelle wiederkehrend, wird sie entweder als Teeblume geduldet oder als „Würzwischpflanze" verehrt. Sie bildet vielfach dessen Mittelpunkt und Zierde und führt als solche je nach Gegend außer etwa 25 anderen Bezeichnungen die Namen Gunkel, Kunkel, Jungfrau Gunkel, Jungfrau Kungen, Lieb Frau Gunkel, Muttergottesgunkel, Marienblume und Osterkerze, die gleich vielen der genannten Pflanzenvolksnamen pfälzischem Heimatboden entsprossen sind und Bezug nehmen auf den schlanken, in der Mitte etwas verdickten, den Spinnrocken ähnlichen Blütenschaft. Die Verbindung mit dem Namen Maria usw. ergibt sich aus der Weihe der Blumen an Maria Himmelfahrtstage (15. Aug.), während der zweite Teil des Wortes Osterkerze auf den langen, kerzengeraden Blumenschaft und auf die leuchtende Farbe der Blüte zurückzuführen ist[11]. Als „Würzwischblume" muß sie zur Erhöhung ihres Wertes und zur Verstärkung ihrer späteren Wirkung am Himmelfahrtstage vor Sonnenaufgang geschnitten, oder noch besser, gebrochen werden; dann bildet sie im Verein mit den anderen geweihten und im Hause hinter Heiligenbildern oder in Ställen und Scheunen aufbewahrten Kräutern ein Schutzmittel gegen Blitzschlag und Erkrankungen des Viehes, in die Tränke gerieben, ein Heilmittel für kranke Tiere, eine Stärkung für kalbende Kühe, ein Vorbeugungsmittel gegen das Einschlüpfen der Hexen durch die Scheuerlöcher und, aufs Feld gestreut, eine wertvolle Beihilfe zur Erhöhung der Fruchtbarkeit des Ackerlandes.

[11] Wegen der angeblichen Verwendung des Schaftes zu Kerzen siehe die umfangreiche Arbeit des Verfassers im „Pfälzischen Museum — Pfälzische Heimatkunde": Die Königskerze im Wandel der Zeiten 1926 Heft 3/4. — Die vielen mit Ostern in Verbindung gebrachten Volksnamen wie „Osterglocke" statt Küchenschelle, Osterblümchen statt Leberblümchen, Osterblume statt Narzisse usw. verdanken diese Bezeichnungen nur ihrer Blütezeit, haben also mit religiösen Dingen nichts zu tun. Die Namen „Osterloß" und „Osterlotsch" sind Entstellungen aus Osterluzei.

Digitized by Google

Das Himmelfahrtsblimmche, die Kreuzblume, Polygala vulgaris L. muß am Tage vor Christi Himmelfahrt gesammelt, zu Kränzen gebunden und am Festtage selbst als Schutzmittel gegen Blitz und Feuersgefahr außen ans Haus gehängt werden, während früher, wie H. Bock berichtet, „die Creutz-Jungfrauen jre Kräutzlein darauß machten".

Das vielgeliebte Gänseblümchen, Bellis perrenis L., führt neben zwei Dutzend anderer Bezeichnungen auch den Namen Marienblimmche, Blutstreppche und Seiderösle. Ihnen liegt die anmutige Sage zugrunde, daß aus kleinen, von Maria mit gelber und weißer Seide bestickten, durch das Blut ihres Fingers rot gefärbten und dann durch Jesus ausgesäten Sternchen die Gänseblümchen entstanden seien. Vor der Entstehung dieser Sage hieß das Blümchen wohl Zeitrösle, das ist ein Röschen, welches fast das ganze Jahr hindurch blüht, sich also im Gegensatz zu allen anderen Blumen an keine bestimmte Zeit bindet. Im Niederalemannischen heißt es Zitrose oder Ziterösle und im Niederösterreichischen Angeröslein; in Graubünden aber „Zeitlose". Die Benennung Zeitlöslein verzeichnen auch H. Bock und Tab.[12] als ein im 16. Jahrhundert im Westrich gebräuchliches Wort, möglicherweise unter Anlehnung an die Herbstzeitlose entstanden, die sich ja auch nicht an die Blütezeit der übrigen Pflanzen kehrt. Mit größerer Wahrscheinlichkeit dürfte aber das spätmittelalterliche Wort Zeitlöslein durch den in der Sprachwissenschaft bekannten Übergang von r zu l entstanden sein, wie wir ihn in den pfälzischen Wörtern Sauerrambl, Bulatsch, Blamere, Wollklingel, Balwierer, Merschl, dottelwäch, oder dottelig, Schallewari, statt Ampfer, Buratsch, Brombeere, Wollkringel, Barbier, Mörser, Dotterweich, chariwari (= lautes Geschwätz) usw. finden. (Voraussetzung wäre in diesem Falle natürlich, daß Zitrose älter ist als Zitlose.) Daß sich das Wort in dieser pfälzischen l-Form nicht wie die übrigen Wörter gehalten hat, sondern völlig verloren gegangen ist, ist wohl auf die mit Unterstützung der Kirche und Schule vielverbreitete Sage vom Seidenröslein zurückzuführen.

Auch das liebliche Heckenröschen zog man schon früh in den Kreis der Verehrung und verlieh ihm, vor allem in den katholischen Orten des Westrichs, die Namen Muttergotteskraut, Maria Windelrock, Wohlriechende (Marien)heck und Jesuskreitche. Ganz besonders bedachte man mit diesem Namen die Weinrose, Rosa rubiginosa L., mit den etwas klebrigen und wohlriechenden Blättern. Der Wohlgeruch des Röschens und des Blattwerkes aber gab die Veranlassung zu der Sage (und damit zugleich zu vorstehenden Namen), daß Maria die Windeln des Jesukindes zum Trocknen über diese Rosenhecke gelegt und dadurch den feinen Geruch herbeigeführt habe. Nach einer anderen religiösen Erzählung soll diese Rose in der Nähe des Kreuzes Christi gestanden und von dem Blute bespritzt worden sein, als die Nägel die Füße des Heilandes durchbohrten.

[12] Auch Ch. Wirsung, Heidelberg, nennt für die dortige, also gleichfals pfälzische Gegend den Namen Zeitrößlen und klein Zeitloß (siehe sein „erstes Register").

Digitized by Google

Siehe das Zweibrücker und Würzweiler Jesuskreitche! Dieser letztere Name könnte auch mit der Legende in Zusammenhang gebracht werden, wornach die Dornenkrone Christi aus Ästchen der Weinrose geflochten war, die dann von den herabträufelnden Blutstropfen benetzt worden und auf ihnen als ewiges Mal haften geblieben seien[13].

Im Hinblick auf diese reiche Sagen- oder Legendenbildung lag es nahe, auch die moosartigen Gallen der Rosengallwespe mit Maria in Verbindung zu bringen. Im südwestlichen Teile unserer Pfalz (z. B. in Heckendalheim) schuf man für sie den Namen Muddergottes-kēscher, das heißt so viel wie Muttergotteskißchen und begründet dieses Wort mit dem Glauben, daß Maria diese Gallen als weiches nächtliches Ruhepolster auf ihrer Flucht nach Ägypten benützt habe. Man glaubt auch, daß sie einen sanften Schlaf herbeiführen, wenn man sie unter das Kopfkissen legt und gibt ihnen den Namen Schlofkebb. (Nordpfalz und Westrich); sonst werden sie Schlafkunz genannt, ein Wort, das nicht erst 1691 bzw. 1577, wie Kluge meint, belegt ist, sondern schon 1539 bei H. Bock erscheint demnach schon Anfang 1500 in der Pfalz bekannt gewesen sein muß. Ob die Annahme Höflers (Marzell) richtig ist, daß diesem Glauben ein tiefer Sinn insofern innewohne, als der „dornige Hag das von ihm umgebene Haus und seine Bewohner schützt, und daß von der Sicherheit, Dichte und Festigkeit dieser lebenden Dornenhecken die Tiefe eines ruhigen Schlafes für Mensch und Haustiere abhängig sei" (siehe das Märchen vom Dornröschen!), sei dahingestellt. Jedenfalls ist damit nicht genügend geklärt, warum dann gerade die Gallen den Schlaf hüten oder fördern sollen. Mir deucht, daß die obige Sage eine bessere Erklärung für den Namen abgibt, wenn damit allerdings die Verbindung mit dem Personennamen Kunz auch nicht klargelegt wird.

Das Labkraut, Galium verum und Mollugo L. das Leinkraut, Linaria vulgaris Miller, der Quendel, Thyrmus Serpillum L., das Weidenröschen, Epilobium augustifolium L., der Rainfarn, Tanacetum vulgare L., und das schon erwähnte Johanniskraut werden durch die Namen Jungfrauhaar, Muttergotteshaar, Muttergottesflachs, Unserer lieben Frau Bettstroh, Liebfrauen-, Muttergottes-, Maria-, Jungfrauen-Bettstroh und Maria Hemdenknöpfchen ausgezeichnet[14]. Diese Benennungen erklären sich größtenteils aus der Sage, daß sich Maria diese zarten, an den Rändern der Landstraßen, Feld- und Waldwege wachsenden Pflänzchen auf dem Wege gen Bethlehem gesammelt

[13] Nach anderer Meinung war die Dornenkrone aus Zweigen der Gleditschie geflochten, die deswegen bei uns und auch sonst den bekannten Namen Christusdorn führt.

[14] Einer dieser Namen findet sich in allen germanischen Ländern; so verzeichnet Elisabeth Blackwell in ihrem Herbarium Blackwellianum 1757 (Tabelle 435) für das Labkraut neben dem deutschen Namen Wegekraut das englische Ladies Bedstraw, während man in den Niederlanden hiefür das „Onze Liewe Frouwe betstroo" kennt. Da auch Brunfels, H. Bock, Tab. und Matth. nur bei

Digitized by Google

und aus ihnen das weiche Lager zur Geburt ihres Sohnes Jesu bereitet habe. Nach einer anderen Legende soll die Mutter Marias die Blumen gesucht und damit das harte Lager ihrer Tochter verbessert haben.

Die in der Zeiskamer und Landauer Gegend gebräuchlichen Namen Totenwurzel oder Gichtrübe für die Zaunrübe, Bryonia alba L., halten heute noch den alten Glauben wach, daß man einem Gichtkranken Blut abzapfen, es in einer ausgehöhlten giftigen Zaunrübenwurzel auffangen und unter einem alten Baum vergraben müsse, wenn der Kranke vom Tode errettet werden solle; sobald die Rübe zu faulen anfange und von den Wurzeln des Baumes aufgesaugt werde, weiche die Krankheit.

Bis zu einem gewissen Grade hierher gehörig ist auch der pfälzische Volksglaube, daß man unter Anwendung von Wasser und Dachwurz Sempervivum tectorum L., in Verbindung mit allerlei frommen Zermonien Warzen entfernen könne. In der Dürkheimer und St. Martiner Gegend wartet die Person, die Warzen hat, bis eine Beerdigung ist, zupft dann ein Blatt der Dunnerwurzel (Donar) ab, geht zum Bach oder an eine Quelle und spricht: „Es läutet dem Toten ins Grab; damit wasche ich meine Warzen ab." Nach diesen Worten taucht man das Blatt dieser Pflanze ins reine Wasser und streicht damit über die Warzen, worauf sie augenblicklich abfallen.

Die Warze soll in diesem Falle derselben Vernichtung anheimfallen wie der Körper des Toten in der Erde. Im übrigen tritt die Verbindung von Pflanzennamen mit dem Worte „Tod" in unserer Pfalz noch öfters in die Erscheinung. Dodeblumm für Ringelblume, Aster- und Königskerze, Dodeworzel für die Zaunrübe, Dodezwiewel für die Herbstzeitlose usw. geben hiervon Zeugnis.

Selbstredend stehen bei unserem Pfälzer Volke auch noch eine ganze Reihe anderer Pflanzen im Zusammenhand mit religiösen Anschauungen. So spielt z. B. der Rosmarin mancherorts heute noch bei Trauungen und Beerdigungen, das Immergrün bei Liebesgedenken und als Mittel gegen „bösen geyst", der Thymian oder römische Quendel in Verbindung mit Myrthenzweigen als Räucherungsmittel bei der Glockenweihe, der Wacholder zur Ausräucherung der Totenzimmer, das Schütteln der Obstbäume am Ostersonntagmorgen (zwischen 11—12 Uhr) als Rest einer uralten animistischen Anschauung, die die Annahme von der Beseelung aller Naturdinge vertrat, eine mehr oder minder wichtige Rolle. Das Volk hat jedoch für diese Pflanzen keine eigenen, das Verhältnis zur Kirche oder zur Religion andeutenden oder kennzeichnenden Namen geschaffen, so daß es in dieser Arbeit nicht angezeigt erscheint, näher darauf einzugehen.

---

dieser Pflanze (vereinzelt auch bei Quendel) die Namen „Unser Frawen Bethstro oder Weystro" nennen, folgt, daß die anderen Namen erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts geschaffen und auf die vielerlei Pflanzen übertragen worden sind. Scheinbar hat man bei den Pfälzern hierfür einen besonders geeigneten Boden gefunden. Über entsprechende Benennung und von Verwendung von Pflanzen im Volksbrauch und -glauben rechts des Rheins vgl. Fehrle, Bad. Volkskunde I S. 139 ff.

Digitized by Google

Gürtel und Orendismus.

Von **Dr. Ernst Schuppe**, Leipzig.

Die nachstehenden Ausführungen sollen aus den verschiedenen Richtungen, nach denen eine Untersuchung über den Gürtel — besonders in der Kunst- und Sittengeschichte, sowie in der Archäologie und Medizin —, möglich ist, hauptsächlich nur die Vorstellungen behandeln, die mit dem Tragen des Gürtels ursprünglich verbunden waren, und die sich in geschichtlicher Zeit etwa noch in der Antike und auf germanischem Boden nachweisen lassen.

Das Allgemeinste, das man wohl darüber erschließen könnte, dürfte die Etymologie bieten. Sie hat für das Germanische von einer Wurzel g'her auszugehen, in der als dominierende Vorstellung die des Fassens und Umfassens ruht, nebst verschiedenen Nebenvorstellungen, die in einzelnen zugehörigen Wörtern zu Hauptvorstellungen werden. Das Erste liegt im Griechischen in χείρ (cheir) vor, ursprünglich der nach etwas fassenden oder etwas umfassenden Hand, im Gegensatz zu παλάμη (palame), zunächst der offenen Hand und πυγμή (pygme), πύξ (pyx), der festgeschlossenen Faust, ferner in χρῆν (chren), das durch Bedeutungsverengerung, indem es schließlich nur vom Erfassen der sortes gebraucht wurde, zu „Orakel geben" geworden ist. Die Nebenvorstellung des Willens zum Fassen beweist ahd. gerôn, etwas begehren; die des Umfassens, Umgrenzens griech. χορός (choros), ursprünglich ein umfaßter, umgrenzter Platz; die des schützenden Umfassens griech. χόρτος (chortos) = Hürde, Weideplatz. Noch deutlicher wird speziell dies in dem zugehörigen lat. co-hors, das bekanntlich zuerst „Hürde, Gehege" bedeutete, dann eine den Prätor umgebende, natürlich auch schützend umgebende Anzahl von Bewaffneten, bis es schließlich davon ausgehend überhaupt eine Schar, zuletzt eine der Zahl nach bestimmte Schar Bewaffneter bezeichnete. Auch lat. hortus, Garten, läßt das schützende Umfassen durchblicken, denn got. gards, Hof, altnord. gardr, Zaun, und unser „Garten" etymologisch genau so entsprechen, wie endlich auch „Gurt" und „Gürtel".

Im Griechischen sind die Wörter ζώνη (zone), ζωστήρ (zoster) und ζώνιον (zonion) bekannt, von denen bei Homer das erste vorwiegend den Frauengürtel bezeichnet, das zweite den Männergürtel, während im Attischen das erste meist der Männergürtel und das dritte der Frauengürtel ist. Die Sprachforschung stellt diese Wörter zu ai. jaūti, zieht fest an, hält fest, verbindet, spannt an, und lit. juosta, Gürtel, und jůsti, gürten.

Im Lateinischen ist das übliche Wort für Gürtel cingulum, das im Thesaurus s. v. als unsicher zu deuten geführt wird. Es könnte zu clingere gehören; dann würde altisl. hlekker, Kette, ahd. hlanca, Hüfte, mhd. lenken, ursprünglich „schräge Richtung gehen", und gelenke, Biegung, Verbeugung, Hüfte, die Grundbedeutung ergeben. Meist jedoch stellt man cingulum und cingere zu ai kañci, Gürteel, und lit. kinkau, schirre an; eine Nebenvorstellung des schützenden Umfassens würde dann durch das zu-

Digitized by Google

gehörige griechische Wort κιγκλίς (kinklis), Gitter, gegeben sein. Bemerkenswert ist nun bei dieser etymologischen Betrachtung, daß im Germanischen, Griechischen und Römischen trotz der gemeinsamen Vorstellung des Umfassens, eventuell des schützenden Umfassens doch kein allen drei Sprachen gemeinsamer Wortstamm vorhanden ist, sondern daß jede der drei Sprachen ihr besonderes Wort von einer jedesmal verschiedenen Wurzel aus entwickelt hat. Das wird am Schluß noch einmal zu erwähnen sein. —

Das Nächste, was allgemein vom Gürtel und den damit verbundenen Vorstellungen erschlossen werden kann, bietet die Völkerkunde.

Primitive Völker, die sonst keinerlei Bekleidung tragen, haben doch meist den Gürtel, in seiner einfachsten Form ein Grasband oder Baststreifen über der Hüfte, von dem Gras- oder Blätterbüschel herabhängen. Daß der Gürtel wohl das älteste Bekleidungsstück der Menschheit darstellt, wie z. B. Hirt, Indogermanen, Straßburg, 1905, S. 362 ff. ausführt, darüber ist man sich in der Forschung ziemlich einig. Dagegen gehen die Meinungen noch auseinander, wenn man frägt, aus welchem Grunde die Menschen den Gürtel überhaupt zunächst angelegt haben. Walter Müller, Diss., München, 1906, „Nacktheit und Entblößung in der orientalischen und älteren griechischen Kunst" leitet S. 3 ff. die älteste Bekleidung vor allem aus dem Schmuckbedürfnis ab. Ernst Große, „Anfänge der Kunst", Freiburg i. Br., 1894, S. 96 meint vom Gürtel, daß „die primitive Schamhülle ein sexuales Reizmittel war, weil man durch sie, während sonst der übrige Körper nackt war, auf die Schamteile besonders aufmerksam geworden war". Havelock Ellis, „Geschlechtstrieb und Schamgefühl", übersetzt von Kötscher, Leipzig, 1900, S. 58 glaubt, man habe die Schamteile vor bösen zauberischen Einflüssen schützen wollen, und dieser Ansicht folgt Fehrle, „Kultische Keuschheit im Altertum" (Rel.-gesch. Vers. und Vorarb. VI, Gießen, 1910, S. 38 Anm. 4). — Eine vierte Ansicht hat mir kurz vor seinem Tode Prof. Weule mitgeteilt, der mich bei meinem gelegentlichen Arbeiten in seinem Institut für Völkerkunde in liebenswürdigster Weise beraten hat. Demnach hätte der Gürtel ganz ursprünglich nur den rein praktischen Zweck gehabt, beim Gehen lästige Insekten von den sie besonders anlockenden Körperteilen abzuwehren, also „wie ein Pferde- oder Ochsenschwanz" drückte sich Professor Weule aus, wie ja auch sonst in der Tierwelt Beispiele vorhanden seien, sich gegen Insekten zu schützen.

Von diesen vier Ansichten: Herleitung aus dem Schmuckbedürfnis, sexuales Reizmittel, Schutz gegen böse zauberische Einflüsse, rein praktische Abwehr, ist keine durchaus zu verwerfen, nur glaube ich, diese Ansichten sind nicht *neben*-, sondern *nach*einander zu ordnen, so daß die rein praktische Abwehr wohl das Allerursprünglichste war, daß aber wohl sehr bald, eben durch die Verhüllung, die Aufmerksamkeit auf die für die Erhaltung des Stammes wichtigen Körperteile gelenkt wurde, so daß, besonders beim Aufkommen dunkler Vorstellungen über feindliche überirdische Mächte, die Hauptvorstellung wurde, die Schamteile müßten etwa gegen den bösen Blick usw. geschützt werden. Das Schutzmotiv hatte jedenfalls, mag es nun zuerst rein praktischer Natur gewesen sein oder nicht, die vorwiegende Be-

Digitized by Google

deutung. Dann aber hat sich, wie Hirt a. a. O. ausführt, durch die Verhüllung auch das Schamgefühl entwickelt, wenn auch bei manchen Völkern ziemlich früh, und natürlich auch ein sexualer Reiz, denn durch die Verhüllung wird der Reiz der Frau für den Mann erhöht und sein Begehren gesteigert. Weil nun Schamgefühl und geschlechtliches Begehren zur Reifezeit auftreten, erklärt es sich, daß besonders von dieser Zeit an der Gürtel getragen wird, und daß das Anlegen des Gürtels geradezu Zeichen der Mannbarkeitserklärung geworden ist. Auf jeden Fall haben a l l e die genannten Momente, Vorstellung einer schützenden Wirkung, gesteigerter Reiz der Frau, erhöhtes Begehren und Kraftgefühl des Mannes infolge der Sitte des Verhüllens, ferner wohl auch der Umstand, daß das Tragen besonders des weiter ausgebildeten Gürtels ein unwillkürlich strafferes Gefühl hervorruft, wie man ja an sich selber beobachten kann, daß man sich in gut anschließender Kleidung anders „fühlt", als in lose am Körper hängenden Sachen, die Grundlage gebildet, den Glauben an eine besonders wirkungsvolle Macht des Gürtels zu begründen und haben dem Gürtel die verschiedenen Funktionen bei religiösen und anderen Gebräuchen, sowie seine Rolle in Mythos und Sage verliehen.

Die erste[1] literarische Überlieferung darüber liegt nun im Orient vor, und zwar in Asien, wo sich ein besonderer Gürtelglaube ausgebildet hat, und wo man beinahe von einem Kult des Gürtels reden kann. Hiervon geben die heiligen Schriften der Parsen Auskunft, die unter dem Namen Zendaveſta oder Aveſta bekannt sind und zum Teil Zoroasters Lehren enthalten. Unter den vorliegenden Übersetzungen von Darmesteter — englisch und französisch —, der deutschen von Wolff und der möglichst wortgetreuen Übertragung nach dem Grundtext von Friedrich Spiegel (1863), bin ich der letztgenannten vornehmlich gefolgt. Nach den Ausführungen, die Spiegel, Bd. I, S. 8 f. und II, S. XX ff. gibt, galt bei den alten Bewohnern Persiens, den Parsen, das Kind während seiner ersten sieben Lebensjahre als frei von Sünde; die Schuld für alle bösen Handlungen, die es etwa beging, fiel auf die Eltern, deren Pflicht es war, diese zu verhüten. War das Kind sieben Jahre alt und berührte etwa einen Toten, so war es üblich, für das Kind, das vom fünften Jahre an darüber belehrt werden sollte, was gut und böse sei, die vorgeschriebenen Reinigungszeremonien vornehmen zu

[1] Die Zeitansetzung für Zoroaster schwankt zwar in Fachkreisen, so daß zum Teil 900 v. Chr. oder rund 1000 v. Chr. oder „noch ein paar Jahrhunderte früher" angesetzt wird. Noch unsicherer sind die Angaben bei antiken griechischen und römischen Autoren, wo z. B. der Lyder Xanthos bei Diog. Laert. Zoroaster 6000 Jahre vor Xerxes Zug nach Griechenland ansetzt, während Hermippus bei Plin. N. H. XXX 2,1 5000 Jahre vor dem Trojanischen Krieg angibt; (vgl. Williams Jackson, „Zoroaster", New-York 1899, S. 231—273, wo das gesamte altphilologische Material mit größter Sorgfalt gesammelt ist und die Autoren chronologisch geordnet sind). Heute aber ist wohl durch Joh. Hertel „Achämeniden und Kayaniden" (Indoiran. Quell u. Forsch. Heft V, Leipzig 1924) einwandfrei festgestellt, daß der awestische Vištāspa, der Schützer Zoroasters, mit Hystaspes, dem Vater Dareios' I. identisch ist. Damit ist die Zeit als 6. Jahrhundert v. Chr. gegeben. Trotzdem liegt hier die älteste l i t e r a r i s c h e Nachricht über einen Gürtelglauben vor.

Digitized by Google

lassen. Erst mit der eingetretenen Zurechnungsfähigkeit wurde das Kind in die zarathustrische Religionsgemeinschaft aufgenommen und galt dann als selbstverantwortlich für seine Handlungen. Dieser Zeitpunkt war zuerst etwa das fünfzehnte Lebensjahr. Da wurde der junge Parse, wie auch das Mädchen, feierlich mit dem heiligen Gürtel umgürtet, ein Brauch, der übrigens auch bei den Brahmanen wiederzufinden ist, nur daß dort die Umgürtung schon im achten Lebensjahre stattfand, doch hatte sie auch Zeit bis zum sechzehnten Lebensjahr. Nachdem einmal die Zeremonie vorgenommen worden war, durfte der Parse, ohne sich schwerer Sünde schuldig zu machen, den Gürtel, der nach bestimmter Vorschrift aus 72 Fäden geflochten sein sollte, unter denen aber keine schwarze Wolle zulässig war, nicht wieder ablegen, als höchstens Nachts auf seinem Lager. In der großen Beichte, dem Patet Aderbât des Khorda-Avesta, die Spiegel III 207 ff. übersetzt hat, findet sich als 19a auch die Beichte und Reue, wenn jemand ohne Kosti, d. h. ohne den heiligen Gürtel gegangen war. In späterer Zeit wurde das Anlegen des Gürtels zu einer Aufnahme in den Priesterstand, einer Art Ordination umgedeutet, auch zerlegte man dann die feierliche Zeremonie in verschiedenen Gegenden auf verschiedene Zeitpunkte, das siebente oder zehnte Lebensjahr, ursprünglich aber sollte der Gürtel den selbständig gewordenen Parsen vor dem Einfluß böser Dämonen schützen, den Daevas, wie aus dem Vendidad hervorgeht, wo es im 18. Fargard oder Kapitel, Nr. 115 und 120, bei Spiegel I 237 f., heißt, wenn ein Mann ohne den Gürtel nach seinem fünfzehnten Lebensjahre vorwärts geht, so stürzen die Daevas gleich nach dem vierten Schritte sich über ihn und magern ihn ab an Zunge und Fett. Die Stelle bietet zwar, wie viele andere, Erklärungsschwierigkeiten, indem ein Wort darin als „unanständigerweise" oder als „Unzucht treibend" gefaßt werden kann, so daß es heißen könnte, wenn ein Mann unanständigerweise ohne Kosti geht, oder: wenn er ohne Kosti Unzucht treibt; aber gerade, wenn man die zweite Auffassung teilt, wie Spiegel eben übersetzt hat, wird die Bedeutung des Kosti klar: nicht, weil jemand überhaupt Unzucht treibt, sondern weil dies ohne Gürtel geschieht, ist der Parse sofort den Daevas verfallen, wiewohl auch natürlich Unzucht bestraft wird, doch gibt es dafür Sühne durch Gebete. Dagegen heißt es an der genannten Stelle S. 238, Nr. 119—120 ausdrücklich: „Nicht gibt es für ihn eine Sühne. Wenn ein Mann als Buhler (oder „unanständigerweise") nach dem fünfzehnten Jahre vorwärtsstürzt ohne Kosti." Das ist freilich, wie aus dem oben genannten Patet Aderbât hervorgeht, später gemildert worden, denn da ist ja Beichte und Reue möglich.

Das Schutzmotiv des Gürtels, der in seiner Schnurform noch an die primitiven Gürtel der Naturvölker erinnert, ist also hier bei den alten Parsen ganz klar, und die Parsen brauchten den Schutz dringend, da ihre Religion nicht nur von feindlichen Dämonen, sondern auch von verderblichen Dämoninnen geradezu wimmelte! Kennt doch die Parsenreligion sogar eine Dämonin des bösen Blicks, die Agha Doithra, das böse Auge, und dies war eine sehr mächtige Dämonin, die im Vendidad, Fargard XIX 142 f. sogar eine Hauptrolle übernehmen sollte, den reinen Zarathustra zu vernichten. Aus diesen Vorstellungen heraus erklärt sich nun ohne weiteres

Digitized by Google

die Wichtigkeit des Gürtels im persischen Gesetz, von dem Diodor XVII 30 berichtet: „Dareios faßte den Gürtel des Charidemos gemäß dem persischen Gesetz an und übergab (ihn d. h. den Charidemos) den Dienern und fügte den Auftrag hinzu, (ihn) zu töten." Denn der Gürtel schützte eigentlich erst gegen alle Vernichtung und gegen alle bösen Einflüsse; wurde er zerrissen, so stürzten die Daevas todbringend auf den Betreffenden. Später genügte schon die symbolische Berührung des Gürtels bei Verkündigung eines Todesurteils, wie eben aus Diodor hervorgeht und durch die zeitlich früher liegende Erzählung in Xenophons Anabasis I 6, 10, wo der Verrat des Orontas berichtet ist, bestätigt wird, indem es heißt: „Danach erhoben sich auf Geheiß des Kyros alle, auch die Verwandten und faßten den Orontas am Gürtel zum Zwecke des Todes", d. h. damit er hingerichtet werden konnte. Eine Stelle, die erst durch die obenstehenden Ausführungen recht erfaßt werden kann.

Leider ist es mir nicht möglich, noch weiteres über den heiligen Parsengürtel zu berichten, da Herr Professor Junker, Leipzig, zwar darüber gearbeitet, auch einen Vortrag gehalten hat, aber bisher noch nichts davon im Druck veröffentlicht worden ist. Nur sei erwähnt, daß der Gürtel in Westasien auch zum Abzeichen besonderer Stände wurde, so daß z. B. die Magier, d. h. die persischen Priester, einen heiligen Gürtel mit vier Quasten trugen, die Königin dagegen einen Schnürgürtel mit langen purpurfarbigen Quasten.

Was sonst noch etwa vom Gürtel der Chaldäer in Babylon oder im Gilgamesch-Epos und in Ägypten, wo die Abbildungen bis ins 16. Jahrhundert v. Chr. zurückreichen, überliefert ist, muß in diesem Zusammenhang beiseite bleiben. Wir wollen die merkwürdige Rolle des Gürtels in der Bibel betrachten.

Hier fällt es zunächst auf, daß der Gürtel im Neuen Testament verhältnismäßig spärlich erwähnt wird[2]. Genannt wird der lederne Gürtel des Johannes Ev. Matth. 3, 4 und Ev. Mark. 1, 6, ferner der Gürtel des Paulus, Apostelgesch. 21, 11, sowie güldene Gürtel bei Traumerscheinungen Apokal. 1, 13 und 15, 6. Dann findet sich einmal Ev. Joh. 21, 18 der Ausdruck „du gürtetest dich selbst". Mit einer besonderen Funktion aber erscheint der Gürtel nur zweimal, Ev. Matth. 10, 9 und Ev. Mark. 6, 8, doch ist an beiden Stellen lediglich von den Aposteln die Rede, die „kein Gold noch Silber noch Erz", bzw. „kein Geld" im Gürtel tragen sollen. Dagegen ist nun wieder von diesem bekannten Gebrauch des Gürtels als Aufbewahrungsort für Geld nicht nur, sondern für alles Mögliche, z. B. auch für Früchte, Feigen, Weintrauben und Zuckermelonen[3], an keiner der über 50 Stellen die Rede, in denen der Gürtel und das Gürten im Alten Testament erwähnt wird, wiewohl er dort eine wichtige Rolle spielt. Bekannt

[2] Vgl. Carl Hermann Bruder, Konkordanz des N. Test., Leipzig 1853, unter ζώνη und Joh. Jacob Wetzstein, Nov. Test. Graec., Amsterdam 1751, S. 369, Belegstellen aus der Antike.

[3] Vgl. Strack-Billerberg, Kommentar zum Neuen Test. aus dem Talmud und Midrasch, München 1922, I 564—5.

Digitized by Google

sind ja die Ausdrücke vom „Lenden gürten“[4] für „sich reisefertig machen“, die allein schon die Bedeutung des Gürtels für die alten Juden beweisen, wie denn auch 1. Sam. 18, 4 und 2. Sam. 10, 4 zeigen, daß der Gürtel bei Vornehm und Gering einfach zur Männerkleidung gehörte. Kein Wunder, wenn ein solches Bekleidungsstück auch im übertragenen Sinne angewendet wurde, so daß es heißen kann „begürtet die Lenden eures Gemütes“[5] oder „umgürtet eure Lenden mit Wahrheit“[6], oder wenn der Gürtel im Gleichnis erscheint, so Jerem. 13, 1—10, wonach der Herr Israel wegwerfen wird „wie einen leinenen Gürtel, der durch Wasser verdorben ist“. Auch zum Symbol der Strafe oder Trauer umgürtete man sich, und zwar mit einem bloßen Strick oder mit „Säcken“, über deren Form freilich Unklarheit herrscht[7]. Diese wichtige Rolle des Gürtels zeigt sich nun auch im Gottesdienst und bei den Opfern. Der Hohepriester mußte dabei einen Gürtel tragen, der nach Webart und Farbenzusammenstellung genau vorgeschrieben war, wie das 2. Mos. 28, 8 geschieht, wo es heißt: „Und sein Gurt drauf soll derselben Kunst und Werks sein, von Gold, blauem und rotem Purpur, Scharlach und gezwirnter Leinwand.“ — Doch war dieser Prachtgürtel nicht der einzige für den Hohepriester, sondern nach 2. Mos. 28, 4 ff. trug dieser zum jährlichen Versöhnungsfeste einen leinenen Gürtel und leinene Kleider, wie es überhaupt für seine ganze Kleidung nach 2. Mos. 28, 4 ff. genaue Vorschriften gab, von denen hier besonders in Betracht kommt, daß der Rock des Hohepriesters eng anliegend gearbeitet sein sollte.

Das steht nun in einem Gegensatz zu sonstigen gottesdienstlichen Gebräuchen, die bei den Nachbarvölkern der Juden üblich waren und sich auch sonst bei heidnischen Völkern vorfinden. Denn wie Jos. Heckenbach[8] ausführt, werden trotz der bereits ausgebildeten Kleidung bei Opferhandlungen und sonstigen gottesdienstlichen Zeremonien die Gewänder abgelegt, zum Teil, weil man sie doch noch als etwas Neues im Vergleich zu den uralten Kultgebräuchen empfand und die Gottheit nicht mit Ungewohntem beleidigen wollte, zum Teil, weil die Anschauung mitspielte, die Kleidung sei durch den Umgang mit dem Irdischen befleckt, so daß man die Kleidung ablegen und sich selber einer Waschung unterziehen müsse, bevor man sich der Gottheit zu nahen wagte[9]. Weiter führt Heckenbach aus, wie alle primitiven Völker in der zunächst ungewohnten Kleidung Hindernisse und Fesseln erblicken, die ebenso wie ein Knoten ein böses Omen bedeuteten. Außerdem spielte der Tabu-Glaube mit[10], daß nämlich die Kleider selbst heilig und für den Men-

[4] 2. Mos. 12, 11; Jerem. 1, 17; 1. Kö. 18, 46; 2. Kö. 9, 1; Hiob 38, 3 = 40, 7; Hes. 23, 15; Apostelgesch. 12, 8; „Gürtel gürten“ Jes. 22, 21; „sich nicht im Schweiß gürten“ Hes. 44, 18.

[5] 1. Petr. 1, 13 vgl. Ev. Luk. 12, 35.

[6] Paul. an die Eph. 6, 14.

[7] Hauck, Realencykl. „Kleidung“.

[8] De nuditate sacra sacrisque vinculis, Gießen 1911 (Rel. gesch. Vers. u. Vorarb. IX 3).

[9] Vgl. Wundt, Völkerpsych. II² (1906), S. 318 ff.

[10] Vgl. Wundt, a. O. S. 300 ff.

Digitized by Google

schen unbrauchbar würden, wenn sie Heiliges berührten. All das wirkte nun zusammen, um die „heilige Nacktheit" entweder ganz, oder später doch wenigstens andeutungsweise nicht nur bei primitiveren Völkern, sondern auch bei den hochstehenden Kulturvölkern, wie Griechen und Römern, zu erhalten. Beispiele für diese Nacktheit sind für fast alle Völker bei Weinhold, Zur Gesch. des heidn. Ritus (Abh. Berl. Ak. 1896, 1) gegeben. Im griechischen und römischen Brauch sind Beispiele hierfür genugsam bekannt[11]. Die Sitte der Entblößung vor der Gottheit ist dort unbestritten. Restweise blick sie noch durch, wenn die Vorschrift gegeben wird, mit nackten Füßen und entgürteten Gewande der Gottheit zu nahen oder sonst eine heilige Handlung auszuüben[12].

Wenn nun im Gegensatz dazu der jüdische Hohepriester im engen Rock und mit einem besonders gearbeiteten Prachtgürtel sein Amt ausübt, so steht das nicht nur im Widerspruch mit dem eben Angedeuteten, sondern auch mit dem sonstigen Brauch in der Bibel selbst. Denn dort heißt es 1. Sam. 19, 24 von König Saul: „Und er zog auch seine Kleider aus und weissagte auch vor Samuel." Genau so weissagt Jes. 20, 2, 3 der Prophet Jesajas „nackt und barfuß", ganz so wie der von der Gottheit erfaßte Seher oder die Seherin im Altertum[13], und ganz bekannt sind ja die Worte Gottes zu Moses[14]: „Tritt nicht herzu, zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land", eine Aufforderung, die der Fürst über das Heer des Herrn, d. h. Gottes auch an Josua[15] mit fast denselben Worten richtet.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet bekommt das enge Gewand und der bewußt betonte Gürtel des Hohepriesters vielleicht eine besondere Bedeutung. Wenngleich nämlich auch dem antiken Gottesdienst neben der heiligen Nacktheit eine heilige Verhüllung bekannt war (Ovid. Met. I 218), so bleibt doch einmal daneben die Entgürtung bestehen, während ausdrücklich enge Kleidung und prächtige Gürtung für den Hohepriester als allein für seine Amtierung gültig und statthaft nach den Vorschriften Moses durchgeführt ist. Wenn es bei Hauck, Realenc. unter „Kleidung" heißt, daß die Bekleidung des Hohepriesters aus der Anlehnung an die Verhüllung bei sonstigen Kulten zu erklären ist, so ist das sicher richtig. Auch das Anlegen des Gürtels hat, worauf bei Hauck nicht hingewiesen wird, eine gewisse Parallele bei den Parsen, die, wie Spiegel III, S. 4 und 5 bemerkt, bei bestimmten Gebeten ihre Gürtelschnur um die Stirn legen und in die herabhängenden Enden Knoten knüpfen und wieder lösen. Aber ob nun das Anlegen des prunkvollen, in die Augen fallenden Hohepriestergürtels allein

[11] Vgl. Arch. Jahrb. XVIII (1903) Taf. I, dazu S. 1 ff. Studniczka, „Über den Augustusbogen in Susa".

[12] Ovid, Met. VII 182; I 218; Tibull I 5, 15.

[13] Über den ursprünglich rohen Sinn dieser Sitte vgl. Bethe, Rhein. Mus. LXII (1907) „Die dorische Knabenliebe" bes. S. 467 ff.

[14] 2. Mos. 3, 5.

[15] Jos. 5, 15.

Digitized by Google

davon herzuleiten ist, oder ob vielleicht auch assyrischer Einfluß vorliegt, wie man vielleicht aus dem Gilgamesch-Epos vermuten könnte, wo Tafel III und IV der Gürtel ausdrücklich als zum Festgewand des Enkidu und Gilgamesch gehörig genannt wird, ob weiter etwa das Anlegen des Prachtgürtels schon äußerlich symbolisch die endgültige Abkehr vom Götterdienst hin zur Verehrung eines einzigen Herrn und Gottes kennzeichnen sollte, bis zu dessen endgültiger Anerkennung das Volk der Juden noch einmal in den Götzendienst zurückverfiel, als es sich 2. Mos. 32 das goldene Kalb anfertigen ließ, ob ferner ein besonderes seelisches Moment bei den Juden mitspielte, das eine körperliche Entblößung überhaupt scheute, wie man aus den Anmerkungen von Hans Windisch, „der zweite Korintherbrief" (1924), S. 164/5 zu 2. Kor. 5, 6—8, schließen könnte, wonach Paulus auch den vorübergehenden Zustand der Nacktheit fürchtet und deshalb wünscht, wenn seine Seele sich vom Körper trennt, sofort das Himmelskleid überziehen zu können, ob endlich eine veränderte gefühlsmäßige Einstellung der Juden gegenüber dem „Herrn" vorliegt, als dessen „Knechte" sich ja die Gestalten des A. T. gern bezeichnen, so daß man etwa glaubte, vor einem Herrn in anständiger Kleidung erscheinen zu müssen, darüber ist leider bisher nichts festzustellen gewesen; auch eine Frage in Fachkreisen hat über die Bedeutung des Hohepriestergürtels oder über einschlägige Literatur bisher nichts ergeben, so daß ich alles nur als bloße Vermutungen hinstelle. Es könnte natürlich auch so sein, daß der Hohepriester, da der Gürtel sonst im täglichen Leben der Juden des A. T. zur Kleidung der Männer gehörte, als besonders Hochgestellte eben auch einen besonders prächtigen Gürtel tragen mußte, ähnlich wie später in Byzanz das cingulum der Beamten eine so große Rolle spielte, wie die zahlreichen Vorschriften im Corp. iur. beweisen, und ähnlich wie später in Rom jeder anständig gekleidete Mensch gegürtet, cinctus sein mußte, und es als unanständig galt, sich als discinctus oder soluta tunica zu zeigen, wie das z. B. von Seneca dem Mäcenas zum Vorwurf gemacht wird (Epist. XIX 5, 114).

Doch gilt das eben erst für spätere Zeit in Rom. Denn während im A. T. und in Asien bei den Parsen und Persern der Gürtel für die Männerwelt eine so wichtige Rolle spielt, war das zunächst wenigstens in Rom nicht der Fall, wo der Gürtel nicht von Haus aus zur Zivilkleidung der Männer zählte.

Doch sind auch hier Nachrichten vorhanden, die eine besondere Bedeutung des Gürtels bekunden. So heißt es bei Plinius Naturg. XXVIII 42: „Geburten beschleunigt auch der Mann, von dem sie empfangen hat, wenn er seinen Gürtel abbindet und damit das Weib umgürtet, ihn dann löst und das Gebet hinzufügt, derselbe, der gegürtet (gebunden) habe, werde auch lösen, und ihn wegwirft."

Der Gürtel verschließt etwas. Seine Lösung kann deshalb nach analogischer Vorstellungsverbindung eine Öffnung des Schoßes der Frau bewirken, genau wie das Öffnen eines Schlosses, wenn eine Geburt bevorsteht.

Digitized by Google

Dieser Sinn ist auch erkennbar bei dem Gürtel mit dem herkulischen Knoten, von dem Festus schreibt[16]: „Es war üblich, die Neuvermählte mit einem aus Schafwolle hergestellten Gürtel zu umgürten. Diesen löste der Mann im Bett. Denn wie jene Wolle in Knoten geknüpft und untereinander verbunden wurde, so soll ihr Mann mit ihr aufs innigste vereinigt werden. Diesen mit dem herkulischen Knoten gebundenen Gürtel löst der Mann der Vorbedeutung wegen, daß er selber so glücklich sein möge, Kinder zu erhalten, wie Herkules es war, der 70 Kinder hinterließ."

Dieser Gürtel mit seinem Knoten war ursprünglich kein Symbol, sondern ein Schutz der Braut gegen Behexung. Eine schützende Kraft muß der Brautgürtel aber zunächst für die Jungfräulichkeit besessen haben, denn auch die Vestalinnen, die als göttliche Bräute zur Keuschheit verpflichtet waren[17], trugen denselben Gürtel mit dem herkulischen Knoten.

Wenn nach Codex Cambridge 133 (Oder, Rhein. Museum 51, S. 58) ein an Dysurie leidendes Pferd mit dem Gürtel einer reinen Jungfrau (castae virginis cingulo) geschlagen wird, damit es gesund werde, so handelt es sich in erster Linie um die wunderwirkende Macht der Keuschheit[18]. Diese könnte an sich wirksam werden, indem irgend etwas, was zu einer Jungfrau in Beziehung steht, mit dem Pferd in Berührung gebracht wird, ist aber durch Verwendung des Gürtels einer Jungfrau besonders betont, denn er umschließt die Schamteile. Der Gürtel wirkt hier wie eine Verstärkung des Zaubers, der an sich von der Jungfrau ausgeht. Seine Verbindung mit dem Geschlechtsleben ist klar.

Auch in Griechenland spielte der Gürtel für die Geburt eine große Rolle, hießen doch die bei der Geburt helfenden Gottheiten geradezu die gürtellösenden, λυσίζωνοι, zu denen Artemis zählte. Infolgedessen lösten Jungfrauen, die zur Vermählung gingen, ihren Gürtel und weihten ihn der Artemis, ebenso taten das Frauen, die zum erstenmal gebaren, und auf Grabdenkmälern verstorbener junger Mütter sind die Frauengestalten mit offenem Haar und gelöstem Gürtel dargestellt[19]. Nach der glücklichen Geburt aber pflegten die Mütter den gütigen Gottheiten außer ihren Schuhen, Kopfbedeckungen und Haaren auch den Gürtel zu weihen.

Immer hat also der Gürtel hier mit sexuellem Gebiet zu tun, und das spiegelt sich auch im Mythos und in der Sage. Ganz bekannt ist der schon in der Ilias 24, 215 ff. beschriebene κεστὸς ἱμάς (kestos himas) der Aphrodite, der nicht nur ihr den unwiderstehlichen Liebreiz verleiht, sondern

[16] Ausg. Müller, S. 63: cingulo nova nupta praecingebatur, quod vir in lecto solvebat, factum ex lana ovis, ut sicut illa in glomos sublata coniuncta inter se sit, sic vir suus secum cinctus vinctusque esset. Hunc Herculaneo nodo vinctum vir solvit ominis gratia, ut sic ipse felix sit in suscipiendis liberis, ut fuit Hercules, qui septuaginta liberos reliquit.

[17] Fehrle, Die kultische Keuschheit 210 ff.

[18] Fehrle, ebenda 54 ff.

[19] S. Conze, Die att. Grabreliefs, Taf. 46, 74, 75, S. 70

Digitized by Google

seine Zauberkraft auch auf Hera überträgt. Voraussetzung ist natürlich, daß man den kestos als Gürtel auffaßt, was zwar meist geschieht, doch auch Widerspruch gefunden hat[20], besonders, weil Hera den von der Aphrodite geliehenen kestos nicht umlegt, sondern ihn in den Busen steckt. Darauf ließe sich entgegnen, daß mindestens ein so denkender Kopf, wie der endgültige Redaktor der Ilias, sich sagte, Zeus, dem Aphrodites Zaubergürtel doch sehr bekannt war, mußte wohl Heras List und Absicht sofort erkannt haben, wenn diese es gewagt hätte, den kestos offen umzulegen. Doch mag man anderer Meinung sein, die ich nicht teile, bezeichnend jedenfalls auch für die späteren kestoi war stets der Glaube[21] an eine besondere Kraft. Ebenso sagte man dem Gürtel der Amazonenkönigin Hippolyta, den sie von Ares zum Geschenk erhalten hatte, besondere Kräfte nach.

Vielleicht hat gerade er auf germanischem Boden in Prünhilts Gürtel[22] eine Parallele gehabt. Dagegen fehlt zum Gürtel der Aphrodite im Germanischen ein Vergleich. Dort ist er als Attribut der Liebesgöttin nur durch Überlieferung bekannt geworden, wenn auch in dem Maße, daß im 13. Jahrhundert ein Nachkomme des edlen Geschlechtes derer von Tanhusen, den wir alle als Tannhäuser kennen, der aber mit der Wagnerschen Figur eigentlich nur den Namen gemeinsam hat, als eine Art mittelalterlicher Romantiker und Lumpazivagabundus von Burg zu Burg zog, und zwar als Frau Venus verkleidet und mit entsprechendem Gefolge. In seiner Autobiographie[23] betont er ausdrücklich, daß er auf seiner Venusfahrt einen drei Finger breiten Gürtel trug, der wegen seiner Breite Aufsehen erregen sollte und auch erregte. Natürlich handelt es sich hier um einen einfachen Abklatsch, irgendwelche Vorstellung von einer besonderen Kraft des Gürtels findet sich nicht mehr. Auch wenn J. Grimm[24] aus dem mittelalterlichen Rechtsleben quellenmäßig die Vorschrift belegt, daß bei Haussuchungen die Bewohner des betreffenden Hauses im Hemd ohne Gürtel gehen mußten, und daß „landräumige" Männer Gürtel und Schuhe abzulegen hatten, so möchte ich den Grund hierzu nicht in uralten Vorstellungen von einer schützenden Kraft des Gürtels suchen, sondern in rein praktischen Zwecken, um eine Unterschlagung zu verhindern. Eher könnte eine solche Vorstellung noch in dem mittelalterlichen Brauch liegen, daß eine Frau, die auf die Erbschaft ihres verstorbenen Gatten verzichtete, ihren Gürtel in das Grab warf oder ihn vor Zeugen und dem Richter löste. Doch ist es wahrscheinlicher, daß der Gürtel hier als Symbol der Hausfrau galt. Fraglich ist es ferner, ob sich aus alten Beziehungen zum Geschlechtsleben die Sitte der Ritter zur Zeit Wolframs von Eschenbach erklärt, für erhaltenen feilen Liebesgenuß einen Gürtel als Lohn zu geben, wie das Parzival VII 341 (Lachmann) erwähnt wird:

[20] Vgl. Pauly-Wiss. Suppl. IV S. 902.

[21] S. Pauly-Wiss. X 120.

[22] Nib. Not V 587 (Lachmann).

[23] Übersetzt von Tieck.

[24] Deutsche Rechtsaltertümer (1828) S. 157 f.

Digitized by Google

ouch was der frouwen dâ genuoc[25]
etslîchiu'n zwelften gürtel truoc
ze pfande nâch ir minne,
ez wârn niht küneginne,
dieselben trippaniersen[26]
hiezen soldiersen[27].

Denn wie schon im Alten Testament der Gürtel als Lohn (2. Sam. 18, 11) und als Handelsartikel (Sprü. 31, 24) erscheint, so ist gerade dies auch im Parzival der Fall, wo XI 563 Gawan zu einem Krämer kommt:

Gâwân sîn grüezen sprach
zu dem krâmer. do er gesach
waz wunders dâ lac veile
nâch sîner mâze teile
bat im zeigen Gâwân
gürtelen ode fürspan

Auch geben die Urkunden des Stiftes Seckau aus dem Jahre 1166 vom 17. September als Geschenk der Markgräfin Kunigunde von Steiermark u. a. einen Gürtel an, der 16 Mark Silbers wert war und 60 Ellen Perlen trug, und der nebst 1 Goldmark bei Ankauf eines Hofes mit in Zahlung gegeben wurde[28]. Das beweist, daß der Gürtel wie ja auch andere Wertgegenstände, geradezu als Geld diente.

Dagegen liefert die deutsche Sage Beispiele von einer besonderen Wirkung des Gürtels. So sollten Leute, die ihre Gestalt zu ändern vermochten, Wölfe werden, wenn sie einen Gürtel aus Wolfsfell um den nackten Leib legten. Daran glaubt man zum Teil noch heute im Norden und Osten Deutschlands, doch muß nach dem heutigen Volksglauben der Wolfsfellgürtel die zwölf Himmelszeichen tragen und außerdem sieben Zungen auf der Schnalle[29]. Das ist natürlich spätere Zutat, denn die Gürtelschnallen haben sich erst in nachchristlicher Zeit verbreitet[30]. Ganz bekannt sind schließlich als Beispiele für eine Zauberkraft des Gürtels Zwergkönig Laurins Zwölfmännergürtel, nach dessen Verlust Laurin seinen Gegnern verfallen ist[31] und der meginjardar Thors, der dem Gotte die Asenkraft um das Doppelte steigerte.

[25] Nämlich in dem Ritterheere, zu dem Gawan kommt.

[26] Aus altfranzös. troppendiere, Hure, Dirne.

[27] Soldatenweiber.

[28] Urkundenbuch des Herzogtums Steiermark, bearb. v. J. Zahn, Graz 1875, Bd. I S. 462: ... cingulum ex marca auri fabrefactum et sexaginta ulnis unionum exornatum ex ad precium sedecim marcarum argenti estimatum.

[29] Mogk, im Grundriß der germ. Philol. III 272.

[30] Ebert, Reallex. „Gürtel".

[31] Georg Holz, Laurin und der kleine Rosengarten, Halle a. S. 1897, S. 7, Vs. 191 f., S. 17, Vs. 534 ff., S. 18, Vs. 546 ff., S. 36, Vs. 1146 f.

Digitized by Google

Weiteres, was von einem anderen Standpunkt aus für den Gürtel Beachtung verdiente, wie das cingulum militare des Römers, seine Rolle in Byzanz und von dort aus in der mittelalterlichen Ritterwelt bis zum Jahre 1792, wo noch ein kostbarer Gürtel aus blauer Seide, mit heraldischen Adlern und Löwen bestickt zu den Reichskleinodien zählte, die germanischen und merovingischen Gürtel mit ihren merkwürdigen Verzierungen, der Mönchsstrick mit seinen Gelübdeknoten, Kleiderverordnungen des 14. und 15. Jahrhunderts, die sich mit dem Gürtel befassen, die Keuschheitsgürtel oder venezianischen Gitter des 15. und 16. Jahrhunderts u. a. m. muß für jetzt beiseite bleiben, denn hier kam es mir zunächst nur darauf an zu zeigen, welche Vorstellungen sich mit dem Tragen des Gürtels verbanden, und wie solche Vorstellungen noch in geschichtlicher Zeit durch besonders charakteristische Beispiele zu belegen sind und zwar bei verschiedenen Völkern. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß bei den Parsen, Griechen, Römern und Germanen der Gürtel eine außerordentlich wirksame Kraft besitzt, oder, um den Ausdruck zu gebrauchen, daß man von einem Gürtelorendismus reden kann.

Die Bezeichnung Orendismus soll für diese Untersuchung einmal beibehalten werden; sie ist im Jahre 1919 von Fr. Pfister neu geprägt worden und in Nachschlagewerken bereits aufgenommen, so in Pauly-Wissowas Realencykl. XII 2126 ff. unter „Kultus" oder im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens". Pfister hat im Anschluß an ethnologische Forschungen das Wort von dem Ausdruck ‚Orenda' abgeleitet, mit dem der nordamerikanische Indianerstamm der Irokesen etwa das bezeichnet, was die Religionswissenschaft seit einigen Jahrzehnten unter ‚Mana' versteht. Da sich aber von diesem Worte Ableitungen besonders deshalb nicht bilden lassen, weil der Manismus', vom lateinischen Manes abgeleitet, bereits in der Religionswissenschaft besteht, hat man nach anderen Bezeichnungen gesucht. So redet Karutz[32] von ‚Emanismus', Bertholet [33] von ‚Dynamismus'. Der Ausdruck Orendismus läßt sich sprachlich bequem handhaben, deshalb möchte ich ihn beibehalten. Zur Definition dient am besten das, was Pfister in seinem Aufsatz „Volkskunde, Religion und Religionswissenschaft"[34] ausgeführt hat, worin er den Begriff „Gott" soweit zu fassen sucht, daß er auf die Gottesvorstellungen jeder Religion anwendbar ist, und dabei vier Hauptgottesvorstellungen unterscheidet:

1. Viele unpersönliche Götter (Orendismus).
2. Viele persönliche Götter (Animismus).
3. Ein unpersönlicher Gott (Pantheismus).
4. Ein persönlicher Gott (Monotheismus).

In seinem Aufsatz „Der Glaube an das Außerordentlich Wirkungsvolle (Orendismus)"[35] kommt Pfister auf die eben genannten Aufstellungen zurück und fügt hinzu, daß Orendismus und Animismus für die Volkskunde

[32] Zeitschr. f. Ethnol. (1913) S. 545 ff.
[33] Das Dynamische im Alten Testament, Tüb. 1926.
[34] Blätter zur bayr. Volkskunde (1925) Heft 10.
[35] Blätter zur bayr. Volkskunde (1927) Heft 11.

Digitized by Google

weitaus am wichtigsten sind, daß ferner die vier Gottesvorstellungen in den heutigen Religionen nirgends mehr rein vorkommen, sondern miteinander gemischt. „Insbesondere der Orendismus findet sich in mehr oder minder zahlreichen Spuren fast in jedem Volksglauben wieder, bei den alten Griechen wie im Christentum, bei primitiven Völkern, wie im Volksglauben moderner Kulturvölker, auch unseres eigenen Volkes." Über den Orendismus besonders bei den Griechen hat Pfister ferner in verschiedenen Artikeln gehandelt[36], eine besonders gute Orientierung ist von ihm in den „Blättern" (S. Anm. 34) gegeben worden, wo er auch nach Friedrich Rudolf Lehmann[37] den ‚Mana'-Begriff ausführlicher erläutert, allerdings auch bemerkt, daß das Verhältnis von Mana zu Tabu noch einer genaueren Untersuchung bedarf. Das Ergebnis der Pfisterschen Ausführungen ist, daß der Orendismus eine besonders wirkungsvolle Macht ist, die einem Menschen oder einem leblosen Objekt innewohnt und auch übertragbar, doch auch verlierbar ist. Solche Vorstellungen sind nun bei den verschiedensten Völkern zu finden, von der Südsee bis nach dem germanischen Norden[38]. Sie sind also ziemlich verbreitet, wenn auch z. B. besonders gegen Preisigkes Ausführungen Einwände vorgebracht worden sind durch v. Bissing (Philol. Wochenschr. 1920, 1165 ff.), Pieper (Oriental. Litztg. 1923, 264) und Joh. Hehn (Zeitschr. für die alttestam. Wiss. 1925, 210 ff.). Trotzdem aber bleibt die Erscheinung an sich bestehen, wenn sie vielleicht auch nicht bei sämtlichen Völkern nachweisbar sein sollte. Nimmt man nun den Ausdruck Orendismus dafür auf, so ist es besonders bequem, ihn für leblose Dinge anwenden zu können, wie das Pfister in seinem Artikel ‚Amulett' im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens getan hat. Was für den Gürtel in Betracht kommt, sei mit wörtlicher Zitierung Pfisters aus dem „Amulett'-Artikel gegeben. Demnach bezeichnet er das Amulett als einen „kleinen, krafterfüllten (orendistischen) Gegenstand, dessen Kraft sich dort wirksam zeigt, wo er angehängt oder befestigt wird. Vom Talisman unterscheidet sich das Amulett höchstens dadurch, daß das Wort Talisman gelegentlich auch auf größere Gegenstände, wie Bildsäulen angewandt wird. Zum Wesen des A. aber gehört seine leichte Tragbarkeit und Anhängbarkeit. Das A. kann einem vierfachen Zweck dienen, denselben vier Zwecken, deren Erreichung allgemein im Gebiet der Religion wie in dem der Zauberei durch Kult bzw. Zauberhandlungen hervorgerufen werden kann. Das A. kann also 1. apotropäisch wirken, d. h. es kann böse Geister, Einflüsse usw. abwehren. Es kann 2. Zwangshandlungen ausüben, insbesondere zu Analogiezauber gebraucht werden. Ferner kann es 3. die Kraft des Trägers stärken, d. h. die Kraft des A. wird der

[36] Berl. Philol. Wochenschr. 1920, 645; Philol. Wochenschr. 1921 (394); 1923 (356); 1925 (626).

[37] „Mana". Der Begriff des Außerordentlich Wirkungsvollen bei Südseevölkern (Staatl. Forschungsinst. Leipzig, Inst. für Völkerk., 1. Reihe, Ethnogr. u. Ethnol. II (1922).

[38] Joh. Warneck, Die Rel. der Batak (= Rel. urk. der Völker, Abt. IV, Bd. I (1919). Preisigke, Vom göttl. Fluidum nach ägypt. Vorstellung (Papyrusinst. Heidelberg, Heft 1 (1920); Preisigke, Die Gotteskraft der frühchristl. Zeit (Papyrusinst. Heidelberg, Heft 6 (1922); Mogk, in der Streitberg — Festgabe (1924) S. 278ff.

Digitized by Google

Kraft des Trägers zugefügt, beide werden vereinigt (sakramentale Wirkung). Und 4. kann durch das A. die Kraft göttlicher Wesen gestärkt, diese erfreut werden (euergetische Wirkung)".

Pfister schließt mit einem Abschnitt über die Kraft der Amulette, wobei es heißt: „Die Kraft, die in dem A. wirkt, kommt ihm entweder an sich zu durch das Material, aus dem es besteht, oder durch die magischen Zeichen, Worte und Bilder, die es trägt, oder auch, sie ist ihm vom Zauberer oder vom Priester durch eine magische Handlung oder Weihung verliehen worden, oder sie ist durch Berührung mit geweihten Gegenständen (Heiligenbilder, Reliquien) in das A. übergegangen ..."

Aus diesem Referat über den Orendismus, insbesondere über das Amulett ergibt sich nun ohne weiteres, wie eine Untersuchung über besondere mit dem Gürtel verbundene Vorstellungen zum Orendismus führen mußte. Der Gürtel hat ja die Eigenart, daß er ältestes Bekleidungsstück, Schmuck und gleichzeitig Amulett ist. Rein oberflächlich betrachtet, könnte man also den Gürtel unter die Amulette einreihen, etwa so, daß der Gürtel der Parsen zur ersten Gruppe gehörte, die apotropäisch wirkt; auch seine besonders vorgeschriebene Herstellungsart würde dazu passen, daß ein Amulett durch das Material, aus dem es besteht, wirken kann. Zur zweiten Gruppe würde der geburtshelfende und heilende Gürtel passen, zur dritten bzw. vierten Gruppe etwa der Brautgürtel, sowie der Gürtel Aphrodites, Thors und Laurins. Aber bei näherem Zusehen ergeben sich doch Schwierigkeiten, ganz abgesehen davon, daß orendistische Vorstellungen noch nicht überall unbestritten nachgewiesen sind. Denn selbst, wenn man dies als gegeben ansehen wollte, muß man beachten, welche Rolle die Gürtelvorstellungen bei den einzelnen Völkern spielen, und wie diese Vorstellungen beschaffen sind.

Der Parsengürtel ist für beide Geschlechte gleich wichtig, er schützt und bewahrt seine Träger tatsächlich wie ein Amulett. Außerdem erinnert er in seiner Schnurform noch an die primitivste Art des Gürtels, mit dem sich Schutzvorstellungen irgendwelcher Art verbanden. Auch seine besondere Herstellungsart paßt zum Wesen der Amulette. Hier scheint es mir sicher zu sein, daß alteinheimische orendistische Vorstellungen anzunehmen sind.

Den vollen Gegensatz dazu bietet der Gürtel in der Bibel, der absichtlich unmittelbar nach dem Parsengürtel behandelt worden ist. Denn so oft auch der Gürtel in der Bibel erwähnt wird, der als Stück der Kleidung dort unentbehrlich war, es findet sich an keiner Stelle auch nur eine Andeutung davon, daß sich mit ihm irgendwelche besonderen Vorstellungen von einer wirksamen Kraft verbanden, auch nicht mit dem Gürtel des Hohepriesters, obwohl die Machart des Prunkgürtels besonders vorgeschrieben ist. Es findet sich auch keinerlei Anspielung etwa an geschlechtliche Dinge, außer daß in den Apokryphen, Baruch 6, 44 der Ausdruck „Gurt lösen„ für „buhlen" gesagt wird, und an dieser einen Stelle bezieht er sich auf chaldäische Weiber, die mit Stricken umgürtet am Wege sitzen und Obst zum Opfer bringen, „und wenn jemand vorübergeht und eine von ihnen hinwegnimmt, und bei ihr schläft, rühmt sie sich wider die andere, daß jene nicht sei wert gewesen wie sie, daß ihr der Gurt aufgelöset wurde".

Digitized by Google

Hier also ist es wohl nicht angängig, für den Gürtel orendistische Vorstellungen erweisen zu wollen. Das ist um so auffälliger, als andere Kleidungsstücke im Alten Testament mit magischer Kraft erscheinen. So der Mantel des Elia, von dem es 2. Kö. 2, 8 heißt: „Da nahm Elia seinen Mantel und wickelte ihn zusammen und schlug ins Wasser (scil. des Jordans); das teilte sich auf beide Seiten, daß die beiden (d. h. Elia und sein Jünger) trocken hindurch gingen[39]."

Erst in frühestens hellenistischer Zeit begegnet der Gürtel im Judentum mit besonderer Wirkungsart und da gleich in dreifacher Auflage, nämlich im sogenannten „Testament des Hiob", auf das mich Herr Prof. Leipoldt, Leipzig, aufmerksam machte, dem ich überhaupt für seine freundliche Bereitwilligkeit, mit der er mir die Bücher des Instituts zur Verfügung stellte, zu aufrichtigem Dank verpflichtet bin. — In dem genannten Testament Hiobs[40] empfangen die drei Töchter Hiobs vor dem Tode ihres Vaters je einen Gürtel als Schutzmittel. Als sie ihn anlegen, heißt es von der ersten Tochter: „Sogleich geriet sie in Verzückung ... sie erhielt ein anderes Herz (Denken), daß sie nicht mehr irdisch gesinnt war und ließ die Lobgesänge der Engel in der Engelsprache ertönen und stimmte gemäß dem Lobgesang der Engel für Gott ein Loblied an." Die zweite Tochter erhält durch Anlegen ihres Gürtels „die Sprache der Herrscher", d. h. der Himmlischen, und die dritte „erhielt einen Mund, der in der Sprache derer in der Höhe redete ... sie sprach aber in der Mundart der Cherubim, indem sie den Herrn der Tugenden rühmte, nachdem sie deren Ruhm gezeigt hatte", und von allen dreien heißt es schließlich: „Und sie sangen und rührten das Saitenspiel und priesen und lobten Gott, eine jede in der ausgewählten (d. h. über dem Irdischen stehenden) Sprache." Das Anlegen der Gürtel hat also den Erfolg, daß die Töchter Hiobs die Engelsprache verstehen und diese selber anwenden können, um den Herrn zu lobpreisen[41].

So beachtenswert das Problem an sich ist, daß die Engel als in einer eigenen Sprache redend vorgestellt werden, so kommt doch hier nur die Kraft der Gürtel in Betracht. Daß sie eine verhältnismäßig junge Vorstellung ist, unterliegt keinem Zweifel. Diese Gürtel sind losgelöst von sexuellen Vorstellungen und vom Schutzmotiv, das sicher das älteste gewesen ist. Der Gürtel hat hier eine Wirkung, die sonst etwa dem Genuß einer weißen Schlange im Grimmschen Volksmärchen zugeschrieben wird, wenn ein König dadurch in den Stand gesetzt wird, die Vogelsprachen zu verstehen, wie das ähnlich dem König Salomo angedichtet worden ist.

Überhaupt scheint mir das Kriterium, um feststellen zu können, ob der Gürtelorendismus u r s p r ü n g l i c h bei einem Volke war, oder ob er später einfach übernommen wurde, darin zu bestehen: sofern sich die Gürtelvorstellungen auf geschlechtliches Gebiet richten, sind sie wohl als ursprünglich zu bezeichnen, andernfalls als von außen eingedrungen. Denn die ursprüng-

[39] Darüber und über sonstige magische Kraft von Kleidern vgl. Anton Jirku, die magische Bedeutung der Kleidung in Israel, Kieler Habilschr. 1914.

[40] Joh. Weiß, der erste Korintherbrief, Gött. 1910 S. 338.

[41] Vgl. H. Güntert, Von der Sprache der Götter und Geister, Halle 1921.

Digitized by Google

liche Vorstellung des Gürtelträgens war die des Schutzes der zur Erhaltung des Stammes wichtigen Körperteile. Wo also dem Gürtel andere Funktionen zugeschrieben werden, die auch einem Ringe oder Knoten anhaften können oder etwa durch den Genuß einer Schlange ausgelöst werden, kann es sich nicht mehr um alte Vorstellungen handeln, die sich mit dem Gürtel verbanden.

Bei den Germanen sind die besonderen Vorstellungen zunächst ganz losgelöst von irgendwelchen geschlechtlichen Beziehungen, trotzdem der Gürtel das beliebteste germanische Kleidungsstück war[42]; der Wolfsfellgürtel verwandelt seinen Träger in einen Wolf, die Kraftgürtel Thors und Laurins steigern einfach die Muskelkraft des Betreffenden. Nach dem, was B. Ankermann, Die religionsgeschichtliche Bedeutung des Totemismus[43], ausführt, möchte man den Glauben an die Wirkung des Wolfsgürtels auf totemistische Vorstellungen zurückführen. Was aber den Gürtel Thors anbelangt, so sind allgemein der Meginjardar, sein Mjolnir, der Zermalmer, eben sein Hammer, sowie sein Wagen, der mit den beiden Böcken Tanngniost und Tanngrisnir, Zahnknisterer und Zahnknirrscher, bespannt ist, als Attribute des Gottes bekannt, ebenso die eisernen Handschuhe, die er haben muß, um seinen Hammer am Schaft fassen zu können. Aber in der Edda selber kommt in der þrimskviþa, dem Liede vom Riesen þrym, der Thors Hammer raubt, als Attribut Thors nur der Mjolnir und der mit zwei Böcken bespannte Wagen vor, ohne daß die Böcke Eigennamen besitzen. Die þrymskviþa zählt nun zu den ältesten Eddaliedern, die noch in Norwegen entstanden und dann in Island stark interpoliert worden sind; ihrem Alter nach reichen sie etwa bis auf das 9. nachchristliche Jahrhundert zurück. Doch auch die jüngeren Eddalieder, darunter die ziemlich junge, nach skaldischer Kunst gedichtete Hymiskviþa, das Lied von Hymir, mit dem Thor allerlei Kraftproben besteht, z. B. die Midgardschlange angelt, kennen weder die Eisenhandschuh, noch die Namen der Böcke, noch den Kraftgürtel Meginjardar; denn wenn auch die Hymiskviþa einige Lücken enthält, so sind doch gerade die Stellen, an denen bei den Kraftproben der Gürtel unbedingt hätte erscheinen müssen, vollständig, aber es heißt da nur, daß Thor alle Asenkraft einsetzte. Erst in der jüngeren Edda, der sogenannten Snorra-Edda, die der Historiker Snorri Sturluson, der von 1178—1241 lebte, als eine Art Handbuch in Prosa für jüngere Skalden nicht vor 1200 verfaßt hat, tauchen auf einmal im Abschnitt 21 der Gylfaginning, der Erzählung von Gylfis Verblendung, die Namen der beiden Böcke, die eisernen Handschuhe Thors und der Meginjardar auf, der dann auch in Abschnitt 45 in Aktion tritt. Außerdem aber finden sich Hammer, Handschuhe und Kraftgürtel Thors nocheinmal im III. Teile der Prosaedda Snorris, der Skaldskaparmál, im 2. Abschnitt erwähnt, und hier ist eine Erweiterung zu finden: Thor hat dort ein Abenteuer mit Geirröd, zu dem er durch Lokis Schuld und List ohne seinen Hammer, die Handschuhe und den Gürtel ziehen muß. Doch wird ihm von dem Riesenweibe Grid aus der Verlegenheit geholfen, indem sie ihm

[42] Ebert, Reallex. VI S. 386.

[43] Ilbergs Neue Jahrbücher (1917) S. 494 ff.

Digitized by Google

ihren eigenen Kraftgürtel, ihre Eisenhandschuhe und ihren Stab Gridarwol leiht. Da liegt die Vermutung sehr nahe, daß Snorri in den Attributen Thors nicht nur altes Sagengut gibt, sondern daß die Namen der Böcke, die Handschuhe und der Kraftgürtel spätere Zudichtungen sind. Zunächst hätte doch in der þrimskviþa der Riesepþrym den Hammer, den der Gott selber nur mit seinen Eisenhandschuhen anfassen konnte, nicht, ohne seine Hände zu schützen, rauben können. Sollte das aber für eine Göttersage zu logisch gedacht sein, so kommt hinzu, daß zwar die Sagazeit hanzkar, d. h. Handschuhe kennt, und zwar feinere, mit Fingern gearbeitete, glotar, aus Hirschfell und feinem Zeug, bisweilen mit Gold gestickt, und gröbere Faust-handschuhe aus Wollstoff, aber keine eisernen. So alt ein Schutz der Hand ist, dessen sich bereits Laertes, der Vater des Odysseus, bei der Landarbeit bedient (Odyss. 24, 230), so kommen doch eiserne Handschuhe erst mit der Ritterrüstung auf. Und wenn es sonst anerkannt ist[44], daß für die Männer- und Frauentracht der Sagazeit die altnordische und altisländische Literatur zwar als Hauptquelle zu gelten hat, weil wenig archäologisches Material vorliegt, aber mit Vorsicht zu verwerten ist, da diese Literatur zumeist erst dem 12./13. Jahrhundert entstammt, und die Gefahr naheliegt, daß jüngere Moden der älteren Zeit zugeschrieben werden, so möchte ich diesen Standpunkt auch auf die Attribute Thors übertragen, soweit es sich um die eisernen Hand-schuhe handelt, sowie auf die Vorstellung von einer kraftsteigernden Wirkung des Gürtels. Denn Ende des 12. Jahrhunderts war die Berührung mit dem Orient durch die Kreuzzüge längst hergestellt, und Beziehungen zu Griechen-land bestanden lange Jahrhunderte vor den Kreuzzügen.

Besonders auffällig ist nun, daß just um dieselbe Zeit, etwa um die Wende des 12./13. Jahrhunderts auch der zweite Kraftgürtel, von dem wir wissen, auf deutschem Boden, und zwar im Süden in der Laurinsage er-scheint. Nach den Untersuchungen von Georg Holz[45] ist die Sage sogar erst um 1250 anzusetzen, und als Heimat für sie ist übereinstimmend mit Müllen-hoffs Ansicht[46] das heutige Tirol anzusehen. Um 1260—70 gelangte das Gedicht nach Thüringen, um 1290 findet es sich in Rheinfranken, um 1300 völlig neu bearbeitet im Alemannischen, im 15. Jahrhundert ging es in das Heldenbuch über, mit dem zusammen es 1480 im Druck erschien, um dann im 16. Jahrhundert neu bearbeitet in Nürnberg zu erscheinen und in dieser neuen Form 1590 wieder ins Heldenbuch aufgenommen zu werden und dann auch im Niederdeutschen aufzutauchen. Man kann also deutlich verfolgen, wie die Sage gewandert ist[47], in ihrem Ursprung aber ist sie aus dem Motiv vom Rosengarten und dem Motiv vom Zwerg als Mädchenräuber zu-

[44] Hoops, Reallex. „Trachten" S. 346.

[45] Laurin und der kleine Rosengarten, Halle a. S. 1897 S. XV und XXXV ff.

[46] Deutsches Heldenbuch, Bd. I, Berl. 1866 = Sonderabdr. des Laurin, Berl. 1874.

[47] Wie Sagen wandern, dafür gibt Bethe, „Mythos, Sage, Märchen" S. 39ff mit Ovids Erzählung von Pyramus und Thisbe ein beredtes Beispiel; ich kann heute hinzufügen, daß sie sich auch am Totenborn zu Leisnig festgesetzt hat.

Digitized by Google

sammengesetzt. Der Name Laurin ist, wie Holz a. a. O. S. XXXXI recht wahrscheinlich gemacht hat, erst vom Verfasser des bayerischen Textes A zum Eigennamen gemacht worden, umgestaltet aus lur, der alten Bezeichnung für Elben und Zwerge, mhd. der lûre mit Deminutiv daz lûrîn. Ferner ist der eigentliche Verfasser, der sich die Fabel durch Verknüpfung zweier Motive neu schuf, sicher ein fahrender Spielmann gewesen (Holz, S. XXXXIV): Nach alledem ist es als nur zu wahrscheinlich anzusehen, daß orientalische Märchenmotive in die Laurinsage hineingebracht worden sind, wie denn auch eine Seitenlinie der Sage[48] später Laurin in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Zwergen des Orients zeigt. Die Zeit der Entstehung, nämlich nach den Kreuzzügen, der Ort, d. h. Tirol, von dem aus Beziehungen zu Welschland leichter stattfanden als nach Mitteldeutschland, und der Verfasser in seiner Eigenart als fahrender Spielmann sprechen für die Annahme, daß das Gürtelmotiv[49] übernommen worden ist; Holz äußert sich nirgends darüber. Dazu kommt, daß das Motiv des zwölfmännerkräfte verleihenden Gegenstandes sich im Ring[50] Laurins wiederholt, den er nach Einbuße seines Gürtels ansteckt. Außerdem aber gibt Künhilt ihrem Bruder Dietleib einen Zauberring, kraft dessen er die unsichtbaren Zwerge sehen kann (V. 1255 ff.), und diese selbe Kraft hat im Kampf auch daz gürtelîn, das Meister Hildebrant dem Berner gibt (1392 ff.). Im weiteren Verlauf erhält sogar auch Wielands Sohn und der wütende Wolfhart noch je einen Ring von Künhilt, mit dessen Hilfe ihnen die Zwergen sichtbar werden (1521 ff.). Diese Vervielfachung der Motive, ihre Übertragung vom Gürtel auf den Ring, die Art, daß einmal Ring oder Gürtel die Kräfte steigern, ein andermal Unsichtbares sehen lassen, ferner der Umstand, daß die Kraft um das zwölffache gesteigert wird, beweisen die Hinzufügung dieser Motive durch den Verfasser; es handelt sich hier sicher nicht um alte bei den Germanen einheimische Vorstellungen von einer besonders wirksamen Kraft des Gürtels. Das bestätigt auch die Form des Gedichtes, die Holz a. a. O. S. 96 als Laurin D herausgegeben hat. Im Ganzen ist der Verlauf der Ereignisse wie in A, nur daß D besser zu motivieren sucht, und der Bearbeiter Vs. 1—238 eine Vorgeschichte abgefaßt hat, in der Laurin mit Hilfe einer Nebelkappe Dietleibs Schwester Similt entführt. Im übrigen findet sich der Zwölfmännergürtel (425 ff., 888 ff., 1889 ff.) wie in A, aber die Ringe haben ihre Kraft, entweder die Stärke zu steigern oder Unsichtbares sichtbar zu machen, durch ihr Gestein, das sie tragen (2604 ff.); auch Laurins Kraft wird (438) der Wirkung des Edelgesteins zugeschrieben; ferner äußert derselbe Ring, der bei Laurin (2378 ff.) die Kraft um das zwölffache erhöht, bei Hildebrant (2432) seine Wirkung so, daß Hildebrant die unsichtbaren Zwerge sehen kann. Es geht also hier etwas durcheinander, besonders ist aber wichtig, daß auf einmal der Edelstein mit besonderer Wirkung erscheint, nicht so sehr der Ring selber.

---

[48] Holz, a. O. S. XXXX.

[49] Holz, a. O. im Text des Gedichtes Vers 291 f. 534. 543. 549ff. 1148.

[50] Vers 1162 ff. 1417 ff. 1452 ff.

Digitized by Google

So wird wohl das Ergebnis unterstrichen, daß bei den Germanen ein besonderer Gürtelorendismus nicht nachzuweisen ist. Damit ergäbe sich das Bild, daß in Asien der Gürtel für das ganze Leben überwiegend wichtig war, in Griechenland nur noch der Frauengürtel, soweit er mit Vermählung und Geburt zusammenhängt, in Rom aber höchstens noch der Gürtelknoten für die Braut eine Rolle spielt, während in Deutschland keinerlei einheimische Gürtelvorstellungen nachweisbar sind. Je weiter wir uns vom Orient entfernen, um so mehr verblassen die orendistischen Vorstellungen für den Gürtel.

Auffällig verhält sich dabei die Etymologie. Gerade dort, wo dem Gürtel noch besonders wichtige, symbolische Eigenschaften anhaften, in Griechenland besonders, ist nur die Anknüpfung an ai jaūti möglich; im Germanischen dagegen findet sich mit verschiedenen Ablautsstufen eine ganze Wortklasse, die auf schützendes Umfassen deutet, und zu der das Wort ‚Gürtel' gehört, obwohl dort keine besonderen orendistischen Vorstellungen für den Gürtel nachweisbar sind. Wie das kommt, ist schwer zu sagen. Zu beachten ist jedenfalls, daß im Griechischen, Römischen und Germanischen jedesmal eine verschiedene Wurzel für den Gürtel vorliegt, woraus zu schließen ist, daß auch die Vorstellungen, die sich an den Gürtel knüpften, verschieden entwickelt worden sind, so daß etwa bei den Germanen, bei denen das Geschlechtsleben auf anderer Auffassung ruhte als im Orient, der Gürtel lediglich als eine schützende Umfassung der Kleidung empfunden wurde.

Mit diesen Ausführungen ergibt sich nun eine bestimmte Stellungnahme zum Orendismus. Wenn nämlich Pfister[51] unter anderem über die Maorisitte berichtet, daß der Sohn eines Häuptlings in das Ohr oder in die große Zehe seines gestorbenen Vaters beißt, um sich dessen Mana anzueignen und damit den Brauch in der Pfalz vergleicht, eines Toten große Zehe anzurühren, so scheint mir diese Parallele nicht nur auffällig, sondern mit Recht zu bestehen. Aber sofern sich orendistische Vorstellungen mit bestimmten Gegenständen verbinden, wie hier mit dem Gürtel, scheint es doch geboten, diese Vorstellungen nach Möglichkeit auf ihre Herkunft nachzuprüfen, wie das hier für den Gürtelorendismus wenigstens *versucht* worden ist.

[51] S. Anm. 37, a. O. S. 41 f.

Digitized by Google

Mitteilungen und Berichte

Über den Fisch im österreichischen Volksglauben.

In der Silvesternacht muß man in Wien einen lebzeltnen Fisch, vom Schwanz angefangen, vollständig essen, damit man das ganze Jahr Glück habe. Folgende Begründungen konnte ich erfahren: Der Fisch sei ein Tier, das niemals rückwärts gehe. Auf meine Frage, ob man beim Schwanz oder Kopf zu essen beginnen müsse, hieß es, es gebe zwei Meinungen, die einen sagen, man solle vorne anfangen, die anderen, unbedingt hinten, damit man einen rechten Antrieb nach vorne habe. Die Vorstellungen, die sich an diese Sitte knüpfen, sind, wie die Aussagen zeigen, recht unklar. Oft sagte man nur, es ist eben ein Silvesterscherz. Der Brauch ist aber in Wien allgemein üblich, man sieht von Weihnachten bis Anfang Januar solche Fische bei jedem Lebzelter*. Brote in Fischgestalt waren als Zinsabgaben an Klöster üblich. In der Schweiz beschenkte man sich von Nikolaus bis zu Neujahr mit fischförmig gemodelten schwammigen Lebkuchen. In Stans (Schweiz) wird am Nikolaustage von einem verkleideten Burschen ein lebkuchener Fisch in jedes Haus getragen[1]. In Oberösterreich bekamen die Kinder von ihren Paten zu Weihnachten (Eberstallzell) oder zu Neujahr (Buchkirchen) neben einem großen Wecken den „Fisch" d. i. ein Lö'zölln, der acht Fische nebeneinander enthält[2]. Verbreitet ist der Glaube das Neujahrsfestbrot sei heilbringend[3]. Bei den klösterlichen Zinsabgaben wird man den Fisch als christliche Fastenspeise, beim Patenbrot als christliches Symbol auffassen müssen[4].

Für unseren Brauch muß man aber auch die weitverbreitete Sitte, einen wirklichen Fisch an Neujahr zu essen heranziehen. Wenn man an Silvester einen Schuppenfisch ißt, so hat man das ganze Jahr viel Geld[5]. Die Ungarn[6] und die

* Inzwischen ist über diesen Brauch Folgendes in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde 32 (1927), S. 93 veröffentlicht worden: „Streit ist in allen Klassen (Schulklassen), ob man beim Lebkuchenfischerl zu Neujahr beim Kopf beginnen soll: meist heißt es da schwimmt man nach rückwärts. Beim Schweif anfangen, läßt das Glück nie abreißen; man kommt vorwärts. Dickköpfe bleiben dabei, daß es Unglück bringt, beim Schwanz zu beginnen, und fröhliche Onkels knicken den Fisch in der Mitte und beißen die strittigen Teile unter einem ab. Zu Silvester legt man die Lebkuchen unter den Polster; erwischt man den Schweif, ists Glück, man schreitet vor." (Meine Angaben stammen von Erwachsenen, meist von Lebzeltern.)

[1] M. Höfler, St. Nikolausgebäcke in Deutschland: Z. f. Vk. 12, 199; Derf. Weihnachtsgebäcke: Supplementheft 3 zur Z. f. Vk.

[2] A. Baumgarten, Das Jahr und seine Tage, 12

[3] M. Höfler, Neujahrsgebäcke: Z. f. Vk., 1903, 205.

[4] Fr. J. Dölger, Das Fischsymbol in frühchristlicher Zeit, I, 68 ff., 83 f.

[5] A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 632.

[6] Z. f. Vk., 4, 318.

Digitized by Google

Schweden glauben, ein Mädchen werde seinen künftigen Gatten im Traume sehen, wenn es am Silvesterabend einen Fisch ißt ohne darauf zu trinken. Der Fisch gilt wie auch sonst als Orakeltier[7].

Der Vorschrift, den Fisch ganz zu essen, kann vielleicht die Ansicht, von der Fasten- oder Festspeise dürfe nichts achtlos zurückgelassen werden, zu Grunde liegen[8]. Daß man den Fisch von rückwärts essen muß, wird wohl nur das Zauberische der Handlung andeuten sollen[9]. Eine besondere Bedeutung des Fischschwanzes[10] oder Schwanzes[11] überhaupt würde sich eher in einem Gebot, den Schwanz als letztes Stück zu essen ausdrücken. So ist vielleicht der Wiener Silvesterbrauch aus einer Verbindung des heilbringenden Neujahrsgebäckes mit dem Fischbrot und dem Glauben an den glücksbringenden und zukunftskündenden Neujahrsfisch entstanden.

Die Vorstellung von dem großen die Erde tragenden Fisch, die in Deutschland seit alters verbreitet ist[12], findet sich in etwas anderer Form in einer Handschrift von 1813 aus Steiermark[13] aufgezeichnet: „Der Landmann ist weit entfernt zu glauben, daß der Weltkörper sich bewege. Er glaubt fest, die Sonne geht um die Erde und die Erde, die auf drei großen Fischen ruht, leide nur bei Erdbeben eine Bewegung, die ein oder der andere Fisch, wenn er sich rüttelt, verursacht." (S. 140.) Ähnlich sagt man in Südtirol (Tramin): Die Welt steht auf vier riesigen Walfischen, so oft sich einer von ihnen bewegt, gibt es ein Erdbeben[14].

Wien. Lily Weiser.

Die Herberge,

ein früherer Weihnachtsbrauch aus Neudenau (Baden)

Maria Andree-Eysn schildert in ihrem Buche: „Volkskundliches aus dem bayerisch-österreichischen Alpengebiete", Braunschweig, 1919, S. 73 ff. und in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Band 9 (1899), S. 154/5 einen Brauch: „Das Frauentragen im Salzburgischen." Ein ähnlicher Brauch ist auch in Neudenau an der Jagst, Kreis Mosbach in Baden geübt worden unter dem Namen: „Die Herberge." Neun fromme Familien waren daran beteiligt.

[7] J. B. A. Witzschel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen II, 187, Nr. 82, 86.

[8] U. Jahn, Die deutschen Opferbräuche bei Ackerbau und Viehzucht, 117. W. Mannhardt, Germanische Mythen, 412.

[9] Uno Holmberg, Vänster hand och motsols. Rig, 1924.

[10] Seligmann, Der Fischschwanz als Amulett und Talisman: nd. Z. f. Vk. III, 97.

[11] W. Mannhardt, Mythologische Forschungen, 183—189.

[12] O. Brenner, Kunz Hildebrand. Zeitschrift für deutsche Wortforschung, 14, 132. Johann Fischarts Geschichtklitterung. Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Nr. 65—67, 39.

[13] Johann Felix Knaffl, Versuch einer Statistik vom kammeralischen Bezirk Fohnsdorf im Judenburger Kreis. 1813. Handschrift 580 des steiermärkischen Landesarchivs in Graz.

[14] Alois Menghin, Aus dem deutschen Südtirol, 111, Nr. 52. Die Vorstellung, die Erde ruhe auf Tieren ist weit verbreitet. Fische oder Schlangen als Träger sind vor allem in Osteuropa bekannt. Vgl. Axel Olrik, Ragnarök, 278 f.

Digitized by Google

Die erste dieser Familien bekam neun Tage vor Weihnachten zur Zeit des Ave-Läutens die Figuren Maria und Josef in einem weißen Tuche eingeschlagen ins Haus gebracht. Beim Eintritt ins Zimmer wurden an die Hausfrau, die zur Aufnahme der Heiligen einen schönen Altar mit Kerzen und Blumen gerichtet hatte, folgende Worte gesprochen:

O Freundin, nimm sie auf in ihrer kalten Wanderschaft,
Die reinste Mutter Jesu in ihrer unbefleckten Mutterschaft.
Verehr' sie aber nicht nur heut und morgen,
Sondern hilf beständig ihre Ehr besorgen.

Die Angeredete erwiderte:

Sei gegrüßt o Jungfrau rein,
Mit Freuden nehm ich dich in meine Wohnung ein.
Verehren will ich dich von ganzem Herzen,
Verlaß auch du mich nicht in meinen Todesschmerzen.

Die Figuren wurden auf dem Altar aufgestellt, worauf die ganze Familie sich zu feierlichem Gebet davor versammelte. Zuerst sprach die Hausfrau einen Gruß an Maria.

Gott grüß dich Maria! Gott grüß dich Maria! Gott grüß dich Maria!
O Maria, ich grüß dich dreiunddreißigtausendmal!
O Maria, ich grüß dich, wie der Erzengel Gabriel dich gegrüßet hat.
Es freuet dich in deinem Herzen und mich in meinem Herzen,
Daß der Erzengel Gabriel den himmlischen Gruß zu dir gebracht hat.
(Ave Maria dreimal zu beten!)

Streck' aus deine reiche, milde Hand
Und segne uns, Maria!
Erhalte uns im Gnadenstand,
Bitt Gott für uns, Maria!

Hierauf folgten vielerlei Gebete bis zur Schlafenszeit. Die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch mußte ein Licht vor den Heiligen brennen. Sowie am nächsten Tag die Aveglocke läutete, trug die Hausfrau die Figuren in derselben Weise zur zweiten Familie und so fort, bis an Weihnachten. Die letzte Frau räumte den Altar an Lichtmeß ab und bewahrte die Figuren das Jahr über auf.

Im Laufe der Zeit soll allerlei Unfug bei dem Brauch getrieben worden sein, auch sollen verbotene Gebete gesprochen worden sein, weshalb in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Geistlicher den alten Brauch von der Kanzel herab verbot.

Neudenau. H. Heimberger.

Der Patenbrief.

Die Paten gaben ihren Patenkindern einst in die Wiege einen Patenpfennig und einen sauber geschriebenen Patenbrief mit. Der Patenpfennig bestand aus einem oder zwei „Sechsbätznern", die entweder in das Schriftstück eingewickelt oder in schmückender Art an den Rand geklebt waren. Meist war der Patenbrief von einem ortsansässigen Uhrenschildmaler hübsch bemalt und von blaurotgrünen Glaube-Liebe-Hoffnungsbändern durchzogen. Geschrieben war er von dem schreibgewandten Lehrer des Dorfes, der in unserm Fall den Beruf des Schildmalers betrieb. Beachtenswert ist die schmückende Anordnung der Sätze und Wörter.

Digitized by Google

Meinem lieben Taufkinde Namens Anna Maria Burgbachere. Es wurde ihm sein Taufname am 10. Feber allhier in der Kirche in Weiler gegeben. Es wurde gebohren zu Weiler d. 7. Feber 1834.

Dasselbe
erhielt die Weihe
zum Christentum mit
einem Zwillingsschwesterle.
Der liebe Gott friste besonders
dein zartes Leben das ihr Euern Taufbund
in gesundem zurückgelegtem Alter auch selbst zu
Eurer Eltern größte Freude erneuren könnet.
Anna Maria Er der Gott der Libe gebe dir Lust
zu seinem Wort, und schenke dir den Geist
der Gnade, daß du als ein frommes Kind
durchs Pilgerleben wandeln mögest,
und in der Versuchung gegen die
Sünde standhaft siegen mögest.
Das helfe dir Gott um
seiner Liebe
willen
Amen.

Christus spricht lasset die Kinder zu mir kommen, und wehret ihnen nicht den solcher ist das Reich Gottes, wer das Reich Gottes nicht empfäht als ein Kind der wird nicht hinein kommen.

Liebes Kind bleibe gern im niedrigen Stande, den das ist besser den alles da die Welt nach trachtet je höher du bist je mehr dich Demütige, so wird dir der Herr Gold seyn, den der Herr ist der Allerhöchste und Thut doch große Dinge durch die Demütigen.

Liebe Gott und deine Eltern so wird es dir wohl gehen und lange leben auf Erden. Fürchte Gott und halte seine Gebote, all dein Lebenlang.

Liebes
Kind gedenke oft
an dein Gelübte das du
in der heiligen Taufe mit
deinem Gott gemacht, lege einen
festen Grund in deinem Christentum
bauhe auf den Fels Jesum Christum so werden
alle deine Lebenstage herumgehen, zwar nicht un-
betrübt, aber im Vertrauen auf Gott glücklich.
Und du wirst erwachsen wie ein Baum gepflan-
zet an den Wasserbächen und was du
thust das geräth wohl.
Dem großen Gott allein soll
alle Ehre
seyn.

Habe deine Lust an dem Herrn der wird dir geben was dein Herz wünschet.

Trachte am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit so wird dir das übrige alles zufallen.

Digitized by Google

Suche den Herrn weil er zu finden ist rufe ihn an weil er nahe ist.

Habe lieb die Stätte des Hauses Gottes und den Ort da seine Ehre wohnt.

Halts mit jedermann freundlich vertraue aber unter Tausenden kaum einem.

Freue dich in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge seyn.

Ich dein treugesintes Gotle bitte den lieben Gott, er wolle dein zartes Herz mit allerley Gaben erfüllen, er pflanze in deiner Brust Liebe zu deinen Eltern, das sie an dir Erleben, daß du werdest ein folgsames Kind, und eine Stütze in ihrem Alter damit du ihren Lebens Abend durch Folgsamkeit heiter machen mögest.

Gott führe dich durch dein zukünftiges Leben an seiner Hand, er leite dich nach seinem Väterlichen Willen durch Leiden und Freuden und alles was dir widerfährt das leide und sey Geduldig in allerley Trübsal den wie das Gold durchs Feuer also werden die so Gott gefallen durchs Feuer der Trübsal bewähret.

Folge nicht bösen Leuten und wünsche nicht bey ihnen zu seyn den ihr Herz trachtet nach Schaden und ihre Lippen rathen zum Unglück.

Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, das du in keine Sünde willigst noch thust weder Gottes Gebot.

Üb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab.

Geselle dich zu frommen Leuten und sey fröhlich doch in Gottesfurcht.

Liebes Kind gedenke also an dein Taufgelübte öfters, ich dein treugesintes Gotle habe für dich dem Herrn Treue gelobet, und habe die gute Hoffnung zu dir das du redlich in deinem Christentum seyn mögest. Darzu verleihe dir Gott seine Gnade um seiner Liebe Willen Amen.

An

mein liebes' Tauf Kinde Anna Maria Burgbachere, zum Andenken an sein treugesinntes Gotle Anna Maria Burgbacher.

Uhrenschild- und Bildertafelmaler, die mit oft bewundernswertem künstlerischem Verständnis in behäbiger Beschaulichkeit in ihrer Werkstätte saßen und mit dem Gänsekiel fein verschnörkelte Buchstaben malten, sind ausgestorben, billige aber auch flache Fabrikationsware ist an die Stelle der schönen und in ihrer Art wertvollen kleinen Kunstwerke getreten. Bald kaufte man geschmacklose Drucke, kritzelte selbst darein irgend einen frommen Wunsch in Form eines Bibelspruches, ähnlich der Art unserer Konfirmandenscheine. Heute schreiben nun die Konfirmanden in erfreulicher Anlehnung an jene urgroßväterlichen Bräuche den Paten als Einladung zur Konfirmationsfeier einen den früheren Patenbriefen in Form und Inhalt ähnlichen Einladungs- und Dankesbrief. Doch auch daran finden viele „Aufgeklärte" — und es gibt auch deren schon im Schwarzwald — keinen Geschmack mehr und dünken sich erhaben über den „alten Kram".

So ändert sich eine schöne und gute alte Sitte um die andere, oder sie verschwindet ganz, und nur dem stöbernden Volkskundler fällt einmal solch ein vergilbtes Schriftstück in die Hände, wenn es nicht mit anderem Urväterhausrat ins Scherbenloch oder hinter die Ofentüre gewandert ist.

Raitbach (Baden). Alfred Emil Kraus.

Digitized by Google

Die Sage vom Muhkalb in Galizien.

Im Bezirke Grodek jag., westlich von Lemberg, liegt im ruthenischen Sprachgebiet die deutsche Siedlung Brunndorf, eines der vielen galizischen Sprachinseldörfer, die der josephinischen Kolonisation ihr Entstehen verdanken. Um 1910 zählte der Ort rund 130 Deutsche, 80 Ruthenen und daneben einige Polen und Juden, gehört somit nicht zu den rein deutschen Gemeinden des Landes. Die Brunndorfer sind katholische „Schwaben", wie man landesüblich jene deutschen Kolonisten nennt, die vor etwa 150 Jahren aus der Pfalz, den Rheinlanden, Württemberg und Schwaben ins Land kamen, und sie haben neben ihrer Mundart, ihren Sitten und Bräuchen auch noch ihre Lieder und Sagen bis in die Gegenwart mehr oder minder gut erhalten. Aus den vielen von uns dort aufgezeichneten Sagen[1] möge die Brunndorfer Sage vom Muhkalb hier angeführt werden, um zu zeigen, wie mit der deutschen Einwanderung auch volkliche Glaubensvorstellungen mitgewandert sind. Und so darf es uns nicht wundern, daß aus einem Stadtgespenst, das in Saarbrücken und Frankfurt daheim war, durch die josephinische Kolonisation ein Dorfgespenst in einer deutschen Gemeinde Ostgaliziens wird, und daß noch 1925 die folgende Sage aufgezeichnet werden kann:

„Das Muhkalb soll eine Gestalt haben, ähnlich einer Kuh, einem Pferde, einem Esel und einem Hunde. Und soll nichts anderes sein, als der wahrhaftige Teufel. Wie es in Wirklichkeit ausschaut, kann niemand beschreiben, weil es noch niemand gesehen hat. Nur die alten Leute haben immer vom Muhkalb erzählt und der „alte Hampeder" will es gesehen haben. Nore (= nur) ist das sein großes Geheimnis. Die alten Leute haben nämlich immer gesagt, wer das Glück wird haben, das Muhkalb zu sehen, der wird ein steinreicher Mann. Und das ließ den alten Hampeder nicht ruhen. Als er einmal in Grodek auf dem Jahrmarkt war, hat er sich in einer Kneipe einen tüchtigen Rausch angetrunken. Und hat in einem fort von dem Muhkalb gesprochen, das er gerne einmal sehen möchte, auch wenn er sich dem Teufel dafür verschreiben müßte. Da sein Nachbar grad im Nebenzimmer war und gehört hat, wie der Hampeder fort vom Muhkalb spricht, hat er sich von einem ruthenischen Bauern einen Pelz ausgeborgt, den umgewendet und sich angezogen. Dann ist er dem Hampeder vorausgeeilt und hat sich in den Hecken, in „de Sabuscher" versteckt. Als der Hampeder heimging, wars schon finster, da er vom Erzählen gehört hat, daß man den Teufel am besten abends finden kann. Als er sich den Hecken näherte, hat das Muhkalb angefangen, sich zu rühren und ist ein bißchen aus den Hecken heraus und wieder zurück. Wie der alte Hampeder das erblickt hat, ist er schrecklich verschrocken, vor Schreck auf die Knie gefallen und hat angefangen zu beten. Nächsten Tag darauf, wie der alte Hampeder wieder nüchtern war, hat er es sehr bereut, daß er angefangen hat zu beten. Acht Tage lang ist er jeden Abend an der Stelle herumgegangen, um das Muhkalb noch einmal zu treffen und sich dem Teufel zu verschreiben, um das Glück zu erlangen, aber das Muhkalb blieb verschwunden."

Wenn man diese mir von einem dortigen Lehrerssohn übermittelte Sage mit denen im deutschen Mutterlande vergleicht, so findet man hauptsächlich im Rheinlande Ähnliches. In „Stadtgespenster in rheinischen und mittelfränkischen Mundartdichtungen" (Fr. Schön, Zeitschrift für rheinische und westfälische Volkskunde 11, 1914), in der „Rheinischen Volkskunde" (von A. Wrede, Verlag Quelle & Meyer), in den „Sagen des Rheinlandes" (von P. Zaunert, Verlag Eugen Diederichs, Jena) finden wir das „Bahkauf" von Aachen, auch Baakouf genannt, das „trierischen

[1] Vgl. dazu meine Einführung in die Sagen der Vorkarpathendeutschen („Sage und Volkstum", Märzheft 1926 der „Deutschen Blätter in Polen" III/3, Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen).

Digitized by Google

Stadtgeist", das „Kettekalb" in Heidelberg und endlich neben einigen anderen verwandten Spukgestalten auch das „Muhkalb" in Frankfurt und in Saarbrücken. Die Verwandtschaft ist sofort ersichtlich, nicht nur dem Namen nach. In Saarbrücken erscheint das Muhkalb bald als Hund, Esel, Kuh oder Pferd, in Frankfurt heißt es auch Kette-Esel. Schön glaubt in seiner Arbeit darauf schließen zu können, daß es der Teufel ist (schwarzharig, Pferdefüße, Krallen, Hörner, Kuhschwanz, Feuer) und in unserer Sage aus Brunndorf „soll es nichts anderes sein, als der wahrhaftige Teufel". So ergibt diese in der kleinen deutschen Sprachinsel Ostgaliziens aufgezeichnete Sage vielleicht den Beweis der Schönschen Behauptung. Außerdem aber zeigt sie, wie lange diese deutschen Siedlungen im Osten an ihren mitgebrachten Glaubensvorstellungen festhalten.

Noch in einer anderen deutschen Siedlung Ostgaliziens ist die Überlieferung vom Muhkalb anzutreffen. Es ist dies das Dorf Bruckenthal im Bezirke Rawa Ruska, das 1786 von deutschen Kolonisten aus der Gegend von Mannheim, Mainz und Trier gegründet wurde und sich bis zur Gegenwart deutsch erhalten hat. Ein dort gebürtiger Lehrer hat uns im Jänner dieses Jahres davon erzählt:

„Bei uns ist oft vom Muhkalb die Rede gewesen. Ich kann mich noch erinnern, daß es die Gestalt eines Kalbes gehabt haben soll und auch sonst noch in allerlei Gestalt die Leute geschreckt hat, aber wie es sonst noch ausgeschaut hat, weiß ich nicht mehr. Es soll dort im Gebüsch zwischen Bruckenthal und dem Meierhof wohnen, und die alten Leute haben Angst gehabt, dort in der Nacht zu gehen. Es führt an dem Gebüsch ein Weg vorbei und in dem Gestrüpp treibt es sich herum. Manchmal hört man das Muhkalb rufen, das klingt so weit, daß es alle Leute ringsum hören. Einige im Dorf haben auch erzählt, daß sie das Muhkalb auf dem Wege durchs Gesträuch verfolgt hat, sie sind schnell ins Dorf gelaufen und dahinein hat sich das Muhkalb nicht getraut, es geht auch nicht aus den Hecken heraus, in denen es sich aufhält. Nur das Rauschen hört man, wenn es einen verfolgt, schreckt."

Diese Überlieferung an sich ist ungenauer als die von Brunndorf. Aber sie zeigt, daß sich das Muhkalb als Sagengestalt in Bruckenthal nicht nur dem Namen nach erhalten hat, sondern daß diese auf der Ostlandwanderung mitgenommene Glaubensvorstellung noch heute dort lebendig ist. Genauere Nachforschungen in Bruckenthal selbst würden wohl noch mehr zu Tage fördern als der Bericht, der hier wiedergegeben ist.

Biala. Alfred Karasek.

Zur Ergänzung meiner bisherigen Mitteilungen über „Die Sage vom Muhkalb in Galizien" mögen noch einige Erzählungen folgen, die ich während einer Forschungsreise durch die nordgalizischen Deutschsiedlungen im Juli dieses Jahres aufgezeichnet habe. Sie stammen meist aus der Siedlung Bruckenthal, einzelne von ihnen auch aus den beiden Nachbargemeinden Josefinendorf und Michalówka. Josefinendorf soll ebenso wie Bruckenthal eine josefinische Ansiedlung sein, bei Michalówka haben wir es wohl mit einer Tochterkolonie der anderen deutschkatholischen Dörfer des Bezirkes Rawa Ruska zu tun; die Gründungsdaten, die Kaindl in seiner „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern" für Josefinendorf und Michalówka angibt, sind unsicher und dürften kaum stimmen. Denn die ganze Fluranlage und Dorfform Michalówkas ist so grundverschieden von deren Josefinendorfs, wie es eben nur bei einer durch die staatliche Kolonisation entstandenen Ansiedlung und einer viel später gegründeten Tochterkolonie der Fall sein kann. Auch die mündlichen Überlieferungen weisen darauf hin und die starke Beeinflussung Michalówkas in Bezug auf das volkliche Erbe an Sitten, Bräuchen und Glaubensvorstellungen durch Bruckenthal ist unverkennbar.

Digitized by Google

Nun aber mögen die Sagen vom Muhkalb in der Fassung folgen, in der sie mir erzählt wurden. Sie ergänzen vielfach die schon gemachten Angaben und zeigen auch, wie lebendig noch heute diese Glaubensvorstellungen in den Sprachinselmenschen sind:

„Mein Vater hat mir erzählt, daß ihnen das Muhkalb oft begegnet ist. Immer, wenn sie als Burschen die Pferde geweidet haben, unten beim Wald, da sind sie die Nacht über in ihre Decken eingewickelt gelegen, und dann ist manchmal das Muhkalb gekommen und hat ihnen die Decken herunterziehen wollen. In der Früh, ganz zeitig, wenn sie die Pferde wieder heimgetrieben haben, ist ihnen das Muhkalb oft nachgesprungen, bis zum Friedhof. Vom Friedhofe an hat es keine Macht mehr gehabt und ist deshalb umgekehrt."

„Einmal ist mein Vater als junger Bursch auf die Weide gegangen und hat dort am späten Abend das Vieh gehütet. Da ist das Muhkalb gekommen und war anzusehen wie ein Kalb. Manchmal ist das Muhkalb gelaufen, aber damals ist es gehüpft gekommen und hat geplärrt, wie ein junges Kälbchen, das man auf den Markt führt. Weil es so arich (= arg) groß war, hat mein Vater gottselig Angst gekriegt und ist weggelaufen."

„Am liebsten hat sich das Muhkalb im „Gebrände" (auch „Gebrenntes") und im „Biengarten" (beides Flurnamen) aufgehalten. Einmal ist der alte Koljoffer, der sich Johann Hipp schrieb, am Abend durchs Gebrände gegangen, und da hat er dort das Muhkalb getroffen. Es hat ausgesehen wie ein großer schwarzer Hund und hat einen langen Schweif gehabt. Dabei hat es wie ein Kalb geplärrt und wie es näher gekommen ist, da war es wieder wie ein Pferd anzusehen. Der Koljoffer ist vor Schreck umgekehrt und hat Beine gemacht, so schnell er konnte."

„Auch der alte Hipp hat einmal das Muhkalb getroffen. Er ging spät in der Nacht aus dem benachbarten Ruthenendorf heim und wie er so auf Salasche kommt, da stand plötzlich das Muhkalb ganz nahe bei ihm. Es war wie ein Pferd und wie ein großer schwarzer Hund, aber es hat eine Stimme gemacht wie ein Kalb. Der Dominik Hipp wollte rasch an ihm vorbei, aber das Muhkalb hat sich auf seine Schultern gesetzt und mochte nicht runter. Er mußte es eine ganze Weile lang mit sich herumschleppen, so fest ist es ihm am Rücken gehangen. Erst nach einigen Minuten ist es heruntergesprungen, und er konnte heimgehen."

„Damals sind wir, als wir noch junge Mädchen waren, in der Dunkelheit am späten Abend ins Feld hinausgegangen, um Mohn zu stehlen. Wir waren unserer zwei, ich und die Amlies (= Anneliese). Wie wir so im Feld drinnen stehn und den Mohn pflücken, da kommt das Muhkalb auf uns zu. Es war so wie ein Kalb und größer wie ein Pferd und hat dabei so große, feurige Augen gemacht wie eine riesige Katze. Wir haben die Angst gekriegt und sind weggelaufen, so schnell wir nur konnten. Das Muhkalb ist uns nicht nachgekommen, aber es hat so schrecklich geplärrt, daß man es im ganzen Dorfe gehört hat."

„Das war noch, wie Josefinendorf an seiner alten Stelle gestanden hat und noch nicht hierher übersiedelt war[1]. Da ist meine Mutter einmal in der Nacht von Uhnów heimgekommen und wie sie bei dem großen Gebüsch am Wege vorbei will, da ist das Muhkalb aus dem Busch herausgesprungen und wollte sich ihr auf den Rücken setzen. Aber die Mutter hat in ihrer Not ein Kreuzzeichen gemacht und zu beten begonnen, da hat es keine Macht mehr gehabt und mußte wieder weg."

A. K.

[1] Während des Weltkrieges haben die Josefinendorfer ihre Häuser abgetragen und am Rande der ihnen gehörigen Hutweide wieder aufgestellt, damit ihnen durch die benachbarte Ruthenengemeinde nicht mehr soviel Flurschaden zugefügt werden könne wie ehedem.

Digitized by Google

Aus der Schule.

In ihre Bücher schreiben Kinder in Schlierbach (Heidelberg) folgende Verse:

1.

Dies Buch ist mir lieb,
Wer es mir stiehlt, der ist ein Dieb.

2.

Wer dies Buch fand,
Ich habs verloren,
Marie bin ich genannt,
Schweikardt bin ich geboren.

3.

Die Sonne hat ihren Lauf,
Hildegard bin ich getauft,
Heinrich bin ich geboren,
Wer dies Buch find't,
Ich habs verloren.

Von den Schülern der einzelnen Klassen heißt es:

Erstkläſſer Engele,
Zweitkläſſer Bengele,
Drittkläſſer Abc,
Viertkläſſer gar nix meh.

oder:

Erstkläſſer Engele,
Zweitkläſſer Bengele,
Drittkläſſer Tafelscherbe,
Viertkläſſer Weckeſſer,
Fünftkläſſer Tintefreſſer,
Sechstkläſſer Federmeſſer,
Siebtkläſſer Abc,
Achtkläſſer gar nix meh.

Das Album.

In „den Album" werden Sprüche, ja ganze Gedichte geschrieben, Sprüche, die schon in den Stammbüchern der Großeltern stehen und die die gleichen sind im Norden wie im Süden. Hinzugefügt wird: „Aus Liebe", „Zur steten Erinnerung" usw. meist schräg über ein oder sogar mehrere Ecken geschrieben. Eingeklebte Bilder verzieren das Blatt. Auf dem letzten Blatt unten ist fast in jedem Album der Spruch zu finden:

Ich schreibe Dir aufs letzte Blatt,
Weil ich Dich am liebsten hab,
Und wer Dich lieber hat als ich,
Der schreib seinen Namen hinter mich.

Bobstadt. R. Hoppe.

Remigius Vollmann †.

Der Verband für Flurnamensammlung in Bayern E. V. hat einen schweren unersetzlichen Verlust erlitten durch den Heimgang seines Gründers und Leiters. Am 15. August lf. Jahres verschied in München Oberlehrer a. D. Remigius Vollmann. Die überragende Bedeutung des Mannes rechtfertigt und fordert eine Würdigung auch in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde.

Remigius Vollmann wurde geboren zu Illertissen, einem Marktflecken im bayerischen Kreise Schwaben und Neuburg, am 25. Februar 1861 als Sohn des Küfermeisters und Weinhändlers Remigius Vollmann. Nachdem er sich für den Lehrerberuf entschieden und alle Examina mit Auszeichnung, das letzte schon 1882 hinter sich gebracht hatte, sehen wir ihn sehr bald als Lehrer und Vorsteher großer

Digitized by Google

Schulen in der Landeshauptstadt München, wo er bis zu seiner, erst vor wenigen Jahren erfolgten Ruhestandsversetzung wirkte und infolge einer über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehenden Lehrbefähigung allgemeine Hochachtung und Vertrauen genoß. Schon sehr früh wendete er, der in Freistunden an der Universität mit höchstem Eifer germanistische Vorlesungen hörte, sich ausgedehnten Sprachstudien zu. Die Frucht war zunächst ein im 1. Dezennium des Jahrhunderts entstandenes Werk: „Wortkunde in der Schule auf Grundlage des Sachunterrichts", das am Ende des Dezenniums schon in 2. Auflage vorlag. Vollmann hatte eben mit dem ihm eigenen richtigen Instinkt eine Lücke im Werkzeug der Schule erkannt und trefflich ausgefüllt.

Bald lenkte sich seine Aufmerksamkeit dann auf die Flurnamen.

Hier ist alles organisch gewachsen, was er tat. Im kleinsten Bezirke fing er an, er sammelte die Flurnamen von Illertissen, seinem Heimatort. Immer wieder zog es ihn nach seinem lieben, alten Illertissen, er hatte im besonderen Maße den Sinn, den der echte Heimatforscher haben muß; die Heimatliebe wohnte ihm zu tiefst im Herzen. Vollmanns ganze Flurnamenarbeit ist geboren aus der echtesten, treuesten Liebe zur Heimat. Und daß nun dieser Mann mit diesem Herzen und mit so seltener Begabung für diese Arbeiten an die Flurnamen von Illertissen kam, das sollte die weittragendsten Folgen haben, Folgen, die er damals, als er sich dieser anspruchslos begonnenen Arbeit widmete, nicht ahnte. Jetzt in dem Augenblick, da man ihn ins Grab legte, arbeitet man in ganz Bayern an der Sammlung der Flurnamen, und alles weiß, daß der Vater des Ganzen Vollmann ist. Mit der Gründung von Sammelgemeinschaften waren ja andere Teile Deutschlands Bayern vorausgegangen. Vollmann kam aber doch von sich aus zu den Flurnamen, und dieser Umstand allein verlieh ihm dann auch die Kraft, nun dieses Riesenwerk der Bayerischen Flurnamensammlung ins Auge zu fassen. Und es muß einmal gesagt werden, daß die Bayrische Organisation hinsichtlich der Menge der zu sammelnden Namen die größte in ganz Deutschland ist. Räumlich umfangreicher ist die Ostdeutsche (Danziger) Organisation. Ein solches Werk konnte nur ein äußerst wagemutiger Mann ins Leben rufen. Vollmann hat eine für Außenstehende unübersehbare Riesenarbeit schon geleistet gehabt, b e v o r er am 1. Sept. 1920 die Genugtuung erleben durfte, von einer großen Zahl erster Sachverständiger, Gelehrter und Heimatfreunde, deren Mittelpunkt München und Kaufbeuren (Frank!) waren, sein großartiges, fix und fertiges Arbeitsprogramm gebilligt zu sehen und den — seinen — Verband für Flurnamensammlung i. B. aus der Wiege heben zu dürfen. Und da begann ja nun erst die Arbeit! Der tiefbescheidene Mann ging jetzt ganz auf in seinem Werk. Vieles möchte ich hier gern sagen, der Raummangel verbietet es. Von Etappe zu Etappe mußte doch auch wieder gekämpft werden. Nur an jenen mir unvergeßlichen 25. August 1924 möchte ich erinnern dürfen, wo Vollmann auf der Tagung des Verbandes in Weißenburg i. Bay., sichtlich durchzittert von dem Hochgefühl des Rückblicks auf getane Pflicht — längst fühlte er es als Pflicht, seinem Volke diese Arbeit zu leisten — die Worte sprach: „Die Flurnamensammlung in Bayern marschiert!" Noch heute sehe ich sein strahlendes Antlitz, unvergeßlich hat sich das eingeprägt. An Vollmann war das Entscheidende, daß er am meisten durch sein Beispiel wirkte. Er war der geborene Führer in dieser seiner Sache. Bald saß er auch als ordentliches Mitglied im Deutschen Flurnamenausschuß, sein einzigartiges Können wurde immer größeren Kreisen dienstbar. Die Geschichte der deutschen Sprachforschung wird an dem Namen Vollmann nicht vorüber gehen dürfen. Was es aber hieß, einen Verband von der Art durch all die schweren Jahre seit 1920 durchzuretten, wissen nur wenige Eingeweihte.

Digitized by Google

Vollmann schuf aber nicht nur die äußere Organisation, er gab ihr auch das nötige geistige Werkzeug. Neben der vorzüglichen Anleitung, die sich mit Recht die Erfahrungen älterer Verbände zu nutze machte, verfaßte er eine Schrift, die zuerst unter dem Titel „Flurnamensammlung in Bayern" in der Sammlung „Heimatstudien" (Sonderbeigaben zu den Bayrischen Heften für Volkskunde, hggb. vom Bayerischen Landesverein für Heimatschutz) und zwar mit finanzieller Unterstützung der Bayer. Akademie der Wissenschaften erschien (1. Aufl. 1920, 2. Aufl. 1922). Die dritte Aufl. erschien 1924 unter dem Titel „Flurnamensammlung" im Verlag Pössenbacher, München, also o h n e den Zusatz „in Bayern": tatsächlich war unterdessen „der Vollmann" zum allgemein anerkannten Flurnamenkatechismus geworden, den man auf Muchs besondere Empfehlung hin auch in Österreich benützte. 1926 erlebte das inzwischen erweiterte Buch die 4. Auflage, für ein Werk solcher Art in solcher Zeit ein unerhörter Erfolg.

Neben der nie aussetzenden Arbeit an diesem seinem Liebling schenkte der nimmermüde Mann der Wissenschaft viele Flurnamen-Studien, die da und dort erschienen, denen aber seit 1925 in der „Zeitschrift für Ortsnamenforschung" seines Freundes Joseph Schnetz neben den „deutschen Gauen" eine zweite Heimstätte bereitet war, und wo auch seine nachgelassenen Arbeiten erscheinen werden. Eine Zusammenstellung all seiner Arbeiten werden wir bringen.

Wenn man zu dem Allem die ungezählten Vorträge nimmt, die Vollmann im ganzen Land hin und her hielt, besonders aber in einem von ihm in München gegründeten monatlich zusammentretenden Zirkel von Gelehrten, wo der regste Gedankenaustausch all diese Studien und Bestrebungen ungemein befruchtete — dann hat man das Bild einer imponierenden Wirksamkeit vor sich und eines Mannes, der mit seinen Zielen zu immer größerer Bedeutung emporwuchs.

Legen wir eine Palme der Erinnerung nieder am Grab des tapferen, selbstlosen Vorkämpfers, des reichbegabten Forschers, des gütigen Beraters und des besten Freundes seiner Freunde.

Windsheim. Robert Weinmann.

Die Volkstanzbewegung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Elizabeth **Burchenal**, New-York City[1].

Die Bevölkerung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika als die eines jungen Volkes ist zu bunt gemischt, als daß es dort eine gemeinsame Grundlage rassischer Überlieferung geben könnte.

Seitdem die ersten Entdecker aus Skandinavien, vom Mittelmeer und aus England sich in der neuen Welt festgesetzt hatten, haben fast alle Nationen der Erde an dem Aufbau von Nordamerika Anteil gehabt. Als Einwanderer brachten

[1] Mancher Leser dieser Blätter wird erstaunt sein, in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde einen Bericht über eine Volkstanzbewegung in Amerika zu lesen. Aber viele Menschen überm Ozean stammen vom selben Boden wir wir und haben ihre alte Heimat im Schwabenland, in der Pfalz, im Odenwald, im Schwarzwald oder wo es auch sei, nicht vergessen. Ja in der Ferne, losgelöst von

Digitized by Google

sie ihre ererbte heimische Kultur und ihre Volkskünste wie auch jene Arbeitsfreude und Gesinnungstreue mit, welcher der neue Staat zu seinem Gedeihen bedurfte. So wurde und so wird Amerika!

Leider trugen die harten Anforderungen materiellen Fortschritts dazu bei, daß lange Zeit hindurch die altheimischen Volkskünste in Vergessenheit geraten waren oder gar von den Ansiedlern selbst gering geschätzt wurden. Das erklärt zum Teil, warum sie so lange ungeachtet geblieben sind. Aber endlich, vor etwa 25 Jahren, ist manchem von uns ein Licht aufgegangen. Welcher Reichtum hat sich da vor unseren Augen offenbart gerade auf dem Gebiet der Volksmusik und des Volkstanzes! In unserer Mitte befand sich ein Schatz von Lebensfreude, die nicht nur unser geselliges Leben durch Schönheit und Farbe veredeln konnte, sondern dazu bestimmt schien, dem künstlerischen Schaffen der Zukunft eine echt völkische Grundlage zu bieten. In dieser Überzeugung vertrat ich schon damals in Wort und Tat die Ansicht, daß Amerika alles daransetzen müsse, diese Schätze zu heben und sie dem Volksganzen nutzbar zu machen. Daraufhin wurde in den Vereinigten Staaten zu diesem Zwecke Forschungen und Studien bei den Einwanderern verschiedenster Nationalität sowie in deren Heimatländern unternommen, um unter den Volkstänzen solche auszuwählen, die allgemeinen Anklang zu finden geeignet wären.

Oft wird behauptet daß die einzig echte amerikanische Volksmusik und der einzig wirkliche Volkstanz unseres Landes nur bei den Indianern anzutreffen sei. Wer aber den Werdegang der Nation näher kennt, wird zugeben müssen, daß der Indianer Amerika nicht mehr repräsentieren kann. Die Wurzeln unserer heutigen Kultur liegen vielmehr in der Alten Welt. Daß sie hierzulande neue Blüten zu treiben vermochten, beweist unter anderem das Vorhandensein von Lied und Tanz einheimischen amerikanischen Ursprungs in Gegenden, wo seit Generationen die Nachkommen der ersten Ansiedler vom fremdem Einfluß unberührt geblieben sind. Dort, wo Überlieferung und alter Brauch sich noch haben behaupten können, da hat sich ein charakteristischer Typus amerikanischen Volkstanzes entwickelt. Es

---

der Entwicklung der Heimat, haben sich manche Anschauungen und Sitten bei Deutschen, die vor vielen Jahren ausgewandert sind, zäher erhalten als bei ihren Volksgenossen daheim. Deshalb gehören viele dieser Ausländer deutscher Abstammung auch jetzt noch mit ihren Herzen zu uns, und auch wir wollen zu ihnen gehören. Doch wenn auch solche Gefühlsregungen nicht ausschlaggebend wären, würde wissenschaftliche Pflicht es erforderlich machen, daß die Volkskunde sich um die Stammesbrüder in der Ferne kümmert. Schon deshalb gehen die Bestrebungen der Amerikaner, von denen hier berichtet wird, auch uns an.

Aber auch aus einem anderen Grunde sind diese Mitteilungen für uns lehrreich. Wir sehen, wie man mitten im hastigen Getriebe amerikanischer Arbeit Erholung sucht an der Kunst einer Kultur ländlicher Ruhe und heiterer Gemütlichkeit. Bestrebungen, wie sie bei uns in kleineren Gruppen besonders unter der wandernden Jugend im Gange sind, werden in Amerika in ungeheuerem Ausmaße durchgeführt. Es mag lehrreich sein für ein späteres Geschlecht, zu verfolgen, wie solche Kunstbewegungen im amerikanischen Volk sich ausgewirkt haben. Insofern sind Burchenals Berichte für die Wissenschaft beachtenswert.

Auch werden wir hingewiesen auf große Sammlungen und Veröffentlichungen. Es wird nicht ausbleiben und der deutschen Wissenschaft nützlich sein, daß deutsche und amerikanische Forscher in diesen Fragen einander in die Hand arbeiten.

Die Anschrift der amerikanischen Volkstanzgesellschaft lautet: American Folk Dance Society, 65 east fifty-sixth street, New-York. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

handelt sich um die Gruppentänze der ländlichen Bevölkerung; sie sind genau so echte Volkstänze wie jene der Alten Welt, da sie die allgemein giltigen Merkmale ihrer Gattung aufweisen.

Die erste Anregung, eine starke Volkstanzbewegung als wesentlichen Bestandteil eines Schulprogramms ins Leben zu rufen, kam im Jahre 1905 von dem verstorbenen Dr. Luther H. Gulick, der auf meine Forschungen aufmerksam geworden war. Auf seinen Vorschlag hin wurde ich beauftragt, Richtlinien für ein gesundes und zweckmäßiges Spielprogramm[2] für die New-Yorker Mädchen-Volksschulen auszuarbeiten. Es oblag mir, kostenfreien Unterricht zu erteilen, erst vor hunderten, dann vor tausenden von Lehrkräften der Volksschulen, die ihr Wissen unter die 600 000 Kinder der städtischen Schulen trugen. Auf diese Weise wurde eine schnelle und eindringliche Verbreitung des Volkstanzes ermöglicht und ihm im ganzen Lande eine weitgehende Unterstützung und Förderung zuteil, so auch durch die Playground and Recreational Association of America[3] und andere Vereinigungen für Erziehung und Volkswohlfahrt.

Die Bestrebungen wurden mit Eifer, leider aber auch in großer Eile betrieben. Das brachte mit sich, daß in vielen Orten, wo eine genaue und verbürgt einwandfreie Unterweisung nicht möglich gewesen war, die Tänze in verschiedener Ausführung getanzt und auch solche geübt wurden, die man fälschlicherweise für Volkstänze hielt. Das Ergebnis war der Anfang einer allgemeinen Verwirrung, des Mißverständnisses und der Uneinigkeit. Man war gleich dabei, alle Arten von Tänzen, auch die von Tanzmeistern erfundenen neuen außer denen des Ballsaales, für Volkstänze auszugeben. Da so die Volkstanzbewegung in Gefahr kam, mußte man dazu übergehen, eine Mittelstelle zu schaffen, die jederzeit mit Rat und Tat zur Verfügung stehen und die Bestrebungen in sichere, entwicklungsfähige Bahnen lenken konnte. In dieser Erkenntnis wurde im Jahre 1916 die American Folk Dance Society (Zur Erhaltung von Volkstanz, Volksmusik und verwandten Volkskünsten in Amerika) begründet, als deren lebenslängliche Vorsitzende ich, als die Urheberin und Führerin der Volkstanzbewegung in den Vereinigten Staaten bestellt wurde.

Wenn zuvor die Volkstänze und Volksspiele lediglich als Kinderbrauch angesehen und auch die Forschungen, die Auswahl der Tänze und die Lehrweise in diesem Sinne durchgeführt worden waren, so führte die Gesellschaft jetzt ein umfassendes Programm ein, das eine ausgedehntere Belehrung der Öffentlichkeit durch Vorträge und Vorführungen bei Behörden, nationalen und internationalen Kongressen und Konferenzen, die Abhaltung von Führerlehrgängen in Lehrerbildungsanstalten, Universitäten, Kunstpflege- und anderen Vereinigungen, sowie eine Zusammenarbeit mit nationalen Musikgruppen gewährleistete. Während der letzten Jahre nun hat die Gesellschaft es sich angelegen sein lassen, ihre Arbeit besonders unter den Erwachsenen zu fördern, und wir glauben, daß in dieser Richtung vielleicht die größte Entwicklungsmöglichkeit unserer Ziele liegt. Rege Teilnahme überall und würdigende Zustimmung aus allen Teilen des Landes beweisen die Tatsache, daß ein Bedürfnis nach diesen Formen des Erholungsspiels allgemein gefühlt worden ist. In den verflossenen 4 Jahren sind allein tausende von Lehr-

[2] Recreational activity: In Nordamerika gibt es in den Schulen eine Arbeits- und eine Spielzeit unter Aufsicht der Lehrperson, letztere zum Unterschied von der freien Schulpause.

[3] d. h. auf deutsch etwa: Vereinigung „Spielplatz und Erholungsspiel". Dieser Verein wurde gegründet, um Normen für eine die Gesundheit und den Charakter fördernde Ausnutzung der Freizeit für die Allgemeinheit zu entwickeln.

Digitized by Google

personen ausgebildet worden, durch die Millionen von Erwachsenen und Kinder erfaßt worden sind. Der Verein kann nicht allen Anforderungen und Wünschen nach Unterstützung zwecks Einführung der Tänze in das Gemeinwesen und nach Ausbildung von Tanzleitern entsprechen; so sehr ist man in Anspruch genommen.

Ich werde oft gefragt, ob wir Jazz und den modernen Tanz bekämpfen. Darauf muß ich erwidern, daß es uns in erster Linie daran liegt, an einer wirklich volkstümlichen Bewegung weiterzuschaffen, die gesund und von echter Lebensfreude ist. Wir glauben, daß wenn diese erst mehr als bisher bekannt geworden ist, sie den anderen Tanz gänzlich beeinflussen wird. Wie beharrlich das Verlangen nach Unterweisung in anderen Formen als denen des Jazz überall in den Vereinigten Staaten ist, geht aus einer Resolution hervor, die im Oktober 1925, die auf dem National Recreational Congress of the Playground and Recreation Association of America zu Asheville (North Carolina) gefaßt wurde, des Inhalts, alle Kräfte der Erziehung und der sozial Tätigen nachdrücklich anzuhalten, solche Spiele und Volkstänze zu pflegen, die von der Amerikanischen Volkstanz-Gesellschaft empfohlen und gefördert werden. Aus dem Merk- und Werbeblatt der Gesellschaft wollen wir noch bekanntgeben, daß elf Bände mit Volkstanzliteratur bereits herausgegeben, andere in Vorbereitung sind. Die A. F. D. S. (American Folk Dance Society) betätigt sich in der Sammlung und Veröffentlichung von Volkstänzen, Musik und Spielen sowie den Volksfesten, bei denen Musik, Spiel und Tanz den wesentlichen Bestandteil ausmachen, die in Amerika selbst und in anderen Ländern ausgeforscht worden sind. Verschiedene Behörden, ferner die Playground and Recreational Association of America, das Department of Recreation of Sage Foundation[4] u. a. unterhalten einen regelrechten Nachrichtendienst. Wir übernehmen die Aufstellung von Programmen und die Leitung geselliger Feste sowie großer städtischer, nationaler und internationaler Feiern (z. B.: Internationales Frauenkonzil, Federal Food Conservation Board[5], New-Yorker Behörde für das Erziehungswesen, Staatliches Arbeitsamt), bei denen die Pflege des Volkstanzes als Geselligkeitsform dargetan wird. Auch veranstalten wir selbst Feste (so z. B. in Gemeinschaft mit den Boston and New-York Symphonie Orchestern u. a.), um in schöner und künstlerischer Art die Volkskünste vorzuführen.

So hoffen wir, durch die Pflege der verschiedenen, in den Vereinigten Staaten vertretenen rassischen Überlieferungen einen stärkeren nationalen Zusammenschluß, begründet auf gegenseitigem Vertrauen und der Wertschätzung der Eigenart eines jeden, zu erreichen.

---

[4] Eine reichbeschenkte Gründung des verstorbenen Großindustriellen Russell Sage, die nach vielen Richtungen hin dem Volkswohle zugute kommen soll. Auf Grund wissenschaftlicher Forschungen werden von geschulten Kräften in den verschiedenen Abteilungen maßgebende Reformen ausgearbeitet, die vorbildlich sein sollen.

[5] d. h. auf deutsch etwa: Bundes-Ausschuß für Nahrungsmittelpflege. Diese Organisation trat während des Weltkrieges als Ratgeber auf für zweckmäßige Auswahl und sparsame Zubereitung von Lebensmitteln.

Digitized by Google

Minderheitenbewegung und Wissenschaft.

Die Minderheitenbewegung und das Minderheitenrecht beeindruckt z. Zt. auch stark die deutsche Wissenschaft, auf den Gebieten des öffentlichen Rechts und Völkerrechts, nicht minder in den Arbeitsgebieten der Siedlungsgeschichte, des Volkstums und der Volkskunde, in Untersuchungen, die auch die Lebensverbundenheit deutscher Forscher herausstellen. Wir weisen auf ein Preisausschreiben hin, das die Forschungsstelle für Auslanddeutschtum und Auslandkunde zu Münster bekannt gibt. Diese Preisaufgabe wendet sich in Sachen der Minderheiten dem zeitgemäßen Thema „Religion und Muttersprache" zu. Es datiert vom 30. September 1928 und hat folgenden Wortlaut:

„Religion und Muttersprache."

Die Erhaltung der Muttersprache bedeutet soviel wie Erhaltung und Festigung des Volkstums. Angesichts der Bedrohung der Muttersprache in den verschiedenen europäischen und außereuropäischen Ländern, insbesondere auch bei den deutschen Minderheiten, erscheint es deshalb notwendig und zeitgemäß, diese Frage nicht bloß unter dem politischen Gesichtspunkt von der Diplomatie beobachten und lösen zu lassen, sondern dieselbe auch theoretisch-forscherisch anzufassen und der politischen Praxis wissenschaftliche Erkenntnisse und Stützpunkte zu bieten.

Nun ist einerseits gerade das religiös-kulturelle Leben mit dem Gebrauch der Muttersprache eng verknüpft, andererseits werden ihrer Anwendung heutzutage starke Hindernisse in den Weg gelegt. Deshalb ist zu untersuchen, aus welchen Gründen Religion und Muttersprache zusammengehören, welche Hindernisse dieser Verbindung von den verschiedensten Faktoren, z. B. von der Idee des Nationalstaates und sonstwie durch Staatsrecht oder Völkerrecht gestellt werden, welche Förderungen diese Verbindung erfährt oder erfahren kann, z. B. von der staatlichen und kirchlichen Gesetzgebung. Eine solche Untersuchung wird dann, wenn sie das geschichtliche Urteil und die gegenwärtige Theorie und Praxis in den Dokumenten und im Leben von Staat und Kirche zusammenfaßt, eine wertvolle Vorarbeit sein für eine künftige systematische Darstellung und für eine praktische Lösung des genannten Problems.

Folgende Preise sind für die Bearbeitung des Themas ausgesetzt:

1. Preis 3000 Mk.
2. Preis 2000 Mk.
3. Preis 1000 Mk.

Für Teilbearbeitungen des Themas, sei es nach der ethischen, rechtlichen, geschichtlichen oder rechtsgeschichtlichen Seite hin, stehen mehrere Preise von 500 Mk. zur Verfügung.

Als Frist für die Bearbeitung ist die Zeit eines Jahres festgesetzt, die einen Monat nach dem Datum dieser Bekanntmachung beginnt. Als Preisrichter sind bestimmt:

1. Univ.-Prof. Dr. Viktor Bruns, Berlin-Zehlendorf-West.
2. Univ.-Prof. Dr. Josef Lukas, Münster i. W.
3. Dompropst Univ.-Prof. Dr. Josef Mausbach, Münster i. W.
4. Univ.-Prof. Dr. Georg Schreiber, Münster i. W.
5. Univ.-Prof. Dr. Walther Schücking, Kiel.
6. Geh. Justizrat Univ.-Prof. Dr. Heinrich Triepel, Berlin-Grunewald.

Die Preisarbeit ist in Maschinenschrift mit einem Kennwort an die Forschungsstelle einzureichen. Ihr ist ein verschlossener Briefumschlag beizulegen, der auf der

Digitized by Google

Außenseite dasselbe Kennwort trägt und im Innern die genaue Anschrift des Verfassers enthält. Die Forschungsstelle ist berechtigt, diejenigen Arbeiten, die sie für ihre Schriftenreihe als geeignet erachtet, zur Veröffentlichung zu übernehmen.

Es ist sehr zu begrüßen, wenn auf Grund dieses Preisausschreibens wissenschaftliche Arbeiten zur Minderheitenfrage gefördert werden, die geeignet sind, eine gefestigte Grundlage für die europäische Diskussion, ja für eine internationale Erörterung zu bieten, die den Mut hat, zu allgemein-gültigen Erkenntnissen und zu objektiven Maßstäben vorzudringen.

Volkskunde als Prüfungsfach in Baden.

Die alte Prüfungsordnung für das wissenschaftliche Lehramt an höheren Lehranstalten, die kurz vor dem Kriege heraus kam, hatte die Volkskunde mit keinem Worte erwähnt. Im Amtsblatt des Badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts Nr. 14, 1928 ist eine neue Prüfungsordnung veröffentlicht; darin ist die Volkskunde an drei Stellen berücksichtigt. Zunächst muß jeder Philologe, der Deutsch als Fach hat, von der Volkskunde etwas wissen, im Nebenfach wenigstens von einzelnen Gebieten, wie Märchen, Volkslied, Mundart. Im Hauptfach muß er außerdem vertraut sein mit den Grundzügen der deutschen Volkskunde, insbesondere der mündlichen Volksüberlieferung. Im Unterschied zur früheren Prüfungsordnung weist die neue eine ziemliche Anzahl von Zusatzfächern auf, in denen die Prüfung neben den Pflichtfächern gemacht werden kann, wie Philosophie, Pädagogik, Hebräisch, Italienisch, Spanisch, Vergleichende Sprachwissenschaft, Staatsbürgerkunde, Volkskunde, Musikwissenschaft, Kunstgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Angewandte Mathematik, Meteorologie, Leibesübungen.

Von den Bewerbern (früher hieß es Kandidaten) für das Gebiet der Volkskunde wird verlangt: „Der Bewerber muß vertraut sein mit den Erscheinungen, die man unter mündlicher Volksüberlieferung zusammenfassen kann, d. h. Märchen, Sage, Volkslied, Kinderlied, Sprichwort, Rätsel, ferner mit dem Volksglauben, dem Volksbrauch, der Volkskunst und mit dem Bau- und Siedlungswesen des bodenständigen Volkes. Zur Ergänzung dazu soll er die älteren Quellen gelesen haben und im volkskundlichen Schrifttum sich auskennen. Bei allem kommt es nicht nur auf die Kenntnis des Volkstums in seinen verschiedenen Erscheinungsformen an, sondern es wird hauptsächlich Wert gelegt auf wissenschaftliche Durchdringung dieser Erscheinungen und auf die psychologische Erfassung ihres Wesens, d. h. der Bewerber soll die Voraussetzungen der volkskundlichen Erscheinungen und den grundsätzlichen Unterschied zwischen ihnen und der Persönlichkeitskultur der höheren Bildung kennen und die Wechselwirkung zwischen der Volkskultur und dem Ringen führender Geister zu beurteilen vermögen. Dazu ist ein Einblick in die vergleichende Volkskunde notwendig. Wünschenswert ist, daß der Bewerber neben den Kenntnissen in der deutschen Volkskunde im Ganzen sich mit dem Volksleben seiner engeren Heimat vertraut gemacht hat."

Somit hat Baden zugleich mit Preußen Volkskunde als Prüfungsfach eingeführt. Die Prüfungsbedingungen sind in beiden Ländern unabhängig voneinander entstanden. Sie weisen allerlei Verschiedenheiten auf, zeigen aber doch in der Hauptsache weitgehende Übereinstimmungen und sind also ein Zeichen dafür, daß die wissenschaftlichen Aufgaben der Volkskunde in den wichtigsten Punkten geklärt sind. Über die preußischen Bestimmungen siehe Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, 37/38, 1927/28, S. 248 f.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Johannes Bolte.

Der Altmeister deutscher Volkskunde, Johannes Bolte feierte am 11. Februar dieses Jahres seinen 70. Geburtstag.

Bolte gehört zu den tüchtigsten Forschern auf dem Gebiete der Volkskunde. Er ist in der Heimat wie im Auslande überall wegen seines ungeheuren Wissens hoch geachtet. Wer ihn persönlich kennt, wird ihn ehren und lieb gewinnen. Bei volkskundlichen Tagungen fehlt er selten und ist gern mit den Jüngeren fröhlich. Jedes Gespräch mit ihm zeigt, wie frisch alles Wissen in ihm lebt. Deshalb wirkt er stets anregend auf alle, die um ihn sein dürfen.

Möge er im neubegonnenen Jahrzehnt seine alte Frische wahren!

Heidelberg. Die Schriftleitung: Eugen Fehrle.

Berichtigungen zu dem Aufsatz „Volkskunst und Volkskunde" (2. Jg., S. 1—30).

Einige Korrekturen und Besserungen, die im Umbruch nicht mehr berücksichtigt werden konnten, seien hier nachgeholt.

Seite 1. Anm. 1: zur allgemeinen Literatur vgl. auch Carl Mühlke, Von nordischer Volkskunst, Berlin, 1906.

Seite 2, Anm. 1a: Carl Rosenkranz, Zur Geschichte der Literatur, Königsberg, 1836, S. 245—287: Die Bilderliteratur des deutschen Volkes.

Seite 3, Anm. 3: Peasant Art in Sweden, Lapland and Ivland 1910, in Austria and Hungary 1911, in Russia 1912, in Italy 1913, in Switzerland 1924.

Seite 4, Z. 8 von oben: die internationale Volkskunstausstellung des Völkerbundes findet 1934 in Bern statt.

Seite 4, Z. 8 von unten: Expressionismus.

Seite 13, Z. 20: volkskundlichen (statt: volkstümlichen).

Seite 15, Z. 9: wie bei Carl Rosenkranz.

Seite 17, Z. 2 von unten: Lauterbacher. Ad. Spamer.

In Anm. 1 zu Seite 41 dieses Jahrgangs ist dem Verfasser des Beitrages „Heilsegen aus dem Schwarzwald" ein sprachliches Versehen unterlaufen. Die Form „schweinen" ist die hochdeutsche Form des mundartlichen šwinə, das einem mhd. starken Zeitwort šwînen entspricht. (Vgl. etwa Schwäb. Wörterbuch unter schweinen II.) „Schwinden" ist (laut Kluge, Etym. Wörterb.) eine andere Bildung aus derselben Wurzel wie šwînen.

Pforzheim. Ottmar Sexauer.

Der Verfasser des Aufsatzes „Volkskunde im Gerichtssaal", S. 31 ff. heißt Marzell.

Anm. 27, S. 36 lies Bohnenberger.

Zu Stemplingers Aufsatz S. 93 ff. Auch in Baden werden Wacholderstecken gerne als Peitschenstiele benutzt. Das mag teilweise darauf zurückgehen, daß kaum ein anderes, gerade gewachsenes Holz unserer Wälder zäher ist, hängt aber teilweise auch mit altem Volksglauben zusammen. Fehrle.

Digitized by Google

Tagung des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde in Dresden.

Die Jahresversammlung dieses Verbandes, bei der sich alljährlich die namhaftesten Vertreter der Volkskunde zu gemeinsamen Beratungen und Besprechungen treffen, fand dieses Jahr vom 14. bis 17. September in Dresden statt. Im Mittelpunkte stand die Beratung über den Atlas der Deutschen Volkskunde. Die Vorbereitungen dazu sind längst im Gange, die erheblichen Kosten für die Schaffung dieses grundlegenden Werkes trägt größtenteils die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. Reich und Länder helfen mit bei der Vollendung. Der Gesamtplan wird nächstens veröffentlicht und dann auch in dieser Zeitschrift bekannt gegeben werden.

Tiefe Eindrücke hinterließ bei allen Teilnehmern der Besuch des Oskar Seyffert-Museums und die Worte seines Begründers und Leiters, nach dem es benannt ist. Seine Führung klärte oft mehr als weitschweifende Gelehrsamkeit. Auch sonst boten die Städte Dresden und Bautzen viel Belehrendes und Schönes für die Mitglieder des Verbandes, die alle mit Freuden an das schöne Land Sachsen zurückdenken.

Internationaler Kongreß für Volkskunst in Prag.

Das Völkerbundsinstitut für geistige Zusammenarbeit in Paris veranstaltete vom 7.—13. Oktober in Prag eine Versammlung von Gelehrten aller Länder zur Beratung der Aufgaben der Volkskunst. Da unsere deutsche Sprache nicht als ebenbürtig neben Französisch und Englisch anerkannt war, sind die deutschen Gelehrten meist ferngeblieben. Es ist sehr zu beklagen, daß durch derartige Einseitigkeit des Völkerbundes Aufgaben, die gemeinsam von den verschiedensten Völkern gelöst werden sollten, in ihrer Entwicklung gehemmt werden. Eugen Fehrle.

Bücherbesprechungen

Die Ausbeute des Hebeljahres.

Von Dr. H. **Vortisch**, Lörrach.

1. Neue Briefe und Aufsätze Hebels.

Nichts offenbart uns das Gemüt eines Menschen so klar als seine Briefe, die er im Vertrauen, daß sie nur Freund oder Freundin lese, geschrieben hat. Nun hat uns Obser „111 Briefe von J. P. Hebel" als Nachlese geschenkt mit kostbarem Anhang: „Bildnisse Hebels aus seiner Zeit"; und Engelmann ließ im Basler Jahrbuch 1926" 8 Hebelbriefe erscheinen, die uns neu sind.

Wir erfahren u. a. aus diesen Briefen, daß nicht nur Heimatliebe und Heimweh des Dichters Herz zum Liederbrünnlein machten, sondern auch wissenschaftliche Erwägungen, und daß hinter seiner vollendeten Kunst, als erster ein ächter Dialekt-

Digitized by Google

dichter zu sein, langwierige Studien stehen. Nun, das wußten wir ja schon z. T. aus Hebels Briefen an den Gustave Fecht u. a.; völlig neu ist aber, daß Hebel schon in frühster Jugend sich im Dichten versuchte; an einen Unbekannten schreibt er von Karlsruhe aus am 28. Jan. 1811: „Schon als Knabe machte ich Verse. Meine Muster waren das Gesangbuch und ein Manuskript (wohl das Tagebuch des Vaters mit deutschen und französischen Liedern), später Gellert, Hagedorn und sogar Klopstock. Je mehr mein Urteil über Dichterwerke reifte, desto mehr überzeugte ich mich von dem Unwert meiner eigenen und von dem Unvermögen besseres zu machen. Zuletzt hörte ich ganz auf ohne Vorsatz, wie ich ohne Vorsatz angefangen hatte. Im 28sten Jahr (1788 in Lörrach), als ich Minnesänger las, versuchte ich den alemannischen Dialekt. Aber es wollte gar nicht gehen. Fast unwillkürlich, doch nicht ganz ohne Veranlassung fing ich im 41ten Jahr (1801 in Karlsruhe) wieder an. Nun gings ein Jahr lang freilich von statten. Der Knabe im Erdbeerschlag war das erste, der Statthalter das zweite, das Spinnlein das letzte ...." (Engelmann Nr. 4).

2. Neue und alte Bildnisse Hebels.

Aus dem erwähnten Anhang zur Obserschen „Nachlese" geht hervor, daß zehn verschiedene bildliche Aufnahmen von Hebel nach der Natur gemacht wurden, deren Originale aber zum Teil verloren gingen. Eines darunter ist jedoch erst vor Kurzem wieder entdeckt worden; ein Original Agricolas, das durch die Familie Hitzig, Hebels Freunde, in die Hände von Fräulein L. Eisenlohr, Lehrerin in Lörrach, kam und worüber Obser im „Karlsr. Tagblatt" v. 31. Dezember 1926 kurzen Bericht erstattet.

Eine schöne Wiedergabe des Hebelbildes von Iwanow, dessen Original die Basler Bibliothek besitzt, gab der Bad. Kunstverein 1926 seinen Mitgliedern.

Auch der Verein Bad. Heimat schenkte uns ein neues schönes, ich möchte sagen liebes und heimeliges Bild Hebels, und zwar aus Glattackers Künstlerhänden, das in sehr guter bunter Reproduktion weite Verbreitung fand; derselbe Maler hatte schon 1910 ein Hebelbild mit gleichem Hintergrund, dem Wiesental, und ähnlicher Einrahmung geschaffen. Glattacker verdanken wir eine zweite Jubiläumsgabe: eine feine Mappe aus dem Verlag Ackermann-Konstanz mit 36 Zeichnungen zu den Geschichten des Schatzkästleins.

Außer Glattacker hat uns H. Schaad in der Schweizer Illustrierten Zeitung (1926 Nr. 38) ein schönes Idealbild Hebels geschenkt, wie er in beschaulicher Stellung, die Augen sinnend in die Ferne gerichtet, zwischen Tannen steht; es wäre sehr zu begrüßen, wenn dies Bild als Einzeldruck hergestellt und verbreitet werden könnte.

Schließlich ist für das Jubeljahr aus der Künstlerhand W. Heims in Lörrach eine Hebelplakette in Bronce geschaffen worden, die uns den Dichter mit hoher Stirn, klugen Äuglein und kleinem schelmischen Munde vorzüglich abkonterfeit.

3. Hebels Werke in neuem Gewande.

Als besonders schöne Ausgabe der Werke Hebels in Auswahl muß an erster Stelle die von Professor Witkop (Verlag Herder, Freiburg) genannt werden und die Neuauflage der alem. Gedichte mit L. Richters traulichen Zeichnungen bei Helbing und Lichtenhahn in Basel. — Der Urban-Verlag in Freiburg gab 6 Erzählungen Hebels mit Lithographien von Dambacher heraus; es sei, sagt das Vorwort, die erste Lieferung einer ill. Ausgabe des Rhein. Hausfreundes bei Müller in Karlsruhe, die anscheinend nicht weiter geführt wurde und im alten Druck eines der seltensten Hebeliana. Schon ein Kritiker in der „N. Zürcher Ztg." vom 19. Sept. 26 erhob starke Bedenken gegen diese Auffassung und Geh. Rat Obser weist nun (ebenda vom 8. Dez. 26) ganz klar nach, daß es sich um ein

Digitized by Google

Werk von Archivrat Dambacher handelt, das 1829 und 33 erstmals unter dem Titel „Hebels rhein. Hausfreund" bei Müller und 1844 als Neuauflage in anderer Form erschien.

Nicht Neudruck eines vergessenen Werkes, sondern Nachdruck und Nachbildung der säuberlichen Schriftzüge des Dichters bringt die Basler-Hebel-Commission heraus als Erinnerungsgabe (Verlag Helbing-Lichtenhahn, Basel). In einer Mappe finden sich etliche alemannische Gedichte und ein Privatbrief an Gräter (in Obsers Nachlese Nr. 7) in Faksimile, dazu eine Einführung von Dr. Altwegg.

Recht dankbar nehmen wir die Gabe an, die uns ein junger alemannischer Musiker beschert, der den Vertonungen Hebelscher Gedichte nachging und in einem schmucken Band 40 alte Kompositionen, die noch in die Hebelsche Zeit reichen, darbietet: „Alte Weisen zu Hebels alem. Gedichten". Gesammelt von K. F. Rieber. Verlag Umbach, Kandern.

4. Wissenschaftliche Abhandlungen über Hebel.

1924 entstand auf der Münchener Universität eine Doktorarbeit über Hebel: „Studien zu J. P. Hebels alem. Gedichten. Von Max Werner". Die Schrift ist wissenschaftlich untadelig und gründlich. Der Verfasser treibt sich in den ergiebigen lieblichen Jagdgründen Hebels herum und stöbert nicht nur jeden Has, Fuchs, Spatz und Spinne, Kröte und Imme auf, sondern auch jeden Stein und Strauch, Blatt und Blüte, und darüber hinaus jedes Gestirnlein, das in der Nacht über Wald und Flur steht; alles wird registriert und eingeordnet unter Naturreich Jahreszeiten Vergleiche, Metaphern, Symbole, Allegorien, Anthropomorphismus und Personifikation!

Wenig erbaulich ist der Eindruck, den das Kapitel „Literarische Vorlagen" hinterläßt; denn da wird der Beweis versucht, Hebel sei nicht der originelle Dichter als den er galt. Werners mit dem Seziermesser geführte Untersuchungen machen offenbar, daß das „Mildheinische Liederbuch, gesammelt von R. Z. Becker, Gotha 1799" nicht weniger als 14 Gedichten Hebels, wenn auch nicht für alle Verse die Vorlage abgab, so doch Anregung und Beeinflussung bis auf einzelne Sprachwendungen hinaus. Auch Claudius scheint Anreiz zu 2 Gedichten gegeben zu haben.

Diese Arbeit wurde im „Markgräfler" (30. April 1926, Verlag Auer, Lörrach) auszugsweise bekannt gegeben; erschien aber nicht im Buchhandel.

6. Neues aus Hebels Leben und Zeit.

Es ist erfreulich, daß die heutigen Bestrebungen für Heimatkunde und Familienforschung auch den Namen Hebel in ihren Kreis miteinbezogen haben; zwei Einsendungen an die Basler Nachrichten (1926 Nr. 262 u. ff.) suchen das Wort zu erklären und mir scheint schließlich die Annahme richtig zu sein, daß Hebel oder Hewel die Verkleinerungsform von Hoob darstellt; Hoob (aus dem Stamm Haab) bedeutet bei den Weinbauern der Pfalz — von da stammte Hebels Vater — ein Rebmesser. Auch der Namensvetter und Dichterbruder Hebbel mag wohl ein Rebmesserli in seinem Wappen gehabt haben.

Als größeres Werk, das uns Neues aus Hebels Leben zu melden weiß, nenne ich in erster Linie das Buch des Basler Lehrers Liebrich, das er im Auftrag „der Komission zur Förderung des heimischen Schrifttums" auf den 100sten Todestag des Dichters herausgab: „J. P. Hebel und Basel" (Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel); manches Bekannte wird wiederholt, manches Neue aber auch ans Licht gezogen; so z. B. die Tatsache, daß Peterlis Geburtshaus nicht jenes sei, wo jetzt die Gedenktafel angebracht ist, in der Hebelstraße, sondern zwischen Totentanz und St. Johannvorstadt liege.

Digitized by Google

Einen wertvollen Einblick in familiäre Zeitumstände Hebels gewährt die Veröffentlichung von Prof. Dr. A. Sütterlin im Evang. Gemeindeboten Karlsruhe 1926, die kürzlich als Buch erschienen sind: „Aus Hebels Freundeskreis. Erinnerungen der Frau Sophie Haufe in Straßburg". Manche Anmerkungen hätten kürzer sein dürfen; aber wir wollen für die sorgfältig erläuterte Aus- und Hausgabe dankbar sein, denn wenn auch über Hebel selbst nicht viel gesagt wird, so „sind, wie die Einleitung hervorhebt, diese Erinnerungen doch eine Art Kulturbild oder, besser gesagt, es sind einzelne Bilder aus dem Leben von 1789—1826".

Eine fein geschriebene Charakteristik Hebels, namentlich wie er „in gottseliger Sicherheit" voll Humor sein mußte, gibt uns Ernst Fehrle, Karlsruhe, in seiner Rede: J. P. Hebel (Oberd. Zeitschrift für V. 1927, 43 ff.).

Berücksichtigen wir noch kurz jene Bücher und Aufsätze, die nicht besonders auf Hebel eingestellt sind, aber doch irgend etwas Neues von ihm berichten, so sind zu nennen:

Mennicke, „Aus der Geschichte von Haningen"; er erwähnt die Hochzeit der Eltern im Bade Haningen.

Obser, der in den „Basler Nachr." (10. Mai 27) das Gesuch des Vaters an den Markgrafen, sich in Hausen niederzulassen, wiedergibt.

„Umsonst ist der Tod" von Liebrich, im Sonntagsbeiblatt der „Basler Nachr." (19. Sept. 26), wobei die Schulden aufgezählt werden, die Peterli nach dem Begräbnis seiner Mutter 1774 aufgehalst bekam.

„Hebels Hertinger Pfarrtöchterli" von Zeller in der „Pyramide" (3. Okt. 26). Wir erfahren Näheres über Pfarrer Schlotterbeck, bei dem Hebel in Hertingen Vikar war, und über seine Kinder, die H. zum Teil unterrichtete

„Auf Hebels Spuren" von Herbster im „Oberl. Boten" (8. Mai 26). Er berichtet über den Lehrbetrieb am Pädagogium in Lörrach zur Zeit Hebels und gibt Aufklärungen über Personen, die in der „Wiese" angedeutet sind.

Hoffmann-Krayer teilt in den „Basl. Nachr." (19. Sept. 26) eine Stelle aus Grimms Briefen mit, worin von einer Zusammenkunft mit Hebel die Rede ist; dabei erfahren wir u. a. daß Hebel die gesammelten Märchen Grimms noch nicht kennt und sich deshalb gern ein Büchlein vom Verfasser schenken läßt; dagegen habe er, teilt Hebel im Gespräch mit, die von Grimm übersetzten altdänischen Heldenlieder dreimal durchgelesen. „Er hat mir Empfehlungen nach Freiburg und Basel, auch nach Straßburg (so Gott will) geschrieben, mir den Hausfreund pro 1814 geschenkt und mich zum Abschied geküßt", berichtet Grimm in einem Briefe an seinen Bruder.

Hebel starb am 22. Sept. 1826 in Schwetzingen. Über die eigentliche Todesursache war man bisher im Unklaren, insofern man nur wußte, daß ein langjähriges Darmleiden vorlag. Nun ist auch hierüber Licht verbreitet worden („Epikritisches zu J. P. Hebels Krankheit und zum Leichenbefund." Von Dr. P. Riffel, Obermed.-Rat in Bruchsal. In „Ärztl. Mitteilungen aus und für Baden" Nr. 24, 1926). In Anwesenheit von 3 Ärzten, so erfahren wir, machte Dr. Breidenbach, von der Heidelberger Universität die Leichen-Öffnung am Nachmittag des Todestages und fand, wenn wir den Bericht ins heutige Deutsch übertragen, neben einer Blasenmißbildung eine Krebswucherung am Mastdarm, die bereits Darmverschluß und infolge Durchbruchs Bauchfell-Entzündung verursacht und den Tod herbeigeführt hatte.

Leider wurde in der Folgezeit die Pflege des Grabes vernachlässigt, so daß Zweifel laut wurden, ob Hebel wirklich in seinem von Fremden viel besuchten Grabe liege, und daß sogar verlangt wurde, Ausgrabungen zu veranstalten. Deshalb ließ Schwetzingens Verkehrsverein die Angelegenheit nochmals untersuchen und

Digitized by Google

feststellen, daß alles in Richtigkeit sei; die kleine würdige Schrift hierüber lautet: „J. P. Hebel, sein Grab in Schwetzingen" von Pfarrer a. D. H. Bähr. Verlag Moch, Schwetzingen.

7. Hebel in Novellen und auf der Bühne.

Hebels Leben ist ruhig verlaufen ohne starke Ebbe und große Flut; es ist bald erzählt. Aber es ging aus romantischer Tiefe zu höchster gesellschaftlicher und geistiger Höhe und ist umrankt von Anekdoten aller Art, so daß man, zumal er eine ewige Liebe im Herzen trug, nicht unschwer in ihm den Stoff zu einer großen Geschichte oder zu etlichen kleinen Novellen finden kann. H. Albrecht hat den ersten Versuch darin gemacht vor etwa 50 Jahren; er ist ihm wohlgelungen und sein Buch: „Der Präzeptorats-Vikari" (Verlag Uehlin, Schopfheim 1882) ist, soviel ich weiß, kürzlich neu aufgelegt worden, weil diese fein geschriebene Geschichte aus Hebels Jugend im Jubiläumsjahr wieder viel begehrt wurde.

F. Hirtler hat eine kleine Novelle über die Begegnung des geistlichen Würdenträgers mit einer Sängerin herausgegeben: „Madame Hendel" (in der Pyramide von 19. Sept. 26). Ebenda habe ich eine Anekdote aus seinem Leben: „Das Wunder der Matzen" veröffentlicht, im „Kalender des Schweizer Volksboten" (Verlag F. Reinhard, Basel) ein anderes Stücklein: „Wie Hebel einen Kandidaten aus seiner Examenangst gehebelt hat" und in den „Basler Nachrichten" die Erzählung: „Hebels fünfzigster Geburtstag". Was ich aber sonst noch alles aus Büchern und aus dem Munde des Volkes über ihn hörte, faßte ich in meinem Büchlein „Vom Peterli zum Prälaten" (Verlag E. Salzer, Heilbronn mit Bildern von Quidenus. 1927 2. Aufl.) zusammen; ich wollte vor allem Hebel als Mensch darstellen und erlaubte daher auch der Phantasie mitzureden. Jedes Kapitel sollte eine Geschichte für sich sein, bestimmt zum Vorlesen im Familienkreis, wenn er abends um die trauliche Lampe versammelt ist

Vieles aus diesem Büchlein hat R. Nutzinger im ersten Teil seines guten, wohlgelungenen Bühnenspiels verwendet; vieles aus eigener Familienüberlieferung im zweiten Teil. Sein „Hanspeter, ein Spiel in zwei Bildern aus Hebels Kindheit und alten Tagen" (Verlag Poppen & Ortmann, Freiburg i. Br.) ist landauf und ab mit viel Hingabe und bestem Erfolg aufgeführt worden.

Ein weiteres kleines Bühnenspiel, weniger dramatisch, mehr geruhsam-geistig, hat uns Burte beschert in seiner Dichtung: „Hebel heute" (Der Markgräfler 1925?); wertvoller als sie halte ich sein Gedicht „Der Kranz an der Linde des Unsterblichen" (Sonntagsblatt der Basl. Nachrichten" vom 19. Sept. 1926) und das schon im Gedichtband „Madlee" veröffentlichte Lied: „Hebel", dessen letzte Strofe lautet:

Du ziehsch vom Volch, vom Volch dy diesen Ode,
Un chuuschsch es wieder warm un läbig a,
Du reinsti Seel ab eusem beste Bode.

Digitized by Google

Eugen Weiß, Die Entdeckung des Volks der Zimmerleute, Jena, Eugen Diederichs, 1923, br. 5 Mk., geb. 6,50 Mk.

Eugen Weiß, Steinmetzart und Steinmetzgeist, Jena, Eugen Diederichs, 1927, br. 6,50 Mk., geb. 8,50 Mk.

Ein badischer Arbeiterführer hat in der jüngsten Zeit, die Richtigkeit der Zeitungsnachrichten vorausgesetzt, sich abfällig über die Reste des Trachtenwesens bei einzelnen Handwerkerständen usw. geäußert. Er konnte dies nur tun, wenn ihm die Urgründe verschlossen geblieben sind, in die die Wurzeln des handwerklichen Lebens hinabreichen, Urgründe, die gemeinsamer Nährboden waren und die vielfältige Frucht emporwachsen ließen. Nur wenige Handwerker sind noch zünftig gebunden, geben sich auch in der äußeren Aufmachung noch eigen und selbstbewußt. Am auffälligsten halten wohl die Zimmerleute an altem Brauch und Herkommen fest. Wer kennt sie nicht, die jungen frischen Burschen, die „fremd geschrieben", mit dem „Berliner" auf dem Rücken, dem „Stenz" in der Hand, dem breitrandigen „Obermann" und der unten tulpenförmigen „Schnitthose" da und dort im Gewühl der Straße auftauchen? Weiß, der selbst eine Lehrzeit bei den Zimmerleuten mitgemacht hat, gibt in seinem ersten Buche ein farbensattes, blutvolles Bild von den strengen Zunftbräuchen, aber auch von allen anderen Lebensäußerungen dieser „Fremden" und daneben der übrigen Zimmerleute. Wir lernen kennen das Brauchtum im Umgang untereinander, auf der Wanderschaft und in der Herberge, bei der Arbeitsuche und beim Abschiednehmen, beim Begräbnis eines Kameraden, erfahren zahlreiche Rammlieder, Zimmersprüche und Neckreime, blicken in das Schaffen auf dem Zimmerplatz und beim Hausbau. Der zweite Band untersucht in gleicher Weise das handwerkliche Leben der Steinmetzen. Auch hier sind Reste alter Gemeinschaftsbindungen noch lebendig, wenn auch ihr Verfall beträchtlich weiter vorgeschritten ist wie bei den Zimmerleuten. Beide Bände sind dabei mehr als bloße Stoffsammlungen, gedruckte Zettelkasten; sie dringen bis in die letzten Seelenregungen der Zimmerleute und Steinmetzen vor und zeigen eine selten erreichte Geschlossenheit der Darstellung des Gesamterlebens. In beiden Büchern wird das hohe Lied auf das Handwerk gesungen; Untersuchungen ähnlicher Art für das ganze deutsche Handwerk wären zu begrüßen. Es ist höchste Zeit, daß die Reste des Eigenlebens in den einzelnen Berufsständen, wie es sich äußerte in Tracht, Sprache, in den Fachausdrücken, im Volksglauben usw. gesammelt werden, schließt doch auch das deutsche Handwerk in unserer Zeit mit einem wichtigen Entwicklungsabschnitt ab. Bei aller Lebendigkeit, aller Farbigkeit der Darstellung jedoch, die gefordert werden müssen, kann nicht dringend genug gewarnt werden vor dem Hineingeheimnissen in das Brauchtum, in Sitte, Sprache und Leben, wie es Weiß so gern vornimmt. Wie es falsch ist, in allen Jahrzeit- und Lebenslaufbräuchen, in Kinderlied und Kinderspiel nichts als alten Mythus zu sehen, die Volkskunst nur als Bilderrätsel zu betrachten, so verraten doch gerade auch zahlreiche der von Weiß gesammelten Bräuche und Sprüche, daß auch hier die Form um der Form willen lebte, daß Formeln aus Liebe zur Formel geprägt wurden. Die Voreingenommenheit des Verfassers zugunsten der „germanischen Kultur", um die wir doch noch so herzlich wenig wissen, führt zu Überspitzungen, wie sie etwa der Satz bringt: „Das Volkslied der Kunst entstand erst bei den Germanen" und läßt den Verfasser in den Teilen seiner Bücher, die sich mit der Kunstgeschichtsforschung usw. auseinandersetzen, zu unfruchtbaren Verzerrungen hinreißen. Erich Jung's „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" hat bei den Ausführungen von Weiß vielfach Pate gestanden, die Sprache der beiden Bücher ist Hermann Burte nicht immer glücklich abgelauscht.

Amorbach. Max Walter.

Digitized by Google

Heinrich Höhn, **Fränkische Wanderungen, Zeichnungen aus den Skizzenbüchern** von Rudolf Schiestl, Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, 1925, geb. 4,50 Mk.

Es ist eine reine Freude, in den 40 Handzeichnungen Rudolf Schiestls, die der Volksverband der Bücherfreunde in mustergültiger Wiedergabe vorlegt und denen Heinrich Höhn eine Einführung mitgibt, in des Meisters Werkstatt blicken zu dürfen. Schiestl als Künstlerpersönlichkeit steht bereits scharf umrissen vor der Mitwelt, für den Volkskundler aber sind seine Werke Urkunden, aus denen auch eine spätere Zeit noch einfühlend fränkisches Volk und fränkische Landschaft unserer Tage nacherleben kann. Hellsichtig tritt Schiestl an alle Dinge heran und stellt in der Übersteigerung, die in jedem persönlich-künstlerischen Erleben liegt, klar, scharf und eindeutig den Wesensgehalt des von ihm Erschauten heraus. Mir will scheinen, daß Schiestl als Landschafter am meisten zu sagen hat. Die Landschaft aber ist es auch, die am stärksten an der Seele eines Volkes formt. Ihre natürlichen Gegebenheiten, die aus ihr bedingte Wirtschaft, ihr Gesamtleben modeln den in ihr ruhenden Menschenschlag. Die fränkische Landschaft, besonders aber die Gegend um Nürnberg, Erlangen und Spalt in ihrer Wesenheit auf die denkbar einfachste Formel gebracht zu haben, ist Schiestls unvergängliches Verdienst. Darin zeigt er, daß die Heimatkunst, die so oft als minderwertig betrachtete, groß und erhaben sein kann, zeigt er, wie auch die schlichteste Einfachheit — gibt es einfacheres als das von Schiestl geschilderte Franken? — in der Weltseele ruht. Doch nicht nur die Seele der fränkischen Landschaft wird in diesen Bildern lebendig, auch die Seele der in diesem Lande wirkenden Menschen findet ihren Niederschlag in den feinen Linien der Häuser, den Bildstöcken und Steinkreuzen. Entspringt nicht ein großer Teil des „Stimmungsgehaltes" der Bilder dem seligen Sichversenken des Künstlers in die Werke der Volkskunst? Gerade die Handzeichnungen, quellfrisch in ihrer Unmittelbarkeit, atmen diese Seligkeit. Und doch ist keines der Bilder weich und süß. Die schroffe Gegensätzlichkeit, die herbe Spannung, das Aufeinanderstoßen unendlicher Weite und beengender Nähe, das gütige Geben und verschlossene Versagen, die in fränkischer Landschaft und im fränkischen Menschen so hart wider einander prallen, finden ihren Ausdruck in Schiestl's Bildern.

Amorbach. Max Walter.

Lily Weiser, **Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde.** Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertums- und Volkskunde. (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, herausgegeben von Eugen Fehrle, Heft 1.) Bühl (Baden), Konkordia A.-G., 1927, 94 S. 8°.

Was die antike und auch die spätere einheimische Überlieferung über germanische Jünglingsweihen und Männerbünde berichtet, ist zum Teil recht dunkel und in seiner Bedeutung bisher nicht ganz erkannt und gewürdigt worden. In der vorliegenden Schrift sucht uns L. W. über Sinn und Wichtigkeit dieser Nachrichten aufzuklären und gibt darum zunächst einen Überblick über die von der Ethnologie anderweitig verzeichneten Erscheinungen gleicher Art. Absonderung der jungen Männer und Schulung durch Männerbünde, Verbindung mit der Geisterwelt durch Askese, Maskentänze und Tierverkleidung, religiöse Erlebnisse ekstatischer Art, Mut- und Standhaftigkeitsproben spielen bei den Initiationsriten der Tiefkulturvölker an den verschiedensten Orten eine Rolle.

Von diesen ethnologischen Beobachtungen und Feststellungen aus fällt zunächst ein überraschendes Licht auf das, was Tacitus Germania 31 von den chattischen Strobelköpfen berichtet. So erklärt L. W. einleuchtend die auf den ersten Blick unverständliche gleiche wilde Haar- und Barttracht der chattischen Jungmannschaft

Digitized by Google

und der alten Berufskrieger des Stammes, und zwar durch die Annahme, daß letztere einen Männerbund darstellen, dem wie bei Primitiven die Jünglinge zur Ausbildung anvertraut sind. In dem Märchen vom Bärenhäuter, das wie eine deutsche Erinnerung an die chattischen Strobelköpfe aussieht, schimmern auch noch Züge durch, die auf deren religiöse Weihung hinweisen, während andere den Zusammenhang mit dem nordischen Berserkern zeigen.

Tacitus hat nicht nur die Zahl der Angehörigen des chattischen Bärenhäuterordens, wie wir ihn nennen könnten, überschätzt, weil kein Volk sehr viele auf Kosten der anderen untätig Lebende vertragen könnte. Auch die Sitte der jungen Leute, ihr Haar erst nach Erlegung eines Feindes zu schneiden und zu pflegen, kann nicht so uneingeschränkt gegolten haben, wie er annimmt. Denn im Durchschnitt wären dabei auch auf der eigenen Seite so viel wie auf der des Feindes gefallen, also ebensoviele, als die struppige Haartracht losgeworden wären. Es muß also, wenn das Volk sich nicht aufreiben wollte, ein Ersatz für die Erlegung eines feindlichen Kriegers möglich gewesen sein und auf einen solchen führt auch die Überlieferung über andere Germanenstämme.

So macht L. W. im Anschluß an Pallmann auf die für die Taifalen (die wohl mit Diculescu den Lakringen, einer lugisch-wandalischen Abteilung, gleichzusetzen sind) bezeugte Forderung der Tötung eines Ebers oder Bären aufmerksam. Das galt dort als Vorbedingung der Entlassung des Jünglings aus der Abhängigkeit von einem älteren Krieger. Auch die Tapferkeitsprobe bei den Herulern zieht sie heran, bei denen die jungen Krieger zunächst ohne Schutzwaffen in den Kampf gehen mußten und erst den Schild erhielten, wenn sie sich als streitbar erwiesen hatten. Von dieser Nachricht aus fällt vielleicht sogar ein Licht auf den Volksnamen Skjöldungar, Scyldingas. Dieser, den man wohl erst nachträglich von einem aus ihm herausgelesenen Heros eponymos Skjöldr, Scyld abgeleitet hat, bedeutet wohl von Haus aus soviel wie Schildträger, Schildbewaffnete. Man fragt dann nur, warum ein bestimmtes Volk so hieß, wo doch der Gebrauch der Schilde keinem Germanenstamm fremd war. Möglich wäre aber, daß der Name ursprünglich die Kerntruppe innerhalb eines Stammes im Gegensatz zu der noch nicht mit dem Schild bewehrten Jungmannschaft bezeichnete. Daß sich das ganze Volk dann nach diesen erprobten Kriegern nannte, die auch die einzig vollberechtigten im Ding gewesen sein werden, was in der offiziellen Anrede zum Ausdruck kommen konnte, wäre nicht unverständlich. In diesem Zusammenhang möchte ich, ohne auf die Frage näher einzugehen, nicht unerwähnt lassen, daß Elias Wessén in seiner Schrift De nordiska folkstammarna i Beowulf (Kungl. vitterhets historie och antikvitets akademiens handlingar, del 36 : 2) den Nachweis zu erbringen versucht, daß die Dänen auf Grund örtlicher Nachfolgerschaft ihrer eigenen Sagenüberlieferung außer der anglischen Königssage von Offa auch die heruliſche einverleibt haben und daß die Skjöldungar die Heruler seien.

Gewiß mit Recht gibt sich L. W. nicht zufrieden mit dem, was Tacitus über die Feiglinge mitteilt, die die Mutprobe nicht bestanden, und nimmt an, daß man sich ihrer entledigt haben wird.

Auch das, was Tacitus Germania 43 über die Harier berichtet, führt nach L. W. auf einen Männerbund mit religiösen Riten und dieselbe Auffassung vertritt sie bezüglich der nordischen berserkir und ulfhednar sowie der langobardischen Hundingas, was letztere betrifft, an meine Ausführungen ZfdAltertum 61, 109 f. anknüpfend. Dazu wäre jetzt noch auf diese Zeitschrift 62, 120 ff. zu verweisen. Bei Anfällen von Kampfwut außer an Bären oder Wölfe auch an wilde Hunde zu denken, lag nahe; vgl. Eyrbyggjasaga XXV, 4 über die zwei Berserker Hakon jarls: þeir gengu berserksgang ok váru þá eigi i mannligu eþli, er þeir váru reiþir, ok fóru galnir sem hundar ok óttuþuz hvarki eld né jarn.

Digitized by Google

Sind die Krieger der lugischen Harii mit den Berserkern verwandt, so wird es auch völlig verständlich, wieso die beiden Haddingjar der nordischen Überlieferung unter die 12 Berserker, die Söhne Arngrims, geraten sind, wofür ich „Wandalische Götter" 25 ff. (Mitteil. d. schles. Gesellschaft f. Volkskunde 1926) noch keine Erklärung wußte. Denn die Haddingjar sind dem Namen nach dasselbe wie die wandalischen Hasdingi, in denen sich wahrscheinlich unter anderm Namen die Harii des Tacitus fortsetzen. Auf die Harii geht anderseits das Brüderpaar der Harlunge in der deutschen Heldensage zurück, das zum wilden Heer in Beziehung steht.

L. W.s' Schrift wird kein Germania-Kommentar unberücksichtigt lassen dürfen. Aus ihrem reichen Inhalt konnten hier nur einige Hauptsachen herausgehoben werden. Sie zeigt aber auch im übrigen, wie großen Gewinn die germanische Altertumskunde von der Ethnologie und Volkskunde her zu erhoffen hat.

Wien, 15. April 1928. Rudolf Much.

Brunner, Emil, **Die Mystik und das Wort**, Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1924, IV + 396 Seiten.

Das Verhältnis von Sprache und Religion ist ein Doppeltes: einerseits klammert sich der Fromme seit ältesten Zeiten engstens an den Wortlaut, ja an die Silben und Buchstaben der religiösen Formeln, Gebete, Glaubenssätze und glaubt auch kein Tüttelchen an der geheiligten, gefürchteten oder gescheuten Überlieferung preisgeben zu dürfen; andrerseits wird die menschliche Sprache als ein viel zu unvollkommenes Werkzeug ganz abgelehnt, wenn es Göttliches zu fassen gilt, und das mystische Schweigen, die innere Schau und Gefühlsseligkeit tritt an ihre Stelle (s. dazu K. Voßler, Geist und Kultur in der Sprache, 1925, 23 f.). Es ist für den Religionshistoriker sehr beachtenswert zu sehen, wie auch in der Gegenwart diese verschiedene Einstellung immer wieder zu Tag tritt: das vorliegende Buch ist theologischen Charakters, und unter „Wort" ist das „Wort Gottes" im theologischen Sinn verstanden. Es handelt sich um eine Ablehnung der modernen evangelischen Religionsauffassung als einer Sache des innersten Erlebens und Gefühls, die auf Schleiermacher zurückgeht, zu Gunsten der Glaubenswelt der Apostel und Reformatoren und des Christentums der Bibel; der Mystik wird vor allem die Nichtbeachtung der scharfen Grenze zwischen Gott und Menschen vorgeworfen, der Glaube an das „Wort" aber sei nicht ein „Fürwahrhalten bestimmter Lehren", sondern ein ehrfurchtsvolles Hören auf das „Reden Gottes" jenseits jeder Kritik durch menschliche Geisteskräfte. So wird dem Vertreter der neuen Schweizer evangelischen Bewegung die Bekämpfung der Mystik zu einer Ablehnung Schleiermachers, die er bis in das einzelne durchführt.

Der Nicht-Theologe kann in dem anregenden und interessanten Buch nur die neuste der Wellenbewegungen sehen, wie sie schon so oft zwischen den oben genannten zwei Extremen in der Auffassung von Sprache und Religion seit ältesten Zeiten hin- und wiederfluteten, der kritische Religionswissenschaftler aber mag sich vielleicht über die Sicherheit wundern, wie über alle historische Überlieferung und ihre Mängel hinweg von einem eindeutigen „Reden Gottes" hier gesprochen wird. Aber freilich: diese Art von „Wort" dünkt sich sogar der gesteigertesten Mystik überlegen und muß es ablehnen, mit Mitteln der Wissenschaft überhaupt gemessen zu werden.

Heidelberg. Hermann Güntert.

Digitized by Google

Schriften des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.

Bezieher der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde können durch Vermittlung der Schriftleitung die vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde herausgegebenen Werke zu ermäßigtem Preise bekommen. Es handelt sich um folgende Werke:

Volkskundliche Bibliographie, hrg. von Hoffmann-Krayer (12 Mk. statt 18 Mk.), Deutsche Volkskunde hrg. v. J. Meier (8,40 Mk. statt 12 Mk. geb., 7 Mk. statt 10 Mk. brosch.), Lehrproben zur deutschen Volkskunde (2,70 Mk. statt 3,60 Mk., geb. 3 Mk. statt 4 Mk.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (Lieferung 3,40 Mk. statt 4 Mk.), Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen, Heft 1—8, (das Heft 0,40 Mk. Ladenpreis 0,80 Mk.; in einem Bande gebunden 4,10 Mk. statt 6,80 Mk.), Landschaftliche Liederhefte mit Bildern und Weisen: 1. Schlesische Volkslieder (1,30 Mk. statt 2 Mk.), 2. Badische Volkslieder 1,60 statt 2,50 Mk.), 3. Anhaltische Volkslieder (1,65 statt 2,50 Mk.), 4. Elsässische Volkslieder (2,20 Mk. statt 3,30 Mk.), 6. Mittelrheinische Volkslieder 1,80 Mk. statt 2,70 Mk.), 6. Volkslieder von der Mosel und Saar (1,60 Mk. statt 2,40 Mk.), 7. Hannoversche Volkslieder (1,80 Mk. statt 2,70 Mk.), 8. Volkslieder aus der Grafschaft Glatz (2,30 Mk. statt 3,50 Mk.), 9. Niederdeutsche Volkslieder aus Schleswig-Holstein und den Hansestädten (1,35 Mk. statt 2 Mk.), 10. Pommersche Volkslieder (1,80 Mk. statt 2,70 Mk.), 11. Schleswig-Holsteinische Volkslieder (1,80 Mk. statt 2,50 Mk.), 12. Ostpreußische Volkslieder (1,60 Mk. statt 2,40 Mk.), 13. Westfälische Volkslieder 1,95 Mk. statt 2,90 Mk.). Nordische Volkskundeforschung. Vier Vorträge von Kaarle Krohn, Neidar Th. Christiansen, C. W. von Sydow, Henrik Ussing, herausgegeben von John Meier, Leipzig, 1927, Verlag Friedrich Brandstetter (1,10 Mk. statt 1,80 Mk.), Jahrbuch für historische Volkskunde, herausgegeben von W. Fraenger, 1. Band (19,20 Mk. statt 24 Mk.), 2. Band (16 Mk. statt 20 Mk.).

Die Veröffentlichungen des österreichischen Volksliedunternehmens werden schön gebunden geliefert: Jungwirth, Alte Lieder aus dem Innviertel (3,75 Mk. statt 5 Mk.), Commenda, Von der Eisenstraße (4,50 Mk. statt 6 Mk.), H. Pommer, Volkslieder und Jodler aus Vorarlberg, 1. Folge (4,50 Mk. statt 6 Mk.), V. Zack, Volkslieder und Jodler aus dem obersteierischen Murgebiet, 1. Folge (4,50 Mk. statt 6 Mk.).

Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hanns Bächtold-Stäubli 1928 ff., Abteilung I der Handwörterbücher zur Deutschen Volkskunde herausgegeben vom Verband Deutscher Vereine für Volkskunde. Band 1, Lieferung 1—6, Berlin, Walter de Gruyter.

Während andere Wissenszweige meist von unseren Hochschulen gepflegt und gefördert werden, kann man das von der Volkskunde nur in beschränktem Sinne sagen. Erst in allerletzter Zeit ist sie dort anerkannt und durch Lehraufträge vertreten; meist wird sie aber auch heute noch als Stiefkind behandelt. Ihre Berechtigung wird jetzt kein Verständiger mehr leugnen wollen. Die Erstlingsgeschichte der Volkskunde bedeutet — mit wenigen Ausnahmen — kein Ruhmesblatt für die amtlichen Vertreter der Wissenschaft. Denn Tatsache ist, daß viele von ihnen sich der Volkskunde erst jetzt annehmen, wo sie gar nicht mehr anders können, und da oft nur mit Widerstreben.

Deshalb haben Berufene sich seit Jahren zusammengetan und gemeinsam, in nicht amtlichen Vereinigungen, an der Förderung der Volkskunde gearbeitet. Aus dem Bewußtsein der Notwendigkeit gemeinsamer Beratung entstand der Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Ihr langjähriger Vorsitzender Prof. Dr. John Meier hat es verstanden, den noch vor 10 Jahren

Digitized by Google

kleinen Verband zu einem großen Unternehmen auszugestalten, das heute den Mittelpunkt gemeinsamer volkskundlicher Besprechungen bildet. Jedes Jahr hält dieser Verband eine Tagung ab, bei welcher die Vertreter der Volkskunde aller deutschen Gebiete innerhalb und außerhalb des Reiches, teilweise auch aus anderen Ländern, sich zu gemeinsamer Aussprache treffen.

Seit Jahren gibt der Verband auch volkskundliche Schriften heraus, die teilweise oben Seite 173 aufgezählt sind. Zu den wichtigsten Werken gehört das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.

Mit dem Titel des Werkes bin ich nicht einverstanden. Trotz allem, was bisher dafür vorgebracht worden ist, hätte ich es für besser gehalten, Volksglauben zu schreiben statt Aberglauben. Doch hier will ich darüber nicht sprechen, sondern diesen Schönheitsfehler hinnehmen.

Das Buch gehört zu den bedeutendsten Unternehmungen der Volkskunde. Mögen die von den verschiedensten Verfassern bearbeiteten Artikel ungleich sein in Art und Wert: im Ganzen ist das Wörterbuch das wichtigste Nachschlagewerk, das wir für ein großes — wohl darf man sagen das größte und wichtigste Gebiet der Volkskunde haben. Deshalb wird jeder Volkskundeforscher dem Verband und seinem Vorsitzer, dem als wertvoller Helfer und Berater in der Volkskunde hochgeschätzten Prof. Hoffmann-Krayer, allen Mitarbeitern und besonders dem rührigen Herausgeber, der seines schweren Amtes mit Umsicht und Energie waltet, sowie dem Verlag herzlichen Dank wissen.

Deutsche Buchgemeinschaft und Volkskunde.

Die Volkskunde hätte niemals den Aufschwung erlebt, dessen sie sich in den letzten Jahren erfreuen darf, wenn nicht die Zeit reif wäre für ihr Verständnis und sie einem innersten Bedürfnis entspräche. Das zeigt sich am besten bei einem Einblick in die Werke unserer Schriftsteller. Ein so hervorragendes und großes Unternehmen wie die Deutsche Buchgemeinschaft bietet in mehreren Bänden Erzählungen, die ihrem Stoff nach in das Gebiet der Volkskunde gehören, auch in ihrer Einstellung so geartet sind, daß sie der wissenschaftlichen Volkskunde gleichlaufen. Ich nenne einige der vielen Bücher:

Wilhelm Weigand, **Die Frankenthaler.** Ein Heimatroman aus Franken, 386 S. Fränkisches Bauerntum ist hier meisterhaft geschildert, dann die Kultur der kleinen Stadt und daneben die Mischung dieser bodenständigen Kultur mit den Anschauungen der Industriebevölkerung. Weigand gehört nicht zu denen, die Motive der Volkskunde mit ihren Erzählungen verflechten, weil das jetzt so Mode ist, seine Franken sind urwüchsig, nicht zurechtgestutzt. Die erste Niederschrift des Romans war im Jahre 1889 vollendet. Damals waren Begriffe wie Volkskunde und Heimatkunde nur von wenigen gekannt, die unsere Führer werden sollten. Zu ihnen dürfen wir Weigand rechnen.

Daß Ludwig Ganghofer, **Der Dorfapostel** (Hochlandsroman, 394 S.) zur Volkskunde gehört, braucht nicht gesagt zu werden. Möge die schmucke Neuausgabe dem Buche viele Leser gewinnen!

Ludwig Richter hat deutsches Volksleben mit so feinem Verständnis dargestellt wie wenige Künstler. Wir begrüßen es deshalb auch, daß die Schicksale dieses Künstlers durch einen Band der Buchgemeinschaft weiten Kreisen bekannt gemacht werden: F. Nemitz, Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, 470 S.

In einem prächtigen Buch werden auf 300 Tafeln Bilder deutscher Landschaften und Erzeugnisse uns vor Augen geführt: **Deutsche Heimatbilder deutscher Kulturstätten außerhalb des Deutschen Reiches,** mit einem Geleitwort von W. von Scholz. Herausgegeben von Paul Block und Werner Lindner.

Digitized by Google

Weit weg von der Heimat und in ganz alte Zeiten führt ein anderes Buch: Die **Edda**, übertragen von Karl Simrock, herausgegeben von G. Neckel (435 S.). Und doch soll es hier genannt werden. Denn es erzählt von urgermanischer Art, die heute noch in vielen Erscheinungen unseres Volkstums nachwirkt.

Reallexikon der Vorgeschichte. Herausgeg. von Max Ebert. Berlin, De Gruyter. Seit meiner letzten Besprechung im 1. Band dieser Zeitschrift, Seite 168 hat dieses Werk wieder große Fortschritte gemacht. Ich nenne dies Mal zwei Aufsätze des zehnten Bandes, die für die Volkskunde von besonderer Bedeutung sind: Primitive Kunst und Primitives Denken.

Württembergische Studien, Festschrift zum 70. Geburtstag von Professor Eugen Nägele. Herausgegeben von P. Goeßler, Stuttgart, Silberburg, 1926, 252 S.

Kenner des württembergischen Landes und Volkes haben sich zusammengetan, um einem ihrer Verdientesten einen Kranz zu winden, dem langjährigen Leiter des Schwäbischen Albvereins, Eugen Nägele.

Nägele kennt seine geliebte Heimat wie wenige. Ihre Frühgeschichte ist ihm ebenso vertraut wie das heutige Volkstum. Weiter Forscherblick vereinigt sich in ihm mit liebevollem Eindringen in die Eigenart seiner Heimat und ihrer bodenständigen Menschen.

Nägeles Forschen entsprechend ist sein Ehrenkranz aus Blumen verschiedenster Art gewunden. Das zeigt die bunte Reihe der Beiträge: Peter Goeßler, An Eugen Nägele; August Lämmle, Über das württembergische Volk; Hans Schwenkel, Die württembergische Landschaft; Fritz Berckhemer, Württembergische Fossilfunde; Peter Goeßler, Vom Werden und Wesen unserer frühesten Kultur; E. R. Fiechter, Württembergische Kirchen des Mittelalters; Richard Schmidt, Burgen und Schlösser in Württemberg; Karl Weller, Die Entstehung des württembergischen Staatswesens; Viktor Ernst, Die Entstehung der württembergischen Städte; Herm. Hefele, Württembergs Politik seit dem Untergang des alten Reiches; Fr. Hertlein, Die Eigenart vorgeschichtlicher Wege; Gerh. Bersu, Das Kastell Lautlingen; Felix Schuster, Die römischen Säulen in der Remigiuskirche bei Nagold; Oskar Paret, Neues zur römischen Wasserleitung von Rottenburg; Karl Bohnenberger, Zum Ortsnamen Murrhardt; M. Schermann, Michel Buck; Eugen Gradmann, Weinbau und Landschaft; Robert Gradmann, Der Wegzeiger.

Zum Schluß sei ein Wort Goeßlers genannt aus der Widmung an Nägele: „Von der Persönlichkeit hängt es ab, wie weit das Forschen und Wissen von der Heimat sittliche Kraft wird. Nägeles Lebenswerk ist ein weithin leuchtendes Vorbild dieser Verbindung von Mensch und Forscher."

Möge das schöne und tüchtige Buch viele Leser finden! Möge es dem Gefeierten gegönnt sein, auch fernerhin in Gesundheit weiter zu wirken zum Segen seines Landes und Volkes!

Heidelberg. Eugen Fehrle.

A. Brüschweiler, **Jeremias Gotthelfs Darstellung des Berner Taufwesens,** volkskundlich und historisch untersucht und ergänzt, Bern, Gustav Grunau, 1926, 304 Seiten.

Daß Jeremias Gotthelf eine fast unerschöpfliche Quelle für die Volkskunde sei, ist heute unter den Forschern bekannt. Nur wer Land und Leute, die Gotthelf schildert, genau kennt, wird diese Quelle für die Forschung fruchtbringend machen können. Es ist sehr dankenswert, daß mehrere Schweizer Gelehrte sich in letzter Zeit daran machen, Gotthelf durchzuarbeiten. Als eine der wertvollsten Arbeiten ist Br.s Buch zu nennen.

Digitized by Google

Zunächst bietet er der Forschung eine ungeheure Stoffmenge übersichtlich geordnet mit guten Quellenangaben.

Dann ist die Arbeit methodisch wichtig: Sie zeigt, wieviel noch aus der mündlichen Volksüberlieferung zu schöpfen ist, wenn der Forscher neben wissenschaftlicher Schulung Verständnis für das Volk hat und es versteht mit ihm zu leben. Für die Volkskunde bedeutet die mündliche Überlieferung so viel wie für manche Wissenschaft die schriftlichen oder in Stein vorhandenen Urkunden. Forscher, die immer noch meinen, in der Studierstube und in Bibliotheken allein Volkskunde treiben zu können, mögen sich durch Brüschweilers Buch bekehren lassen! Die mündliche Volksüberlieferung muß ebenso kritisch gesichtet werden wie der Philologe es mit den schriftlich vorliegenden Quellen macht. Auch darin hat der Verfasser Gutes geleistet.

Außerdem sind ausgiebig die Archive benutzt, so daß es oft möglich war, einen Brauch geschichtlich für einige Jahrhunderte zu verfolgen.

Zur Erklärung werden mit Nutzen Ergebnisse der vergleichenden Volkskunde beigezogen.

Die Darstellung geht aus von den Schilderungen der Bräuche durch Gotthelf. Dies verleiht dem Werke nicht nur einen gewissen Reiz, sondern ist auch förderlich für die wissenschaftliche Beobachtung, die angeregt wird von einem Dichter mit so tiefem Verständnis für sein Volk.

Für diejenigen, welche das Konventionelle der Bauernkultur richtig hervorgehoben haben (Hess. Bl. für Vkd. 23, 20 ff.) gibt B.s Buch eine Fülle von Belegen, wie es überhaupt die Volkskundeforschung nach verschiedenen Seiten befruchten kann.

Nur ein Wunsch bleibt dem Forscher: ein ausführliches Stichwörterverzeichnis. Das Buch enthält viel wichtige Beiträge zum Volksglauben, die nicht nur der Forscher auswerten möchte, der sich mit Taufsitten beschäftigt. Und dafür ist ein Stichwörterverzeichnis nötig.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Eberhard Frh. v. Künßberg, Rechtssprachgeographie. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1926 (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse, Jahrg. 1926 (27. 1. Abh.) 50 S. 1 Grundkarte, 20 Deckblätter. 4.— Mk.

Eine Ergänzung der Wagnerschen Arbeit und zugleich eine Anwendung der wortgeographischen Methode auf ein enges Gebiet bildet die Künßbergsche „Rechtssprachgeographie" Schon der Jurist Heinrich Brunner hat gelegentlich auf den Wert der geographischen Betrachtung von Rechten und Rechtswörtern hingewiesen[1], doch erst W. Merk[2] und v. Künßbergs „Rechtssprachgeographie", haben diesen Gedanken wieder aufgenommen. Kbg. stützt sich neben eigenen reichen Sammlungen vor allem auf den Stoff des Deutschen Rechtswörterbuches[3]. So wird zwar nicht die gleichmäßige Verteilung der Belege über das ganze deutsche Reichsgebiet wie bei Wagner erreicht. Aber einmal berücksichtigen die Sammlungen des Rechtswörterbuches gleicherweise die Reichs- wie die Außengebiete deutscher

[1] Vgl. z. B. Hafemann, Das Stapelrecht, eine rechtshistorische Untersuchung. Leipzig 1910,

[2] Wege und Ziele der geschichtlichen Rechtsgeographie (Festgabe für Träger) Berlin 1926.

[3] Vgl. E. Heymann, Zeitschr. für Rechtsgesch. Germ. Abt. 59 (1926) 582.

Digitized by Google

Junge. Zum andern bieten sie eine Fülle von Stoff aus allen Abschnitten unserer Sprachgeschichte und gewähren so einen Überblick über das langsame Vordringen und Zurückweichen, über das Werden und Vergehen der einzelnen Rechtswörter.

Die Rechtssprache ist ein Teil der Volkssprache, lebt ihre Gesetzmäßigkeiten mit. Wie diese zerfällt sie in Landschaften, bildet Grenzen, stößt in Wellen vor. Deutlich heben sich — die beigegebenen Karten veranschaulichen das — Rechts- und Rechtssprachgebiete heraus. Das Lübische Recht umfaßt den nd. Osten, das Gebiet, das als verhältnismäßig geschlossener Raum die nd. Schriftsprache erzeugt, die ihrerseits in den nd. Westen vorstößt (vgl. Lasch, Vom Wesen und Werden des Mittelniederdeutschen, Niederdeutsches Jahrb. 51, 1925, 63 ff.). Aus dem großen Gebiet des magdeburgischen Rechtes wächst das Kulm's heraus (S. 46 Deckbl. 17; 19.). Dem frühen sprachlichen Abschluß des bairischen Raumes (Wagner S. 62. Tafel 3) ist die Herausbildung des gemeinen Stadtrechtes im 13. Jh. (Kbg. S. 46. Deckbl. 17; 18; 20) an die Seite zu stellen. Geschlossene Rechtssprachlandschaften stellen Bayern-Österreich (Blätter Schreiat; Leitkauf; Gerhab), Niederdeutschland (Kock), stellt auch einmal die Schweiz (Vogt-Vormund) dar.

Sprachliche Wellen sind an einzelnen Gruppen des Rechtswortschatzes zu beobachten. Für das Dreingeld bei Abschluß von Verträgen gilt im ganzen deutschen Osten, im germanischen Norden, in Holland das Wort Leitkauf. Dazwischen fehlt es fast völlig: der Rhein und sein Hinterland (bis nach Hamburg, Flensburg, Lübeck, Rügen, Danzig) hat für dieselbe Sache Weinkauf (S. 34 ff. Deckbl. 7; 8). Auf beiden Seiten (Holland—Ostdeutschland) liegen die Reliktgebiete. Der Verkehr hat rechtssprachbildend gewirkt.

Die Rechtssprache ist aber auch Sondersprache, folgt eigenen Gesetzen. Sie hat strenge räumliche Grenzen, die sie andererseits wieder leicht überspringt, wenn ein Recht übertragen wird. So dringt mit dem Sachsenspiegel sein Wortschatz nach Holland und in den Süden vor (S. 20), so trägt die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V., die ihrerseits auf der bambergischen beruht, süddeutsch-österreichisches Sprachgut nach ganz Deutschland. An dem Vordringen des Wortes Pranger (S. 30 ff.; Deckbl. 3; 4; 5; 6,) aus dem schlesisch-böhmischen Ursprungsland und dem Überwinden der mundartlichen Bezeichnungen Kock (Niederdeutschland), Schreiat (Österreich-Bayern,) Staupe (nd. und friesisch), Halseisen (Südwestdeutschland) ist das deutlich zu beobachten.

Die Rechtssprache ist der Mundart verwandt, reicht in Eid und mündlicher Verhandlung in sie herab (16 ff.), will verstanden sein und muß sich deshalb anpassen. Sie teilt mit der Schriftsprache deren über den Bereich der Mundart hinausstrebende Allgemeingültigkeit. Sie wählt Wörter aus, meidet andere. An ihr sind die ersten Träger unserer Schriftsprache — die humanistischen Juristen — gebildet worden.

Eine Fülle von Fragen und Anregungen enthält die Arbeit, die in Karten verschiedenster Art — Historische und Mundartkarte (Flecken); Bedeutungskarte (Bestand); Synonymenkarten (Prangergruppe; Leitkaufgruppe; Vormundgruppe); Synonymen- und Rechtsbrauchkarte (Steintragen); Rechtsbrauchkarte (Hühnerrecht); Rechtsquellenkarten (Stadtrechtsgebiete) — einen Einblick in reichen Stoff gewährt. Es ist zu wünschen, daß der Verfasser seine Darstellung der Geschichte der deutschen Rechtssprache, aus der dies Buch nur ein Kapitel sein will, uns nicht mehr lange Zeit vorenthält, zu wünschen aber auch, daß der Arbeiter in diesem Weinberg mehr werden.

Heidelberg. Hans Teske.

Digitized by Google

Theodor Hampe, **Der Zinnsoldat, ein deutsches Spielzeug,** mit 186 Abbildungen. Berlin, H. Stubenrauch, 1924, 116 S. Kleine volkstümliche Bücherei hg. v. W. Fraenger, 1. Band.

In wirtschafts-, handels- und sozialgeschichtlicher Hinsicht ist die Herstellung der Bleisoldaten genügend dargestellt. Noch aber fehlte eine größere Zusammenfassung des weithin verstreuten Stoffes in kulturgeschichtlicher und volkskundlicher Richtung. Diesem Bedürfnis versucht aufgrund lieber Kindheitserinnerungen Theodor Hampe zu genügen. Es ist ein wundervoller Versuch geworden, besonders wenn man zusieht, vor welch' reichen Hintergrund und in welch großzügige Umgebung der Verfasser das Kinderspiel stellt. Ein ausgezeichnetes Bilderwerk stützt die warm gehaltenen Ausführungen. Die volkskundliche Wissenschaft wie auch der an unserer Kulturgeschichte Anteil nehmende Einzelne werden Herausgeber, Verlag und Verfasser dankbar sein.

Otto Behagel, **Von deutscher Sprache,** Aufsätze, Vorträge und Plaudereien, Lahr i. B. M. Schauenburg, 1927, 399 S.

O. B. hat in dankenswerter Weise und in seiner geschätzten klaren Art Aufsätze kleineren und größeren Umfangs, früher veröffentlichte Arbeiten, aus z. T. entlegenen Zeitschriften und Zeitungen zu einem Buch zusammengetragen. Durch das ganze Gebiet der deutschen Sprache wird man geführt: Schrift, Laute, Formen, Wortgeschichte, Satzbau, Sprachgebrauch, Fremdwörter und Mundart werden behandelt. Den Volkskundler geht ganz besonders an: Humor und Spieltrieb in der deutschen Sprache, gelehrte Volksetymologie, Vornamen und schließlich die schon genannten Aufsätze zur Mundart, worunter zwei im Süden besondern Anteil erwecken: „Zu Hebels Schatzkästlein" und „Von der Karlsruher Mundart". Dankbar werden vor allem auch die Deutschlehrer aller Schulgattungen sein. Der Verlag hat sich viel Mühe um die Ausstattung gegeben.

Dr. Karl Bergmann, **Deutsches Leben im Lichtkreis der Sprache,** M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1926, XVI und 229 S.

Ein erster Schritt zur Verwirklichung eines geplanten kulturgeschichtlichen Wörterbuchs auf deutschsprachlicher Grundlage ist getan. Die großen Abschnitte, in denen der Plan sich verwirklicht, heißen: Mensch und Natur (darunter Teufelsglaube, Krankheit und Tod); die Menschen untereinander (Völker und Stämme, Stände und Berufe, Religion u. a.); aus der Geschichte des deutschen Volkes; Religion und Kirche; Rechtswesen; Ausschnitte aus der materiellen Kultur; in einem Anhang: das Alter, volkstümliche Pflanzennamen. Ausführliche Register erleichtern den Gebrauch. Es ist gerade auch für die Volkskunde eine reiche Fundgrube und ein willkommenes Nachschlagewerk, das der Verleger glänzend und übersichtlich ausgestattet hat. Die höheren Schulen werden sehr erfreut sein über das Werk.

Gustav Schröer, **Die Flucht aus dem Alltag,** Quelle & Meyer, Leipzig o. J; Derselbe, **Der Schuß auf den Teufel,** Heimatverlag, Halle, 1925.

Eine Stubenecke zwischen zwei Fenstern ist die Flucht aus dem Alltag im Saalelande. Bei uns würde man das Örtlein etwa Herrgottswinkel nennen und beides wäre fast dasselbe „so kostbar, so vom Frieden gesegnet, so vom Ahnengeist überhaucht..." Nur äußerlich sind sie verschieden, sonst heißt es da wie dort: „Hier ist dem Alltag der Zutritt verboten." Hier suchen Erlebnisse Gestalt, ein Dichter schafft für uns. Hinter ihm aber steht sein Großmütterlein voll Ahnung, Märchen und Volksglauben. Bei ihm sein junges Weib, um ihn aber ist das Dorf

Digitized by Google

mit seinem tätigen Leben. Das gibt seiner Seele Kraft und Form, Stoff und Herbheit. Da findet er Albin, der Kraft des Glaubens Kranke heilt, Rosa, deren Haß gute Menschen an den Abgrund bringt, Volksglaube hängt dem ganzen Bauernstamm an im Guten wie zum Schlechten. Die Liebe aber zu seinem Weib führt dem Dichter die Feder und die „Flucht aus dem Alltag" weiht jeden Gedanken, heiligt Geburt und Not und segnet selbst den Tod, wenn er kommt.

Hans F. K. Günther, **Rassenkunde des deutschen Volkes,** 12., wesentlich umgearbeitete Auflage, mit 28 Karten und 526 Abb. München, Lehmann, 1928, VIII und 498 S.

Bild 1. Markgräflerin (Baden)
Nordisch-ostisch

Bild 2. Justinus Kerner
Ostisch

Die neue Auflage des Güntherschen Buches ist wesentlich verändert. Die breitgesichtig-langköpfige dalische Rasse — Nachkommen der altsteinzeitlichen Crô-magnonmenschen — ist in die bisherige Einteilung aufgenommen worden. Günther möchte die von Paudler bestimmte häufige Form lieber die fälische Rasse nennen. Auch Erweiterungen anderer Art werden dankbar anerkannt. Die Rassenkunde des jüdischen Volkes, die anhangsweise den früheren Auflagen beigegeben war, fehlt in der 12. Sie ist als selbständiges Buch erschienen. Die Oberdeutschen werden mit besonderer Aufmerksamkeit die Abwandlungen in der Schilderung der ostischen Rasse lesen. Der Verfasser bittet um Bilder gerade von dieser Rasse. Es wäre für die Erfassung der Gesamtheit von größter Bedeutung, wenn wie bei den Flurnamen jeder Ort, wenigstens jeder Bezirk einen einheimischen Sammler hätte. Vielleicht ließe sich das in Verbindung mit den schon auf anderen volkstümlichen Gebieten tätigen Leuten einmal verwirklichen. Ernst Fehrle.

Während ich Korrektur lese, wird mir vorgelegt: Hermann Muckermann, **Rassenforschung und Volk der Zukunft.** Ein Beitrag zur Einführung in die Frage vom biologischen Werden der Menschheit, Berlin und Bonn, Dümmler, 1928, 49 S., 2,50 Mk. Muckermann wendet sich teilweise gegen die einseitige Hervorhebung der nordische Rasse. — Da die genannnten Bücher von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus geschrieben sind, gewähren sie zusammen einen guten Einblick in die Rassenforschung. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Fritz Kern, Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten, ein kultur- und rassengeschichtlicher Versuch, mit 445 Abb. Lehmann, München, 1927, VIII und 305 S.

Es ist sehr dankenswert, daß der Lehmannsche Verlag sich um die Rassenkunde so viel Mühe gibt. Auch dies Buch ist glänzend ausgestattet und bietet sich aufs angenehmste dar. F. K. hat sich bemüht, die von Paudler bestimmte Nachkommenschaft der Cromagnonrasse in Deutschland im Bilde vorzuführen. Das ist ihm in vorzüglicher Weise gelungen. Außerdem wird abgehandelt über „Germanen und nordischer Typus, über den Stammbaum der Europäiden, über Herren und

Bild 3. Mädchen aus Tirol Ostisch[1]

Bild 4. Bauer aus dem nördlichen Schwarzwald (Baden) Vorwiegend dinarisch

Bauern", ein besonders anziehendes Kapitel für die Volkskunde. Diese Andeutungen werden genügen, um darzutun, daß der ums Volkstum ernsthaft Bemühte, sich mit solchen rassenkundlichen Werken befassen muß, wenn er in seinem Gebiet nicht irre gehen will.

Karlsruhe. Ernst Fehrle.

Der Verlag Lehmann in München hat das Verdienst, in mehreren Werken auf die Bedeutung der Rassenforschung hingewiesen zu haben. Außer den hier genannten Büchern von Günther und Kern verweise ich auf Paul Schultze-Naumburg, Kunst und Rasse, (1928, 144 S. mit 159 Abb.) und Hans F. K. Günther, Rasse und Stil, Gedanken über ihre Beziehungen im Leben und in der Geistesgeschichte der europäischen Völker, insbesondere des deutschen Volkes (1926, 132 S. mit 80 Abb.). Ferner nenne ich die Zeitschrift Volk und Rasse, die vielmehr als die genannten Bücher auch auf volkskundliche Fragen eingeht[2] und in vorzüglichen Aufsätzen wichtige Fragen der Geschichte und Vorgeschichte unseres Volkes behandelt. Viele Probleme sind hier noch umstritten. Zur Klärung der Fragen, um deren Lösung heute sich weite Kreise des Volkes bemühen, kann viel beitragen das ausgezeichnete, allgemein verständliche Büchlein von Eugen Fischer, Rasse und

[1] Vgl. die Kinderbilder aus dem nördlichen Schwarzwald in meinem Buch: Badische Volkskunde I Tafel 4.

[2] Z. B. 2, 1927, 132 ff., 194 ff.; 3, 1928, 82 ff.

Digitized by Google

Rassenentstehung bei Menschen (Berlin, Ullstein, 1927, 138 S.). Mag die Wissenschaft, die diese Aufgaben zur Zeit von verschiedenen Seiten her anfaßt, heute noch vor ungelösten Problemen stehen, so ist doch Eines schon ersichtlich: auch die Volkskunde wird diesen Fragen näher treten müssen. Die hier eingestreuten Bilder sind Günthers Rassenkunde entnommen. Sie geben die wichtigsten Typen des auf oberdeutschem Kulturgebiet vertretenen Volkstums. Dem Verlag Lehmann in München danke ich für Überlassung der Druckstöcke.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Bild 5. Tiroler. Vorwiegend dinarisch.

Eugen Mogk, **Germanische Religionsgeschichte und Mythologie.** Dritte verbesserte Auflage. Sammlung Göschen Bd. 15. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1927. 140 S. geb. 1.50. Mk.

„Germanische Mythologie" hieß das Bändchen in seinen früheren Auflagen. Die Hinzufügung „Religionsgeschichte" im Titel ist bezeichnend für die Entwicklung, welche dieser Wissenszweig in den letzten anderthalb Jahrzehnten genommen hat. Die neueren Ergebnisse der Wissenschaft sind, soweit sie als gesichert gelten dürfen, berücksichtigt, besonders im ersten Teile. Statt der früheren Abschnitte „Seelenglaube, Toten- und Ahnenkult", „Aufenthaltsorte der Seelen" finden wir jetzt: „Die Machtvorstellung in der germanischen Religion"; „Der Fylgjenglaube"; „Das Leben nach dem Tode; Totenkult"; „Aufenthaltsorte der Toten". Das Wort „Animismus" ist verschwunden, bei Wodan ist der „Seelenführer" durch „Totenführer" ersetzt. Gegen den Begriff „Seele" in älterer Zeit ist man jetzt sehr bedenklich geworden. Neckels „Wallhall" hat eingewirkt bei Darstellung der Walküren, das Dämonenhafte und Mahrenartige dieser Wesen bei den germanischen Völkern außerhalb des Nordens wird berührt; was über die Aufenthaltsorte der Toten gesagt wird, weicht allerdings von Neckel ab. Die Fesselung Lokis ist (wie

Digitized by Google

schon Olrik in „Ragnarök" ausführt) das Märchen vom gefesselten Unhold, das seinen Ursprung im Kaukasus hat und auch in der griechischen Prometheussage vorliegt. Die Forschungen über Balder (vgl. bes. Neckel, Die Überlieferungen vom Gotte Balder) hat M. nicht berücksichtigt, da er ihnen offenbar ablehnend gegenübersteht; wenn man auch gewiß zugeben muß, daß hier vieles noch zweifelhaft und unklar ist, so hätte man doch gern gesehen, wenn er einen Schritt über die alte Darstellung dieses Abschnittes hinausgegangen wäre. Volkskundlich bemerkenswert ist, was über Lebensrute, Wasserkult (S. 17), Sonnenfeuer (S. 19), Steinkult (S. 22), Scheibenschlagen (S. 37) gesagt wird, aber eine sehr beherzigungswerte Warnung enthält der Satz: „Spätere christliche und volkstümliche Feste so schlechthin in altheidnische Verhältnisse zu versetzen, geht nicht gut, da mit der römischen Kultur und christlichen Sitte sicher auch Feste und festlicher Brauch zu den Germanen gekommen sind" (S. 127 f.). Alles in allem: wir freuen uns sehr, jetzt eine zusammenhängende Darstellung über das Gesamtgebiet der germanischen Religionsgeschichte und Mythologie zu haben, die sich mit der nötigen Vorsicht auf die neueren Forschungsergebnisse aufbaut.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Georg Jacob, **Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert.** Ins Deutsche übertragen und mit Fußnoten versehen (Quellen zur deutschen Volkskunde, herausgegeben von V. v. Geramb und L. Mackensen, 1. Heft). Berlin und Leipzig 1927, Walter de Gruyter & Co. Groß-Oktav. V, 51 S. 4.— Mk.

Ueber diese Quellenreihe, deren 1. Heft hiermit vorliegt, sagen die Herausgeber im Geleitwort: „Ihre Notwendigkeit sehen die Herausgeber vor allem in dem Bedürfnisse der zahlreichen, in den letzten Jahren an den deutschen Universitäten errichteten akademischen Lehrstellen für Volkskunde. Es muß Arbeitsstoff für die volkskundlichen Übungen jener Institute bereitgestellt und vermehrt, und es müssen die vielfach noch gar nicht, vielfach aber nur in veralteten Ausgaben vorliegenden Quellen zur deutschen Volkskunde in einwandfreien und zudem leicht greifbaren Publikationen zugänglich gemacht werden . . . Wie ja die Volkskunde überhaupt, so wird auch diese Quellenreihe nicht nur der eigenen Disziplin, sondern auch anderen Wissenszweigen, der Germanistik wie der deutschen Geschichte und Kulturgeschichte, der Religionswissenschaft, Soziologie und Völkerpsychologie wie der Philologie im weitesten Sinne des Wortes, dienlich und wertvoll sein und manches Neue bringen." Zur Verwirklichung dieser Gedanken macht das vorliegende Heft einen guten Anfang. Die vier arabischen Gesandschaftsberichte verdeutscht und erläutert von dem rühmlichst bekannten Orientalisten Jacob, führen uns fast durch ganz Europa: im Mittelpunkt steht das Frankenreich, östlich kommen wir zu den Slawen (Ostdeutschland), westlich nach Frankreich, im Norden zu den Sachsen, nach Schleswig und nach England, im Süden nach Byzanz und ins Normannenreich. Volkskundlich bemerkenswert sind vor allem die Bestattungsgebräuche eines slawischen Stammes, die denen der Inder ähneln, das heidnische Opferfest in Schleswig, die Berichte über gerichtlichen Zweikampf, Feuer- und Wasserprobe, sowie eine Amazonensage in Finnland über die „Stadt der Frauen". Besonders auch der Völkerkunde wird das Heft wertvolle Dienste leisten.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Digitized by Google

Stichwörterverzeichnis.

Albrecht, H. 168
Albumverse 155
Amulett 97 ff. 118. 125. 128 ff. 141
Angang 50
Assel 31—37
Astrologie 138
Außergewöhnlich 54

Baader, Emil 77
Bayer 76
Bächtold-Stäubli 79. 173
Bähr 168
Bärenhochzeit 73—75
Bauernhaus 83 ff.
Bauernkunst 14. 15
Bannritt 90 ff.
Bauopfer 81 ff.
Beckker, A. 81 ff
Behagel, Otto 178
Beifuß 115 f.
Bergmann, Karl 178
Beringer, J. A. 57 ff.
Berserker 171
Betzeit 95
Biene 46
Boehm, F. 79
Böser Blick 105. 131
Bolte, Johannes 163
Bossert 3
Braunelle 120
Braunwurz 121
Brezel 73
Brot 103
Brückenopfer 81 f.
Brüschweiler, A. 175 f.
Brunner, E. 172
Bucklig 54
Burchenal 157 ff.
Burte, H. 168
Busse, H. E. 76

Corso 79
Creutz, Max 5

Dachwurz 127
Diebszauber 94
Dinkelmann, W. 102 ff.
Dreifaltigkeitsblume 120

Ecken, vier 45
Ei 50
Eingericht 26
Einmauern 81 ff.
Engelliebchen 123
Erntebrauch 45. 52 f.
Esel 79
Expressionismus 4

Fasten 78
Fastnacht 71—73. 77. 78
Fehr, Hans 90 ff.
Fehrle, Ernst 167. 178 ff.
Fehrle, Eugen 82. 173 ff. 179
Fernzauber 94
Fetthenne 117
Fieber 95 f.
Fisch 147 f.
Fischer, Eugen 180 f.
Flammendes Herz 121 f.
Flurnamen 78. 155 ff.
Forrer 1. 21
Fraenger 2. 3. 6. 22
Fraisen 32
Frank, Chr. 77 f.
Frauentragen 148 f.
Freitag 45. 51
Freyer 1. 21 f.
Frühlingsbräuche 77
Fuchs 72
Fuß 103

Gänseblümlein 125
Ganghofer, L. 147
Gartenmondviole 124
Gebildbrot 147
Gegensatz der Geschlechter 99
Gelbsucht 95
Geramb, V. v. 80 182
Geschlechtsnamen 37—40
Gichter 32
Glocke 82. 127
Gnadenkraut 119
Gottesbraut 73 ff.
Gotthelf, Jer. 175 f.
Gräbersymbolik 78
Grenzumgang 90 ff.
Grohne, E. 79
Grundmann 1
Grundsteinlegung 81 ff. 94
Güntert, H. 172
Günther, Hans 179
Gürtel 128 ff.

Haberlandt, A. 2. 8. 10 f. 18. 28. 80
Haberlandt, Mich. 1 f. 3. 11. 79
Hahm 1. 3. 11. 16. 28
Hahn 71. 82
Hampe, Th. 178
Hartheu 117
Hartmann, O. 15
Hase 56
Hasel 78
Hebel, J. P. 164 ff.
Heckenröslein 125
Heilige Zeit 118
Heilsegen 95 ff.
Heimberger, H. 148 f.
Heiratsorakel 50. 51. 54
Heischelied 71 ff.
Hel 103 f.
Hepding 79
Herberge 148 f.
Herbster 167
Herd 83 f.
Herrgottsschühle 119
Heybach 77
Himmelfahrtstag 90 ff. 125
Hinterglasmalerei 18
Hirsch, Emil 82
Hisperin 31 ff.
Hirtentäschel-Kraut 120
Hirtler, F. 168
Hochzeit 79. 136
—, heilige 73 ff.
Höhn, Heinr. 170
Hoffmann-Krayer 79. 167 173
Holmberg 43
Holunder 53. 94. 118
Homöopathie 33 f.
Hoppe, R. 155
Hund 102 ff.
Hünnerkopf, R. 181 f.

Jacob, Georg 182
Igel 104
Immergrün 127
Johanni 115 ff. 126
Irrenkunst 27
Item 78
Jünglingsweihe 170 ff.

Kagarow, E. 73—75
Kalb, goldenes 78
Kalte, das 100
Kaltenbach, K. 77
Kapff, Rud. 37—40
Karasek 71—73. 152
Karlinger 1. 3. 8
Katze 47
Kegelspiel 104
Kelleraffel 31 ff.
Kern, Fritz 180
Keuschheit 73 f. 82 136
Kinderkunst 19. 26 f.
Kinderpsychologie 106
Kinderspiel 120 f. 155
Kleidertausch 49 f.
Klusemann 82
Knoblauch 104
Königskerze 124
Kranewit 93 ff.
Kraus, A. E. 149 ff.
Krause 79
Krebs 48. 49
Kreuzblume 125
Kreuzweg 79
Kröber 79
Kühn, Herb. 16
Künßberg, E. v. 176 f.
Kunstgewerbe 8 f.

Labkraut 126
Lauffer, O. 1. 12
Laurin 138. 144 f.
Liebesorakel 147 f.
Liebrich 166
Links 43. 47. 48. 50. 52. 55 f. 103
Löwenzahn 66 f.
Lüers, Fr. 78. 80
Lügengeschichten 53

Mackensen, L. 182
Männerbünde 170 ff.
Marc, Franz 4
Meier, John 173 f.

Digitized by Google

Menschenopfer 82
Messen des Kranken 104
Metall 82
Mielke 1
Mitternachtsmesse 79
Mogk, Eugen 181 f.
Mond 31. 41 f. 48. 55 f. 76
Moriskentanz 78
Much, R. 170 ff.
Muckermann, Herm. 179
Muhkalb 152
Müller, J. 79
Mutter Erde 78
Mystik 172
Mythologie, germ. 181 f.

Nacktheit 134
Nägele, Eugen 175
Namen 37–40. 76
Naumann 9
Neckel 181 f.
Neider 49
Neujahr 78. 147 f.
Nikolaus 147
Nuß 118
Nutzinger, R. 168

Obser, A. 165. 167
Orendismus 78. 128 ff.
Ornament 105 ff.
Ortsneckerei 122
Osterblumen 124
Osterbräuche 76. 78

Päonie 119
Palmsonntag 94
Patenbrief 149 ff.
Peitschenstiel 93 ff.
Pestdenkmal 79
Petrus 72
Pfalz, A. 80
Pfister, Fr. 78
Pflanzennamen 115 ff.
Picard 5
Preibisch 79
Prinzhorn 12
Psychologie 105 ff.

Rassenkunde 179 ff.
Rauchnächte 94
Recke 79
Rechts 56
Rechtsgeschichte 90 ff.
Rechtssprache 176 f.
Redslob 1. 3. 6
Religion und Muttersprache 161 f.
Reuschel 2. 12
Rieber, K. F. 166
Riegl, Aloys 1. 2. 11. 15
Riffel 167
Ringelblume 66
Riß 3
Rose 125 f.
Rosenkranz, Carl 2
Roux, J. 79
Rücklingsreiten 52
Rückwärts 43 ff. 52. 92. 100. 148
Rütimeyer 18

Sage 79. 152 ff.
Salbei 116
Salz 50. 51
Schandmal 53
Schießen 92
Schiestl, Rud. 170
Schlange 104
Schlüssel 72
Schmiede-Wasser 99
Schnadahüpfl 78
Schöpp 3
Schröer, Gust. 178 f.
Schroff, E. 105 ff.
Schulte-Kemminghausen 79
Schultze-Naumburg, Paul 180
Schuppe, E. 128 ff.
Schürze 105
Schwarz 103. 104. 131. 154
Schweinen (schwinen) 40 ff. 163
Segen 40 ff. 95 ff.
Senn, L. 93
Seyffert, O. 2. 161
Segauer, O. 163
Siebs, Ph. 79
Silvester 147 f.
Sohnrey 1
Sonnenlauf 55
Spamer, Ad. 1—30. 163
Spieß, Karl 16
Spucken 48. 51
Steinkreuze 76
Steinmetz 169
Stemplinger, E. 93 ff.
Stiefmütterchen 119 f. 123
Stielkunst 8
Sympathie 40 ff. 100
Sütterlin, A. 167

Tacitus Germ. 170 f.
Tanz 71. 73. 78. 157 ff.
Tardel, H. 79
Tauffitten 47. 175 f.
Teske, H. 176 f.
Teufel 122 f.
Thoma, Hans 57—71
Tietze 1. 7
Tod 77. 93. 103. 127
Tollwut 104 f.
Totenbrauch 43 ff. 78
Tote Mann 79
Tüpfelfarn 123

Übe 15
Umgang 90 ff.
Umkehrung 43—56. 105
Umkreisen 55
Umsehen verboten 95
Unberufen 95

Veitsmarkt 77
Verkehrte Welt 53. 55
Vermummung 45
Verpflöcken 99
Vierkandt 2. 4. 8
Volkshumor 76
Volkskunst 1 ff. 78. 105 ff. 149 ff. 163. 164
Volkslied 21. 78
Volksmedizin 31—37. 47. 95 ff. 104. 115 ff. 120
Voll, das 96
Vollmann, Remigius 155 ff.
Vorgeschichte 18 f. 175
Vortisch, H. 164 ff.

Wacholder 93 ff. 163
Walter, Max 1. 9. 169 f.
Walter, Michael 83 ff.
Weber, Max 40 ff. 95 ff.
Weide 101
Weigand, W. 174
Weihnachten 50. 104. 105. 123 f. 147
Weinkopf 43—56
Weinmann Rob. 155 ff.
Weinrose 125
Weiser, L. 80. 147 f. 170 ff.
Weiß, Eugen 169
Weißdorn 101
Weissagung 103
Werner, Max 166
Wilde Jagd 105. 115 ff.
Witkop 165
Wolf 138. 143
Wollblume 124
Wopfner 79
Wurm 95 f.
Wutschnig, H 78 f.

Zahlen:
3: 41. 43. 45 f. 46. 49. 51. 55. 71. 73. 95. 96.
5: 97
7: 33. 46. 130. 131. 138.
9: 101. 121. 131. 104. 149.
12: 145
13: 51. 54.
15: 131
21: 35
72: 131
77: 42. 96.
Zahl ungerade 32. 36. 42. 54. 100
Zauberspruch 95 ff.
Zaunrübe 127
Zeiß 79
Zimmerleute 169
Zink 79
Zinkgräf, K. 76
Zinnsoldat 178
Zittergras 121.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter:
Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Werderstr. 24

3. Jahrgang 1929

Konkordia A.-G. für Druck und Verlag, Bühl/Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschenk
der Forschungsstelle für deutsches
Wissenschaft. Bibliotheksausschuss
5-16-1927

Inhaltsverzeichnis des 3. Jahrgangs

Seite

Abhandlungen

Hühnerkopf, Richard, Volkssage und Märchen 1

Kapff, Rudolf, Sprachpsychologisches zu der ältesten alemannisch-schwäbischen Namengebung . . 8

Meisinger, Othmar, Beiträge zum deutschen Lied 11

Müller, O. A., Hohlwölfle . . 16

Baier, Hermann, Eigentumsübernahme mit Zweig und Wasen . 40

Gerweck, Eduard, Vorfragen zur Unterrichtsweise volkskundlicher Erziehung 41

Bizer, H., Alemannisch-Schwäbische Stammnamen 73

Walter, Max, Wege zur Erkenntnis der Volkskunst 86

Panzer, Friedrich, Das Herz des erschlagenen Feindes essen . . 100

Karasek-Langer. Alfred, Die Bindelweih in Wolhynien . . 102

Peßler, Wilhelm, der Atlas der deutschen Volkskunde 105

Seite

Lutz, Desire, das deutsche Volkstum im Elsaß 111

Fehrle, Eugen, Volksneckereien in Baden und im Elsaß . . . 124

Künzig, Johannes, Das ältere Volkslied im deutschsprechenden Lothringen 127

Bianchi, Lorenzo, Geiler von Kaisersberg und Abraham a Santa Clara 134

Kleinere Mitteilungen

Baier, Hermann, Hammeltage . 43

Beringer, J. A., Zähl-, Tanz- und andere Kinderreime . . . 45

Karasek, Alfred, Nachtrag zu den Fastnachtsbuben-Brunndorf . . 46

Fehrle, Eugen, Atlas der deutschen Volkskunde 47

Fehrle, Eugen, Volkskunde als Prüfungsfach 48

Müller, K. J., Der Schnee im Volksmund 195

Bücherbesprechungen 48—72, 136. 160, 161— 166

Digitized by Google

Dem Schriftleiter stehen zur Seite:

Frau Prof. Dr. Aall, Oslo; Prof. Dr. Albert Becker, Zweibrücken (Pfalz); Prof. Dr. K. Bohnenberger, Tübingen; Prof. Dr. Hans Fehr, Bern; Prof. Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe; Bibliotheksdirektor Dr. W. Fraenger, Mannheim; Dr. Ch. Frank, Oberpfarrer, Kaufbeuren (Bayern); Pro. Dr. V. v. Geramb, Graz; E. Gerweck, Schulrat, Mannheim; Prof. Dr. H. Güntert, Heidelberg; Prof. Dr. A. Haberlandt, Wien; Prof. Dr. O. Heilig, Mannheim; Prof. Dr. Ad. Helbok, Innsbruck; Prof. Dr. R. Hünnerkopf, Heidelberg; Prof. Dr. R. Kapff, Urach (Wrttbg.); Dr. J. Künzig, Freiburg i. Br.; August Lämmle, Leiter der Volkskunde-Abteilung des Württembergischen Landesamtes für Denkmalspflege, Stuttgart; Museumsdirektor Dr. Leisching, Salzburg; Dr. Lüers, München; Prof. Dr. H. Marzell, Gunzenhausen (Bayern); Prof. Dr. John Maier, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. O. Meisinger, Heidelberg; Prof. Dr. R. Much, Wien; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Panzer, Heidelberg; Prof. Dr. A. Pfalz, Wien; Prof. Dr. Fr. Pfister, Würzburg; Prof. Dr. A. Spamer, Dresden; Rentamtmann M. Walter, Amorbach (Bayern); Prof. Dr. O. Weinreich, Tübingen; Geheimrat Prof. Dr. Wolfram, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. H. Wopfner, Innsbruck.

Digitized by Google

Sächs. Landesbibliothek der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. Bibliothek Dresden
5-16-1930

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter: Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Werderstr. 24

1. Heft 3. Jahrgang 1929

Volkssage und Märchen.

Gekürzte Fassung eines Vortrags.

Von Prof. Dr. Richard Hünnerkopf, Heidelberg.

Sage und Märchen[1] bedeuten für die meisten Gebildeten unserer Zeit immer noch ungefähr dasselbe: Geschichten mit unwahrscheinlichem, ja unmöglichem Inhalt, die man nicht glaubt. Und doch zeigt eine genaue Untersuchung, daß sie in Entwicklung und Wesen recht erheblich auseinandergehen. Diesen Wesensunterschied wollen wir beleuchten, und wir beginnen damit, daß wir eine Sage und ein Märchen, die einen ähnlichen Gegenstand behandeln, einander gegenüberstellen.

Auf dem Heiligenberg bei Heidelberg wohnten in alter Zeit zwei Riesen, Vater und Sohn. Der Vater zog öfters in die Ferne, und der Sohn vergnügte sich unterdessen damit, Felsblöcke vom Berge loszureißen und in den Neckar hinunterrollen zu lassen. Eines Tages bat der Sohn den Vater, ihn doch einmal auf seine Fahrt mitzunehmen, aber der wollte erst seine Kraft erproben. Er riß einen gewaltigen Felsblock vom Berge los und warf ihn hinüber auf den Gaisberg, daß er dort tief in den Boden drang. Sofort riß der Junge einen noch größeren Block los, warf ihn den gleichen Weg und traf damit den Stein des Alten, so daß dieser noch tiefer in den Boden hineingetrieben wurde. Dem Vater graute vor der Kraft des Sohnes. Die beiden zogen nun fort in die Welt, die Steine aber sind heute noch zu sehen und heißen der Riesenstein.

Was will diese Sage, und wie ist sie entstanden? Gehen wir auf den Gaisberg und betrachten die Steine! Sie liegen da wie hingeworfen. Wer mag sie geworfen haben? Selbstverständlich müssen es übergroße, überstarke Menschen gewesen sein, also Riesen. Und wo mögen sie gestanden sein? Nur der Heiligenberg auf der anderen Seite des Neckars kommt als Standort in Frage. Zuerst ist der kleinere, dann der größere Stein geworfen worden; es hat sich also vielleicht um einen Wettkampf gehandelt. Wir sehen: beim Betrachten der Steine erleben wir die Entstehung der Sage nach; das merkwürdige Daliegen der beiden großen Steine soll erklärt werden.

[1] Die neueste Zusammenstellung des Schrifttums über Sage und Märchen findet sich bei Adolf Spamer in Hoffstaetter-Schnabel, Grundzüge der Deutschkunde II, S. 302 f.

Digitized by Google

Daneben stellen wir nun ein Märchen aus der Sammlung der Brüder Grimm (Nr. 90), „Der junge Riese".

Ein Bauer hat einen Sohn, nicht größer als einen Daumen. Eines Tages nimmt ihn ein Riese vom Acker weg mit sich fort. Er säugt ihn zwei Jahre lang, da wird der Kleine selber ein junger Riese und reißt mit Leichtigkeit einen jungen Baum mit der Wurzel aus. Nach weiteren zwei Jahren kann er schon einen alten Baum ausreißen und wieder nach zwei Jahren den dicksten Eichbaum. Der Riese bringt ihn nun zu seinen Eltern zurück, die sich vor den Kraftproben und dem Eßvermögen des Sohnes entsetzen. Dreimal muß der Vater beim Schmied eine Eisenstange als Wanderstab für den Sohn holen, erst mit zwei, dann mit vier, zuletzt mit acht Pferden; die beiden ersten zerbricht der junge Riese spielend und wandert dann mit dem dritten Stab fort. In einer Schmiede haut er mit einem Schlag den Amboß in die Erde und gibt dem Schmied einen Tritt, daß er über vier Fuder Heu hinwegfliegt. Dann verdingt er sich einem Amtmann als Knecht und verlangt als Lohn, ihm alle Jahre drei Streiche geben zu dürfen. Nachdem er dort ein Jahr lang seine ungeheure Kraft gezeigt, schickt ihn der ängstliche Amtmann in einen Brunnen hinab zum Reinigen, dann wirft man ihm einen Mühlstein auf den Kopf; aber der Riese glaubt, die Hühner scharrten oben im Sand. Der Amtmann schickt ihn nun nachts in eine verwünschte Mühle, wo er die unsichtbaren Geister ordentlich durchprügelt. Jetzt weiß der Amtmann keinen Ausweg mehr und tritt schwitzend ans Fenster, da gibt der Riese erst ihm, dann seiner Frau einen Tritt, daß sie beide hoch in die Luft fliegen, „und ob sie da noch schweben, das weiß ich nicht; der junge Riese aber nahm seine Eisenstange und ging weiter."

Beide Geschichten behandeln einen ähnlichen Stoff: ein junger Riese legt Kraftproben ab. Zunächst springt nun der Unterschied der äußeren Form in die Augen: Die Sage ist einfach, schlicht und kurz, das Märchen ist weitschweifig und bringt mehrere sich steigernde Wiederholungen und Fortsetzungen. Weiterhin gibt die Sage eine bestimmte Örtlichkeit an und erwähnt, daß die Geschichte in alter Zeit spielt; das Märchen nennt weder Ort noch Zeit. Der Sage ist es das Wichtigste, daß die Steine geworfen worden und noch zu sehen sind, um das weitere Schicksal der Riesen kümmert sie sich nicht und hat somit keinen eigentlichen Helden; im Märchen dient alles nur dazu, den Helden hervorzuheben; er stellt die Einheit dar in der Vielheit der Geschehnisse. Aber dies alles sind ja nur formale Unterschiede. Wir kommen der Sache schon näher, wenn wir feststellen: die Sage, die sich in der wirklichen Natur aufbaut, ist viel wirklichkeitstreuer als das Märchen. Und damit haben wir den eigentlichen Wesensunterschied[2]: die Sage verlangt, daß sie geglaubt wird, das Märchen aber legt keinen Wert auf Wahrhaftigkeit, noch nicht einmal auf Wahrscheinlichkeit, es will nur unterhalten und auf die Hörer wirken; daher treffen wir hier die bunte Mannigfaltigkeit gegenüber der Sage, die auf Einschränkung und Einfachheit ausgeht. Während die Sage genaue Belege aus der Wirklichkeit gibt für ihre Geschichte, lebt das Märchen als bewußte Dichtung in einer ihm eigenen Welt. Deshalb ist das Märchen auch viel bewußter in der Form. Sein Hauptstilgesetz ist die Dreizahl[3]: dreimal muß

[2] Vgl. Ranke, Bayr. Hefte f. Volksk. III S. 62 und Niederd. Zeitschr. f. Volksk. III S. 14.

[3] Fehrle, Badische Volkskunde I 23 ff.

Digitized by Google

der junge Riese seine Kraft beim Baumausreißen erproben, drei Stangen werden beim Schmied geholt, und jedesmal findet dabei eine Steigerung statt; der Amtmann erhält am Schluß der Geschichte erst zweimal Bedenkzeit, bis er schließlich die Streiche empfängt: all dies gibt Gelegenheit, wiederholt in neuer Form die Kraft des Riesen zu zeigen.

Es macht für unsere Feststellung zunächst wenig aus, daß „Der junge Riese" kein ganz reines Märchen, sondern ein Schwankmärchen ist. Das reine Märchen ist eine Liebesgeschichte, die mit der glücklichen Vereinigung der Liebenden endet. Der glückliche Ausgang ist für das in der Wunschwelt lebende Märchen Bedingung im Gegensatz zur Sage mit ihrem Wirklichkeitssinn: die Sagen gehen oft schlimm aus, das Leben ist nun einmal so.

Solch ein reines Märchen ist das von Schneewittchen[4], eine einheitliche, abgerundete Geschichte mit klarem, logischem Aufbau und künstlerisch in der Form (Dreizahl mit Steigerung: drei Versuche der Königin, Schneewittchen zu töten). Ähnliche Züge wie in Schneewittchen finden sich überall und nicht nur in deutschen, sondern auch in fremden Märchen: eine Königin wünscht sich ein Kind; die Stiefmutter verfolgt die Stieftochter; das Kind, das getötet werden soll, bleibt durch das Mitleid des dazu Beauftragten am Leben; der Held (oder die Heldin) kommt zu einer wunderbaren Behausung; er geht durch drei Gefahren; ein Königssohn heiratet die Heldin; der Widersacher wird bestraft. Diese Bausteine des Märchens nennen wir *Motive*. Die einzelnen Motive können an und für sich in jedem beliebigem Märchen vorkommen, häufig verbinden sie sich aber zu Gruppen, und dann reden wir von einem *Typ*. Die Fassungen, in denen solch ein Typ in den verschiedenen Märchen der Weltliteratur vorkommt, brauchen sich nicht genau in Aufbau und Reihenfolge der Motive zu gleichen.

Sehen wir uns nun den russischen Schneewittchentyp an, wie er in dem Märchen Oletschka[5] vorliegt!

Der Anfang entspricht inhaltlich ziemlich genau dem deutschen Märchen (die Königin fragt ihren Spiegel usw.) bis dahin, wo Oletschka, das deutsche Schneewittchen, allein im Walde umherirrt. „Da sieht sie ein Hüttchen stehen auf Hühnerbeinchen, auf Hundefüßchen, zum Walde das Gesicht, zu ihr mit dem Rücken." Auf Oletschkas Bitte dreht sich das Hüttlein ihr zu, und eingetreten findet sie dort die „Baba-Jga, das Knochenbein, bis zur Decke reichte ihre Nase." Die Baba-Jga kann sie nicht behalten, denn der Drache mit den sechs Köpfen, der Menschenfleisch wittert und frißt, wird am anderen Morgen zu ihr kommen. Sie schenkt ihr ein Knäuel Garn und schickt sie zu ihrer Schwester, die den Drachen mit zwölf Köpfen erwartet. Mit einem Hämmerchen beschenkt wandert Oletschka zur dritten Schwester; sie erhält hier ein Hühnchen, das Fleisch soll sie essen, die Knöchelchen aufheben, der Knäuel der ersten Schwester wird, vor ihr herrollend, sie zum kristallenen Berg führen, mit dem Hämmerchen soll sie die Knöchelchen einschlagen und darauf hinaufsteigen zum kristallenen Palast; sie muß aufbrechen, ehe der Drache

[4] Grimm Nr. 53. Wenn der Märchenheld einen Namen hat, so ist es meist ein erfundener oder ein solcher, der auch im Volk als typisch gilt, wie Hans, Gretel, Lenchen, Liesel (Spieß, Das deutsche Volksmärchen S. 19).

[5] Russische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar (Die Märchen der Weltliteratur) Nr. 23.

Digitized by Google

mit den achtzehn Köpfen da ist. Im kristallenen Palast findet Oletschka den Tisch für zwölf Personen gedeckt, sie ißt etwas Brot und legt sich in eines der zwölf Betten. Abends kommen zwölf Falken, die bei Nacht zu Menschen werden; es sind zwölf Brüder, Oletschka wird die Braut des jüngsten. Die Stiefmutter versucht sie dreimal mit Hilfe einer Hexe zu töten, durch einen Apfel, durch einen Ring, durch Ohrringe. Das Drittemal gelingt die Wiedererweckung nicht, und die Brüder hängen sie in einen goldenen Sarg auf. So findet sie ihr Vater, der Zar; er will sie beerdigen lassen und nimmt ihr die Ohrringe als Andenken ab, da erwacht sie wieder. Alle kehren nach Hause, der jüngste Bruder macht Hochzeit mit Oletschka, die Stiefmutter und die Hexe werden durch ein wildes Pferd zu Tode geschleift.

Russische Eigentümlichkeiten sind das Hüttchen auf Hühnerbeinchen, auf Hundefüßchen, das wir öfters im russischen Märchen finden, sowie die Baba-Jga; sie entspricht manchmal der Hexe des deutschen Märchens, manchmal auch, wie in unserer Geschichte, der gutmütigen Frau des Menschenfressers, und dessen Drachengestalt ist ebenfalls russisch[6].

Im ganzen wiegt in unserer Geschichte der Schneewittchentyp vor, aber manches andere klingt an, so das Menschenfressermotiv mit seiner dreigestuften Steigerung, das allerdings in unserer Geschichte blind bleibt, und wo Oletschka den Kristallberg ersteigt, mündet der zweite Haupttyp in unsere Geschichte ein, der bei Grimm „Die sieben Raben" heißt (Nr. 25).

Dort sucht eine Schwester ihre sieben verwünschten Brüder im Glasberg, den sie mit einem Hühnerbeinchen aufschließen muß. Die Brüder sind nicht zu Hause. Sie ißt von jedem Teller ein Bröckchen und trinkt aus jedem Becher ein Schlückchen. Die heimgekehrten Brüder fragen: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? Wer hat aus meinem Becherchen getrunken?" und finden schließlich ihre Schwester.

Wir können leicht erklären, wie diese Vermengungen mit anderen Geschichten im Oletschkamärchen zustandekommen. Die Märchen werden mündlich weiterüberliefert, und der Märchenerzähler hat eine Menge Geschichten im Kopf. Beim Erzählen gleitet er nun von irgend einer Stelle aus in ein anderes Märchen hinein, das gerade hier anklingt. Das verirrte Kind im Walde ist in ähnlicher Lage wie die Kinder im Däumlingstyp, die ans Menschenfresserhaus gelangen. Es läßt sich auch leicht feststellen, wo der Siebenrabentyp[7] hereinkommt: die heimgekehrten Brüder stellen die gleichen Fragen wie die nach Hause gekehrten Zwerge im Schneewittchentyp. Durch die Vermengung der beiden recht verschiedenen Typen wird allerdings manches unlogisch und unklar. So erfahren wir nicht,

[6] Vgl. den russischen Blaubarttyp, Russische Märchen Nr. 12, sowie Nr. 15 „Der Kater und der Dümmling". Ich nehme Einwirkung des griechischen Märchens auf das russische an, wo der Drache Nachfolger des alten schlangenfüßigen Giganten, also menschenähnlich, ist. Siehe dazu: Neugriechische Märchen. Herausgegeben von P. Kretschmer. Einl. S. VIII.

[7] Übrigens liegt dem russischen Märchen eine ursprünglichere Fassung des Siebenrabentyps zugrunde als die deutsche bei Grimm: der glatte Glasberg muß erstiegen, nicht aufgeschlossen werden, das Hühnerbein dient als Leitersprosse, nicht als Schlüssel.

Digitized by Google

warum die Brüder in Falken verwünscht und wieso sie nachher erlöst sind. Aber Erzähler und Hörer stoßen sich nicht daran, wenn das Märchen nur recht unterhaltend ist und immer weiter läuft.

Wieder ergibt sich somit ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Sage und Märchen. Die Sage ist unter allen Umständen verpflichtet, die Wahrheit zu berichten[8]. Daher treffen wir öfters das Eingeständnis des Sagenerzählers, daß er einen Zug vergessen habe oder nicht wisse. Eine Sage aus Uri[9] berichtet, daß gegen Viehkrankheit ein Nagel in den Baum geschlagen werden mußte. „Dazu mußten sie etwas sagen, aber ich weiß nicht was." Eine Schatzsage[10] aus derselben Gegend endet mit den Worten: „Wie es herausgekommen, weiß ich nicht; ich meine er hat das Wybervölchli nicht erlöst und den Schatz nicht gewonnen." Derartiges kennt das Märchen nicht. Nie darf hier der Erzähler eingestehen, daß er etwas nicht weiß, auf keinen Fall darf der Fluß der Erzählung unterbrochen werden; wo ihn das Gedächtnis verläßt, muß er sich mit Gewandheit irgendwie weiterhelfen.

Wie eine Sage entstehen kann, hat uns das Beispiel vom Riesenstein gezeigt[11]. Fragen wir beim Märchen nach dem Wann und Wo der Entstehung, so dürfen wir nicht die Fassungen vornehmen, die wir heute haben. Jedes Volk hat seinen Märchen bestimmte Eigenzüge aufgeprägt, jeder Märchenerzähler hat sozusagen seine eigene Fassung. Wir müssen vielmehr nach dem Ursprung der kleinsten Einheit, die das Märchen kennt, des Motivs, suchen. Von den Motiven sind viele, wenn auch nicht alle, wohl in ältester Zeit entstanden. Vieles, was uns heute unwirklich oder doch märchenhaft anmutet, war früher Wirklichkeit[12]: die Aussetzung von Kindern wegen einer Weissagung, die grausamen Strafen u. a. Und auch die kindliche Anschauungswelt des Märchens[13] wirkt altertümlich: die Verkörperung geistiger Eigenschaften, die grobgezeichneten Typen anstelle von Charakteren usw. Näher betrachten wollen wir hier nur die Ursprungsmöglichkeiten aus dem Traum und dem Seelenglauben, denn hier sind meines Erachtens die meisten Erklärer zu weit gegangen, wenn diese Möglichkeiten auch nicht ganz abzuweisen sind.

Aus Wunschträumen mögen Erzählungen hervorgegangen sein wie „Von dem Fischer un syner Fru" (Grimm Nr. 19). Dem Fischerehepaar werden die herrlichsten Dinge beschert, bis sie wieder zur rauhen Wirklichkeit erwachen und arm sind wie zuvor. Zu den Märchen, wo der Held unmögliche Arbeiten verrichten soll oder sonstwie in arge Angstzustände versetzt wird, mögen mitunter Angstträume die Veranlassung gegeben haben,

[8] Vgl. zum Folgenden auch den Abschnitt „Sage" von Ranke in John Meier, Deutsche Volkskunde S. 193 ff.

[9] Josef Müller, Sagen aus Uri I S. 244 Nr. 350

[10] Ebenda S. 278 Nr. 386.

[11] Ranke unterscheidet drei Arten der Sagenentstehung: 1. aus dem Suchen nach einer Erklärung für irgend etwas, 2. aus einem tatsächlichen Ereignis, 3. aus einem Erlebnis (Niederd. Zeitschr. f. Volksk. III S. 16 ff.).

[12] von der Leyen, Das Märchen S. 73 ff.

[13] Spieß a. a. O. S. 103.

Digitized by Google

aber allzuviel darf man nicht daraus ableiten. Gewiß ist es richtig, daß der ursprüngliche Mensch Traum und Wirklichkeit nicht richtig scheiden konnte und ihm der Traum als Wirklichkeit galt, aber das Umgekehrte ist doch auch der Fall: vieles in der Wirklichkeit hat ihn angemutet wie uns ein Traum. Da verdunkelt sich plötzlich die Sonne, sei es durch Sonnenfinsternis oder durch schwarze Wolken; eine Wurzel veranlaßt, daß der Mensch im entscheidenden Augenblick hinfällt: überall sind geheimnisvolle Mächte im Spiel, deren Wesen er nicht ergründen kann. Der Zauber, der im Märchen eine große Rolle spielt, bedarf keiner künstlichen Erklärung, Zauberhaftes hat der Mensch der älteren Zeit täglich erlebt.

Der Seelenglaube spielt mehrfach ins Märchen hinein. Im Märchen „Von dem Machandelboom" ist das Vöglein, das im Baume singt, die Seele des gemordeten Knaben (Vögel und Schlangen sind Seelentiere). Wenn im „Aschenputtel" (Grimm Nr. 21) ein Bäumlein aus dem Grabe der Mutter hervorwächst, das dem Mädchen goldene und silberne Kleider herabwirft, so ist die Seele der Mutter in den Baum übergegangen. Aber nicht alle wunderbaren Tiere, Pflanzen und Gegenstände des Märchens sind Seelenwesen. Der Mensch der ältesten Zeit stellt alles in der Natur auf e i n e Stufe; heute noch gibt es Naturvölker, deren Sprache zwar Worte hat für einzelne Tiere, Vögel, Bäume, aber es fehlen ihr die Gattungsbegriffe „Tier", „Vogel", „Baum", ein Zeichen, daß ihnen der grundsätzliche Unterschied zwischen den Gattungen noch nicht aufgegangen ist. Im übrigen ist das Tier vielfach ein dem Menschen überlegenes Wesen und wird so zum Dämon, zur Gottheit; der umstürzende Baum, der herabrollende Stein, die den Menschen selbst oder seinen Gegner erschlagen können, sind feindselige oder hilfreiche Mächte. Im Märchen der Naturvölker, z. B. in Afrika und bei den Indianern, treten Tiere ohne Umstände ganz wie Menschen auf, reden, handeln und verkehren mit den Leuten. Der Seelenglaube ist übrigens nirgends die älteste Form. Das deutsche Aschenputtelmärchen hat zwar den Seelenbaum auf dem Grabe der Mutter, in der nordischen Fassung[14] jedoch kommt die Mutter selbst aus dem Grabe hervor und überreicht der Tochter ihre wunderbaren Gaben.

Die älteste Stufe des Märchens[15] sind wohl kurze Geschichten, die sich die Menschen erzählten aufgrund ihrer Beobachtung der Natur um sie herum und der Naturerscheinungen, teils zur Unterhaltung, teils zur Erklärung. So schließt ein halb phantastisch, halb humorvoll erzähltes kurzes Märchen aus Afrika[16] mit den Worten: „Deshalb sind nun Sonne und Mond nicht im Frieden miteinander bis heute." Man kann hier im Zweifel sein, ob es sich um eine Sage oder um ein Märchen handelt. In der Tat sind jene kurzen Geschichten, die am Anfang stehen, Vorstufen sowohl für das Märchenmotiv wie für die Sage, so daß der Unterschied der beiden Gattungen nicht so sehr in ihrem Ursprung als vielmehr in ihrer

[14] Nordische Volksmärchen. Übersetzt von Klara Stroebe I S. 31.

[15] Vgl. v. d. Leyen a. a. O. S. 83.

[16] Afrikanische Märchen. Herausgeg. v. Carl Meinhof Nr. 45.

Digitized by Google

Entwicklung liegt. Die Entwicklung allerdings führt beide scharf auseinander: die wirklichkeitstreue, wahr sein wollende, schlichte, meist herbe Sage und das ganz in der Wunschwelt lebende, bunte, unterhaltende Märchen. Und wenn wir beobachten, daß unsere heute noch lebenden Märchen ältere Züge aufweisen als die Sagen, so ist dies durchaus verständlich: die Sage kann alles, was einer überwundenen Kulturstufe angehört, nicht brauchen, sie muß als eine Art Wissenschaft des Volkes auf der Höhe der Zeit bleiben; das Märchen, das als Dichtung nur unterhalten will, darf auch die ältesten Züge verwerten.

Übrigens weisen die deutschen Märchen in ihrer heutigen Fassung großenteils auf eine bestimmte Zeit. Die zahlreichen fahrenden Leute, wandernden Handwerksburschen, umherziehenden abgedankten Soldaten und Spielleute des Märchens sowie die unsicheren Verhältnisse, die dort durch Soldaten- und Räuberbanden hervorgerufen werden, führen uns etwa ins 16. und 17. Jahrhundert[17]. Im 16. Jahrhundert steht das deutsche Volkslied in Blüte; Handpuppenspiele, wie sie heute noch auf unseren Jahrmärkten zu sehen sind, kennen noch vielfach den ehemaligen Soldaten, der seine Heldentaten erzählt, und den Türken als Reichsfeind und legen uns somit das gleiche Zeitbild nahe. Sollte das Zufall sein? Das 16. Jahrhundert mit seinem gelehrten Humanismus war für die deutsche Dichtung nicht günstig, das 17. Jahrhundert mit dem Dreißigjährigen Krieg bot auch keinen gedeihlichen Boden für die deutsche Kunstdichtung; in jener Zeit nun tauchen die Volksdichtungen aus dem Verborgenen an die Oberfläche empor.

Wer hat nun den Volksmärchen die endgültige Fassung gegeben? (Wir sehen hier von der Tatsache ab, daß es bei der Aufzeichnung der Kinder- und Hausmärchen die Brüder Grimm selbst waren.) Ohne Zweifel waren es Künstler. Es wäre aber ganz falsch, wollte man nun das Volksmärchen zum Kunstmärchen stempeln, das ins Volk herabgesunken sei. In einzelnen Fällen kommt dies wohl vor, ebenso gut wie beim Volkslied. Goethes Gedicht „Kleine Blumen, kleine Blätter" wird in allerlei Entstellungen im Volke gesungen, und noch heute lebt in Ostpreußen im Volksmund ein Märchen „Der Feuerstein"[18], das deutlich auf Andersens „Feuerzeug" zurückgeht. (Andersen entnimmt übrigens seinerseits den Stoff einem Volksmärchen; vgl. Grimm Nr. 116 „Das blaue Licht".) Keineswegs aber ist das Herabsinken aus der Oberschicht die Regel; die Künstler gehören im allgemeinen dem Volke an, sind selbst ein Teil davon.

Und damit kommen wir zum letzten Gegensatz zwischen Sage und Märchen: so, wie die deutsche Sage im Volke weiter besteht, ist sie reine Volkssage, das deutsche Märchen dagegen hat die Form, in der es heute im Volksmund lebt, von künstlerisch dazu befähigten Leuten erhalten[19]; denn viel mehr als bei der schlichten, anspruchslosen Form der Sage ist die

[17] Spieß a. a. O. S. 76 f.

[18] Ostpreußische Märchen, mitgeteilt von K. Plenzat (Niederd. Zeitschr. f. Volksk. IV S. 56 ff.).

[19] Vgl. v. d. Leyen a. a. O. S. 88.

Digitized by Google

künstlerische Form für das Märchen, das unterhalten und erfreuen will, Bedingung. Aber trotz allem dürfen wir von Volksmärchen reden so gut wie von Volkssage.

Wir haben nun Wachstum und Entwicklung der beiden Bäume, des Sagenbaums und des Märchenbaums, beobachtet und verfolgt. Aber nicht nur als Naturwissenschaftler sollen wir diese Bäume untersuchen, wir müssen sie auch als gute Gärtner hegen und pflegen, daß sie weiter gut gedeihen und noch unsere Kinder und Kindeskinder sich freuen können an der Pracht ihrer Blüten und am Genuß ihrer Früchte.

Sprachpsychologisches zu der ältesten alemannisch-schwäbischen Namengebung.

Von Prof. Dr. **Rudolf Kapff**, Urach.

Einen Namen verstehen heißt nicht bloß, den sprachlichen Stamm oder die sprachliche Wurzel angeben können, auf die der Name zurückzuführen ist, sondern auch die seelischen Kräfte erfassen, aus denen er herausgeboren ist. Die Frage: was bedeutet ein Name? vertieft sich zu der andern: aus welchen Gedanken und Gefühlen heraus ist der Name gegeben worden?

Die ältesten uns bekannten Namen auf alemannischem, heute schwäbischem Boden sind in den Ortsnamen enthalten, die ihre Entstehung der Landnahme des 4. nachchristlichen Jahrhunderts verdanken. Auch die wenigen alemannischen Namen, die z. B. bei Ammianus Marcellinus überliefert sind, können kaum älter sein. Außer dieser Quelle kommen vor allem die in den Libri confraternitatum der alemannischen Klöster aufgezeichneten Mönchsnamen aus dem 9. Jahrhundert für die Erörterung der Frage nach dem inneren Sinn der ältesten alemannisch-schwäbischen Namen in Betracht.

Aus diesen Namen spricht in erster Linie eine helle Freude am bildlichen Ausdruck. Der Zahl nach halten sich die mit dem Tiernamen (W)olf zusammengesetzten Personennamen genau die Wage mit denen, die als Grundwort den auf der Grenze von sinnlichem Bild und geistig—abstraktem Gedanken stehenden Begriff — brëcht d. h. Glanz haben; beide Arten von Namen kommen in den Bruderlisten des Klosters Kempten z. B. je 32 mal vor. Die Bestimmungswörter, die jeweils den ersten Bestandteil dieser Namen bilden, sind für sich betrachtet — mit zwei Ausnahmen: es sind die Namen Hunolf und Hodolf — völlig durchsichtig. Es mögen beispielshalber genannt sein: Hugolf von Hugi = Gedanke herkommend, Erminolf zu irmin gewaltig gehörig, Deotolf zu diot Volk zu beziehen, Hiltolf zu hilt Kampf. Einmal erscheint ein alter Göttername, nämlich in Ingolf, allerdings nicht mehr in den christlichen Mönchsverzeichnissen, aber in dem alten Sippensiedlungsnamen Ingelfingen. Von den — brëcht-Namen sind Isinbrëcht und Sahsprëcht d. h. Schwert-

Digitized by Google

glanz von besonderer sinnlicher Leuchtkraft; religiöse Beziehung spricht der Name Gotaprëcht aus, der vermutlich noch vorchristlich ist. Von den Bestimmungswörtern dieser 32 — brëcht-Namen sind alle für sich allein betrachtet, ausnahmslos deutbar. Was den inneren Sinn der Zusammensetzung betrifft, so könnte sich die Frage erheben, ob z. B. Chuniprëcht, der Glanz seines Geschlechtes, bedeutet: einer, der von glänzender Abkunft ist, oder: einer, der innerhalb seines Geschlechts glänzt: oder: einer, der sein Geschlecht nach außen glänzend vertritt. Eine Namengebung, die so kindlich-sinnenfreudig aus der reinen Anschauung zehrt, macht indes den Eindruck, als verzichte sie auf derartige verstandesmäßige Überlegungen, so daß ausgesprochen logische Untersuchungen bei der Deutung solch ganz alter Namen als ein Versuch am untauglichen Objekt besser grundsätzlich unterbleiben. Der Alemanne, der z. B. seinen Sohn Heriprëcht nannte, schaute viel wahrscheinlicher nach Art des Künstlers Heer und Glanz unreflektiert zu einem großen geistigen Bild zusammen, als daß er sich darüber verstandesmäßig Rechenschaft gegeben hätte, wie sich die beiden Bestandteile logisch zu einander verhalten.

Noch ganz sinnlich anschaulich ist das zahlenmäßig nächsthäufige Grundwort g ê r, dagegen schon rein geistig das ebenso häufige r â t. Beide sind in den Kemptener Mönchsverzeichnissen gleich stark je 22 mal vertreten. Unter den — g ê r - Namen sind 5 mit Bestimmungswörtern versehen, deren Sinn unklar ist, nämlich: Blidgêr, Erafgêr, Hungêr, Madalgêr und Ongêr; die große Mehrzahl ist deutlich. Engilgêr und Rantgêr; d. h. Spitzspeer und Schildspeer, sind Zusammensetzungen, die der logischen Analyse spotten, als geschaute Bilder genommen sind sie in schönster Ordnung. Der gelegentlich aus dieser Tatsache gezogene Schluß, die Germanen haben selbst sehr früh nicht mehr verstanden, was ihre Namen bedeuten, ist, zum mindesten für unsere alemannischen Vorfahren, völlig verfehlt. Von den Bestimmungswörtern der — r â t - Namen ist keines dunkel. Eburrat und Hramberat d. h. Eberrat und Rabenrat sind wiederum mit den inneren Organen der reinen Vernunft nicht zu erfassen, wohl aber mit dem schauenden Sinn, der nicht der schlechteste Wesenszug unserer Vorfahren gewesen ist.

Der zahlenmäßigen Häufigkeit nach folgen auf die — gêr- und — rât-Namen die b i l d l o s e n E i g e n s c h a f t s n a m e n auf — balt oder — — bolt d. i. kühn, und die auf = rîch und auf — hart. Von den 16 — b a l t — b o l t - Namen des Kemptener Verzeichnisses sind die beiden Erlapold und Sinopold in ihrem ersten Bestandteil uns heutigen nicht mehr völlig sicher an Bedeutung, was natürlich von Ferne kein Beweis dafür ist, daß ihr Sinn auch den einstigen Namengebern und Namenträgern nicht mehr klar gewesen ist, wie schon geäußert worden ist. Unter den 20 — r î c h - Namen desselben Verzeichnisses sind die ersten Bestandteile in den zwei Fällen Patarich und Elmirich unsicherer Bedeutung — letzteres kann immerhin zu ëlme = Ulme gehören —, die andern sind klar. Auch bei diesen bildlosen Eigenschaftsnamen wird angesichts der naiv-irrationalen Geisteslage der alten Germanen die Frage müßig sein, ob ein Baldrich ein durch seinen

Digitized by Google

Reichtum oder seine Herrschermacht Kühner ist oder ein durch seine Kühnheit Reicher oder zur Herrscherstellung gelangter oder einfach ein Kühner und Reicher. Unter den ältesten alemannischen Sippensiedlungsnamen enthält Ingerkingen den Personennamen Ingerich, dessen erster Teil wie Ingolf den so Genannten zu einer alten Gottheit in Beziehung bringt. Die mit Ausnahme von Gaganhart ausnahmslos völlig durchsichtigen — hart-Namen zeigen zweimal die tonschwache zweite, also Nebensilbe mit dem Ansatz zur Schrumpfform — Anthad und Nithad —, die das Anfangsstadium zu den Kurznamen Anto, Hatto u. a. darstellen.

Der nächststarke Namentypus sind die etwa in gleicher Zahl auftretenden Namen, die endigen auf —birk, auf —brand, d. h. Leuchte oder verzehrendes Feuer, auf —burg, auf —gart, d. h. Zaun oder Schutz, auch auf —grim, auf —frid, auf —hëlm d. h. Schutz, auf gunt d. h. Kampf, auf —mot, eine Schwachform in der Nebensilbe zu —muot, auf —munt d. h. Schutz, durch die Zusammensetzung Waldram ausgeschlossen — und endlich auf —wic durch die Zusammensetzung Waldram ausgeschlossen — und endlich auf —wii d. i. Kampf. Es sind also die der Zahl nach im Vergleich zu den eingangs aufgeführten —ger und (w)olf-Namen die verhältnismäßig selteneren Bildnamen. Unter diesen sind in dem Kemptener Mönchsverzeichnis Chunigund, Chrimhilt, Hiltiburch und Lintgart unzweideutig für Männer gebraucht. Unter den —burg-Namen zeigt Itisburg die Sehnsucht nach dem Schutz durch höhere Mächte, da sein erster Bestandteil idisi— dämonische weibliche Wesen bezeichnet. Sinnverwandt damit sind unter den Namen, die auf —hëlm endigen, Anshëlm und Cotehëlm, beide von der Bedeutung „Gottes Schutz"; unter den Namen auf —ram gehen in gleicher Richtung Ansram und Ingiram — vgl. Ingolf und Ingirich —, falls man nicht alle ram-Namen ebenso wie alle (w)olf-Namen zu den Offenbarungstieren Wodans in Beziehung setzen will, wozu nichts zwingt, wogegen aber auch nichts spricht. Wodan selbst erscheint in keinem der altalemannischen Namen, weder in einem der in den alten Ortsnamen enthaltenen Vornamen noch in einem der zu Hunderten zählenden Namen in den libri confraternitatum der alemannischen Klöster. In Anbetracht des häufigen Auftretens von Wodan in der schwäbischen Sage ist diese Tatsache auffallend. Man darf also, wenigstens auf schwäbischem Boden, nicht von Wodannamen reden, wie noch neuestens Josef Karlmann Brechenmacher getan hat. Unter den —gund- und —hilt-Namen sind nicht wenige, die die angeblich sinnlose und vom Absterben der Lebendigkeit der Namenbedeutungen zeugende Häufung von Stämmen gleichen oder ähnlichen Sinnes zeigen wie Hiltigund, eigentlich Kampf-Kampf oder Gunthilt im gleichen Sinn oder auch Ruadgunt, d. h. wörtlich Kampfruhm-Kampf. Tatsächlich bezeugen diese Namen nichts als eine kindlich-naive Freude an starkem Auftragen von Farben. Verhältnismäßig häufig sind mit 14 Namen unter diesen selteneren bildlich gebrauchten Stämmen die mit —birk gebildeten Namen vertreten. Es ist der einzige Baumname, der in den Kemptener Mönchslisten zur bildlichen Namenschöpfung gebraucht wird, da es bei den beiden Ruatleind und Wegelinto unsicher ist, ob sie zur Linde oder zum Eigenschaftswort lind = weich

Digitized by Google

gehören. Unter den schwäbischen Ortsnamen enthält Öschingen noch einen Vornamen, der von Asc, der Esche, hergeleitet ist. Dabei fällt auf, daß die Birke in der schwäbischen Baumsage nirgends auftritt. Von besonders sinnvoller Prägung ist der Name Anspirc d. h. Götterbirke, neben dem einer von ganz anderem Schrot und Korn, aber nicht weniger scharfen Linien steht: Ysanbirc d. i. die eisenstarke Birke.

Unter den seltener zur Namenbildung verwendeten Tiernamen findet sich der Adler als Grundwort, also als Hauptbestandteil des Namens, nur ein einziges Mal in den Kemptener Bruderschaftslisten in Gestalt des in seinem ersten Teil dunkeln Zeizarn, ebenfalls ein einziges Mal die Biene in dem wohl als Kurzform — etwa von Imhart, Emmert — zu fassenden Imma; der Eber kommt als Grundwort gar nie vor, nur als Bestimmungswort in dem häufigen Eberhart und dem selteneren Eberrat, Eberhilt und Eberchar d. i. Trauer um den Eber oder ähnlich. Der Bär erscheint fünfmal, einmal allein, wie im Ortsnamen Bernhausen, viermal in Zusammensetzungen, von denen um seiner Farbenfreudigkeit willen Wolfpëro genannt sein möge. Nie erscheint der Ochse als Name in der Kemptener Mönchsliste, der im Ortsnamen Ochsenhausen eindeutig als Personenname auftritt. Von besonders feiner Geistigkeit zeugen unter den selteneren Abstraktbildungen die Namen Adalnot, Anthugi etwa = hoher Gedanke, Dietleid = Volkstrauer, Ainavalt, Gotidane, Gotcloh d. h. Gottesflamme, Unnid, Unruach und die drei auf dieselbe Weise gebildeten zarten Adalheit, Thietheit und Richheit, alle drei übrigens nicht für Frauen, sondern für Männer gebraucht, was dem Namen einen noch feineren Duft verleiht. Wer hier davon spricht, unsere Vorfahren haben selbst nicht verstanden, was sie mit ihren Namen aussagten, dem kann man nur raten, seine plumpen Finger von einer feinen Sache zu lassen.

Nein, unsere alemannisch-schwäbischen Namen der ältesten Zeit lassen wirklich — ganz verschwindende Ausnahmen abgerechnet — nichts zu wünschen übrig an Sicherheit der Bildung, an künstlerisch-anschaulicher Bildhaftigkeit, an feinsinniger Zartheit und an kindlich-zuversichtlicher Verbundenheit mit der übersinnlichen Welt.

Beiträge zum deutschen Lied.

Von Prof. Dr. **Othmar Meisinger**, Heidelberg.

I. Heidelberg, du Jugendbronnen.

In den Jahren, die dem Heidelberger Universitätsjubiläum 1886 folgten, wurden Scheffellieder bei den Studenten ungemein beliebt, es waren die Zeiten, in denen auch Scheffels sonstige Dichtungen in immer neuen Auflagen erschienen. Man überschätzte damals zweifellos unsern Dichter; dieser Umstand veranlaßte auch Kuno Fischer zu seinem scharfen Angriff in den Vorlesungen über Schopenhauer. Er erfuhr aber dabei jeweils heftigen Widerspruch bei seinen Hörern, die sich ihren Sänger nicht rauben lassen wollten.

Digitized by Google

Heute sind die Lieder Scheffels auf der Kneipe sehr in den Hintergrund getreten; ich habe diese Beobachtung in den letzten zehn Jahren gemacht. Eine Ausnahme bildet natürlich „Alt-Heidelberg, du Feine". Die Lieder des Komponisten Lob hat heute der Student ins Herz geschlossen. Betrachtet man diese Weisen nach ihrem musikalischen Gehalt, so liegt vielfach kein Grund vor, die Sänger zu beglückwünschen. Ein Lied Lobs „Heidelberg, du Jugendbronnen" ist in weitere Kreise gedrungen, es hat namentlich in Wandervereine (Odenwaldklub) Eingang gefunden; dazu verhalf ihm ein im ganzen brauchbarer Fluß der Töne. Es läßt sich nun gerade an diesem Liede zeigen, wie im Volksmunde an der Weise das umgestaltet wird, was nicht eigentlich volksmäßig ist. Es walten hier Gesetze, die immer wieder zu Tage treten, wenn sogenanntes Höhengut in weite Volkskreise hinabsteigt. An dem Wortlaut des Liedes, der von A. von Wickenburg ist, habe ich kaum eine Veränderung entdeckt. Die Art, wie Lob ihn sich vordeklamiert hat, zeigt sofort einen wesentlichen Mangel; es fallen bei ihm Wortonhöhen und Höhen der Weise völlig auseinander, eine Erscheinung, die das Volkslied im allgemeinen nicht kennt. Lob betont in der Musik

Heidel b e r g, du Jugend b r o n nen,
Zauber i n am Neckarstrand.

vgl. unten Takt 1. 2. 3. Bei richtigem Vortrag kann es doch nur heißen:

H e i delberg, du J u gendbronnen,
Z a u berin am Neckarstrand.

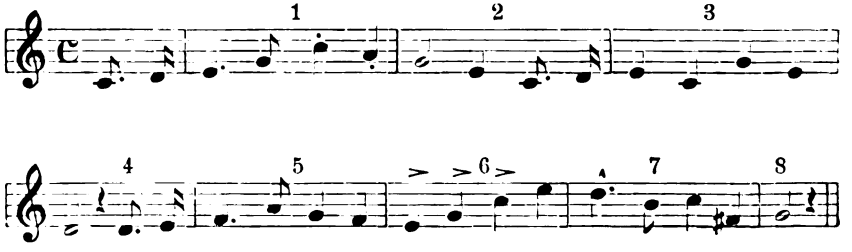
Man müßte also eine Vertonung erwarten, die mit guten Taktteilen, nicht mit Auftakten beginnt. Will man im Studentenlied sehen, wie Wort und Weise zusammenfallen in ihrem Tone, so schaue man sich das herrliche, unvergängliche „Burschen heraus" an und das Gegenstück

Was d i e Welt morgen bringt,
Ob s i e mir Sorgen bringt,

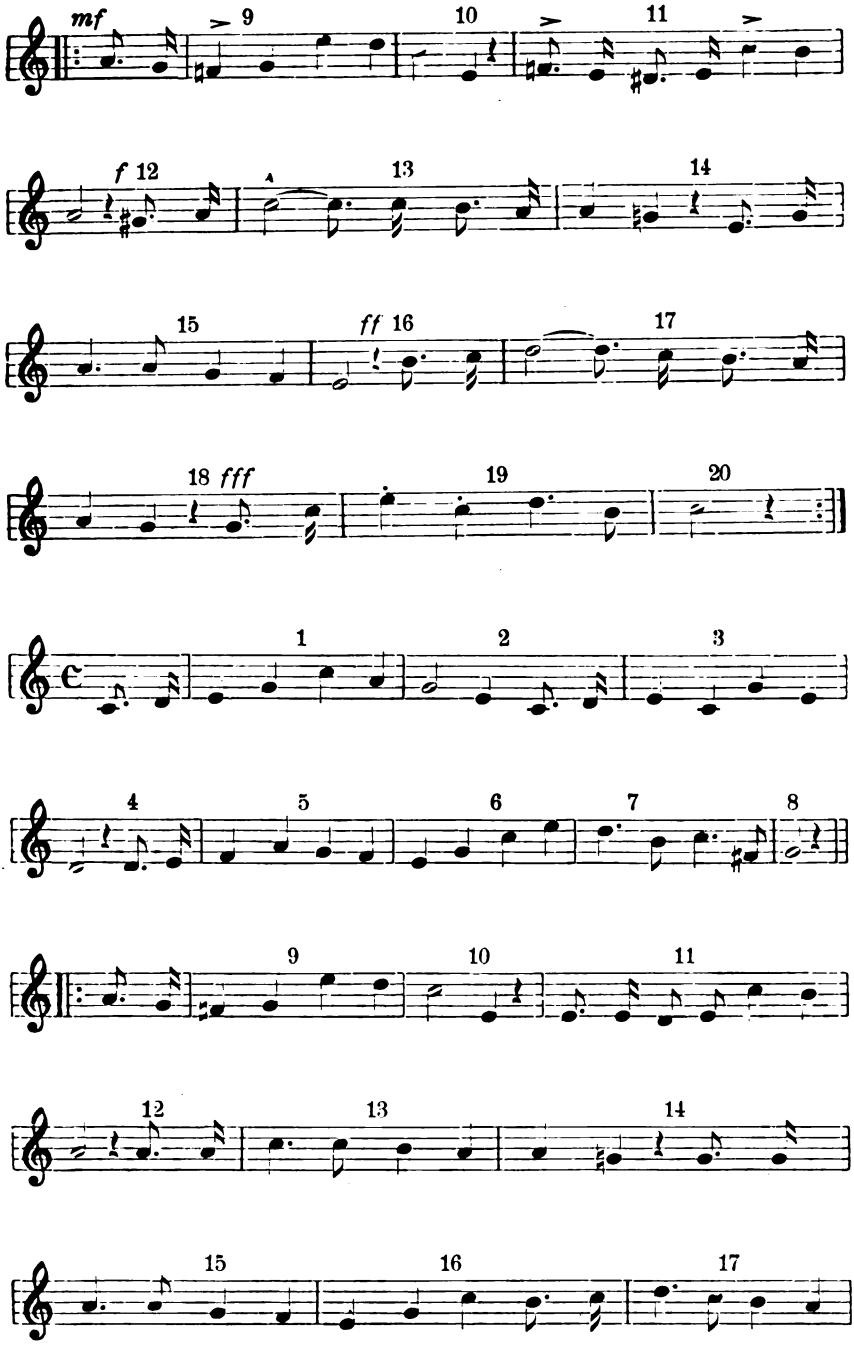
oder Geibels Mailied:

So steht auch mir der Sinn i n die weite, weite Welt.

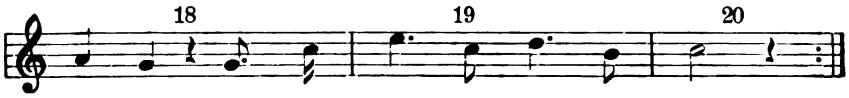
Doch ich wende mich zur Umgestaltung der Weise Lobs im Volksmund und stelle die Urform (A) und heutige Volksform (B) einander gegenüber:



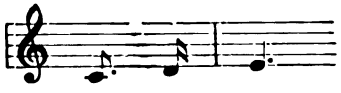
Digitized by Google



Digitized by Google



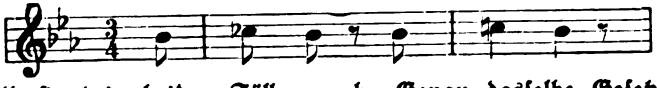
In den Takten 1 und 5 sind in B vier gleichmäßige Viertel eingetreten, die marschartiger klingen. Möglich ist auch, daß der Gang des Taktes 9 durch seine Ähnlichkeit auf Takt 1 abgefärbt hat. Gut ist damit auch in Takt 1 das üble gedehnte —berg bei Lob überwunden:



Hei — del — berg

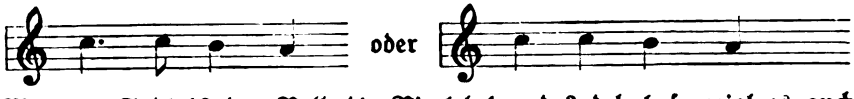
Die wichtigste und aufschlußreichste Änderung ist im Takt 11 eingetreten. Hier bewegt sich Lob in durchaus unvolksmäßigem Gange:

Das Volk beginnt gleich mit der Terz statt mit der Quart der Tonart und bringt dann das einfache d statt dis. Man vergleiche denselben Vorgang in der Umwandlung des Schlusses des Zarenlieds in Lortzings Oper: Zar und Zimmermann:



Das Volk singt in beiden Fällen c—b. Genau dasselbe Gesetz unserer Volksmusik waltet in Takt 12: gis—a ist in a—a gewandelt. Eine unmögliche Forderung Lobs ist es, in den Takten 13 und 17 den ersten Ton gerade 3 Schläge lang aushalten zu lassen.

Wurde das Lied irgendwo zum Marsche gesungen, so mußte hier geändert werden, entweder



Wenn in Takt 19 das Volk die Viertel 1 und 3 dehnt, so zeigt es auch hier gesunden Sinn; es gestaltet damit den Schluß wirkungsvoller, wuchtiger.

Alle die angeführten Veränderungen lehren, daß gewisse Gesetze im Volksbewußtsein schlummern, nach denen das in Besitz Genommene umgestaltet wird.

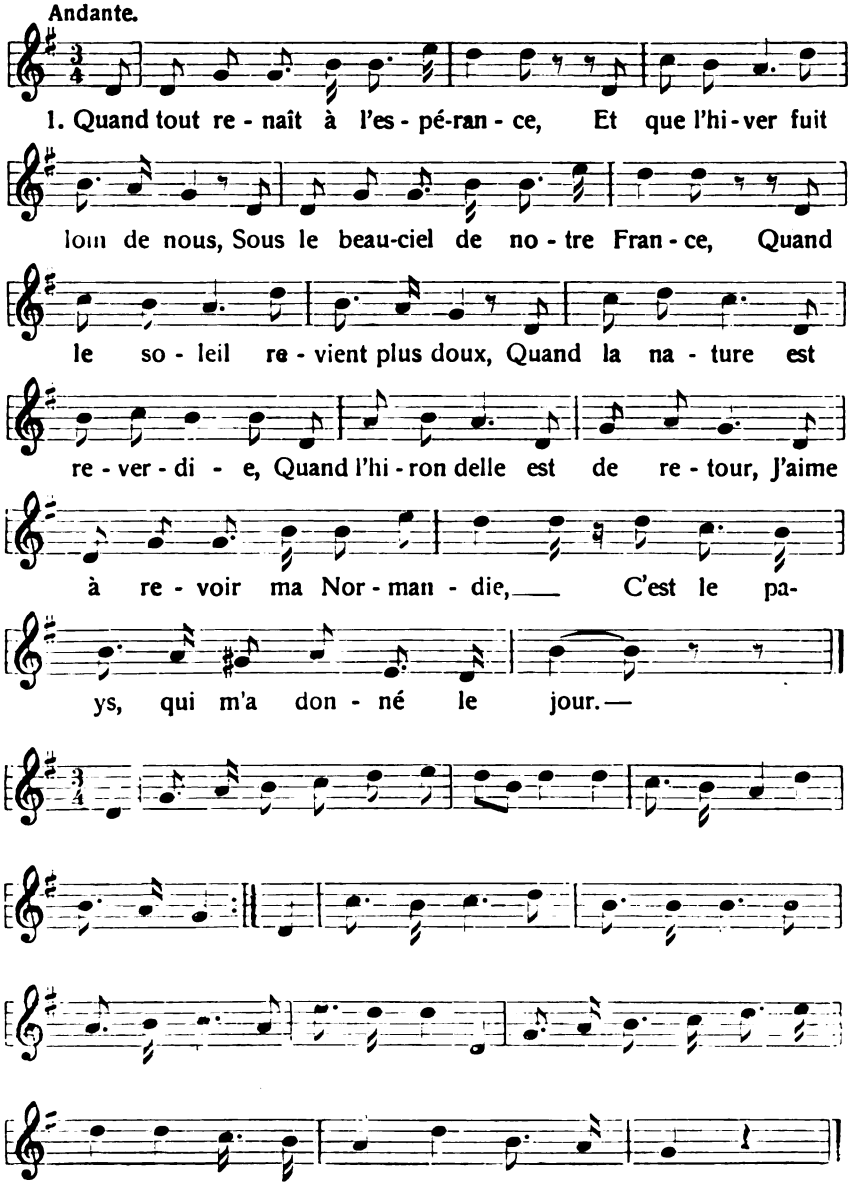
II. Was blinkt so freundlich in der Ferne.

Zu dem eisernen Bestand der französischen Lieder, die in unsern Schulen beliebt sind, gehört vor allem

Quand tout renaît à l'espérance.

Digitized by Google

Es iſt von Bérat vertont und preiſt die Schönheit der Normandie. Als ich das Lied zum erſtenmal in einer Klaſſe ſingen hörte, war ich der Meinung, es werde das alte deutſche Reſerviſtenlied geſungen: „Was blinkt ſo freundlich in der Ferne"; ſo nahe ſtehen die Weiſen einander. Ich gebe ſie zum Vergleich:



Digitized by Google

Der Reservistensang ist schon öfters aufgezeichnet worden; soweit ich sehe, stammt der erste Druck aus dem Jahre 1881; vgl. Preußisches Soldatenliederbuch 1881; André, Liederbuch für den Soldaten 1882; Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar, Nr. 278; Erk-Böhme, III. Nr. 1367; Lewalter, Deutsche Volkslieder in Niederhessen I. 23; Volkskunde im Breisgau, S. 132 (Pecher) Kutscher, Das richtige Soldatenlied, S. 135/136.

Soweit ich sehe, hat noch niemand auf die nahe Verwandtschaft der zwei Lieder hingewiesen, sie kann nicht geleugnet werden. Die Weise schreitet hier wie dort hinauf bis zu e und legt sich dann auf d fest; die Takte 3 und 4, 7 und 8 stimmen Ton um Ton überein. In Takt 9—10 geht der Franzose in 4 Stufen abwärts von c > h > a > g, während der deutsche Soldat in Takt 10 nochmal einen Aufschwung nimmt, wenn er den Reservemann leben läßt. Dann klingt es im deutschen Liede schlicht, soldatenmäßig aus. Der Grundton g schließt ab. Ganz anders schließt Bérat; sein Ausklang ist gesprezt und gesucht. Von unserm deutschen Gefühle aus sieht man nicht ein, warum gerade mit der Terz b wie mit einer Frage geschlossen werden muß.

Bei dem unleugbaren Zusammenhang der beiden Lieder drängt sich die Frage auf, welches das Ursprüngliche ist. Der Reservistensang enthält nichts, was wir als undeutsche Melodieführung bezeichnen könnten; der Beginn d—g, Quart, begegnet immer wieder im Soldatenlied. Beim ersten Anhören der Weise Bérats war ich geneigt, sie als die entlehnte anzusehen. Heute komme ich zu der Ansicht, daß in der Führung der Takte 9—12 bei Bérat das Ursprüngliche vorliegt. Es war möglich, daß im Jahre 1870/71 in den Kämpfen der Nordtruppen die Weise bei deutschen Soldaten Eingang fand. Doch ist hier äußerste Vorsicht des Vermutens geboten.

Hohwölfle

von Dr. O. A. Müller, Bühl/Baden.

Erst am Ende des 17. Jahrhunderts wurde bekanntlich von Papst Innozenz XII. der Jahreswechsel auf den 1. Januar festgesetzt. Das christliche Neujahr des Mittelalters war Weihnachten. Es selbst aber löste wieder den 6. Januar, den Dreikönigstag, ab. Großneujahr wird dieser Tag in manchen Gegenden (z. B. Hanauerland) ja noch heute genannt. Doch waren diese drei Tage nicht die einzigen. Über einen großen Teil des Jahres hin — zum mindesten von Ende September bis weit in den Frühling hinein — verteilen sich weitere Neujahrstage aus ältester Zeit. Das germanische Neujahr, ein sogenanntes Wirtschaftsneujahr, begann mit dem Abschluß der Weidezeit im Herbst. Dabei konnten aber nach Örtlichkeit und Klima mannigfache Verschiebungen eintreten.

Bei fast allen indogermanischen Völkern war aber mit dem Neujahrsfest auch ein Totenfest verbunden. Seit der grundlegenden

Digitized by Google

Arbeit Bilfingers[1] wird darum als Tatsache angesehen, daß das germanische Julfest nicht nur der Wintersonnenwende galt, sondern daß in dieser Zeit der langen Nächte ein Totenfest gefeiert wurde. In dieser Zeit kehrten die Geister der verstorbenen Sippengenossen wieder. Man lud sie zu Gaste und suchte sie durch Opfer günstig zu stimmen, damit sie im kommenden Jahr eine gute Ernte senden. Solange dann die Schwarmzeit dieser Totengeister anhielt, durfte man die ihnen geweihten Speisen nicht berühren, war also an andere Gerichte durch eine „feste" Speiseordnung gebunden[2]. Zum Dank für die ihnen in Ehrfurcht oder Furcht zugedachten Opfergaben segneten die Geister der Verstorbenen dann die Speisen und gaben ihnen gleichsam Heilkraft und für das kommende Jahr dem Besitzer Glück und Segen. Zu diesen Spenden an die wiederkehrenden Toten gehörten neben dem Festbrei und dem alten Opferkuchen früher auch Tieropfer, die dann im Laufe der Zeit durch Gebäckformen ersetzt wurden. Hierbei blieb aber oft das Sinnbild und Abbild des ursprünglichen Opfertieres gewahrt und gab den Anlaß zu den mannigfachen Gebildbroten, die noch vermehrt wurden durch die bildliche Darstellung der die Zukunft beeinflussenden Geister und Dämonengestalten.

In mancherlei Formen und zu den verschiedensten Zeiten finden sich diese Heil- und Gebildbrote. Max Höfler hat aber in seinen grundlegenden Arbeiten[3] nachgewiesen, daß alle diese Gebäcke trotz ihrer äußerlichen Unterschiede auf eine gemeinsame Grundlage zurückgehen, daß sie das umgewandelte alte Sippenopfer des Totenfestes sind, mag es sich dabei um Weck, Zopf, Bretzel, Kringel, Ring, Krapfen, Nudeln, Lebkuchen, Springerle, Schneckengebäcke, Stollen oder sonstige Formen handeln, mögen es Michaeli-, Martini-, Nikolaus-, Allerseelen- oder Weihnachts-, Neujahrs- und Dreikönigsgebäcke sein. Die Ausstrahlung in die verschiedenartigen Zeitgebäcke erklärt sich aus der schon erwähnten großen Zahl von Neujahrs-, d. h. Totenkulttagen, das Vielerlei in der Form ergab sich durch zeitliche und örtliche Umwandlungen. Die Mode hat — vor allem bei den feineren Gebäcken der Städte — immer neue Formen und Mischungen geschaffen, und auch die Einwirkung der Bäckerlaune und des spielenden Formwillens der Hausfrau machte sich bemerkbar. In den letzten Jahrhunderten hat sich fast allgemein das Modelgebäck durchgesetzt. Alte Formen erhielten sich aber in einzelnen Teilen des Volkes. Durchweg nur mit der Hand gemodelt, hat jede einzelne je nach der Persönlichkeit des Formenden ein besonderes Gepräge.

[1] G. Bilfinger, Untersuchungen über die Zeitrechnungen der alten Germanen II: Das germanische Julfest 1901; L. Weiser, Jul 1923.

[2] Vgl. E. Fehrle unter Fasten im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.

[3] Max Höfler, Gebäcke in der Zeit der sogenannten Rauchnächte, Zeitschrift für österreichische Volkskunde 20 (1903), 15—22. Max Höfler, Neujahrsgebäcke ebenda 185—205. Weihnachtsgebäcke .... Z. f. öst. V. 11 (1905), Supplement Heft 3. Die Gebäcke des Dreikönigstages, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 14 (1904), 257—78. Volkstümliche Gebäckformen, Archiv für Anthropologie N.F. 3 310 ff. usw.

Digitized by Google

Hierher gehören auch die sogenannten Hohwölfle, ein Gebäck aus Roggenmehl und Schnitzbrüh, das in allerlei Tierfiguren gewöhnlich am Silvesterabend in einigen Dörfern des Bezirks Bühl (Baden) geformt wird. Schon wiederholt ist kurz streifend das Gebäck erwähnt worden. Kaum ein Verfasser außer Reinfried konnte jedoch dabei auf eigener Anschauung aufbauen, meist stützt sich sogar der jüngere Beleg auf den älteren Nachweis ohne irgendwelche Nachprüfung. Ob schon die ältere Literatur die Hohwölfle beachtete, konnte ich nicht feststellen, doch darf man es annehmen, falls die Angabe eines 80jährigen Bauersmanns aus Oberbruch bei Bühl literarische Beweiskraft hat. Ich lasse sie hier im Wortlaut folgen: „Die alten Deutschen oder Germanen hatten für ihr Vieh keine Stallungen, trieben also ihr Vieh immer auf die Weide. Dieses wurde oft von Wölfen angefallen. Gott Wodan war den alten Deutschen ihr Schutzgott. Deshalb opferten sie ihm immer im Jahr öfters die Gabe der Wowölflein in verschiedenen Arten der Tiere im Gebäck, daß er sie schütze. Dies aus einem alten Buch aus dem Kloster Schwarzach, benannt Schreger Zeitvertreiber[4]. Das Buch fand ich in einer alten Kommode, die mein Großvater im Kloster Schwarzach steigerte nebst anderen Büchern, ist mir aber abhanden gekommen."

In seiner Geschichte der Abtei Schwarzach (erschienen 1889 im Freiburger Diözesanarchiv 20, 189), erzählt K. Reinfried von den „Wowölflein", die am Neujahrstag an die Kinder als Spielzeug verschenkt wurden, auch als Schaustücke das ganze Jahr über auf dem „Känsterle" oder im Herrgottswinkel aufgestellt waren. Das Volk sah in ihnen die Erinnerung an die Erschaffung der Welt, erklärte den Mann und die Frau, die neben Wölfen, Hunden, Affen usw. zu den „Wowölfle" gehörten, als Adam und Eva. Der Verfasser selbst aber hält sie — vom Namen ausgehend — für „die Wölfe des Wodan, der in den Nächten des Wintersolstituums mit den ihm heiligen Wölfen auf die Brautfahrt ausgeht, und dem man dann nachher die Gaben weihte". Auf diese Deutung soll später zurückgekommen werden.

Ohne weitere Stellungnahme erwähnt E. H. Meyer[5], daß immer vor Weihnachten oder auch in der Neujahrsnacht in Unzhurst, Moos, Schwarzach und Balzhofen die Wowölfli gebacken und aufbewahrt wurden. Sie schützen gegen Blitzschlag. Auf diesen Beleg stützte sich dann Wuttke[6].

Max Höfler scheint noch eine andere Quelle benützt zu haben, denn er spricht von den in der Neujahrsnacht gebackenen „Wo- oder Howölfle"[7]. Wahrscheinlich kannte er die Skizze von W. von Schulenburg: „Die Ho-

[4] Der Titel lautet nach freundlicher Mitteilung der bad. Landesbibliothek: Schreger, Odilo, Lustiger und nützlicher Zeitvertreiber, Augsburg 1785 und 1802. Das Buch selbst konnte ich aber nicht bekommen.

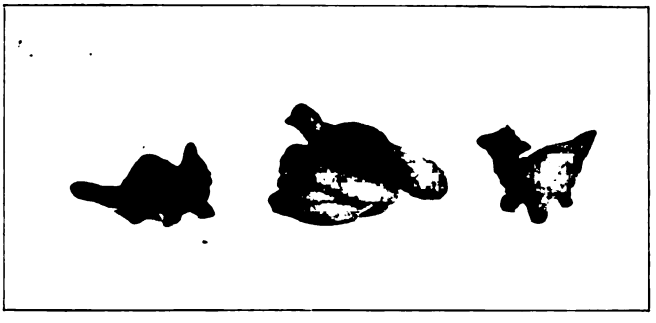
[5] E. H. Meyer, Badisches Volksleben, 482 und 492.

[6] Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 3. Aufl., 430.

[7] Z. f. öst. V. 9, 202.

Digitized by Google

wölfel, ein Neujahrs-Gebäck, Schutzmittel gegen Viehseuche und Brand[8]". Der Artikel hat mancherlei wertvolles Material, dessen Echtheit heute noch nachzuprüfen war. Einige Stellen bringen aber sicher übertriebene Darstellungen, verschiedentlich mischen sich offenbar Dichtung und Wahrheit, sei es, daß der Verfasser seinem Gewährsmann, der anscheinend mit Phantasie begabt war, zum Opfer fiel, sei es, daß er selbst durch Kenntnis verwandter Bräuche manches Fremde hineingedeutet hat. Nicht mehr nachweisbar und auch ziemlich unwahrscheinlich sind Behauptungen wie „Aus diesen Figuren glaubten die Leute ersehen und schließen zu können, an welchem ihrer Tiere sie Glück oder Unglück im neuen Jahre haben würden. Dies folgerten sie bei den gut gerathenen Teigthieren aus der etwaigen



Schwarzacher Hohwölfle (etwa 1/3 natürlicher Größe)

Ähnlichkeit mit den wirklichen Thieren, die sie im Stall hatten". Anscheinend hat Schulenburg an das ihm wohl bekannte „Glücksgreifen" in Ostpreußen gedacht. Auch die Angabe, daß die Gebäckformen an verschiedenen Stellen des Hauses aufbewahrt worden sei, so im Gänse-, Kuh- und Pferdestall, war nirgends zu belegen.

Unter dem Stichwort „Howölfel" weist Ph. Lenz[9] auf Schulenburgs Artikel hin und gibt dann E. H. Meyers schon genannte Angaben wieder. Die letzte Erwähnung findet sich bei E. Fehrle[10], wo die „Wowölfli" mit Übelabwehr in Zusammenhang gebracht werden[11]. Nach diesem kurzen Hinweis auf die bisherige literarische Erwähnung der „Hohwölfle" soll in den folgenden Ausführungen eine genaue Darstellung der Sitte gegeben

[8] Zeitschrift für Ethnologie 1897, 496.

[9] Beiträge zum Wortschatz der badischen Mundarten, Ztschr. für deutsche Mundarten 1917, 49 f.

[10] E. Fehrle, Heimatkunde in der Schule, 2. Aufl., Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main" Nr. 8, 25.

[11] In Wörterbüchern war nichts zu finden, auch bei Grimm nicht. Für freundliche Durchsicht der Wörterbücher und Vermittlung von Literatur, wie überhaupt für seine Beratung bei Abfassung der Arbeit bin ich Herrn Prof. Dr. Fehrle zu großem Dank verpflichtet.

Digitized by Google

werden, wie sie sich bei Umfragen und an Hand von ausführlichen Fragebogen im Laufe dieses Winters feststellen ließ[12].

Spuren dieses Gebildbrotes, das fast allgemein unter dem Namen Hochwölfle bekannt war, ließen sich noch in einigen Orten des Bezirks Bühl nachweisen, so in Greffern, Ulm, Schwarzach, Stollhofen, Hildmannsfeld, Moos, Oberwasser, Zell, Unzhurst, Breithurst, Balzhofen, Oberweier, Vimbuch, Leiberstung und Weitenung. Es handelt sich also dabei nur um Siedlungen der Rheinebene und zwar nur um ein Teilstück, das etwa dem Herrschaftsbereich der alten Abtei Schwarzach entspricht, ein Gebiet, hier „das Land" genannt. Gebacken wurden die Hohwölfle zur Zeit der Umfrage in diesen Dörfern mit Ausnahme von Breithurst nicht mehr. In einzelnen Gemeinden allerdings (z. B. Oberwasser, Vimbuch) lag dies erst einige Jahre zurück. In der Mehrzahl der Fälle jedoch scheint die Sitte zu Anfang dieses Jahrhunderts ausgestorben zu sein. Für Oberbruch und Leiberstung werden sogar die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts angegeben. Vor dem 70er Krieg noch allgemein als Sitte fest verwurzelt, ist das Backen der Hohwölfle später zum Spiel geworden. In dieser Form haben es dann noch einzelne Familien in einzelnen Dörfern bis ins erste und zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts geübt. Aber da niemand mehr eigentlich auch über die Sitte selbst genau Bescheid wußte, wurden die Hohwölfle als Gebäck allmählich verdrängt. Der Formsinn, die Kunstfertigkeit und auch die beschauliche Freude am Wachsen des eigenen Kunstwerks fehlte. Jetzt wurden nur noch Springerle und sonstige Modellgebäcke gebacken. Trotzdem gab es in allen Orten noch Leute, die selbst noch Hohwölfle gebacken hatten oder doch noch aus ihrer Kindheit sich an das Gebäck gut erinnerten. Die Mitteilungen flossen allerdings in den verschiedenen Dörfern bald stärker, bald schwächer. Doch scheint — wenigstens im letzten Jahrhundert — die Sitte in den einzelnen Orten überhaupt verschieden stark verbreitet gewesen zu sein. Während in Moos, Vimbuch, Oberbruch u. a. eine ziemlich allgemeine Verbreitung nachzuweisen war, wird in Hildmannsfeld und Oberwasser ausdrücklich darauf hingewiesen, daß nur einzelne Familien Hohwölfle gebacken hätten, ja in manchen Häusern dieser Orte hat man garnichts davon gewußt. In beiden Fällen erklären auch die Gewährsleute, daß die „Mutter" die Sitte von Moos mitgebracht. Die gleiche Ortsangabe scheint ein Zufall zu sein. Möglich wäre ja, daß in einzelnen Orten — gleichsam den Ausgangspunkten — die Sitte auf breiterer Grundlage ausgeübt wurde; viel wahrscheinlicher aber ist, daß wir eben auf verschiedene Grade des Schwindens dieses alten Brauches gestoßen sind, lautete doch in Greffern und Zell die Auskunft „früher allgemein, jetzt nur noch in einzelnen Familien." In Moos, Greffern, Oberwasser u. a. soll

[12] Wertvolle Unterstützung wurde mir hierbei durch Frau Bäckermeister Peter, Bühl (für Moos), durch die Herren Braunstein (Schwarzach), Frietsch, Bühl (Weitenung), Huber (Hildmannsfeld), Kuhnimhof (Oberbruch), Maurath (Unzhurst), Reffert (Leiberstung), die Primaner Berberich, Ottersweier (Breithurst), Burkart, Balzhofen (Oberwasser), Ehinger (Balzhofen, Moos, Vimbuch), Ruschmann (Schwarzach, Stollhofen), Schäfer, Bühl (Greffern), Wieder, Bühl (Zell).

Digitized by Google

angeblich jede Familie für sich die Hohwölfle gemacht haben, in der Mehrzahl der Fälle scheinen aber die, welche den Winter durch abwechselnd beieinander „ze licht" gingen, als eine Art Gemeinschaft gemeinsam den Brauch geübt zu haben. Als Zeitpunkt für die Herstellung des Gebäcks gilt gewöhnlich die Silvesternacht. Doch wurden in Zell die Hohwölfle mit der „Weihnachtsbachet" gebacken, in Unzhurst am Tage vor Weihnachten und Neujahr. Allgemein „ein Abend zwischen Weihnachten und Neujahr" wurde in Stollhofen angegeben. Vom Hutzelbrot, das am „Sperrtag" gebacken wurde, hob man hierfür die „Schnitzbrüh" auf. In Vimbuch soll man sich die ganze Weihnachtszeit beim Hohwölflemachen vergnügt haben.

Und ein Vergnügen war es für alle Beteiligten, da ja, wie gesagt, in der letzten Zeit die Sitte zum fröhlichen Spiel, zu einer Art Sylvesterunterhaltung geworden war. Vor allem die Kinder plagten immer wieder, und oft hat man ihnen zulieb an dem alten Brauch festgehalten. Schon mittags fragten sie sich gegenseitig: „Macht ihr auch Hohwölfle?" Und abends nach dem Abendessen saß dann die ganze Familie mit ihren Gästen am Tisch, jedes ein Brett oder Blech vor sich. Die Mutter hatte schon den zähen Teig gemacht. In allen Orten bestand er aus Roggenmehl, das mit „Schnitzbrüh"[13] gebunden und gesüßt wurde. Verschiedentlich wurde noch etwas Kochzucker beigegeben, aber nicht zuviel, da sonst das Gebäck beim Backen schwarz wurde. Hefe oder sonstiger Trieb fehlte. Dadurch wurden die Hohwölfle zwar für unsere Begriffe fast ungenießbar, verloren aber auch bei längerem Liegen die Form nicht. Die Mutter oder „Großel" verteilt den unterdessen erkalteten Teig, und jedes versucht jetzt allerlei Tierfiguren zu modeln. Früher waren es vielleicht nur solche bestimmter Gattungen, später machte aber jeder eben das, was er fertig brachte. Wem nichts gerät, der wird ausgelacht. Die geformten Figuren werden betrachtet und auf Ähnlichkeit geprüft, es wird geraten, was für ein Tier es vorstellen könnte. Alles wird nur mit der Hand geformt. Höchstens werden mit dem Messer oder mit dem Löffelstiel auf den Teigfiguren Striche angebracht, wie man sie heute noch manchmal auf der Landbutter findet. Damit will man die Haare der Tiere andeuten. Einige verwenden auch eine Schere, um die Borsten des Ebers, die Mähne der Pferde, den Kamm oder die Flügel des Federviehs in den Teig zu schneiden. Bei besonders schwierigen Formen hat man gelegentlich Hölzchen genommen und sie mit Teig umkleidet. Das ganze Tier wird aus einem Stück geknetet. Aus dem Rumpf zieht man die Beine und den Kopf heraus, und man muß dabei wohl abschätzen, sonst langt am Schluß der Teig nicht für die ganze Form. In diesem Fall muß wieder ganz von vorn angefangen werden[14]. Ein Spiel und doch welcher Ernst dabei, Lachen und Scherzen heute, und früher? Von Vimbuch wurde mir berichtet: „während der ganzen Zeit wurden Lieder gesungen oder man sagte kleine Sprüchlein von Hirten".

[13] Brühe, die beim Kochen des Dürrobstes (Hutzeln, Schnitz) entsteht.

[14] Eine sehr lebendige Schilderung eines solchen Abends ließ mir Herr Hauptlehrer Huber, Hildmannsfeld, der dieses Jahr sich am Hohwölflebacken beteiligte, zugehen.

Digitized by Google

Richtige Künstler gab es da unter den einfachen Leuten. Jeder Ort hatte wieder seine „Spezialisten". Ein Mann in Moos, der bei den Dragonern gedient hatte, brachte vor allem die Pferde gut fertig, er machte nur Rößle mit Reitern. Und wieviel Geschick, wieviel Form- und Schönheitssinn, wieviel feine und doch unbewußte Naturbeobachtung wird da offenbar. Kleine Kunstwerke sind es, so primitiv die Form, so charakteristisch doch für jedes Tier. Eine Mannigfaltigkeit an Figuren und Stellungen. Bald sind es Gebilde in vollplastischer Form, bald sind sie glatt gedrückt, da sind die Tiere in Bewegung dargestellt, dort in Ruhe. Die Eigenpersönlichkeit des Herstellers kommt überall zur Geltung. Vor allem auch in der Größe sind Unterschiede festzustellen, die aber vielleicht mehr typenartig die Dörfer unterscheiden.

Aus der Entfaltung des Spieltriebs, aus der persönlichen Liebhaberei und dem Können der Einzelnen erklärt sich die Fülle der Formen. So bunt aber auch das Bild, es lassen sich doch gemeinsame Züge feststellen. In allen Orten kehren die Hundle oder Wölfle und die Schweine wieder. Dies sind vielleicht auch die ursprünglichen Tiergestalten. Daneben aber finden wir Füchse, Wiesel, Katzen, Kühe, Schafe, Ziegen, Hirsche, Hasen, Hähne, Hühner, manchmal auch Gänse und Enten. Sonderbare Fabelwesen werden gebildet, Gürteltiere, Eidechsenwesen, Drachen usw. In Moos und Oberwasser macht man auch Mann und Frau, ebenda und in Hildmannsfeld kennt man den Reiter auf dem Roß. Für Balzhofen und Moos werden Fische bezeugt. In Moos hat der Fuchs oder Wolf den Fisch im Maul. Kurzum wohl die meisten Haustiere sind vertreten, und was sonst ins Blickfeld der Bauern kam[15]. In Unzhurst allerdings hat man nur Wölfle und Schweinle gebacken, in Ulm nur Hundle.

Da durch die Umfrage in diesem Winter in einer ganzen Anzahl von Orten die Sitte wieder neu auflebte, aus einzelnen Orten Auswahlstücke mir übergeben wurden, kann vielleicht eine Aufzählung der Gebäckformen, die in meinem Besitz sind, am besten die Reichhaltigkeit zeigen[16].

Sammlung: Breithurst (20 Figuren): 11 Katzen in verschiedenen Stellungen, 3 Hunde oder Wölfe, 1 Hund mit Schlappohren, 1 Kuh in Katzengröße, 1 Schwein, 1 Ziege, 1 Wiesel, 1 Fabeltier (wie Ameisenbär).

Moos (4 Figuren): 1 dreibeiniger Hund oder Wolf, 2 vierbeinige Hunde mit Fisch im Maul, 1 brütende Henne auf Nest voll Eier.

Oberbruch (6 Figuren): 5 Schweinchen oder spitznasige Hunde oder Wölfe, 1 Kuh.

Oberwasser (14 Figuren): 4 dreibeinige Hunde oder Wölfe, 3 vierbeinige Hunde, 3 Schweine, 1 Fuchs, 1 Esel, 1 Mann 1 Frau.

Hildmannsfeld (11 Figuren): 1 Hund, 2 Kühe, 1 Ziege, 1 Katze, 1 Ente, 1 sitzender Hahn, 1 sitzende Henne, 1 Storch, 1 Eidechse, 1 Reiter auf Roß.

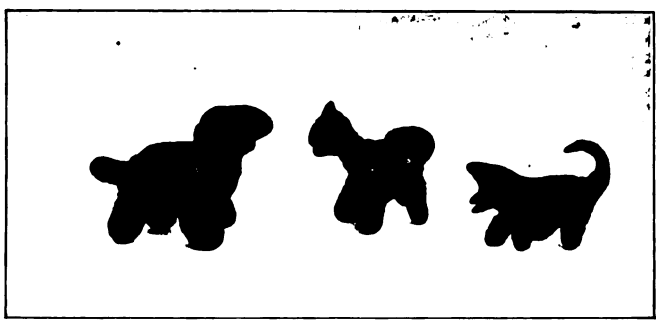
[15] Ein Bauer in Vimbuch machte z. B. immer Kaminfeger.

[16] Die Sammlungen verdanke ich der Vermittlung der Herren Albert (Moos), Huber (Hildmannsfeld), Kuhnimhof (Oberbruch), Ziller (Schwarzach), den Primanern Berberich (Breithurst), Burkart (Oberwasser).

Digitized by Google

Schwarzach (11 Figuren): 3 vierbeinige Hunde oder Wölfe, eine Katze, 1 zusammengebrochener Hirsch, 1 Drache, 1 Kriechtier, 1 Vogel auf dem Nest.

Die fertigen Formen ließ man auf einem Brett steif und trocken werden, um sie — und dies scheint die ursprüngliche Art zu sein — am anderen Morgen[17] in Öl zu backen. In einzelnen Dörfern z. B. Moos und Schwarzach wird dies jetzt nicht mehr so streng beachtet. Man verwendet dort schwimmendes Fett. Abweichende Darstellungen brachten Stollhofen, wo die Figürchen nach dem Modeln nochmals in Schnitzbrüh „gedunkt" und dann im Ofen getrocknet wurden, und Unzhurst, wo die



Breithurster Hohwölfle (etwa 1/3 natürlicher Größe)

Mutter meines Gewährsmannes sie im Backofen gebacken hat. In einem Fall berichtet dies auch ein alter Mann aus Leiberstung. Schön rotbraun gefärbt, kamen die Gebäckformen aus der Pfanne oder dem Backofen und verlockten zum essen. Sie scheinen auch früher allgemein verspeist worden zu sein (so noch Leiberstung). In letzter Zeit haben sie jedoch wohl nur noch die Kinder, die ja alles aufessen, versucht. Höchst bemerkenswert ist aber eine Mitteilung aus Unzhurst. Dort wurde das Gebäck erst am Dreikönigstag[18] oder gar erst an Lichtmeß verzehrt bezw. „geschlotzt". Geschlotzt, weil die Hohwölfle unterdessen steinhart geworden sind.

Kamen am Neujahrstag nach alter Gepflogenheit die Patenkinder, um den Paten das Neujahr anzuwünschen, so bekamen sie immer einzelne Stücke von diesem Gebäck. Verschiedene Leute der jüngeren Generation erzählten aber, daß sie oft nichts mehr damit anzufangen wußten. Als Spielzeug blieben solche Hohwölfle dann einige Zeit in Händen der also „Beglückten", bis sie eben verschleudert waren. Doch auch an Erwachsene, Bekannte oder geachtete Persönlichkeiten[19] wurde das Gebäck verschenkt.

[17] Selten noch am Abend selbst, so aber in Leiberstung, Vimbuch, Moos.

[18] Ähnliches will wohl auch die Angabe aus Leiberstung besagen: „Aus dem Teig wurden noch Hirten oder Schäfer geformt und ein Stall, die man nach dem Fest der 3 Könige gegessen hat."

[19] Hauptlehrer Huber, Hildmannsfeld bekam solche noch 1910.

Digitized by Google

Was übrig blieb, wurde von der Familie aufgehoben, zuerst unter den Christbaum (Leiberstung), dann in den Herrgottswinkel, auch auf das Fenstersims gestellt oder hoch oben auf den Zimmermöbeln, dem Schrank, auf großen Bilderrahmen, auf einem Brett über der Tür, wo auch die Gebetbücher lagen, als eine Art Zimmerschmuck aufbewahrt. Am nächsten Silvesterabend wurden sie dann wieder durch neue Hohwölfle ersetzt. Meist verschwanden sie jedoch schon im Laufe des Jahres. Wohin sie kamen, konnte nicht immer festgestellt werden, da die Erinnerung daran teilweise stark verblaßt ist. Die meisten wurden von den Kindern der Familie allmählich selbst aufgegessen, andere hat man verschleppt. In Leiberstung wurden sie zum Schutz gegen Blitz und Ungewitter und als Gewähr für Glück in Haus und Hof aufbewahrt. In Hildmannsfeld galten sie als Sicherung gegen Blitzschlag, ebenso noch 1895 in Schwarzach[20]. Einige weitere Stücke bekam anscheinend das Vieh. „Sie schützen das Vieh" (Schwarzach). Man hat sie ihm „manchmal" gegeben (Oberwasser). In Balzhofen weiß man nur noch, daß irgendein Zusammenhang zwischen Hohwölfle und Vieh besteht. Die Vimbucher haben sie später eingeweicht und den Säuen zu fressen gegeben. In Leiberstung wurden sie entweder ins Feuer geworfen (in einem Fall belegt, ohne Angabe des Zwecks) oder der „Tränke" beigemischt „zum Glück im Viehstall". Noch deutlicher scheint die Erinnerung in Oberbruch auf früheres, bewußtes Handeln hinzuweisen. Die „Großel" hat das harte Gebäck zerbröckelt und den Säuen gegeben zur Abwehr des Rotlaufs, vor allem aber bekamen es die Kühe, die gekalbt hatten, in die Tränke. Unklar bleibt die Bemerkung einer älteren Person in Leiberstung, daß nur 12 Wölfle aufgehoben wurden, für jeden Monat eines. Beziehungen zur Saatfrucht und Aussaat ließen sich nicht feststellen.

Über die Mannigfaltigkeit der Tierformen und ihren Zweck haben die Leute ihre eigenen Gedanken. Ihre Ansichten sind wissenschaftlich allerdings nicht stichhaltig, doch verdienen sie als Ausdruck der Volksmeinung Beachtung. Die Hohwölfe sollen die Tiere darstellen, welche Noah mit in die Arche nahm. Dann spielen irgendwie Hirten dabei eine Rolle. Wenn ein besonders schöner Hund unter den Figuren war, mußte es der Hund des Hirten sein (Vimbuch). Damit verwandt ist die Erklärung von Breithurst: Weil Gott alle Tiere erschaffen hat, so muß man auch alle diese Tiere herstellen. Die Erschaffung der Tierwelt sei die Ursache dieses Brauchs (ebenso Schwarzach). Hat hier vielleicht die früher angeführte Notiz des Pfarrers Reinfried eingewirkt? Auch eine Auskunft aus Balzhofen: „Die Tiere hat man für Götter gemacht", könnte davon abhängig sein. Doch wird in diesem Ort von andern wieder angenommen, es seien „die neuen Götter". Wie das Volk oft vom Nützlichkeitsstandpunkt aus zu erklären sucht, zeigt die Ansicht eines Mannes aus Stollhofen: Früher kamen die Wölfe aus dem Elsaß in kalten Wintern

[20] In der Zettelsammlung für das Bad. Wörterbuch findet sich folgender Beleg „1895 Schwarzach (Bühl) Wowölflein als Sicherung gegen Blitzschlag". Freundliche Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Ochs, dem Bearbeiter des Bad. Wörterbuchs.

Digitized by Google

über den Rhein. Das ist aber schon sehr lange her. Wenn dann die Kinder später fragten, wie die Wölfe eigentlich ausgesehen hätten, zeigte man ihnen die Hohwölfle, damit sie eine Vorstellung hätten.

Scherzheimer Hahnwächtel.

Nach den bisherigen Ermittelungen sind die Hohwölfle nur im Gebiet des ehemaligen Klosters Schwarzach zu finden, und die Trennungslinie darf anscheinend ziemlich scharf gezogen werden. War doch z. B. in dem evangelischen Lichtenau des Hanauerlandes, das von dem katholischen Ulm des Schwarzacher Gebiets nur durch einen Bach getrennt, sonst mit ihm zusammengebaut ist, keine Spur davon zu entdecken. Überraschender Weise tauchte jedoch im nächsten Ort, in Scherzheim, ein Gebäck auf, das ganz den „Hohwölfle" entspricht, wenn es auch die Bezeichnung „Hahnwächtel" oder „Hahnwächtle" führt. Es war dies allerdings bis jetzt der einzige Fall, und leise Andeutungen, daß früher im ganzen Hanauerland, vor allem in dem Scherzheim und Lichtenau benachbarten Helmlingen Hahnwächtel gebacken worden seien, fanden vorläufig keine Bestätigung. Doch soll mit dieser Erklärung die Möglichkeit nicht bestritten werden. Unentschieden muß darum auch vorläufig bleiben, ob es sich nur um eine Verschleppung der Gebäckformen durch Heirat handelt, oder ob dies der letzte Überrest alter Gemeinsamkeit ist in einem Gebiet, das später durch politische und religiöse Trennung eine verschiedene Entwicklung nahm. Jedenfalls besteht heute nicht nur in religiöser Hinsicht, sondern auch in Sitte und Brauch ein deutlicher Unterschied zwischen Hanauerland und Schwarzacher Gebiet. Trotzdem die Sitte im allgemeinen schon um 1870 ausgestorben sein soll, konnten mir doch aus einer Familie einige Stücke zur Verfügung gestellt werden.[21]

Scherzheimer Hahnwächtel (11 Figuren): 2 Kühe, 1 Hund, 1 Esel, 1 Pferd, 1 Eber, 1 Fuchs, 1 Schaf, 1 Gürteltier, 1 Kamel, 1 Eichhörnchen mit Nuß.

Der Brauch soll in früherer Zeit allgemein geübt worden sein und galt als alt eingebürgert. Im Gegensatz zu den „Hohwölfle" hat man die „Hahnwächtel" am Dreikönigstag gemacht. Die Zubereitung und Verwendung ist sonst im wesentlichen die gleiche. Früher habe man am Dreikönigstag den Christbaum geschüttelt und Äpfel, Nüsse und Gebäck verteilt. Wer keinen Christbaum hatte, machte für die Kinder Hahnwächtel. Sie sollen eben statt des heutigen Zuckergebäcks gebacken worden sein. Die Figuren fanden dann ähnliche Verwendung wie heute Nippsachen und Porzellan. Nur eine alte Frau konnte sich noch erinnern, daß man in ihrer Jugendzeit einer Kuh, die nicht kalben konnte, ein Hahnwächtel zu fressen gab. Was man sich aber eigentlich für ein Tier unter den „Hahnwächtel" vorstellen sollte, war niemand mehr klar; doch sagt man in der Gegend von Scherzheim, Helmlingen, wenn ein Kind sehr lebhaft ist, „des isch wie e Hahnwächtel".

[21] Die Gebäckstücke verdanke ich der Vermittlung der Primanerin Hildegard Metzler, Scherzheim; diese stellte auch die weiteren Nachforschungen an.

Digitized by Google

Deutungsversuche.

Trotzdem in der Erinnerung an die Hohwölfle manches verblaßte, in den Äußerungen vieles unklar bleibt, Spieltrieb und Phantasie die Figuren mannigfach veränderte, die Spuren des Brauches weisen darauf hin, daß es sich um ein Kultgebäck, um ein Gebildbrot handelt. Läßt sich doch in verschiedenen Punkten Übereinstimmung oder doch zum mindesten große Ähnlichkeit zwischen Kultbrot und Hohwölflegebäck feststellen.

Die Speisung der Totengeister soll am 13. Tag zu Ende sein, und erst dann gehören die Speisen den Lebenden.[22] Der Opfertisch bleibt in Skandinavien bis zum Dreikönigstag, oft bis zum St. Knudstag (13. Januar) unberührt.[23] Der esthländische Julegalt bleibt wie „eine Art Schaubrot" auf des Hausvaters Platz liegen und wird erst nach dem Dreikönigstag in zwei Hälften geteilt.[24] Die Hohwölfle dürfen nach Unzhurster Darstellung erst am Dreikönigstag oder gar erst an Lichtmeß „geschlotzt" werden; die Scherzheimer Hahnwächtel sollen erst am Dreikönigstag gebacken worden sein.

Das angebotene Opfer wurde zum Dank für die Bereitwilligkeit der Lebenden von den Dämonen oder Totengeistern gesegnet und bekam dadurch Heilkraft. Das Gebildbrot wurde als Schutz gegen Seuchen aufbewahrt und „sicherte als Viehfutter vor Unfällen".[25] In Schlesien gilt einer der Christstriezel, der aufbewahrt wird, im folgenden Jahr als Wunder wirkendes Heilmittel.[26] Zum Schutz gegen Feuersgefahr wurde in Oberbayern von allen Speisen, die man auf Weihnachten auf den Tisch setzte, etwas ins Feuer geworfen, und in Oberösterreich wurde am heiligen Abend das Feuer mit dem „Störibrot" gefüttert. Auch die Windgeister erhalten ihre Spende durch das Feuer.[27] Gegen Blitzschlag und Ungewitter schützen die Hohwölfle nach dem Volksglauben in Hildmannsfeld, Schwarzach und Leiberstung. Sie werden ins Feuer geworfen (Leiberstung) und sollen das Vieh vor Seuchen bewahren (Vimbuch, Oberbruch, Balzhofen, Oberwasser, Schwarzach, Leiberstung).

Das Opfer für die Verstorbenen ist eine Angelegenheit der Sippe oder später der Familie. Gemeinsam wird es dargereicht. Dafür nimmt aber an dem Genuß der Kultspeise und dem daraus erwachsenden Segen auch die ganze Familie teil, oder besser gesagt, die ganze Hausgemeinschaft, wozu früher nicht nur das Gesinde,[28] sondern letzten Endes auch die

[22] M. Höfler, Ztschr. d. V. f. V. 14, 258.

[23] M. Höfler, Ztschr. f. öst. V. 11 Suppl. 3, 10 f.

[24] Ebenda 60.

[25] Ebenda 20.

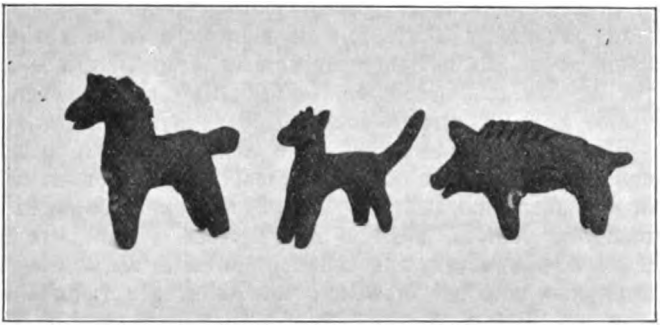
[26] Schlesiens volkstümliche Überlieferungen Bd. 2, Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglauben in Schl. 2, 34.

[27] M. Höfler, Ztschr. f. öst. V. 11. Suppl. 3, 27; weitere Beispiele Ztschr. f. öst. V. 9, 17.

[28] „Selbst der Rebmann erhält seinen Anteil an dem Kultgebäck." Schweizer Idiotikon 2, 60; vgl. noch Globus 72, 375.

Digitized by Google

Haustiere gehörten. Allgemein gibt man von dem am Schluß des alten Jahres gebackenen Neujahrsbrot dem Vieh in der Neujahrsnacht zu fressen.[29] In Österreich erhält es seine „zwei Laibchen Störibrot".[30] Auch die Hohwölfle werden verschiedentlich der Tränke beigemischt. (Oberwasser, Vimbuch, Leiberstung, Oberbruch.) Den ersten Laib aber vom Störibrot der Menschen bekommt der Arme, der am Christtag zuerst um eine Gabe bittet.[31] Denn was ursprünglich den Toten dargeboten war, wurde später oft eine Gabe an die Lebenden. So bekamen es die Kinder als Patengeschenk, die Armen als Armenspende, und beim Gesinde wurde es zum Gesinderecht.[32] Durch besonders große Freigebigkeit gegenüber dem Gesinde, den Kindern, Freunden und auch Fremden glaubte man



Scherzheimer Hahnwächtel (etwa 1/4 natürlicher Größe)

besonders viel Glück für die Zukunft erringen zu können.[33] In diesem Zusammenhang ergäbe sich auch die Erklärung dafür, daß man die Hohwölfle an Patenkinder, an sonstige Kinder und an Bekannte verschenkte.

Ein wesentliches Merkmal der Gebildbrote sieht man gewöhnlich darin, daß frühere Opfertiere in ihnen ihr Abbild in Teigform gefunden, daß die Gebildbrote also eine Art Opferablösung darstellen. Bei dem Hohwölflegebäck wird dies aber kaum zutreffen. Sicherlich können nicht die einzelnen Tierfiguren als Beiweis dafür herangezogen werden, denn es

[29] M. Höfler, Ztschr. f. öst. V. 9, 190.

[30] Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich 111; die Serbokroaten vermischen die den Gebildbroten anhaftende Asche mit Salz und geben es am 3. Tag nach Weihnachten dem Vieh, wegen des Wolfes. Schneeweis, Die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten, Sonderheft 15 der Wiener Ztschr. f. Volksk.

[31] Geramb, a. a. O. 111.

[32] Von dem in 2 Teile geteilten Julezalt (siehe oben) wird „die eine Hälfte am Lichtmeßtag, die andere am Faselabendsdienstag mittags dem Hausgesinde zum Essen gegeben. Auch der Hirtenknecht und der Pflugmann erhalten Teile desselben." M. Höfler, Ztschr. f. öst. V. 11. Suppl. 3, 60

[33] M. Höfler, Ztschr. f. öst. V. 9, 202 und Archiv f. Anthopologie N. F. 4, 134 f. Vgl. weiter noch: Sartori, Sitte und Brauch, Handb. zur Volkskunde 8, 262 f.

Digitized by Google

sind ja so ziemlich alle bekannten Tiere vertreten, und gerade das anscheinend ursprünglichste Tier, der Wolf oder Hund, ist als Opfertier kaum anzunehmen[34]. Es scheint sich also hier nicht um eine Darstellung des Opfers an die Totengeister zu handeln, sondern um den Versuch, die unfaßbaren, unvorstellbaren Totengeister und Dämonen selbst sich leiblich näher zu bringen durch erkennbare Verkörperung der ungebundenen, geistigen Mächte. Man will sie vielleicht auch als Gottheiten und Schutzdämonen im Hause aufbewahren[35], oder sie sich „einverleiben", damit ihre Kraft in des Menschen Körper überginge. Der Mensch auf einer frühen Entwicklungsstufe kann sich kaum eine geistige Beeinflussung denken, sondern nur eine körperliche Wirksamkeit. Er stellt sich die Geister in Gestalt gewisser Tiere vor und gibt dann dem Gebildbrot diese Form. Totengeister werden oft auch menschlich verkörpert gedacht worden sein. Allgemein nimmt man z. B. an, daß unsere Vorfahren als männliche Anführer des Totenheeres Wotan, Wode, als weibliche Anführerin Frau Perchta — Holle betrachteten[36]. In den mannigfachsten, landschaftlich verschiedenen Formen sollen sich diese zwei Gestalten verbergen. Der Schimmelreiter, der wilde Jäger der Sage wird oft als umgestaltete Erinnerung und Verkörperung Wotans angesehen. Verfehlt ist es aber wohl, solche Spuren im Kultgebäck suchen zu wollen, und mehr als fraglich, daß man Wotan in den Lebkuchenformen des Reiters, Ritters und Pferdes, Frau Perchta in der Spinnerin, der Edeldame usw. wiederfinden könne[37]. Wollte man aber von diesem Standpunkt aus, im Pferd und im Reiter des Hohwölflegebäckes Darstellungen von Wotan und von Wotans Pferd erkennen, so dürfte man ebensogut vom Böcklein auf Donar schließen. Wohin würde aber eine solche Ausdeutung all dieser Tiere unter den Hohwölfleformen führen? Muß man denn in den Gebäckformen unbedingt Beziehungen zu einer bestimmten Gottheit oder überhaupt zu einer Gottheit suchen? Die Tierfigur ist nicht das Attribut einer Gottheit, sondern das Abbild eines wirk-

[34] Jahn (Die deutschen Opferbräuche bei Ackerbau und Viehzucht. Germanistische Abhandlungen 3 326) nennt allerdings als Opfertiere für Wotan Rosse, Rinder und Hunde, doch lehnt auch Höfler die Hundeopfer ab. (Ztschr. f. öst. V. 9 Seite 203.)

[35] Vgl. Fehrle, Heimatkunde 25.; Wuttke, Der deutsche Volksaberglauben der Gegenwart § 174: „Weiße Pferde im Stall bringen dem Hause Glück und beschützen es vor der wilden Jagd (Böhmen)"; der Hund als Dämonenschutz in „Dinkelmann, Der Hund im Volksglauben" Oberdeutsche Ztschr. f. Volksk. 2, 104; Der Hahn als unheilabwehrendes Tier in „A. Becker, Vom Bauopfer zur Grundsteinlegung" Oberdeutsche Ztschr. f. Volksk. 2, 82. Als Übelabwehr kann man wohl auch erklären, daß man ein Hohwölfle der Kalbin in die Tränke tat (Leiberstung) oder einer Kuh, die nicht kalben konnte, ein Hohwölfle zu fressen gab (Scherzheim).

[36] Vgl. u. a. Reuschel, Deutsche Volkskunde im Grundriß 2, 42; Hünnerkopf, Der wilde Jäger in Oberdeutschland, Oberdeutsche Ztschr. f. Volksk. 1, 34 ff.

[37] Dies sind wohl einfach Darstellungen eines Mannes und einer Frau, die eben in den einzelnen Jahrhunderten verschieden gekleidet sind. Viele Männlein- und Weibleinfiguren in Gebäck werden auf Adam und Eva zurückgehen. So sind wohl auch die entsprechenden Formen beim Hohwölflegebäck zu deuten. Vgl. auch die früher angegebene Volkserklärung.

Digitized by Google

lichen Tieres oder eines tiergestaltigen Dämons. Wolf und Hund unter den Hohwölflefiguren sind nicht Wotans heilige Tiere, sondern die Darstellung eines Wolfs oder eines Hundes als Verkörperung eines Dämons. Sicher verfehlt ist es, aus dem bloßen Gleichklang der Worte von Wowölfle auf Wölfe des Wo, des Wotan schließen zu wollen.[38]

Es wurde schon angedeutet, daß mit wohl der Hauptgrund für das Speiseopfer an die Toten in dem Wunsch zu suchen ist, dadurch Segen, vor allem dem Segen der Fruchtbarkeit für das kommende Jahr von günstig gestimmten Totengeistern zu gewinnen.[39] Diese Totengeister wurden dann sehr oft selbst als Vegetationsdämon gedacht und fanden ihre sinnfällige Verkörperung in den Formen der Gebildbrote. Kann man nun die Hohwölfle als ausgesprochene Fruchtbarkeitssymbole ansprechen und hier einreihen? Daß die verschiedenen Tierformen des Gebäcks mit den von Mannhardt[40] als Vegetations- und Korndämonen angegebenen Tieren übereinstimmen, hat wieder keine Beweiskraft, da es eben so ziemlich alle Tiere sind. Auch in den Spuren des Brauches läßt sich kaum etwas Positives in dieser Hinsicht erkennen. Negativ wäre aber wohl die Feststellung zu werten, daß keinerlei Beziehungen der Hohwölfle zu Saat oder Ernte nachzuweisen sind.

Nach vorsichtigem Abwägen der verschiedenen Gründe und Gegengründe möchte ich daher, vor allem von dem Namen gebenden und anscheinend ursprünglichsten Tier, dem Wolf, und dessen Stellung im Kult ausgehend, in den „Hohwölfle" eine Verkörperung dämonischer Wesen sehen. Natürlich brauchen dadurch die andern Möglichkeiten nicht völlig ausgeschlossen zu sein, können im Gegenteil mehr oder weniger beeinflussend hereinspielen.

Beziehungen zu Roggenwolf und Werwolf.

Welche Beziehungen lassen sich jetzt herstellen zwischen dem Hohwölflegebäck als Verkörperung dämonischer Wesen, den Vegetationsdämonen Kornwolf, Roggenwolf oder Roggenhund und dem Werwolf, jener sagenhaften Erscheinung, die über weite Teile der Welt verbreitet?[41] Es besteht gleichsam ein geschwisterliches Verhältnis zwischen ihnen, sie sind Kinder einer gemeinsamen Mutter, oder, wenn man eine losere Verbindung annehmen will, könnte man von einer Vetternschaft sprechen. Nach dem Glauben des Volkes sind die Dämonen geheimnisvolle,

[38] Vgl. die schon früher wiedergegebene Erklärung von K. Reinfried.

[39] M. Höfler, Ztschr. f. öst. V. 11. Suppl. 3 74; L. Weiser, Jul.

[40] W. Mannhardt, Die Korndämonen 1.

[41] Zahlreiche Belege bringt W. Hertz, Der Werwolf, Beitrag zur Sagengeschichte. Vgl. auch A. Bach, Westerwälder Werwölfe und Wolfssegen in der Ztschr. für rheinisch-westfälische Volkskunde 1923/24; Vordemfelde, Die germanische Religion im deutschen Volksrecht 107 f; Fr. Byloff, Wolfbannerei, Oberdeutsche Ztschr. für Volkskunde 1, 127 ff; Fr. Byloff, Wolfbanner und Wolfbannereiprozesse in den österreichischen Alpenländern, Österreichs Weidwerk 1928, 491 ff.

Digitized by Google

übermenschliche Gewalten, die mit besonderen Kräften ausgerüstet, bald Segen, bald Schaden stiften. Rein geistig kann man sie sich aber nicht vorstellen, sie müssen einen Körper haben, es muß also eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihnen und der dinglichen Diesseitswelt bestehen. Dinge und Lebewesen, die der Mensch auf einer frühen Entwicklungsstufe fürchtet oder bewundert, jedenfalls bei aller körperlichen Verwandtschaft wegen ihrer besonderen Eigenschaften über sich stellt, können Träger dieser Vorstellung werden. Besonders bei den Tieren, die trotz aller Körperhaftigkeit etwas Fremdartiges an sich haben, glaubt man Übersinnliches, Dämonisches zu spüren. Ein Tier, das aber mit besonders dämonischer Gewalt ausgestattet scheint, ist der Wolf, im Gesamteindruck ein unheimliches Wesen, das scheu im Schutze der Nacht auftaucht, das Unbehagen und Furcht einflößt. Kein Wunder, daß man vom christlichen Standpunkt aus oft ein Werkzeug des Bösen in ihm sieht. Als einem dämonischen Tier, das besonders gefürchtet war, wurden ihm zu bestimmten Zeiten Speisen zur Versöhnung geboten.[42] In ältester Zeit sollen ihm als der Gottheit des Todes, der Nacht und des Winters sogar blutige Sühneopfer gebracht worden sein.[43] Rächend naht der Wolf und zerreißt das Vieh, wenn man in den „Zwölften" wäscht, backt, ausfegt oder sonstige Arbeiten verrichtet[44]. Wolf und Werwolf sind bei solchen Äußerungen der Volksmeinung nicht immer scharf getrennt, im Gegenteil, sie werden oft bunt durcheinander gemengt.[45]

---

[42] M. Höfler, Ztschr. f. öst. V. 11. Suppl. 3, 37. Schneeweis a. a. O. 55, 61.

[43] Hertz a. a. O. 17.

[44] Wuttke a. a. O. § 74; Fehrle a. a. O. 25; Schneeweis a. a. O. 1.

„In den Tagen zwischen Weihnachten und Dreikönige darf kein Mist aus den Ställen gebracht oder vom Hofe gefahren werden; und in den ersten 6 Tagen der Zwölften darf man nicht spinnen; alles damit die Wölfe nicht einbrechen." (Thüritz), nach J. D. H. Tenne, Die Volkssagen der Altmark 80; und ebenda 84: „Von Neujahr bis heiligen Dreikönigstag darf kein Dünger ausgefahren werden; denn um diese Zeit sind die Wölfe gerade am schlimmsten und sie würden durch den Geruch frischen Düngers herbeigelockt werden". (Hans Jochem Winkel, Altmark.) Freundl. Mitteilung des Herrn stud. phil. W. Treutlein.

[45] In Grabow heißt es, der Wolf kommt, wenn in den Zwölften gedüngt wird. (K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche in Mecklenburg 2, 246.) Im Märkischen kommt der Werwolf, wenn man in dieser Zeit mistet. (A. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen 375.) Freundliche Mitteilung des Herrn stud. phil. W. Treutlein. Nicht nur gegen die Wölfe wird das Vieh beim Auszug gesegnet, sondern auch gegen die Werwölfe. Ztschr. f. rhein.-westfälische Volkskunde 1923/24; 26. Dort auch verschiedene Wolfssegen und bei Angabe eines Rezept zum Bannen die Erwähnung eines Opfers an den Wolf. Nach dem Rezept eines im 16. Jahrhundert als Werwolf hingerichteten Hirten soll man ungebackenen, rohen Teig nehmen und darauf „uf ein Freitag, welche Zeit im Jahr ihm beliebe, dem Wolf ein neues Jahr" backen. Wenn man es dann in den Backofen schießt, bespreche man es mit bestimmten Worten. Dann folgt der Segen.

Digitized by Google

Das Dämontier hat aber nicht nur böse Eigenschaften, es hat auch gute Seiten.[46] Bald segnend, bald schadend sitzt der Wolf im Kornfeld.[47] Wenn das Korn im Winde wogt, dann glaubt man, der Korn- oder Roggenwolf gehe drin um. Dabei schwebt dem Volk nicht ein ungreifbares, unplastisches Wesen vor, dessen Wirken man nur sieht, das aber selbst unsichtbar bleibt. Nein, die Verkörperung des Wachstumsgeistes, um den es sich beim Roggenwolf oder -hund ja handelt, ist ein gespenstisches Ungeheuer in wirklicher Wolfsgestalt, „welches heult, brüllt, Korn und Kinder frißt."[48] In Wolfsgestalt wurde früher auch die letzte Garbe geformt, denn dorthin flüchtet sich bei dem Schnitt der Wachstumsgeist.

Zusammenfassend kann man wohl feststellen, daß Roggenwolf, Werwolf und Hohwölfle verschiedene Ausdrucksformen der gleichen Vorstellung des Wolfs als Dämonentier sind, sie sonst aber keine Beziehungen zueinander haben. Daß das Bild des Untiers immer lebendig blieb oder immer wieder lebendig wurde, erklärt sich daraus, daß der Wolf noch in der Neuzeit in manchen Gegenden Deutschlands heimisch war, besonders aber nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges wieder zahlreich auftrat. Bis zum heutigen Tag blieb in der Bühler Gegend die Erinnerung daran wach, daß Wölfe aus dem Elsaß gekommen seien (Stollhofen), und in den Sasbacher Gemeindeakten von 1680—95 z. B. finden sich noch Einträge über Belohnungen für die Vertilgung von Wölfen.

Namen des Gebäcks.

Auffallend ist, daß bei Erwähnung der Hohwölfle in der schon angegebenen Literatur fast immer nur von Wowölfle gesprochen wird. Eigenartiger Weise ließ sich aber bei meinen Anfragen nur in einem einzigen Fall und dazu noch in einem etwas unsicheren, mittelbaren Beleg für Ulm der Name Wowölfle feststellen, sonst wurde diese Bezeichnung immer rundweg abgelehnt. Meine Gewährsleute sind aber durchweg 50 bis 70 Jahre alt, ihre Erinnerung reicht also über die Zeit der Literaturangaben (mit Ausnahme des „Schreger") zurück. Außerdem findet sich in W. von Schulenburgs Aufsatz von 1897 nur der Name „Hohwölfel". Es müßten also beide Bezeichnungen nebeneinander bestanden haben, vorausgesetzt daß die Belege für Wowölfle sich auf gute Quellen stützen, und bei K. Reinfried, der Pfarrer in Moos war, darf dies doch angenommen werden. Da aber zwei Dörfer, Leiberstung und Weitenung, von denen Leiberstung viel Ursprüngliches bewahrt zu haben scheint, nur „Wölfle" als Namen angeben, Leiberstung auch noch „Neujahrswölfle" kennt, glaube ich annehmen zu dürfen, daß beide Bezeichnungen, sowohl Hoh- wie Wowölfle nur zeitweilige, vielleicht auch rein örtliche Bildungen jüngerer Zeiten sind, Namen, die das einfache Wölfle näher bestimmen wollen.

[46] „Etlich glauben, es pring größen frum, ob in des morgens ain wolf chum." Lexer Mhd. Wörterbuch 7771.

[47] W. Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund 2.

[48] Mannhardt, Roggenwolf... 13.

Digitized by Google

Dabei könnte bei Wowölfle an eine gelehrte Beeinflussung durch die Wo — Wotanserklärung oder an eine Assimilationsform der Kindersprache[49] gedacht werden, bei Hohwölfle an eine ganz naive Benennung nach dem Standort „hoch" oben auf dem Schrank oder Wandbrett[50]. Allerdings steht vielleicht dieser Erklärung die Bezeichnung der wesensgleichen Scherzheimer Hahnwächtel entgegen.

Da die Aussprache des Wortes Hohwölfle eine eigenartige Färbung aufwies, hat Herr Prof. Dr. Kaiser, Bühl (Bearbeiter der Mundart von Todtmoos, bad. Schwarzwald) eine sprachliche Untersuchung auf Grund der Balzhofener Mundart vorgenommen. Sein Bericht folgt wörtlich anbei: „Der o-Laut des ho in dem Wort hɔ̃wœlfle[51] ist lang und offen. Das offene lange ɔ̃ der Mundart von Balzhofen kann zurückgehen auf mhd. â oder ô (vgl. bfɔ̃l = Pfahl; ɔ̃r = Ohr und hɔ̃ch = mhd. hôch, hô = hoch). Dagegen entwickelte sich mhd. kurzes o in der Mundart zu geschlossenem o, auch in offener Silbe (vgl. bfoŝde = Pfosten; kobf = Kopf; bode = Boden). So dürfte eine Deutung des Wortes als Hof-Wölfle bei dem ausgesprochenen offenen Charakter des ɔ̃ in hɔ̃wœlfle als unmöglich erscheinen. Während im allgemeinen mhd. a in der Mundart als a-Laut erhalten blieb, hat es sich vor Nasal unter Verlust desselben zu langem, offenen ɔ̃ entwickelt. Mhd. han erscheint in der Mundart von Balzhofen, allerdings nur noch von alten Leuten gebraucht, als hɔ̃, mhd. ban als bɔ̃ (Bahn). So könnte nach den Lautgesetzen der vorliegenden Mundart das hɔ̃ in hɔ̃wœlfle als Hahn-Wölfle zu erklären sein. Zugleich lassen meine Ausführungen auch die Deutung als Hochwölfle zu (unter Ausfall des ch vor w). Eine Parallele dazu bietet hɔ̃wald (Hochwald und hɔ̃wild (Hochwild). Das o in diesen Wörtern hat denselben Lautwert (lang und offen) wie das o in hɔ̃wœlfle. In der in der Mundart vorkommenden Redensart: „dr meint, r sitzt ufm Hobaum" hat das o in Hobaum genau denselben Lautwert wie das o in hɔ̃wœlfle. Unter Hobaum (= Hochbaum) versteht man die oberste Stange im Hühnerstall. Die Deutung Heim-Wölfle ist nach den Lautgesetzen der Mundart von Balzhofen ausgeschlossen."

Mir persönlich fiel noch auf, daß die Aussprache in Moos z. B. hörwœlfle lautete und gleichbedeutend der Aussprache von „Haar" war. So wurde das Wort auch in diesem Ort verschiedentlich von den Leuten ausgedeutet. Welches auch die endgültige Erklärung sein möge, so steht doch unbedingt nach dem Ergebnis der letztjährigen Umfrage fest, daß der Name des Gebäcks heute Hohwölfle lautet.

[49] Freundliche Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Hoffmann-Krayer. Herr Prof. Dr. Fehrle machte mich außerdem auf Mo-mohrle statt Morle in der Kindersprache aufmerksam.

[50] „Howölfle, dreibeinige Wölflein, gebacken, „hoch" auf den Schrank gestellt. (Moos 1925.)" Zettelsammlung für das Bad. Wörterbuch.

[51] offenes o = ɔ̃ — reduziertes, klangloses e = e
geschlossenes o = o — sch = ŝ
offenes ö = œ

Digitized by Google

Einzelbemerkungen.

Daß sich in der Zeit der Anfertigung der Hohwölfle in einzelnen Orten Schwankungen zwischen Weihnachten und Neujahr, ja sogar dem Dreikönigstag gezeigt haben, wobei sich diese Angaben bei der Bestimmtheit der Behauptung nicht gut als Irrtümer erklären lassen, ist nicht weiter auffällig. Wir haben ja gesehen, daß es sich bei all' diesen Tagen um Neujahrstage handelt, und bei allen ehemaligen Neujahrstagen besteht in Sitte und Brauch starke Übereinstimmung[52].

In einigen Orten wurde besonders betont, daß die Wölfle oder Hundle dreibeinig sein müßten. Tatsächlich weisen die Sammlungen von Moos, Schwarzach und Oberwasser solche Figuren auf. Ein Grund konnte allerdings nie angegeben werden. Soll sich das Tier als Verkörperung eines Dämons vom wirklichen durch diese eigenartige Besonderheit unterscheiden[53], oder handelt es sich nur um eine Laune der Formenden, ist es eine Äußerung des Spieltriebs?

Daß zum Anmachen des Mehls „Schnitzbrüh", also Obstbrüh verwendet wird, obgleich Wasser den gleichen Dienst täte, hat seinen Grund wohl in der Absicht, dem Gebäck Geschmack und Farbe zu geben, ist also wohl verständlich. Besonders charakteristisch erscheint aber die Tatsache, daß die Hohwölfle in Öl gebacken werden. Es ist diese Art der Zubereitung wohl darauf zurückzuführen, daß man bis zum Jahre 1447 in der Fastenzeit keine Butter und sicher auch keine tierischen Fette verwenden durfte. Bei der alten Festsetzung des Neujahrstages wurden die Hohwölfle aber wohl vor Weihnachten gebacken, sodaß die Sitte noch in den Adventsfasten ausgeübt wurde. Darum mußte man Öl verwenden. Technische Gründe können kaum maßgebend sein, da man das Gebäck heute ja schon verschiedentlich in schwimmendem Fett bäckt.

Eigenartig ist die Verwendung von Roggenmehl für die Hohwölfle, trotzdem man doch heute in der Gegend viel Weizen pflanzt und Gebäck durchweg aus Kuchenmehl gemacht wird. Wurde früher vielleicht hier nur Roggen gebaut, und blieb man dann später eben auch dabei? Oder sollte sich in dieser Gepflogenheit ein fremdes Element bemerkbar machen? Weizenbrot war Herrenbrot, der Bauern Nahrung und das Brot der Armen war aus Hafer und Gerste. Seit der Völkerwanderung wurde aber in Nord- und Ostdeutschland Roggenbrot Sitte[54]. Ist dies vielleicht der Vermittlung der Slaven zuzuschreiben?

Herkunft des Gebäcks.

Um der Frage über die Herkunft der Hohwölfle näher treten zu können, gilt es zunächst nachzuweisen, wo sich ähnliche Gebäckformen und ähnliche Sitten finden. Diese Gegenden sind in Deutschland ziemlich eng be-

[52] Belege dafür sind zahlreich. Ich nenne u. a. M. Höfler, Ztschr. f. öst. V. 11. Suppl. 3, 7; Ztschr. d. Ver. f. V. 14, 260; Drechsler a. a. O. 2. Bd. 1, 17; H. E. Meyer a. a. O. 484 u. 494; O. A. Müller, Um die Weihnachtszeit im bad. Mittelland, Mein Heimatland 1928, 213.

[53] Das weiße Roß, eine Beifügung zum Totendämon, ist im Kanton Wallis auch dreibeinig. (Hünnerkopf a. a. O. 39.)

[54] J. Klapper, Schlesische Volkskunde, 76.

Digitized by Google

grenzt[55]. An die Hohwölfle der Bühler Gegend erinnern sehr stark die sogenannten Hauswölfe in Oberfranken. Als ältesten Beleg, den ich hierfür ermitteln konnte, möchte ich einige Stellen aus der „Bavaria" anführen[56]. „An der rauhen Ebrach ist es Sitte, daß die Bäuerin zur Weihnachtszeit aus besonderem Teige allerlei Figuren, namentlich Thiergestalten je nach ihrem plastischen Talente formt, die dann gebacken und unter dem Namen Hauswolf an Kinder und Gesinde vertheilt werden" und (ebenda 3, 340) „An Neujahrsabend werden mancher Orten aus Weizenmehl Männlein, Hühner, Hunde und andere Thiere für die Kinder gebacken. Im Steigerwald war ähnliches Gebäck unter dem Namen „Hauswolf" gebräuchlich. Davon wird Einiges aufgespart, wenn etwa Feuer auskommen sollte im Hause. Es löscht den Brand, wenn man es hineinwirft[57]." M. Höfler bringt dazu eine Ergänzung[58]: „Im Bambergischen herrscht am Sylvesterabend und Neujahr die Sitte, Nudel in Form von allerlei Hausthieren zu backen, besonders sogenannte „Neujahrshündlein", die mit süßer Klötzenbrühe verzehrt werden. Will man im kommenden Jahr vor Brand versichert sein, so bäckt man 2 Hunde rechts und links gewendet aneinander und bewahrt diese durch die Kultzeit zauberkräftigen Figuren auf, um sie im Notfalle ins Feuer zu werfen ..., aber nur in der Neujahrsnacht gebackene sogenannte Hündlein helfen gegen Blitzschlag und Brand. In der Gegend von Zapfendorf (Oberfranken) werden sie um 1—2 Uhr nachts aus Schmalz herausgebacken, wobei die backenden Mädchen ganz neue Kopftücher tragen und alles sich vorher die Hände wäscht. Die Figuren heißen zwar auch hier Hundchen, doch werden alle möglichen andere Figuren gebildet unter diesem Namen; sie werden verschenkt und gegessen, und was die Hauptsache dabei ist, bis zum kommenden Neujahr aufbewahrt, ja selbst bis zum Greisenalter der Brautleute."

Auch die Wenden der Muskauer Gegend (bei Schleife z. B.) backen am Sylvesterabend kleine Tiere wie Kühe, Schweine, Schafe, ein Huhn oder eine Gans mit Eiern ringsum, für jedes Stück Vieh eine Figur. Man nennt sie „lětka"-Jährchen. Die Frau gibt sie am Neujahrsmorgen dem Vieh zu fressen. Auch für die Kinder werden lětka gebacken. Die Knaben bekommen einen Reiter, ein Pferd, einen Stier, einen sitzenden Affen, einen Esel, ein Kamel usw., die Mädchen Puppe, Gans, Kühe usw.[59] Neunerlei Teigfiguren müssen es beim ostpreußischen „Glücksreifen" sein. Heute werden gewöhnlich Formen wie Eber, Mann, Weib, Kind, Puppe, Totenkopf, Wiege, Ring, Stein, Kreuz, Schlüssel u. dgl. unter einen

[55] Auf die Osterwölfe in Pommern machte mich freundlicher Weise Herr Prof. Dr. Eckstein, Freiburg i. Br., aufmerksam. Doch konnte ich selbst darüber Genaueres nicht ermitteln.

[56] Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern 3 Bd. 1865, Seite 971.

[57] Darauf stützt sich Wuttke a. a. O. § 430, 290 f.; E. H. Meyer a. a. O. 482 und wohl auch Schmeller, Bayr. Wörterbuch 2, 903.

[58] Ztschr. f. öst. V. 9, 202 f.

[59] W. von Schulenburg, Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte, 132, und Ztschr. f. Ethnologie 1897, 496.

Digitized by Google

Teller gelegt und dann herausgegriffen. Am häufigsten wird der Eber gebacken. Zum „Glück für die Tiere" wählt man neun gehörnte Tierfiguren, und im ostpreußischen Kreise Neidenburg werden diese Gebilde dann dem Futter beigemischt, damit das Vieh besser gedeihe.[60]

Daß zwischen den Gebäcken dieser drei verschiedenen Örtlichkeiten Deutschlands große Ähnlichkeit in Form, Zubereitung und Verwendung besteht, brauche ich wohl nicht zu betonen. Besonders bemerkenswert ist dabei, daß es sich in allen drei bzw. vier Fällen — wenn man noch die Osterwölfe in Pommern dazu rechnet — um Gegenden handelt, wo heute noch Wenden wohnen oder doch sicher für frühere Zeiten nachzuweisen sind. Daß Ostpreußen, Pommern und die Orte zwischen Spree und Bober heute noch teilweise wendisch, d. h. slavische Bevölkerung haben, ist wohl allgemein bekannt. Aber auch am Fichtelgebirge und um Bamberg fanden sich noch in der Karolingerzeit zahlreiche Wendensiedlungen, die erst allmählich im Deutschtum aufgingen. Noch im 11. Jahrhundert war die Gründung des Bistums Bamberg nötig, um die Christianisierung der Main- und Rednitzwenden energisch durchführen zu können.[61] Es liegt also der Schluß nahe, daß es sich bei den oben genannten Gebäcken um eine Äußerung des wendischen Volkstums handelt. J. W. Wolf erklärt übrigens schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts[62] bei der Besprechung des Weihnachtsblocks: „Im Wendischen haben die Kuchen stets die Form von Pferden, Schweinen und anderen Thieren." Auch M. Höfler spricht einmal vom „wendischen Hündleinsbrot" und von der Sitte der sächsischen und schlesischen Wenden (Hoyerswerda), am Weihnachtsabend allerlei Getier (aus gutem Weizenmehl), Ochsen, Schafe, Hühner u. dgl. zu formen „und in der Bratröhre abzubacken."[63]

Nirgendsmehr in Deutschland[64] fand ich bis jetzt weitere Gebildbrote, die in Form, Verwendung und Zeitpunkt den obigen Gebäckformen gleichkommen, auch nicht in der benachbarten Schweiz.[65] Und da taucht

[60] M. Höfler, Ztschr. f. öst. V. 9, 203 (mit Abbildungen).

[61] P. Diels, Die Slaven, aus Natur und Geisteswelt, 740.

[62] Beiträge zur deutschen Mythologie 1852, 1, 119.

[63] Ztschr. f. öst. V. 11. Suppl. 3, 64 f.

[64] Ähnliches Gebäck hinsichtlich der Form könnte sich allerdings vielleicht im Osnabrückischen finden. Dort soll man nicht nur Männlein backen, sondern auch Frauenfiguren, häufig Pferd, Hase, Huhn, Schaf (Sartori, Westphälische Volkskunde 136).

[65] Für Österreich weist K. Fiala (Wiener Ztschr. f. V. 31, 92 f.) in den Salzburger Hörnerbroten ein Gebäck nach, das Ähnlichkeit mit Hohwölfle, Neujahrshündlein, Hauswolf usw. hat. Am „Bachltag", Tag vor Weihnachten, werden Kultbrote aus Kornbrotteig gebacken, gewöhnlich in Form einer Kuh (oft mit Kalb), hin und wieder auch Pferde. Diese „Opfer- auch Ofenkuh genannt, wird unter das Dach gehängt und bildet dann einen Schutz gegen Viehdämonen, Seuchen" und dient als Zauber für das Gedeihen des Viehstandes.

Prof. Dr. A. Haberlandt, dem ich für verschiedene Literaturnachweise zu Dank verpflichtet bin, macht mich auch auf das „Eberbrot" im nieder-oberösterreichischen Grenzgebiet, nördlich der Donau aufmerksam.

Digitized by Google

plötzlich ohne jegliche erkennbare Verbindung im Hohwölflegebäck der Bühler Gegend der Brauch in seiner ganzen Eigenartigkeit wieder auf. Das Gebiet der Verbreitung ist aber, wie schon gesagt, auch hier eng begrenzt und zeigt auch ziemlich scharfe Umgrenzungslinien. In den Orten Bühl, Steinbach, Ottersweier z. B., die in oder an den Vorhügeln des Schwarzwaldes liegen, war nicht die geringste Spur des Gebäcks zu finden, ja nicht einmal eine Erinnerung daran, daß man schon von etwas Ähnlichem in der Nachbarschaft gehört habe. Und dabei sind die Orte Vimbuch, Weitenung, Breithurst, wo doch die Hohwölfle noch sehr gut bekannt sind, nur ½—¾ Stunde entfernt. Keinerlei landschaftliche Hindernisse könnten eine Absonderung heute verständlich machen. Es besteht aber eine scharfe Scheidung zwischen diesen Orten und nicht nur hinsichtlich der Hohwölfle, sondern auch in Sprache, Sitte und überhaupt in der ganzen Charakterbildung der Bevölkerung. Heute, wo die Bahn etwa dieser Grenzlinie entlang fährt, sagt man darum oft, „die über der Bahn" sind andere Leute. Schon hinsichtlich ihrer körperlichen Beschaffenheit fallen die Bewohner dieses Landstrichs teilweise auf. Man findet dort heute noch — und Vermischungen sind doch sicher im Laufe der Jahrhunderte eingetreten — einzelne Leute von kleiner Gestalt, schwarzhaarig, oft von gelblicher bis erdfahler Gesichtsfarbe und einem eigenartigen, fremdartigen Gepräge (Vimbuch, Leiberstung usw.). Dürfen wir aus diesen Spuren auf eine fremde Völkerschaft schließen und auf welche? Vimbuch, einer der Hauptorte für unser Gebäck, heißt im 12. und 13. Jahrhundert noch Vintboúhc, Vintpuch. Diese Namenform schließt eine Erklärung „Buch der Winden, Wenden" und damit eine Wendensiedlung nicht aus.[66] Ausschlaggebend könnte sie allerdings allein nicht sein. Man darf dabei vor allem nicht an Überreste eines früher hier ansässigen, größeren Slavenstammes denken, sondern wohl eher an versiedelte Slaven, an Kriegsgefangene, die als Strafkolonisten in diese sumpfige, unwirtliche Gegend verpflanzt wurden und sich erst, ziemlich abgeschlossen von der Umgebung, ihr Ackerland schaffen mußten.[67] Solche Versiedelungen sind ja geschichtliche Tatsache. Nur etwa 3 Stunden von Vimbuch entfernt bei dem Dorfe Sinzheim liegt ein Zinken Winden, der auch von Krieger als Niederlassung kriegsgefangener Slaven angesehen wird. Noch heute gilt der Ort in der Umgebung bei vielen als eine Art „verwunschenes Dorf", weil es dort — vielleicht als Folge von langdauernder Inzucht — verhältnismäßig viel Leute mit körperlichen und geistigen Gebrechen gibt. Auch Windischbuch im badischen Frankenland erklärt Krieger als wendischer, slavischer Buchwald.[68]

[66] Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden 2, 1284 hält dies zwar nicht für wahrscheinlich.

[67] Auf den sumpfigen Charakter dieser Landschaft weisen neben zahlreichen Flurnamen schon die Ortsnamen: Leiberstung, Weitenung (Dung-Erhebung im Sumpf), Moos, Oberwasser, Oberbruch hin.

[68] Auf Wendensiedlungen im oberschwäbischen Moränengebiet und am Nordostabhang des Schwäbischen Waldes, wie auch vereinzelt am Ostrand des Schwarzwaldes weist neuerdings P. Walther hin. (Schwäbische Volkskunde 1929, 13.)

Digitized by Google

Faßt man jetzt alle bisherigen Erwägungen und ihre Ergebnisse zusammen, so kann wohl die Vermutung aufkommen, daß wir es im Gebiet der Hohwölfle vielleicht mit slavischen Siedlungen zu tun haben könnten,[69] und ich möchte darum die Frage aufwerfen, ob nicht im Hohwölflegebäck Spuren alten, slavischen Volkstums anzunehmen sind.[70]

Bedenken gegen eine solche Annahme könnten sich allerdings vielleicht dadurch ergeben, daß der nordische „Julegalt" (Weihnachtseber) auch ein Gebäck in Tierform ist und man in den nordischen Ländern das „Julbrot" durch Generationen als Talismann gegen Hausunglück aufbewahrt.[71] Dort gibt man den Julegalt dem Pflüger und dem Zugtier und legt ihn in den Saatkorb.[72] Es zeigen sich hier deutlich die Beziehungen des Kultbrotes zur Aussaat, Beziehungen, die wir allerdings beim Hohwölflegebäck vermißten. Trotzdem besteht auf alle Fälle eine Ähnlichkeit zwischen diesen beiden Formen des Gebildbrotes. Da aber längst nachgewiesen wurde, daß zwischen Nordgermanen und Balten-Slaven schon in früher Zeit ein leb-

[69] Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Archivdirektors Dr. Beier, Karlsruhe, wird er selbst und Herr Oberregierungsrat M. Walter, Karlsruhe, demnächst diese Frage streifen. Eine Entscheidung sei allerdings vorläufig noch nicht zu fällen.

[70] M. Höfler, der nur die Belege aus Oberfranken und Ostpreußen kannte, weist schon gelegentlich auf slavische Beeinflussung hin: Da der Brauch nur in Ostpreußen und Oberfranken zu Hause ist, so möchte an slavischen Import zu denken sein". (Ztschr. f. öst. V. 9, 203.)

Zu den Bräuchen, die Zelenin dem „örtlichen Heidentum" zuweisen will, gehört auch die Sitte der Nordgroßrussen, „zur Weihnachtszeit aus Teig sog. „kosylki" (Böckchen?), d. h. Darstellungen von Tieren und Vögeln" zu backen. Das sei kein Ersatz der Opfertiere durch ihr Bild, sondern „eine magische Darstellung des künftigen Zuschusses an Vieh. Im Kreise Kargopol wird ein solches Gebäck über dem Tor des Viehhofs angebracht, damit das Vieh sich vermehre und im Sommer aus dem Wald zurückkehre." (D. Zelenin, Russische (ostslavische) Volkskunde 375/76.)

Vgl. dazu die früher angeführte Stelle über die Bedeutung der Ofenkuh (Wiener Ztschr. f. V. 91, 92 f).

Die Verwendung des Wolfes als Kultier wäre bei einer slavischen Bevölkerung sicher nicht auffällig. Spielt der Wolf doch bei den Slaven im alltäglichen Leben schon noch heute eine Rolle. In Sitte und Brauch finden wir ihn immer wieder. (Viehsegnen, Wolf als Rächer bei Nichtbeachtung von Forderungen des Brauchs.) Vgl. Wuttke a. a. O. § 94, 99, 104; Sartori a. a. O. 3, 67 Anm. 3, 169 Anm. Beachte auch, daß die in Anmerkung [42] und [43] gegebenen Belege vom Wolf als Rächer schon durch die Ortsnamen Grabow, Thüritz u. a. auf slavisches Siedlungsgebiet hinweisen. Eine ganze Anzahl Belege bringt Schneeweis. Die Serbokroaten haben einen eigenen Schutzpatron gegen die Wölfe. Es gibt dort Umzüge von Burschen in Wolfsfellen an Weihnachten und um die Fastnachtszeit usw. (Schneeweis a. a. O. 1; 9; 14; 15; 38; 42; 55; 61; 68; 104; 105; 127; 146; 147.)

[71] M. Höfler, Ztschr. f. öst. V. 9, 203.

[72] E. H. Meyer a. a. O. 483.

Digitized by Google

hafter Verkehr bestand,[73] da weiterhin der esthländische Julegalt, ein Gebäck aus Roggen- oder Weizenmehl in Schweinsgestalt, vieles mit dem nordischen Julegalt gemein hat,[74] die Julblockgebräuche sich überhaupt bei beiden Völkern sehr ähneln, dürfte auf einen Austausch der Sitte geschlossen werden. Selbst wenn man nun aber eine Entlehnung durch die Slaven annehmen würde, den Brauch als einen nordgermanischen ansehen möchte, blieben aber doch nach Lage der Dinge, da ja scheinbar alle sonstigen Verbindungsglieder zu den nordischen Ländern fehlen, für uns als Vermittler die Slaven.

Kann man in allen bisher erörterten Fragen vielleicht verschiedener Ansicht sein, mag sich die eine oder andere Auffassung sogar als irrig erweisen, der scheinbare Fremdling bei noch umfassenderen Untersuchungen von seinem Zauber einbüßen, wenn er sich schließlich doch noch als einheimisch oder doch wenigstens deutsch zu erkennen geben sollte, eines bleibt sicher und macht die Hohwölfle dauernder Beachtung wert: Sie sind eine zwar eigenartige, aber dafür desto eindrucksvollere Ausdrucksform der Volkskunst, ein ehrwürdiges Zeugnis alter Back- und Formkunst. Bei einer Bewertung von diesem Standpunkt stehen wir unbedingt auf festem Boden und werden auch der heutigen Form dieser alten Sitte gerecht. Der Sinn der früheren Kulthandlung ist heute nur noch ganz schwach im unbewußt weiter geübten Tun zu erkennen. Viel stärker macht sich der Spieltrieb bemerkbar, die rein ästhetische Freude an der Form und am Formen. Das Hohwölflebacken ist zum Spiel geworden, zu einer Art Silvesterunterhaltung. Aber selbst in dieser Ausdrucksform ist das Gebäck ein Zeichen der alten Zeit. Man hält fest an der alten Art, Silvester zu feiern, hält fest an der alten Art, das Gebäck zu bereiten. Wie steht es aber sonst mit unseren Backformen und Gebäckformen? Im „Springerlegebäck" steckt — wie überhaupt in den Modelgebäcken — eine gewisse Poesie und Volkstümlichkeit, da ja die alten Model, soweit sie Handarbeit sind, oft gute Volkskunst darstellen. Aber wie nüchtern, seelenlos und unpersönlich sind die modernen Blechmodel, die immer wieder neue Formen zeigen. Fast möchte man sie als Sinnbild unserer Zeit, des Jahrhunderts der mechanisch arbeitenden Maschine, der kalten, nüchternen Nützlichkeit und der entseelenden, entnervenden Hetze des trüben Alltags betrachten. Es ist dies aber natürliche Notwendigkeit in der Aufwärtsentwicklung des Menschengeschlechts, in mancher Hinsicht vielleicht eine betrübliche Tatsache, die aber deswegen nicht weniger Tatsache bleibt. Der Rhythmus der Zeit ist eben ein anderer geworden und mußte es werden. Im Hohwölflegebäck aber, bei diesen Tierformen, die in unermüdlichem Versuch mit der Hand geschaffen werden, spürt man noch etwas von der alten Beschaulichkeit und der fast kindlichen Freude an dem Gegenstand. Hier zeigt sich zugleich aber nicht nur die Liebe des Volkes zur Natur, sondern auch gute Naturbeobachtung, ein feiner Formensinn, natürliche Kunstfertigkeit und betonte Eigenpersönlichkeit. Jedes Dorf hat seine besonderen

[73] R. Much, Deutsche Stammeskunde 33.

[74] M. Höfler, Ztschr. f. öst. Suppl. 3, 60.

Digitized by Google

Figuren und Darstellungen, und fast jedes einzelne Gebilde wieder gibt etwas von der Seele des Bildners kund. Geschlecht und Lebensalter, Wesensart und vielleicht sogar den Bildungsgrad glaubt man jeweils ablesen zu können.

Wie kraftbewußt und wuchtig wirken z. B. die von einem Mann geschaffenen Scherzheimer Hahnwächtle. Hart und herb sind sie in der Linienführung. Gebändigte Bewegung ist es. So der Eber mit den hochstehenden Borsten oder das Roß, das kaum mehr zurückgehalten werden kann. Welche Wucht in dem vielleicht unnatürlich geschwungenen Nacken, und doch ist die Figur in der Gesamtheit in den Proportionen wieder wahr. Nur angedeutet oft und doch markant in den wichtigsten Merkmalen! Stark stilisiert, fast wie eine assyrische Figur mutet der Hund an. Und wie charakteristisch in der Bewegung ist wieder der „schnürende" Fuchs dieser Sammlung. Man glaubt da eine bewußte Nachahmung zu spüren, die Absicht, ein bestimmtes Tier zu bilden, und möglichst naturgetreu. Das Kamel, wohl nach einer Krippenfigur geformt, deutet ebenfalls darauf hin. Ein starker Formwille tut sich kund, es ist bewußtes, betontes, verstandesmäßiges Schaffen.

Und im Gegensatz dazu die Breithurster Hohwölfle, wohl die besten aller sieben Sammlungen. Viel unbewußter, viel ungewollter! Wiedergabe im Unterbewußtsein schlummernder Tierformen. Nicht Nachahmung wird da erstrebt, nicht Ähnlichkeit mit dem Leben unbedingt gesucht. Es ist impulsiver, elementarer Spieltrieb, einfach fordernder Formdrang ohne hemmende, verstandesmäßig lenkende Kunstgesetze. Die Gebilde sind körperlich gewordene Seele des Schaffenden, echtester Ausdruck wahrer Volkskunst. Zierlich und zart die meisten, alle voll Leben und in Bewegung. Ein spielendes Kätzchen, ein Ziegenböckchen, ein Wiesel, andere Kätzchen in den verschiedensten Stellungen, spitzschnauzige Hündchen und solche von etwas gedrungener Gestalt. Rührend in ihrer Einfalt, oft kaum klar zu erkennen in ihrer Bestimmung und doch unbewußt charakteristisch. Gefühl ist es, Gefühl führt die Finger und nicht Verstand. Eine Frau schuf diese Gebilde. So könnten bei der Sammlung jedes einzelnen Dorfes die wesentlichen Züge aufgezeichnet werden, bald sind die Figuren größer, bald kleiner, bald vollplastisch, bald flachgedrückt, manchmal wuchtig, manchmal zierlich und zart, doch durchweg eins in der Einfachheit und Echtheit der Form und des Ausdrucks. Künstlermajolika aus Brotteig[75]!

[75] Als besonders schönes Ergebnis der Untersuchung wäre noch zu erwähnen, daß die Bearbeitung der „Hohwölflesitte" ein gutes Beispiel praktischer Volkskunde wurde. Trotzdem der Brauch fast ganz ausgestorben war, kam er in verschiedenen Orten durch die Umfrage — gänzlich ohne meine Absicht und ohne irgendwelche Beeinflussung — wieder in Blüte. Man hat in diesem Winter unter reger Anteilnahme der Jugend wieder Hohwölfle gebacken. So war es möglich, daß verschiedene Personen sich Sammlungen anlegen konnten. U. a. besitzt eine solche auch die Volkskunde-Abteilung der Portheimstiftung in Heidelberg.

Digitized by Google

Eigentumsübernahme mit Zweig und Wasen 1809.

Von Dr. Hermann Baier, Direktor des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe.

Im französisch-österreichischen Kriege von 1809 stand der Deutschorden auf der Seite Österreichs. Aus diesem Grunde verfügte Napoleon am 24. April 1809, alle Güter und Domänen des Deutschordens seien denjenigen Fürsten zugeschieden, in deren Staaten sie gelegen seien. Die Rheinbundfürsten ließen sich das nicht zweimal sagen, sondern schritten alsbald zur Besitzergreifung. Am 10. Mai erschien in Bobstadt bei Boxberg der Leiningensche Hofkammerrat und Amtmann Lichtenberger, um zusammen mit dem Hofkammerrat und Justizsekretär Langer die dem Deutschorden gehörigen Hosbachswiesen für Baden in Besitz zu nehmen. Sie begaben sich mit den zu Hause befindlichen Pächtern, dem Schultheißen und dem Amtsreiter auf die Wiese, und hier ließ Lichtenberger „zum Zeichen der wirklich beschehenen Besitzergreifung ein Stück Wasen aus der Wiese am fünften Stein linker Hand im Hinaufgehen der Wiese und zwei Schritte von dem Stein selbsten in der Wiese aushauen und weiter hinauf an dem einzigen auf der Wiese stehenden Bierenbaum einen Zweig abnehmen und beendigte damit die in solcher Gestalt genommene Realbesitznahme." Nachher wurde den anwesenden Beständern das Handgelübde abgenommen und ihnen in eigenem wie in ihrer Mitbeständer Namen verboten, den Pachtzins weiterhin an den Deutschorden abzuliefern. In gleicher Weise verfuhr man am 12. Mai bei der Besitznahme einer dem Deutschorden gehörigen Wiese in Dainbach[1]. Der Wasen wurde hier nicht etwa durch einen badischen Beamten, sondern durch den Gerichtsverwandten Wirsching aus Dainbach ausgestochen. Bei der Besitznahme des kleinen Spitalwaldes in Dainbach am gleichen Tage ließ Lichtenberger „durch den ernannten Schultheißen und Gerichtsverwandten auf den vier Ecken des befraglichen kleinen Spitalwaldes einen Baum, mithin vier in der Umgebung, mit der Revierwaldaxt alsogleich bezeichnen". Zuletzt ergriff man Besitz von den zum Ültingshof gehörigen Erbbestandswaldungen auf Gemarkung Dainbach „und ließe am vorderen Eck gegen das Ort Dainbach einen Eichbaum, dann an dem mittleren gegen den Ittlingshof hin eine Forle und am dritten abermals eine Eiche zum Zeichen der wirklichen Besitznahme durch die revierforsteiliche Waldaxt auch wirklich bewaldaxten".

Es vollzog sich also die Eigentumsübernahme in den im Altgermanischen üblichen Formen. Dabei ist der Fall insofern anders gelagert als gewöhnlich, als hier nicht der Verkäufer oder der Schenkende den Akt vornimmt. Es handelt sich vielmehr um eine gewissermaßen gewaltsame Besitzergreifung. Man wird nun fragen, ob zu Anfang des 19. Jahrhunderts im ehemals kurpfälzischen Oberamt Boxberg noch die alten

[1] Hierbei wurde festgestellt, daß mit der Angabe des Bestandsbriefs, die Wiese sei 8 Morgen 43 Ruten 4 Schuh groß, kleine Morgen bezeichnet seien. Es waren also nach dem Lagerbuch nur 4 Morgen 1 Viertel 22 Ruten.

Digitized by Google

Rechtsformen in Übung waren, oder ob Lichtenberger sie bei diesem Anlaß gewissermaßen aus der Raritätenkammer hervorholte. Letzteres wäre ja denkbar, aber ich möchte doch nicht daran glauben. Bei einem so feierlichen Akte, wie er hier vorgenommen werden sollte, war es doch kaum möglich, zu Formen zurückzukehren, die den Mitwirkenden völlig unverständlich waren[2].

Vorfragen zur Unterrichtsweise volkskundlicher Erziehung.

Von Schulrat **Eduard Gerweck**, Mannheim.

Im Rahmen volkskundlicher Erziehung ergeben sich zwei Aufgaben, die eine verschiedenartige methodische Haltung bedingen.

Bei allen Völkern ist Volkskunde Element der Erziehung und Bildung. Der Schwerpunkt dieser Erziehung ist aber einmal im lebendigen Leben selbst, ein andermal in Lehre und Unterricht der Schule zu suchen. Gerade die Völker mit starker Bindung durch Sitte, Brauch, einheitliche Lebensverhältnisse und gemeinsam empfundenes Volksschicksal legen oft wenig Nachdruck auf schulmäßige Lehre über das Volkhafte; sie vertrauen auf starke volkhafte Bindung und Bildung durch die Formen des Gemeinschaftslebens. In jenen Völkern aber, in denen die volkhafte Einheit sich mindert, strebt man notwendigerweise immer nach einer Stärkung der Gemeinschaftsbindung und -Formung durch das Mittel volkskundlicher Lehre und Betrachtung innerhalb der Schulerziehung.

Beide Arten volkskundlicher Erziehung sind sich in dem letzten Ziel irgendwie einig. In den Methoden unterscheiden sie sich aber grundsätzlich. Auch die Tiefenwirkung der Methoden ist nicht die gleiche. Die erste Art volkskundlicher Erziehung durch die lebendige Ausübung volkhafter Lebensform ist ganz auf Formung des Menschen eingestellt, übermittelt aber auch mit der Form das Wissen volkskundlicher Züge. Die zweite Art volkskundlichen Unterrichts geht durch die der Schule eigene Methode auf Wissen hinaus und hofft damit gleichzeitig an der volkhaften Prägung der Jugend mitzuwirken. Das volkhafte Bildungsgut erscheint im ersten Falle als unbedingt Gültiges und Lebendiges, darum als starke erzieherische Macht, im zweiten Falle aber als historisches Bildungsgut mit dem Anspruch, mehr gewußt als gelebt zu werden.

Für die volkskundliche Wissenschaft ist die Aufgabe klar bestimmt. Sie sucht die Charakterzüge des wunderbaren Organismus, den man Volk heißt, in allen seinen Äußerungen, den abgestorbenen und den lebenden, auf und forscht im Geflecht der zeitlichen und räumlichen, der kulturellen und naturalen Bedingtheiten nach der inneren Einheit, aus der das Volkhafte erwächst und seinen Sinn erhält. Für die Erziehung erhält jede

[2] Karlsruhe, Generallandesarchiv. Repos. IV. 2. Conv. 230. Landesherrlichkeit. Die Besitznahme der im Großherzogtum gelegenen Deutschordensbesitzungen betr. Teil III. 1809—1810.

Digitized by Google

wissenschaftliche Aufgabe einen besonderen, eben den erzieherischen Zweck. Und je nachdem dieser Zweck festgelegt wird, wird das Unterrichtliche oder das Erzieherische in den Vordergrund geschoben.

Volkskunde ist als Gegenstand des Unterrichts viel zu jung, als daß über dieses Verhältnis des Erzieherischen zum Unterrichtlichen eine einigermaßen einheitliche Auffassung vorhanden sein könnte. Darum kann auch keine Klarheit sein über die Verwendung der im besonderen Sinne unterrichtlichen oder der formenden Bildungsmethoden im Rahmen des Schullebens.

Die gegenwärtige Lage des Volkstums erschwert die Entscheidung in dieser Frage noch mehr. Durch die Verflechtung der Menschen und Völker über die Völkergrenze hinweg, durch den viel rascheren Austausch auch der geistigen Güter und die Angleichung der Lebensformen verblassen viele volkhafte Züge, vermindert sich die räumlich gebundene Volkseigenheit. In solcher Lage ist es verständlich, daß das Unterrichtsziel der Volkskunde unsicher wird und zwischen den drei Standpunkten eines romantischen Wiederbelebungsversuchs, einer nur pietätvollen historischen Betrachtung und einer die Überlieferung nur noch zur Kenntnis nehmenden Losgelöstheit hin und her pendelt.

Im Gesichtskreis des modernen Lebens erscheint volkskundliche Erziehung dem, der nicht tiefer sieht, gar zu leicht als ein Stück verlorener Romantik. Der unserer Zeit eigene unhistorische Blick übersieht, wie sehr unsre heutigen Lebensformen aus dem Mutterboden des Volkhaften hervorgewachsen oder doch umgestaltet sind und wie sehr diese Formen, mögen sie auch noch so modern erscheinen, doch aus der volkseigenen Geistigkeit getragen sind. Diese Einsicht überzeugend nachzuweisen und zu verbreiten ist die allgemeine Aufgabe der volkskundlichen Wissenschaft. Der Pendelschlag der volkskundlichen Wissenschaft nach der kulturhistorischen Seite wird aber in der Gegenwart seinen Bogen nach der soziologischen Seite hinschwingen müssen: das Volkhafte wird vor allem in den heutigen Lebensformen aufzusuchen und zu deuten sein. Aus der volkskundlichen Struktur des Gegenwartslebens wird sich die Möglichkeit ergeben, den volkskundlichen Stoff für die Erziehung zu sichten, damit er für deren Zwecke eingeteilt werden kann in zwei Hauptgruppen.

1. Man betrachte zuerst jene volkseigenen Gestaltungen, die auch heute noch durch ihre Gestalt, d. i. Form und Geist, unmittelbar auf uns und die Jugend zu wirken vermögen. Zu diesem Bereich gehören Sage, Dichtung, Lied, Musik, Spiel, Scherz, mancher Brauch in Fest und Alltag. Die Jugenderziehung muß diesem volkskundlichen Bereich anders gegenübertreten als die volkskundliche Wissenschaft. Für die Jugenderziehung ist er nicht in erster Linie Wissensgut; die Übertragung der Gestaltformen ist hier die wesentliche Aufgabe der Erziehung. Methodisch herrscht in diesem Bereich darum die musische Bildungsweise vor. Ein Ansatz zur sinnhaften Pflege dieses Zweiges volkskundlicher Jugenderziehung ist außerhalb der Schule in der Jugendbewegung erwachsen; die Schule braucht die dort ausgebildeten Formen volkskundlicher Erziehung nur zu übernehmen und zu veredeln.

Digitized by Google

Man würde diesem Bereich volkhafter Erziehung einfach die formende Kraft nehmen, wenn man diese volkseigenen Gestaltungen etwa in der Form eines intellektualisierten Literaturunterrichts an die Jugend heranbringen wollte. Diese Gestaltungen enthüllen sich der Jugend nicht, wenn sie betrachtet werden, wie man vom Ufer aus den Strom betrachtet; sie wollen gelebt werden, wie der Schwimmer den Strom lebt.

2. Der Bereich volkskundlicher Bildungsarbeit befaßt sich mit jenen historischen Reihen von Stoffen, die dem Antlitz unsres Volkes das Gepräge geben. Für die Zwecke der Jugenderziehung in diesem Bereich muß die volkskundliche Wissenschaft die sorgfältige Auswahl und Zusammenstellung des Stoffes bieten. Der Stoff wird an die Jugend meist in der Form des Quellenstücks herangebracht und in erarbeitender Unterrichtsweise aufgenommen werden können. Manche Stoffe werden sogar durch die Schüler selbst im Leben aufgesucht, um auf ihren volkskundlichen Sinngehalt verarbeitet werden zu können.

Es wird nun gut sein, die pädagogische Aufgabe der Volkskunde stärker zu sehen, als das bisher geschehen konnte. Als ein dankenswerter Anfang dazu ist der von John Meier herausgegebene Band „Lehrproben zur deutschen Volkskunde" (Berlin 1928, de Gruyter & Co.) anzusehen. Er enthält 11 Lehrproben in sachlich und methodisch bunter Mischung. Diese Lehrproben können als eine Art Tatsachenberichte aus dem Unterricht aufgefaßt werden. Sie bieten darum der Unterrichtslehre Anlaß, mit ihrer Hilfe eine facheigene Lehrweise der volkskundlichen Bildung einzuleiten. Darüber hinaus geben die Lehrproben dem Praktiker wertvolle sachliche und methodische Anregungen für den Unterricht.

Vielleicht kann sich eine spätere Auflage um eine grundsätzliche Untersuchung über die oben aufgeworfenen Vorfragen einer Unterrichtslehre und Stoffgliederung erweitern. Es ist wahrscheinlich, daß durch eine solche methodische Klärung auch der Zusammenhang des heute auf alle Fächer verteilten volkskundlichen Stoffgebiets gefestigt würde.

Mitteilungen und Berichte

Hammeltage.

Im Jahre 1811 hatte die badische Regierung im Benehmen mit den bischöflichen Vikariaten die Zahl der gebotenen Feiertage für das ganze Land auf 16 festgesetzt.[1] Pfarrer und Ortsvorgesetzte, die die Weiterfeier der abgewürdigten Feiertage in irgend einer Weise begünstigten, wurden mit schweren Strafen bedroht. Nun wurde der Regierung des Oberrheinkreises im Jahre 1837 hinterbracht, in einigen Amtsbezirken, besonders in den Schwarzwald- und Talgemeinden, herrsche noch der Mißbrauch der Abhaltung der sog. abgestellten Feiertage oder Hammeltage, und von den Dienstboten werde an solchen Tagen das Arbeiten verweigert. Die Ämter wurden also zur Äußerung aufgefordert. Er-

[1] Badisches Regierungsblatt 1811 Nr. 13.

Digitized by Google

halten haben sich die Antworten der Pfarrer im ehemaligen Amt Jestetten. Im allgemeinen ging hier die Arbeit an den abgestellten Feiertagen wie an jedem andern Tage vor sich. Der Pfarrer von Erzingen bemerkte nur an dem stärkeren Besuche der stillen Messe an ein paar Tagen, namentlich im Winter, und an der Haltung eines Rosenkranzes am Nachmittag, daß ehemals Feiertag war. Im übrigen wurde aber gearbeitet, und die Wirtshäuser waren nicht stärker besucht als sonst auch. In Lottstetten waren wenig Überreste von abgestellten Feiertagen vorhanden; die Bezeichnung Hammeltag war unbekannt. In Geißlingen herrschte der Mißbrauch der Abhaltung der abgestellten Feiertage noch ziemlich stark. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, weiß, daß noch mehr Reste vorhanden waren, als man dem Amt gegenüber zugab.

Wie kommen nun die abgewürdigten Feiertage zu der Bezeichnung Hammeltage? Man denkt zunächst an den Hammeltanz. Man wird aber nicht verkennen, daß die Bezeichnung Hammeltag nur für diejenigen Tage paßt, an denen ein Hammeltanz stattfand, und darüber hinaus auch auf diejenigen, an denen überhaupt dem Tanz gehuldigt wurde. Eine Erklärung, wie gerade die ehemaligen Feiertage die Bezeichnung Hammeltage erhielten, ist damit jedoch nicht gegeben. In einem Aufsatz über Staatskirchentum und aufgeklärten Despotismus in der Landgrafschaft Heiligenberg, der im nächsten Hefte der Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodensees erscheinen wird, weise ich auf die vergeblichen Bemühungen des schwäbischen Kreises hin, die Bevölkerung zur Arbeit an den im 18. Jahrhundert abgestellten Feiertagen zu bewegen. Die Durchführung scheiterte hier in der Hauptsache am Widerstand der Dienstboten. Diese ließen sich nur von den Bauern dingen, bei denen sie an den abgestellten Feiertagen nicht zu arbeiten brauchten, und da der Bauer ohne Dienstboten nicht auskam, fügte er sich. Hammel dient nun nicht nur zur Bezeichnung eines unordentlichen Rekruten, sondern ist allgemein auch ein Ausdruck für unordentliche Weibspersonen. Ich halte es nun für wahrscheinlich, daß der, soweit ich sehe, bisher nirgends festgestellte Ausdruck Hammeltag auf die Weise entstand, daß damit diejenigen Tage bezeichnet wurden, an denen die „Hämmel", was hier mit Bauernmägden gleichzusetzen wäre, nicht arbeiteten[2]. Diese Ausführungen waren bereits gedruckt, als ich bei wirtschaftsgeschichtlichen Studien darauf aufmerksam wurde, daß der schwäbische Kreis sich 1651 bemühte, „die leichtfertigkeiten abzustellen, so bey nächtlicher weyl und sonsten in den kunggel- und roggenstuben, gaßenlaufen, gammeltägen sambt allen dergleichen gugelfuhren bei den ehehalten vorbey gehen"[3]. Ich war keinen Augenblick im Unklaren, daß die Gammeltage und die Hammeltage gute Bekannte sein müßten. In der Tat waren die Gammeltage nach Fischers Schwäbischem Wörterbuch III, S. 39 genau das, was auch die Hammeltage waren, nämlich Tage ohne Arbeit und ohne kirchliche Feier, oder wenn wir das Wort Gammel ausdeuten, Tage, die der Lustbarkeit und Ausgelassenheit gewidmet waren. Gammel nannte man aber auch eine junge und faule oder faule und geile Weibsperson, eine Bedeutung, die ja auch Hammel hat. Weil Gammel und Hammel zur Bezeichnung desgleichen Kreises weiblicher Personen dienten, und Gammel und Hammel die Arbeit an den abgewürdigten Feiertagen ablehnten, war der Ersatz von Gammeltag durch Hammeltag möglich. Die wirtschaftliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts hat dem Gammeltag wie dem Hammeltag ein Ende bereitet

Karlsruhe. Hermann Baier.

[2] Karlsruhe, Generallandesarchiv. Einlieferung des Bezirksamtes Waldshut. 1914 Nr. 63. Generalia Faszikel 35.

[3] Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 32, S. 361.

Digitized by Google

Zähl-, Tanz- und andere Kinderreime aus Bernau.

Gesammelt von Dr. Jos. Aug. Beringer, Mannheim.

Dem Andenken des die Kinder liebenden Genius von Bernau, Hans Thoma, gewidmet.

Ein Sommeraufenthalt zu Bernau i. Schw. i. J. 1921 brachte mich mit der schulpflichtigen Jugend, meist den jüngeren und mittleren Jahrgängen, zusammen. Ich konnte sie in ihrem ernsten und fröhlichen Leben und Treiben beobachten und Einblick in ihr jungfrohes Verbinden von Tun und rhythmischer Belebung ihrer Spiele gewinnen. In diesem landschaftlich außerordentlich schönen Hochtale des Schwarzwaldes, das damals noch wenig vom Fremdenverkehr berührt war und meist der Heimarbeit in Holzwaren für den Haushalt sich widmete, haben sich in Sitte und Gebrauch beträchtliche Spuren alten kulturellen Lebens erhalten. Die Trachten allerdings waren fast ganz verschwunden, wie auch die alten Gewerbe der Uhrenschild- und Unterglasmalerei. An ihre Stelle war die Herstellung von Schnitzer- und Schnefflerarbeiten getreten, die meist durch die Holzbearbeitungs-Genossenschaft vertrieben wurden.

Die Schuljugend hatte, wie ich beobachten konnte, außer für die Schule noch mächtig viel und Wichtiges zu tun: Heilpflanzen und Holz sammeln, Vieh hüten, Beeren suchen und — nach getaner Arbeit sich an kindlichen Spielen zu erfrischen. Dabei gelang es mir gelegentlich, auch im Vorbeigehen Bruchstücke von Auszähl- und Tanzreimen zu erwischen. Eines Tages konnte ich vier Mädchen zusammenbringen, die mir eine große Anzahl ihrer Kinderreime vortrugen. Einen Teil der damaligen Ernte habe ich in der Zeitschrift Mein Heimatland 16 1929, 81 ff. veröffentlicht; ein anderer Teil ist noch ungedruckt aufbewahrt.

Der hier gebotene Teil umfaßt die einheitlich ausgewählte Gruppe der Auszähl-, Mahn-, Spott-, Heil-, Segen- und Tanzreime, die ich in Bernau-Oberlehn von den 10—12jährigen Mathilde und Luise Beringer und der Martha und Anna Thoma vorgesagt bekam und ich sofort genau und lautgetreu aufschrieb. Vor kurzem ergab eine Unterhaltung mit der nun 18jährigen Martha Thoma die Feststellung, daß sie nach 8 Jahren nicht mehr alle ihr damals bekannten Reime hersagen konnte.

1.

Eis, zwei, drei — dippe, dappe, dei.
Adam isch in Garte gange,
Wie mengi Vögel hät er gfange;
Eis, zwei drei,
Und du bisch dus un frei. (M. Th.)

2.

Im Wald isch e Danne;
Un du mueſch fange.
In der Danne isch e Loch;
Im Loch isch en Ei;
Im Ei isch en Dotter;
Im Dotter isch Dreck;
Katzemichel gang mer äweg. (L. B.)

3.

Eis, zwei, drei, vier, fünf, sächs, siebe, acht
Uf der Stroß Nummer acht
Hät der Storch ä Kind gebracht.
Wie soll es heiße?
Annemarei — un du bisch frei. (M. B.)

Digitized by Google

4.

Arolo, barolo, Dintefaß,
Gang in d'Schuel un lern mir was.
Kchunſch mer hei un kchaaſch mer nüt,
Nimm i's Rüetli un fitz di mit.
(M. Th.)

oder:

4a.

Ente, Brente, Z(w)ibeleſackch,
Gang i d' Schuel un lern di Sach,
Kchunſch mer hei un kchaaſch mer nit,
Nimm i d' Ruet un fitz di mit.
(M. B.)

5.

Eini, zwo; i han e Floh;
drei, vier; i han e ſchier;
Fünf, ſechs; i han e gmeꝛ(t);
Siebe, acht; i han e g'acht;
nün, zäh; i han e g'ſäh.
Elf, zwölf; i han e Platte voll Wölf;
drizäh, vierzäh; i ha ſie ſchier g'ſäh;
fufzäh, ſächzäh; i ha ſie nächt g'ſäh;
ſiebzäh, achtzäh; i ha ſie z'nacht g'ſäh.
Nünzäh, zwänzg; i hane ne ſechs Bei vom Füdle g'ſchlänzt.

6.

Anneli, wu biſch geſter gſi?
„Hintern Hus im Gärtli."
Anneli, wer iſch bi dr gſi?
„S'Jockeli mit m Bärtli." —
(M. Th.)

7.

I han e mol e Schätzli gha,
Züri(ch) oben abe.
'S hät ä rüdige Buckchel kha,
Jetzt han i müeße ſchabe. (L. B.)

8.

Haile, haile, Seege;
drei Däg Rege;
drei Däg Schnee;
Jetz duet's nümme weh. (M. Th.)

9.

Schibe, Schibe, Rai ab;
d'Kuechepfanne hät e Bai ab;
dr Ankchehafe hät dr Bode us.
Am Suntig iſch d'alt Faſnet us.

10.

's Sunneli ſchient, 's Vögeli grient,
's hockchet unterm Lade;
's ſpinnt e ſidene Fade;
Er langet bis uf Baſel;
Z'Baſel ſtoht e Käppeli,
d' Maidli traget Tſchäppeli;
Buebe traget 'd Maje;
's Guckcheli kchunnt go kraje —
Gückcherigiki—i! (M. Th.)

Nachtrag zu den „Faſtnachtsbuben-Brunndorf".

(Vgl. Jahrg. 2, 71 ff.)

Auch in anderen deutſchgaliziſchen Siedlungen finden ſich Sprüche und Verſe, die an die Brunndorfer Sitte der Faſtnachtsbuben erinnern, wiewohl manche nur als Bruchſtücke erhalten ſind und als ſolche mitgeteilt wurden. Sie erinnern ebenfalls an die Heiſche- und Hannapelverſe, die in der Pfalz, der früheren Heimat der meiſten Koloniſtenfamilien, gebraucht wurden (vgl. A. Becker: „Pfälzer Volkskunde", 299 ff.) und dürften in denſelben oder anderen Faſſungen auch noch in anderen Siedlungen Galiziens zu finden ſein. In Neu-Chrusno (im Bezirke Lemberg, ſüdl. davon) ſingen die Kinder:

Digitized by Google

„Hahnappel Hahn,
die Fastnacht geht an.
Gewo'n mer kee Speck,
so geh ich von einer Tür net weg!"

Das gleiche Liedchen sangen uns Bandrower Schulkinder (Bandrow liegt südl. von Przemysl im Bez. Lisko schon in den Karpathen) mitten unter anderen Kinderliedern vor, nur daß hier die Anfangszeile so lautet:

„Honer will wone..."

oder auch:

„Moner will wone....".

Ebenfalls aus Bandrow stammt eine andere Fassung, die mit der in der Beckerschen Pfälzer Volkskunde S. 299 zitierten starke Verwandtschaft zeigt:

„Moner will wone,
die Fastnacht geht an;
Eier raus un Speck heraus,
Sonscht springt d'r Fuchs ins Hinkelhaus!"

Auch in den deutschen Siedlungen Kazimirówka und Bronisławówka (im Bez. Zloczów, östl. von Lemberg) sollen die Burschen in der Fastenzeit als „Fastnachtsbüwelche" von Haus zu Haus gezogen sein. Die Lehrerin, die uns das erzählte, konnte sich nur noch an den einen Vers erinnern: „Petrus is e guder Mann, der de Himmel aufschließe kann..", einen Vers, der im Brunndorfer Fastnachtsspruche ebenfalls vorkommt.

Biala. Alfred Karasek.

Atlas der deutschen Volkskunde.

Im vergangenen Sommer hatte die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft Vertreter der Volkskunde aus allen deutschen Ländern innerhalb und außerhalb des Reiches in Berlin versammelt zur Besprechung wichtiger volkskundlicher Arbeiten: es sollen Erscheinungen unseres Volkstums, wie sie sich in Sitte, Brauch, Rede, Hausbau u. a. äußern, in ganz großem Umfang gesammelt und dann kartographisch dargestellt werden, so daß man in einem Atlas übersehen kann, wie dieser oder jener Brauch, diese oder jene Redensart auf deutschem Kulturgebiet verbreitet ist. Daraus werden sich wichtige Schlüsse ziehen lassen auf die geschichtliche Entwicklung unseres Volkes. Wir werden aus dem Atlas sehen, wie einzelne Kulturmittelpunkte in vieler Hinsicht richtunggebend waren für die Äußerungen des Volkslebens; wir werden einen Einblick erhalten in die Wechselbeziehungen zwischen Führenden und Volk und zu wichtigen soziologischen Ergebnissen kommen.

Der Stoff soll im Wesentlichen durch Versendung von Fragebogen eingebracht werden. Daneben erfolgen Belehrungen durch Vorträge und Besprechungen im Kreise der Mitarbeiter.

Die Antworten auf die Fragebogen werden in zwei Ausführungen erbeten. Eine davon kommt nach Berlin, wo die Auskünfte zu einer kartenmäßigen Darstellung verarbeitet werden. Die zweite Ausführung bleibt in den einzelnen Ländern.

In jedem Land ist eine Landesstelle, von der die Fragebogen ausgeschickt werden. Sie bearbeitet die eingehenden Antworten im Lande und gibt Anregungen zur Behandlung einzelner Gebiete.

Digitized by Google

Die Tätigkeit der Landesstelle ist ebenso wichtig wie die Arbeit der Leitung des Atlas. Noch nie ist in allen deutschsprechenden Ländern in solchem Umfang das volkskundliche Gut gesammelt worden, wie es in dem neuen Unternehmen geschieht.

Diese Arbeit kann aber nur dann durchgeführt werden, wenn weite Kreise des Volkes mithelfen, vor allem, wenn die Fragebogen umfassend und gewissenhaft ausgefüllt werden.

An alle Leser dieser Zeitschrift ergeht die Bitte, nach Kräften mitzuhelfen. Im Herbst 1929 soll die Arbeit beginnen.

Die Leitung des ganzen Unternehmens hat der Verband deutscher Vereine für Volkskunde unter seinem Vorsitzer Prof. Dr. John Meier in Freiburg i. Br. Ihm und der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaften, deren Vorsitzer Exzellenz Dr. F. Schmidt-Ott mit klarem Blick die große Bedeutung der Volkskunde durchschaut, gebührt der Dank des ganzen deutschen Volkes.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Volkskunde als Prüfungsfach.

In Baden, Danzig, Hamburg und Preußen ist Volkskunde in letzter Zeit für die Staatsprüfung der Philologen als eigenes Fach anerkannt worden.

Nach einem kürzlich erfolgten Beschluß der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg ist es von nun an den Studierenden aller Gebiete der philosophischen Fakultät (Philosophie, Sprachwissenschaft, alte und neue Philologie, Geschichte, Kunstgeschichte und Musik, Staats- und Kameralwissenschaften) ermöglicht, Volkskunde als Nebenfach in der Dr.-Prüfung zu nehmen.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Bücherbesprechungen

Österreichisches Volksliedunternehmen: Band I: Ernst Jungwirth, **Alte Lieder aus dem Innviertel,** Lautensatz von August Falk. Band II: Dr. Hans Commenda, **Von der Eisenstraße,** Volkslieder aus dem österreichischen Ennstale. Band III: Helmuth Pommer, **Volkslieder und Jodeler aus Vorarlberg.** Band IV: Viktor Zack, **Volkslieder und Jodler aus dem obersteirischen Murgebiet,** Wien, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst. 1925, 1926, 1927.

Das österreichische Volksliedunternehmen, das wir freudig begrüßen, besteht seit 20 Jahren. Es knüpft an die Namen von Josef Pommer und Wilhelm R. von Hartl an und schöpft Volkslied und Volksmusik aus der lebendigen Überlieferung. Diese jetzt erschienenen 4 „Kleinen Quellenausgaben" wenden sich vor allem ans Volk, an den Liebhaber, den Volksliedfreund. Es wird somit in dem Geiste gearbeitet, den wir bei dem hochverdienten Josef Pommer finden. Die Pflege des Liedes soll unser Volk zur Selbstbehauptung führen. Mögen die gediegenen Heftchen dazu beitragen.

Den Schlußstein des Ganzen wird eine große wissenschaftliche Quellenausgabe bilden.

Digitized by Google

Die große Schwierigkeit solcher Ausgaben liegt einmal im Musikalischen und dann in der Wiedergabe der Mundarten. Beide Aufgaben sind durchaus praktisch, sachgemäß gelöst. Ein Buchstabenbaß gibt jedem geübten Klampfenspieler Anhalt zu passender Begleitung. Die Mundartbeschreibung ist gut volkstümlich.

Jungwirth bringt aus dem Innviertel die alte Ballade vom Pfalzgrafen, das Lied „Steh ich hier am Eisengitter"; in auffallend breiter Form liegt das Lied: „Ich stand auf hohem Fels" vor. Hier ist der alte Zug festgehalten, daß das Mädchen arm ist, der bei uns vielfach fehlt. Doch ist auch in Österreich der Grundzug der Erbschaft weggefallen. Die Singweise ist von dem bei andern Volksstämmen aufgezeichneten völlig verschieden. Sie scheint mir von einem andern Lied herübergenommen zu sein. In Nr. 9 „Regiment, mein Vaterland" würde ich die beiden ersten Achtel als Auftakt nehmen, wie das sonst auch geschieht bei dem beliebten Sang von der Regimentsmarie. Das alte Scheidelied „Schatz mein Schatz" nimmt Bezug auf den dänischen Feldzug 1864, wie ja auch in unsern badischen Fassungen. In ursprünglicher Form steht es ja schon in des Knaben Wunderhorn.

Ein wichtiger Fund ist Nr. 14: „Geh i hinaus"; die ersten vier Takte entsprechen genau dem Weinachtslied von Franz Gruber: „Stille Nacht, heilige Nacht". Der Herausgeber weist nach, daß das Lied älter ist als Grubers Vertonung, es mag ihm das heimische Volksgut im Ohre geklungen haben. Ein prächtiges Liebeswerbelied ist Nr. 16: „Es war amol oaner gange", das in seiner erquickenden Frische und Unverfrorenheit auf echten Volksursprung hinweist. Erfreuliche Primitivität!

Commenda bringt Lieder von der Eisenstraße, dem uralten Verkehrsweg durch das herrliche Ennstal. Alte Bräuche treten uns immer wieder entgegen. Das Lied Nr. 3: „So wiegen wir das Kindelein" ist altwertvoller Besitz mit einer lieblichen Weise, die weiteste Verbreitung verdient. Nr. 9 „Von den schönen Zeller Frauen" ist ein ausgesprochenes Kunstlied in Wort und Weise. Dasselbe gilt von Nr. 11. In wertvoller alter Form bringt Commenda den Streit von Wasser und Wein. Das Lied vom Kupferschmied habe ich bisher nicht für steirisch gehalten, sondern für einen Kunstschmarren. Trefflich ist die Gestaltung des Leineweberlieds mit klarer Nachahmung der Handwerkstätigkeit. Ein wertvolles Arbeitslied ist das Rammlied Nr. 25: „Mir ham uns hiaz allsand zan Schlegln hergricht". Das Fallen des Rammklotzes, des Bären, ist durch Zeichen gegeben. Dasselbe gilt von Nr. 26. Wenn in Helmuth Pommers Volksliedern und Jodlern aus Vorarlberg auch vieles aus andern Landen eingewandert ist, so findet sich doch auch manches Eigene, Wertvolle, so das Napoleonslied, S. 22/23 mit seinem echten Soldatenrhythmus und dem mehrfachen Anschlagen der gleichen Töne, das immer im volksechten Soldatenlied wiederkehrt (vgl. das Brombeerenlied, das Lied von der Leipziger Schlacht, vom jungen Soldaten). Zum Lied von der Appenzellerin. S. 49/50 kenne ich noch das schöne Gesätz aus dem badischen Oberland:

Mi Vater ischt a braver Maa,
Zieht d' Sunndigwest am Werdig aa.

Das Bettlerlied S. 51: „I hea a Mändle gno" zeigt in den Worten genaue Verwandtschaft mit dem Liedchen „Ins Muetter Stübeli", das ich aus dem Markgräflerland geholt habe, und das durch die Aufnahme in den Zupfgeigenhansl in weiten Kreisen bekannt wurde. Aus Schwaben ist das Lied S. 58/59 „Ufm Wase graseb d' Hase" eingedrungen. Ein wertvoller Arbeitsgesang ist der Sensenwetzer, er ist eine lehrreiche Ergänzung zu unsern nicht allzuzahlreichen Liedern, die Verbindung von Arbeit und Rhythmus zeigen. Sie sollten einmal alle gesammelt und ihre Formgesetze erforscht werden. Wir wünschen der Österreichischen Volksliedunternehmung einen erfreulichen Fortgang.

Heidelberg. Dr. Othmar Meisinger.

Digitized by Google

Hans Teske, Das Eindringen der hochdeutschen Schriftsprache in Lüneburg. Verlag Max Niemeyer, Halle, 1927.

Über den Siegeszug der hochdeutschen Schriftsprache auf niederdeutschem Gebiet bringt uns die Arbeit Hans Teskes reiche, neue Belehrung; sie schließt sich würdig an das Werk von Agathe Lasch über die Sprachvorgänge in Berlin an. Bereits in seiner Dissertation (1924) hat der Verfasser zur Geschichte der Schriftsprache einen Beitrag geliefert, in dem er auf Grund der Lüneburger Handschriften die Entwicklung der Sprache einer niederdeutschen Kanzlei bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts darstellte.

Die Vorzüge der Untersuchung Teskes sehe ich darin, daß uns nicht nur die sprachliche Entwicklung in gediegener Weise geboten wird, sondern daß wir gleichzeitig ein Kulturbild der Stadt Lüneburg erhalten, wir sehen die Bürgersöhne auf die Universitäten ziehen und von auswärts Gelehrte kommen, die an der Hebung des blühenden Gemeinwesens teilnehmen. Alle Zweige, die für das Sprachleben in Betracht kommen, werden gründlich herangezogen. Das ganze Buch ist in einer reinen Sprache geschrieben, die sich fernhält von dem sonst üblichen Jargon.

Ein erster großer Abschnitt zeigt zunächst den Kampf des Niederdeutschen mit der lateinischen Sprache der Urkunden. Um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert ist er entschieden. Das sieghafte Niederdeutsche fügt sich in den Rahmen des Niedersächsischen ein und bildet mit der Sprache von Bremen, Hamburg, Kiel die Gruppe des Niederablingischen, der Mundarten zwischen Weser und Elbe, zu den sich im Norden noch das Holsteinische gesellt. Starke Einflüsse kommen aus dem angrenzenden Ostfälischen herüber. Mit 1500 setzt auch in Lüneburg eine neue mächtige Welle ein, es kommt ein Aufschwung im ganzen Bürgertum, in Kunst und Schrifttum, in den Glaubensfragen. Die hochdeutsche Sprache tritt auf den Plan. Ein zweites mächtiges Ringen beginnt. Überall sieht man, niederdeutsche Schreiber, meist unter dem Einfluß von Nachbarkanzleien, passen sich allmählich einem fremden Brauche an. Am sichersten erfassen sie zunächst das Gerippe der Konsonanten, während sie an den heimatlichen Vokalen noch festzuhalten suchen. Die Oberaufsicht liegt in den Händen des Protonotars, der akademisch gebildet ist und meist von auswärts kommt. So bildet sich infolgedessen, wie Teske eingehend zeigt, keine feste Lüneburger Kanzleiüberlieferung. Ohne daß es Spracherlasse in Lüneburg gab, geht doch ein Sprachzug durch die Zeiten hindurch: kulturelle, wirtschaftliche, politische Zusammenhänge prägen sich in ihm aus.

Es gibt bis 1531 keine Bindung zum Hochdeutschen, im gleichen Jahre trifft Urban Rhegius, der eigentliche Reformator Lüneburgs, in der Stadt ein. Neben ihm wirkt als bedeutendster Protonotar seit 1531 Tilitz. Wir erhalten ein klares Bild sodann von der Verwaltungssprache des Bürgermeisters und von Ratsmannen, der Urkunden außerhalb des Kanzleibetriebs, der Sprache des Gerichts.

Zum Wertvollsten des Buches zähle ich den Abschnitt über Kirche und Schule. Wir sehen, wie besonders das deutsche Kirchenlied im Dienste einer Schriftsprache seine mächtige Wirkung tut. Das Lutherlied spielt hierbei dieselbe Rolle wie in Magdeburg, in Lübeck, in Rostock, in Göttingen.

In den Schulen ist die Unterrichtssprache das Lateinische, an das die Knaben hier wie anderwärts von frühester Jugend an gewöhnt werden, auf den Gebrauch der heimischen Sprache sind strenge Strafen gesetzt. Zum Glück hielten die unteren Volksschichten zäh an ihrem Sassisch fest und haben es in unsere Tage hinübergerettet.

Digitized by Google

Wir wünschen dem trefflichen Werke Teskes noch recht zahlreiche Nachfolger, die uns weitere Aufklärung bringen über die Sprachkämpfe auf niederdeutschem Gebiete.

Heidelberg. Othmar Meisinger.

Lieder der badischen Soldaten. Herausgegeben im Auftrag des Badischen Volksliederausschusses von Dr. Johannes Künzig. Ausgabe B (mit Anmerkungen). H. Eichblatt Verlag, Leipzig, 1927.

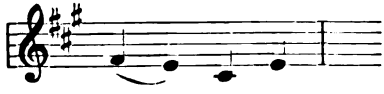
Es war verdienstvoll, ehe es zu spät ist, die Lieder unserer Soldaten zu sammeln. Durch den Untergang unseres alten Heeres ist auch das Leben des Soldatenliedes ernstlich bedroht und mit ihm das Volkslied überhaupt. Denn namentlich in gemeinsamen Arbeitsgesang außerhalb des Marsches lebten alte Lieder weiter, meist gerade nicht soldatischer Art. So müssen wir es erklären, wenn ein von Hause aus zartes Liebeslied mit alter Weise „Es wollte sich einschleichen" in der Kaserne heimisch und mit Soldatenzusätzen versehen wurde. Die meisten der Lieder, die Künzig bringt, waren schon in den vorhandenen Sammlungen veröffentlicht; ich habe seit den 90er Jahren immer wieder mit Vorliebe Soldatenlieder aufgezeichnet. Vor allem zog mich bei ihnen der herrliche Rhythmus an, bei dem immer wieder die vier gleichmäßigen Schläge kommen im $^4/_4$ Takt, die einem das Bild der Soldaten in Marschkolonne vor die Augen stellen. Ich denke an den Eingang der Lieder „Bei Leipzig war die große Schlacht", das Künzig leider nicht hat und „Hier liegt ein junger Soldat". Stellen wir neben diese volksechte deutschen Marschlieder, auf die der modische Höhengutszauber Gottseidank nicht angewendet werden kann, französische Marschlieder mit ihrem meist wiegenden $^6/_8$ Takt, so kann uns klar werden, wie Volksart sich im Volksgute ausprägt.

Für eine weitere Auflage der Lieder spreche ich den Wunsch aus, dem ich auch an anderer Stelle Ausdruck verliehen habe, es möge die musikalische Wiedergabe einheitlicher werden. Der Herausgeber hat die Lieder augenscheinlich oft in der Form gelassen, in der sie ihm von seinen Beiträgern überreicht wurden. Es müßte eine einheitliche, einwandfreie Wiedergabe erstrebt werden. Aber das kann ja nachgeholt werden. Einstweilen freuen wir uns, die Schätze unter Dach und Fach zu haben. Lieder aus einer Zwischenregion sind mit gutem Geschmack meist abgelehnt, wir haben fast durchweg unliterarisches Volksgut. Wir müssen uns gewöhnen, hier die Augen zu schärfen.

Sehr verdienstvoll sind die Anmerkungen des Herausgebers, die den gründlichen Kenner des Stoffes verraten.

Im einzelnen nur wenige Bemerkungen: Das schnodrige Berliner Varietelied „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren" ist in seiner halbverhüllenden Art unsoldatisch; wenn unsere Grenadiere auf sexuelles Gebiet kommen, reden sie offen deutsch und nicht von einem vielversprechenden Tschinderassa. Das ist Großstadt- und Tingeltangelluft. Man sollte in stiller Vereinbarung den Schmarren unterdrücken. Ihn musikalisch zu werten, ist auch völlig zwecklos. Man stelle zum Vergleich daneben das Lied „Setzt zusammen die Gewehre", um Gesundes und Ungesundes in Melodieführung zu erkennen. Hier klingen wirklich schneidende Infanteriesignale durch.

Das Lied Nr. 21 „Der Jäger in dem grünen Wald" gehört zum Bestand unserer prächtigen Jägerlieder. Doch fehlt in der Wiedergabe von Künzig ein Teil der wuchtig abwärts schreitenden Weise; nach Takt 10 ist folgender Takt einzuschieben, der zu Takt 9 in Parallele steht:



Digitized by Google

dann ergibt sich die Gesamtaktzahl 14, nicht 13. Nr. 25 „Ich bin der Postillon" wird besser in der Halbzeit gegeben, jeweils statt Vierteln Achtel. Beim alten Reservistenlied „Was blinkt so freundlich in der Ferne" verweist Künzig auf Kutscher, Soldatenliedersammlung und Angenetter-Blümml. Beim Anhören des Liedes aus der Normandie „Quand tout renait à l'ésperance" fiel mir auf, wie dieses sich mit unserm Soldatenlied fast Ton um Ton deckt. Ich weiß nicht, ob die Verwandtschaft schon anderweitig hervorgehoben wurde. Das sehr alt klingende „Es wollte sich einschleichen" Nr. 43 gibt man am einfachsten im $^5/_4$ Takt, wie es der Zupfgeigenhansl durchgeführt hat. Auffallend ist das Zusammenklingen des Eingangs von Nr. 79 „Schirrt die Rosse, spannt die Wagen" mit Mozarts „Dort vergiß heißes Flehn, süßes Wimmern". Das Lied von der Annemarie ist Höhenimport, der über Bord geworfen werden kann. Es empfiehlt sich, die Weise des Argonnerliedes nachzuprüfen; in der gegebenen Form ist sie unmöglich. Es fehlt hier der Raum, näher darauf einzugehen.

Wir hoffen, daß Künzig seine Sammlung erweitert und ausgestaltet. Wir müssen heute Wert darauflegen, daß die reichen Schätze des Soldatenliedes nicht völlig verloren gehen; sie gehören — fast alle unliterarisch — zum echtesten Volksgut im Volksmund.

Heidelberg. Dr. Othmar Meisinger.

Ludwig Wolff, **Die Helden der Völkerwanderungszeit.** 1.—3. Tausend. 242 S. 8°. Eugen Diederichs, Jena 1928. (-Frühgermanentum Band II.)

Wolff stellt sich eine schöne Aufgabe: Er möchte die geschichtlichen Grundlagen der germanischen Heldensage aufzeigen, vornehmlich aber den Geist der Zeit entwickeln, die die Heldensage gebar. Indem er mit seinem Ergebnis das dichterische Bild späterer Jahrhunderte vergleicht, gewinnt er Einblicke in die Sinnesart der heroischen Dichter nicht nur, sondern auch in die seelische Haltung der letzten und wichtigsten Epoche des Germanentums, die wir — vielleicht nicht ganz mit Recht — vor allen andern als „germanisch" empfinden.

Die Problemstellung ist also zweigipflig: im ersten Teile (geschichtliche Grundlagen) erfordert sie einen Historiker, im zweiten Teil (Entwicklung der Geschichte zur Sage) einen Germanisten als Bearbeiter. Im Sinne des Themas würde es liegen, die historische Seite stärker und entscheidender zu betonen; aber niemand wird es dem germanistischen Verfasser verargen, wenn er die literarhistorische Aufgabe mit größerer Liebe und — besserem Geschick löst. Und hier liegt der tiefere Konflikt des Werkes: beabsichtigt ist eine Herausschälung der geschichtlichen Tatsachen, aber das Endergebnis ist eine Darlegung verschiedener Sagen gewesen unter besonderer Betonung der frühesten Entwicklungsstufen, also — eine Geschichte der Frühzeit germanischer Heldensage.

Damit muß sich, wer Gewinn aus dem Buche ziehen will, abfinden: seine (durch die Themastellung und die Einleitung S. 2 betonten) historischen Darlegungen sind nicht seine wertvollsten Teile. Der Grundsatz, die Quellen selbst sprechen zu lassen, ist gewiß richtig; aber die Heraushebung einiger Quellen genügt nicht zur Zeichnung eines historischen Gemäldes. So vermißt man auch mit Bedauern die Benützung mancher historischen Facharbeit, am schmerzlichsten beim Abschnitt über Theoderich die Ausführungen von Karl Hampe (jetzt erweitert in seinen „Herrschergestalten des deutschen Mittelalters" 1927 S. 1 ff.).

Der Wert des Buches beruht also auf seinen sagengeschichtlichen Ausführungen, die an die Darstellung der historischen Tatsachen anknüpfen. Wolff gliedert den Stoff landschaftlich: er behandelt zunächst die Sagen, die auf dem Erlebnis der germanisch-hunnischen Kämpfe fußen (Ermanarich, katalaunische

Digitized by Google

Felder, Walther, Burgundenuntergang, Attilas Söhne), geht dann zu den in Italien entstandenen Sagen über (Theoderich, Hildebrand, Langobarden: Albwin und Thurisind, Rosimund und Albwin), und behandelt endlich die innerdeutschen (Brünnhild, Iring, Wieland, Egil) und nordischen Sagen (Ingold). Durch die Anordnung, die dem historischen Charakter des Werkes gerecht wird, werden manche Sagenentwicklungen freilich zerrissen; auch in diesem Punkte zeigt sich die Zwiespältigkeit des Werkes.

Die Darstellung ist in allen Teilen sicher; sie schließt sich z. T. an die herrschende wissenschaftliche Meinung, besonders an Heusler (dem das Werk auch zugeeignet ist) an, geht jedoch z. T. auch eigene Wege, und wenngleich sich mancher Widerspruch in Einzelheiten (bes. zur Ermanarichsage) regen möchte, so weiß der Verfasser seinen Standpunkt doch immer wohl zu begründen, dadurch wird das Werk, das sich in erster Linie an ein breiteres Publikum wendet, auch dem Fachmann anregend, um so mehr, als es in der Auswahl des Stoffes kritisch ist: nur die Sagen sind behandelt, bei denen wir mit einiger Sicherheit auf eine dichterische (nicht nur anekdotenhaft-novelistische) Behandlung schließen dürfen.

Über Einzelheiten soll hier nicht gestritten werden. Nur eines möchte ich betonen: die Neigung des Verfassers zu Abstraktionen, zu allgemein gültigen Werturteilen führt nicht selten zu Widersprüchen. Man vergleiche z. B., was auf S. 15, 16, 33, 88, 155 über die Stellung des Gegenspielers im Heldengedicht gesagt wird, wie sich die Bemerkungen auf S. 12 und 155 f. über den Inhalt der gotischen Ermanarichsage widersprechen, wie unsicher die Aussagen über die Schädelbecher (S. 165, 204) sind. Manches ferner, was als typisch germanisch angesprochen wird, erweist sich bei näherer Betrachtung als allgemein-heroisch (vgl. die Bemerkungen auf S. 1, 85 u. ö.). Wolff stellt an das Ende des Buches, als Ergebnis gleichsam, eine kurze und meist zutreffende Abhandlung über das Wesen der germanischen Heldendichtung; an den Anfang gestellt, hätte sie vielleicht manche Widersprüche, sicher viele Wiederholungen erspart. Nützlich wäre hier auch ein Vergleich mit den Heldendichtungen anderer Völker gewesen, um zu einer klaren Bestimmung des „Germanischen" zu gelangen.

Greifswald. Lutz Mackensen.

Wilhelm Grönbeck, **Nordische Mythen und Sagen.** Aus dem Dänischen übersetzt von E. Hoffmeyer-Eppenstein. Jena 1929, Eugen Diederichs. 230 S.

Die Einleitung gibt einen Überblick über die Quellen, beginnend mit einer hübschen Wertung der Germania des Tacitus, bis hin zu den isländischen Sagas und zu Saxo Grammaticus. Etwas unklar wirkt ein Satz wie: „Die Mythen und Sagen wanderten im Volk von Mund zu Mund und wurden einmal nach dem andern dem augenblicklichen Geschmack entsprechend nachgedichtet". Dies erweckt den Eindruck einer Volksdichtung, was die Lieder der Edda wohl kaum sein dürften. Es soll keine Übersetzung der Quellen geboten werden, sondern eine Nacherzählung in modernen Worten. Rühmend ist jedoch hervorzuheben, daß diese Nacherzählung durchaus auf den Quellen beruht, wenn Verfasser auch manchmal „den verborgenen Sinn in den Text hineingearbeitet" hat. Der erste Abschnitt, Die Entstehung der Welt und die Götter, fügt geschickt eine Darlegung des Fylgjenglaubens an mit guten Belegen aus den isländischen Sagas; hinter den Göttergeschichten der Edda folgt eine reizvolle Schilderung „Christ und die alten Götter", die sehr gut veranschaulicht, in welchen Zwiespalt die Nordleute zur Zeit des Königs Olaf Tryggwissohn kamen. Der zweite Hauptteil, der Sagas und Geschlechtersagen bringt, ist gut zusammengestellt (auch die Edda, Beowulf und Saxo Grammaticus werden berücksichtigt). Man wundert sich ja, daß hier die Sage

Digitized by Google

von Wölund eingereiht ist, wenn ich auch nichts dagegen habe, daß dieses alte, für mich schönste Eddalied nacherzählt wird. Im übrigen hören wir hier von den Leuten aus dem Seetal, von den Hjadningen, Siklingen, Skjöldungen, Hadubarden, Wölsungen u. a. Das Buch ist recht geeignet, dem gebildeten Laien die aldnordische Welt nahezubringen. Richard Hünnerkopf.

Adolf Moepert, **Die Anfänge der Rübezahlsage.** Studien zum Wesen und Werden des schlesischen Berggeistes (Form und Geist Nr. 6). Leipzig 1928. Herm. Eichblatt. 136 S., brosch. 6.20 Mk.

Die Arbeit behandelt zunächst die ältere Literatur über Rübezahl und die bisherige Rübezahlforschung, sodann die Natur des Gebirges und des Berggeistes. Das älteste Rübezahlzeugnis wird eingehend betrachtet: es ist nicht, wie bisher angenommen, die „Erzbeschreibung des Riesengebirges", sondern das Breslauer Walenbuch (von Antonius Wale aus Florenz), das wenige Jahre vor der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sein muß. Der größte Abschnitt ist dem Namen des Berggeistes gewidmet: Rübezahl wird als rû-bezahl (Nebelkappe) erklärt, was auch zur Natur des Gebirges stimme; der tschechische Gebirgsname Krkonoš = ital. capezzale, im Kärtner Grenzgebiet pezal = bezal. Erst durch halbgelehrte Laboranten ist die Beziehung zu Rüben und zum Ruprechtskraut hineingekommen. Wer eine Kapuze trägt, heißt im Mittelalter „Gugler"; durch Vermischung mit Kugler = Kegelschieber werde Rübezahl zum Kegelschieber. Die Rübezahlsage ist so eng mit dem Riesengebirge verwachsen, daß sie nicht eingewandert sein kann; um 1600 war sie jedoch weit über dieses Gebiet hinaus verbreitet. Die Vereinigung der Hauptelemente der Sage sind etwa in das 2. Viertel des 16. Jahrhunderts zu setzen. Die eingehende Quellenuntersuchung mag gewiß von Wert sein, aber der sprachlichen Deutung wird man kaum folgen (vgl. die Bedenken, die Bruno Schier in der Sudetendeutschen Zeitschr. f. Volksk. 2 (1929), 67 ff, ausgesprochen hat) Richard Hünnerkopf.

Hans Hahne, **Totenehre im alten Norden.** 1.—3. Tausend. Mit 77 Zeichnungen von Kurt Ricker. Jena 1929. Eugen Diederichs. VIII, 144 S.

Von der Eiszeit bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte werden uns die Gräberfunde mit den Körperresten der Bestatteten und ihrem Grabbesitz vorgeführt. Wir erhalten somit einen guten Überblick über die Sachgeschichte, veranschaulicht durch zahlreiche Abbildungen und zwei Skizzen über die europäischen und die mitteldeutschen Fundorte. Aber H. will mehr: er zieht Schlüsse aus diesen Funden über die Lebensformen, Gebräuche und Denkart des nordischen Menschen. Und darin kann man ihm überall beistimmen. Schon in der ältesten Zeit sieht er in den Totenbräuchen allerorts fast nur Totenehrung; die Totenfurcht, ein ganz wesentlicher Bestandteil dieser Bräuche, wird kaum einmal oder doch nur ganz schüchtern erwähnt. Die Beisetzung in Hockerstellung ist ihm Schlafstellung oder Lage im Mutterleibe (nicht Fesselung des Toten, um seine Wiederkunft zu verhindern). Auch in der Annahme der Jenseitsvorstellungen müßte er vorsichtiger sein; er redet von der „Sehnsucht nach tatsächlichem, aber besseren Weiterleben"; die Leichenverbrennung sei eine „Vergeistigung" von Jenseitsglauben und Totenschicksal und trage zur „Erlösung" der Seele bei; der Glaube an den lebenden Leichnam sei in der Steinzeit bereits überwunden. Die isländische Saga, die etwas verschwommen zusammen mit der Edda im Schlußabschnitt erwähnt wird, gibt uns da bessere Aufschlüsse. Auch was sonst von Religion gesagt wird, ist teilweise recht schief dargestellt: in den Naturvorgängen habe der nordische Mensch ein „Bild vom ewigen Schicksal und seiner Allmacht, die zugleich Allgüte ist", gesehen,

Digitized by Google

Wodan-Odin sei aus dem altnordischen Lichtgott (?) hervorgegangen, Gott komme von Gut! Immerhin hat das Buch durch seine lehrreichen sachlichen Darlegungen seinen Wert. Richard Hünnerkopf.

Knöller, Karl: **Unser Dürrmenz-Mühlacker.** Ein Ortsbuch für Haus und Schule. Dürrmenz-Mühlacker, 1928. Karl Elser.

Wenn Heimatkunde neuestens in ihrer Wichtigkeit für den Unterricht erkannt wird, so fehlt zu ihrer genügenden Behandlung noch in der Mehrzahl der Fälle die Bereitstellung des Stoffes, die ja immer nur für die kleinsten Gebiete erfolgen kann. Von diesem Gesichtspunkt aus ist das vorliegende, über 400 Seiten umfassende Werk mit seinen zahlreichen, künstlerisch wertvollen Bildern aufs wärmste zu begrüßen, zumal die Bearbeiter, allen voran Studienrat Knöller, eine auf gediegenem Forscherfleiß aufgebaute Arbeit geleistet haben, die in ihren Ergebnissen über die lokalen Aufgaben hinaus auch der Wissenschaft dienlich ist.

Der historische Teil überwiegt, zumal neben kriegerischen Ereignissen, Kunde von den verschiedenen Adelsgeschlechtern usw. die Wirtschaftsgeschichte sowie besonders Siedelungs- und Vorgeschichte samt Frühgermanenzeit stark herangezogen sind, besonders wertvoll, da der rührige Verfasser durch seine Ausgrabungen auf diesem Gebiet bestens bewandert ist. Für uns hier kommen die volks- und heimatgeschichtlichen Teile besonders in Betracht. So ist der Flurnamenbehandlung breiter Raum gewidmet, und zwar im Rahmen einer umfassenden, vielleicht zu breit angelegten Flurgeschichte. Die Familienforschung wird zusammenfassend berührt, eine Übersicht über die bodenständigen Familien zeigt, daß nur 5 der heutigen Namen aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Krieg stammen, eine Beobachtung, die auch anderorts gemacht werden kann, besonders gut etwa aus der reichhaltigsten familiengeschichtlichen Quelle des Oberrheingebietes, dem noch immer ungedruckten Tennenbacher Güterbuch aus dem 14. Jahrhundert. In anmutiger, leicht lesbarer Weise wird die Mundart lautlich untersucht (schwäbisch-fränkisches Grenzgebiet). Daneben wird eine große Reihe eigenartiger aussterbender Wörter und Redensarten festgehalten, auch einige Volkssagen. Und schließlich ist hier mit liebender Hand eine Menge von altem „Aberglauben" aufgezeichnet.

Als Chronik, wertvoll besonders für kommende Zeiten, wahrt das Buch seinen Charakter durch die Fortführung der geschichtlichen Darstellung durch die Kriegsjahre hindurch bis in die tolle Milliardenzeit. Um das Bild der Heimat erschöpfend zu behandeln, ist schließlich auch die naturwissenschaftliche Seite, durch mehrere Fachmänner vertreten, keineswegs vernachlässigt.

Offenburg. Dr. Max Weber.

Kurt Wagner, **Deutsche Sprachlandschaften** (Deutsche Dialektgeographie, hg. Ferdinand Wrede XXIII) Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg, 1927. VIII u. 89 S. Preis 8.— Mk.

Lange Zeit hat es der Mundartforschung an zusammenfassenden Überblicken über das ganze Gebiet gefehlt. Auch das Büchlein von Reis (Sammlung Göschen 605) zieht nur flüchtig Bekanntes zusammen. Erst den Anregungen des Marburger Sprachatlas und der Wredeschen Schule[1] ist es zu danken, daß nunmehr die Fülle der Einzelbeobachtungen zum größeren Bau gefügt werden kann. Das versucht Kurt Wagner in seinem mit einer stattlichen Zahl von Karten (eine Grundkarte, 8 Deckbl., 8 Tafeln, 8 Abb.) ausgestatteten Buche „Deutsche Sprachlandschaften".

[1] Auch das schöne Büchlein Hübners: Die Mundart der Heimat, Breslau 1925, ist hierher zu rechnen.

Digitized by Google

Er fußt vor allem auf dem Stoff und den Arbeiten des Deutschen Sprachatlas und der Deutschen Dialektgeographie. So stammen seine Belege gleichmäßig aus allen Teilen des deutschen Reiches. Die Außengebiete (Deutschböhmen, Ungarn, der Südosten, Deutschösterreich, die Schweiz, Luxemburg) fehlen wie im Sprachatlas vorerst noch. Doch wird diese Lücke durch die Benutzung von Sonderuntersuchungen zu einem Teil geschlossen. Niederdeutschland tritt gegenüber Hochdeutschland zurück. Das ist nicht Schuld des Verfassers. Zwar ist gerade von Seiten der niederdeutschen Philologie immer wieder gefordert worden, die sprachlichen Beobachtungen geschichtlich zu vertiefen und zu unterbauen (Vergl. A. Lasch/Anz. dAltert. 1926, 1 ff.). Doch ist das Vorbild, das A. Lasch schon 1910 in ihrer „Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrh." gegeben hat, nahezu ohne Nachfolge geblieben, sodaß Wagner für das Niederdeutsche verhältnismäßig wenig durchgearbeiteter Stoff zur Verfügung steht.

In einem ersten Teil stellt W. Zusammenhänge von Mundart und Besiedlung dar. Beobachtungen an jungen Binnenkolonien (Calcar bei Kleve; Culm), sowie an den deutschen Siedlungen in Siebenbürgen zeigen, daß Einheit der Sprache nicht auf Einheit der Herkunft, sprachliches nicht auf ethnisches Übergewicht zu schließen gestatten. Auf neuem Siedlungsboden mischt sich die Sprache neu. Nach Ostdeutschland führen verschiedene Siedlungsbahnen. Zwei Ost-Weststöße gehen durch Nord- bezw. Mitteldeutschland, ein weiterer vom mittleren Mitteldeutschland nach dem Nordosten, ein anderer (nl.) von Weser und Elbe nach Südosten. Endlich sind noch bayrische Sprachelemente über Böhmen nach Schlesien getragen worden. Das alles, dazu die Mischung mit slavischen Volksteilen, erschwert es, ostdeutsche Sprachlandschaften herauszuarbeiten. Nur an wenigen Stellen ist es anders. „Passive Isolierung" durch dazwischenliegende Landstriche mit fremdsprachlicher Bevölkerung hat (Ost-) Preußen und Schlesien ausgesondert; „aktive Sonderung" (Entstehung von verschiedenen Siedlungskernen) hat im Hoch- und Niederpreußischen eigene Sprachlandschaften gebildet.

Neben die Besiedlung tritt als zweite Kraft der Mundartbildung der Verkehr bezw. Nichtverkehr. Politische Grenzen sind zugleich Verkehrsgrenzen. Ihre (sprachlichen) Wirkungen sind abhängig „einerseits von der Dauer ihres Bestehens, andererseits aber und viel wesentlicher von dem Zeitpunkt ihrer Außerkurssetzung. Ist eine Grenze aufgehoben, so geht der Verkehr über sie hinweg und verwischt ihre Spuren, wobei er zur Einebnung der tieferen (d. h. länger bestehenden) Gräben etwas länger braucht als zur Verschüttung derer, die nur flach (d. h. jung) waren" (S. 29 f.). Auch die „Wertigkeit" einer Grenze will beachtet sein. Während kleine und kleinste Territorien kulturell unselbständig bleiben, sind die Großterritorien, die sich im Laufe des Mittelalters abschließen, wirkungsvoll. Doch bleibt der Binnenverkehr dieser Räume wesentlich regulierend und ausgleichend; für die eigentliche Dialekt*bildung* sind andere Kräfte wichtig. Die großen Sprachwellen sind überterritorial. Die ahd. Diphthongierung breitet sich vom 12. bis 16. Jh. von Kärnten bis ins östliche Thüringen, nach Hessen und ins Moselland aus. In der ahd. Zeit stoßen die Vorsilbenreduktion (ga-gi), die Assimilationen (ai-ei; au-ou), die Differenzierungen (ō-uo, oa, ua; ē-ea, ia, ie), der Lautwandel hs-s, die Melathese des r (bernen-brennen) vom fränkischen ins Alemannische, endlich ins Bayrische vor. Das alles sind *Strahlungen* von Einzelerscheinung, die deutlich von Umlagerungen, allgemeine Umschichtungen einer Einzelmundart zu unterscheiden sind. Diese wirken nur innerhalb enger Bereiche, jene durchstoßen Grenzen und Abschließungen. Ihre Bahnen sind die großen Verkehrsstraßen, von denen sie nach beiden Seiten ausstrahlen, ihre Richtung erhalten sie nicht durch (damit wendet sich W. gegen Naumann, d. Vierteljschr. 1, 1923, 143) irgend ein kulturelles Übergewicht; Herd ist ein politisch und kulturell geschlossenes

Digitized by Google

Großterritorium. Als „aktive" Handschriften zeigt W. vor allem Bayern und Schlesien, als „passive" Brandenburg, den Oberrhein, den Mittelrhein auf.

Auch die neuhochdeutsche Schriftsprache spielt im Leben der Mundarten eine gewisse Rolle. Im Kampf zweier Mundartwörter siegt die der Schriftsprache näherstehende Form. Die Stadtgebiete sondern sich aus (vgl. dazu W. Wisser, Stadtplatt und Landplatt: Mitt. a. d. Quickborn 1925) fremdsprachliche Volksteile bevorzugen bei ihrer Eindeutschung die schriftsprachliche vor der mundartlichen Form. Die Umgangssprache, die ja zwischen Mundart und Schriftsprache steht, wirkt landschaftsbildend. Dazu ein paar Ergänzungen aus dem Gebiet der Berufs- und Heeressprache. So hat diese u. a. Spind und Brot (= Laib) von Preußen nach Süddeutschland getragen, die Presse gebraucht Tageblatt (statt des süddeutschen Tagblatt) bis weit nach Süddeutschland hinein. Reichsbahn, Post, Beamtentum mögen vereinheitlichend wirken. Auf dem Gebiet des Rechtes hat der Jurist Brauer in dem kaum geschaffenen Baden eine einheitliche Sprache über den ganz verschiedenen Mundarten geschaffen.

Der Raum verbietet es, eingehender über die wertvolle Wagnersche Arbeit zu berichten. Das Buch ist mehr als ein Bericht über eine Studie über G. Wenkers Sprachatlas des deutschen Reiches, wie es der Untertitel der Sammlung ankündigt. Es ist eine auf breitester Grundlage aufbauende Einführung in die Probleme mundartlicher Forschung überhaupt[2].

Heidelberg. Hans Teske.

Prof. Dr. Ing. Otto Gruber, **Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser.** Eine bautechnische Quellenforschung zur Geschichte des deutschen Hauses. VIII u. 102 Seiten mit zum Teil ganzseitigen Abbildungen. Karlsruhe, Braun, 1926. Brosch. 3.80, Leinen 5.— Mk.

Wenn die Volkskunde das Leben unseres bodenständigen Volkes auf dem Lande untersuchen will, muß sie sich um die Wohnweise dieser Leute kümmern. Deshalb fehlt kaum in einem zusammenfassenden volkskundlichen Buche ein Abschnitt über das Bauernhaus. Zur Erkenntnis seiner Eigenart sind wir auf die Mithilfe anderer Wissenschaften angewiesen. Und da empfand jeder Volkskundeforscher bisher eine Lücke: es gab viele Fragen, die der Techniker zu lösen hat. Diese sind nun in dem vorliegenden Buche von einem hervorragenden Sachkenner beantwortet. Im Einzelnen mögen da und dort die Linien anders zu ziehen sein, im Ganzen können wir uns auf Gruber als Führer verlassen.

Ich gehe hier auf den Inhalt des Buches nicht ein, weil ich in einem der nächsten Hefte darauf zurückkomme.

Nur ein Wunsch sei hier ausgesprochen: Gruber empfindet das Zusammenarbeiten des Technikers mit dem Historiker, das hier in einigen Abschnitten zum großen Nutzen der Arbeit zu spüren ist, als besonderes Glück. Wir Volkskundler würden es herzlich begrüßen, wenn die Techniker auch uns mehr als bisher zu gemeinsamem Wirken die Hand reichten.

Grubers Buch sei als eine wertvolle Grundlage für volkskundliche Studien über das Bauernhaus warm empfohlen.

Heidelberg Eugen Fehrle.

Nordische Volkskundeforschung. Vier Vorträge von Kaarle Krohn, Reidar Th. Christiansen, C. W. von Sydow, Henrik Ussing. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde hsg. von John Meier, Leipzig, Brandstetter, 1927. 56 S., 1,80 Mk.

[2] Vgl. diese Zschr. 2 (1928) S. 176 f.

Digitized by Google

Die Vorträge über die Geschichte und den heutigen Stand volkskundlicher Forschung im Norden seien den deutschen Lesern zur ernsten Mahnung, zur Freude und zum Ansporn wärmstens empfohlen. Die Volkskunde hat in dem skandinavischen Ländern, vor allem in Finnland, das mit seinen reichen katalogisierten Stoffsammlungen, seinen sechs Universitätslehrern für Volkskunde an erster Stelle steht, nicht allein eine große wissenschaftliche Bedeutung, sondern sie hat auch den Anteil und das Verständnis der Allgemeinheit bes. in Dänemark in hohem Grade erworben. In Finnland, auch in Norwegen stehen die Anfänge unserer Wissenschaft in enger Verbindung mit nationaler Not und dann mit dem nationalen Aufschwung, in Dänemark im Zusammenhang mit der Volkshochschulbewegung, und zeugen von großem Opfermut und von Begeisterung der Bevölkerung bes. auch der Studenten, die in Finnland Mittel für Sammelreisen zur Verfügung stellten. In den drei Ländern bestehen vom Staate unterstützte volkskundliche Forschungsinstitute. In Schweden, wo die Volkskunde schon seit 1910 Universitätslehrfach, seit 1912 Prüfungsfach ist, ist die Zentralisation der Volkskundeforschung geplant, aber noch nicht durchgeführt, doch stehen auch hier staatliche Gelder zur Verfügung. Die Anregung zur Sammlung und Bearbeitung der heimischen Überlieferung ist, wie in den Vorträgen öfters hervorgehoben wird, von Herder und den Brüdern Grimm ausgegangen; umso beschämender ist für uns der Ausspruch eines der Vortragenden, daß „Deutschland die Führung auf volkskundlichem Gebiet nicht übernommen habe, ja nicht einmal einen Platz in vorderer Linie behaupten könne." Seitdem diese Vorträge gehalten wurden, sind auch in Deutschland einige Fortschritte zu verzeichnen, obgleich noch viel zur Erreichung der äußeren Bedingungen für den gedeihlichen Ausbau der jungen Wissenschaft, „ein öffentliches Institut und ein anerkannter Platz in Fachkreisen der Universität" fehlt.

Heinz Hungerland, **Über Spuren altgermanischen Götterdienstes in und um Osnabrück.** Sprachen und Völkervergleichende Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte Altniedersachsens, vornehmlich der Stadt Osnabrück. Sonderabdruck aus den „Mitteilungen des Vereines für Geschichte und Landeskunde Osnabrück" 46, 1924.

In dieser Abhandlung findet man durch eine Überfülle volkskundlichen Stoffes und vieler trefflicher Beobachtungen reiche Anregung und Belehrung. Die Schlüsse, die der Verfasser aus dem vorgelegten Stoff zieht, wirken aber infolge seiner lockeren Beweisführung nicht überzeugend. Bei der Erörterung der Namen Osnabrück und Osning hätte die Deutung Eduard Schröders (Hoops, Reallexikon 2,74): „In Osnabrück steckt ein alter Name der Hase, die als Osna dem Osning den Namen gegeben hat" wenigstens erwähnt werden müssen.

Wolfgang Krause, **Die Frau in der Sprache der altisländischen Familiengeschichte.** Ergänzungsheft zur Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. 4, Göttingen, Vandenhonck und Ruprecht 1926. 247 S. 16.— Mk.

Diese hervorragende Arbeit ist für den Volkskundler von großer Wichtigkeit. Durch eine genaue Untersuchung der Ausdrucksweise, der Typik, der leisen Variationen, wird dem Verfasser die altisländische Sagasprache zum Spiegel geistiger Wandlungen. Die Sprache zeigt einerseits die achtbare Stellung der Frau bei den alten Isländern, andererseits wird aus ihr auch klar, daß sich die Isländerin diese Stellung erst allmählich erworben hat, daß die Frau einst weniger galt. Den sprichwörtlichen, altertümlichen, oft absprechenden Gesamturteilen, die die Schätzung älterer Zeiten und Kulturstufen bewahrt haben, stehen Einzelurteile, die die tüchtige zeitgenössische Frau schildern, gegenüber. Der Verfasser sagt von seiner Arbeit, sie wolle selbst keine kulturgeschichtliche Darstellung sein, wohl aber das sprachliche

Digitized by Google

Material zu einer solchen liefern. Die Volkskunde muß für eine derartige sichere und feste Grundlage und selbstlose Vorarbeit nicht nur dankbar sein, sondern sie hat in ihr auch für den Ausbau ihrer Methoden ein wertvolles Vorbild für die Leistungsfähigkeit des Zusammenwirkens von Sprach-, Literatur- und Kulturforschung gewonnen.

Wien. Lily Weiser.

W. Krebs, **Die Ostalpen und das heutige Österreich.** Zweite, wesentlich erweiterte Auflage der „Länderkunde der österreichischen Alpen" (1913). 2 Bände mit 826 Seiten, 116 Textabbildungen, 29 Tafeln und Karten. Bibliothek länderkundlicher Handbücher, herausgegeben von A. Penck. Verlag von J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart 1928.

Der Volkskundler, dessen Arbeit vielfach länderkundlicher Grundlagen bedarf, wird in diesem großangelegten Werk für ein weites Gebiet des oberdeutschen Volksbodens eine umfassende und meisterhafte Darstellung finden. Gerade die Eigenart der alpinen Landschaft und ihrer Randgebiete in physischer und kulturgeographischer Hinsicht und die Grenzlage des deutschen Volksbodens gegenüber Slaven und Romanen innerhalb des behandelten Gebietes fordert ein besonders enges Zusammenarbeiten der beiden Disziplinen, das durch das vorliegende Werk in hohem Maße gefördert werden kann. Die Trennung in einen systematischen und regionalen Teil (mit einem insgesamt 2565 Nummern umfassenden Literaturverzeichnis, Autoren- und Ortsregister) kommt ebenso einem planmäßigen Studium des Werkes wie einem Gebrauch als Nachschlagewerk zustatten. Im systematischen Teil bieten dem volkskundlich Eingestellten insbesondere die sehr umfangreichen Abschnitte über die Besiedlung, die wirtschaftlichen Verhältnisse und die gegenwärtige Verteilung der Bevölkerung eine klare Durcharbeitung einer gewaltigen Fülle von Stoff, da sie in allen Abschnitten von einer reichen Zahl äußerst wertvoller Karten, Tabellen und Textfiguren begleitet ist. Eine neue Karte der Bauernhausformen (nach A. Dachler, A. Haberlandt, H. Wopfner und M. Sidaritsch), der Siedlungsformen in den Ostalpen, der Verteilung der Bevölkerung (in der Punktmethode, die auch ein leichtes Ablesen der Volksdichte für jedes einzelne Talgebiet ermöglicht), der Höhengrenze der Siedlungen und der Volksverschiebungen 1910—1920/23 seien besonders hervorgehoben. Aus Darstellung und Karten vermag auch die Volkskunde so manche sachliche und methodische Anregung für zukünftige Forschung schöpfen. In dieser Hinsicht eröffnet unter anderem eine Karte der Besiedlung des Brennergebietes wertvolle neue Perspektiven. Auf den Ergebnissen der historischen und volkskundlichen Heimatforschung H. Wopfners aufbauend, bringt sie die räumliche Verteilung und das Ineinandergreifen der aus verschiedenen Epochen stammenden Siedlungen (prähistorische, vordeutsche, frühdeutsche, der mittelalterlichen Kolonisationsepoche, deutsche Siedlungen auf Grund einer romanischen Alm, Almen mit deutschem und romanischem Namen, aufgehobene Höfe). Auch der regionale Teil, der eine sehr eingehende Einzeldarstellung aller ostalpinen Landschaften sowie der außeralpinen Gebiete des heutigen Österreich enthält, nimmt besondere Rücksicht auf die kulturgeographischen Erscheinungen.

Die tiefe Vertrautheit des Verfassers, der heute fern von seiner österreichischen Heimat in der Hauptstadt des Deutschen Reiches an hervorragender Stelle wirkt, mit Land und Volk, die meisterhafte Bewältigung und Beherrschung einer gewaltigen Fülle sehr vielseitigen Stoffes in methodisch klar durchdachtem Aufbau, der äußerst wissenschaftliche Gründlichkeit mit Großzügigkeit vereinen läßt, die reiche Ausstattung mit Karten und Bildern haben ein Werk entstehen lassen, dem weit über die geographische Fachwelt hinaus hervorragende Bedeutung zukommt.

Wien. Dr. Bettina Rinaldini.

Digitized by Google

Eugen Hoewer, Die Sitte der Sonnenwende und der Sonnenwendfeierbrauch, eine kulturhistorische Abhandlung, Kurt Vieweg, Leipzig.

Warum umgeben sich Schriften, die bewußt von der Wissenschaft nichts wissen wollen — denn wissenschaftliche Darstellungen auf dem Gebiete der Volkskunde (E. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche 3 a. Aus Natur und Geisteswelt 518) und der Mythologie (E. Mogk, Germanische Religionsgeschichte und Mythologie, Sammlung Göschen) sind heute für jeden zugänglich — doch mit einem wissenschaftlichen Mäntelchen und arbeiten wenigstens für die Augen des Laien mit denselben Mitteln wie sie, mit Zitaten, Berufung auf wissenschaftliche Ergebnisse und Worterklärungen? Daß man die Sonnenwendfeier poetisch und symbolisch ausdeutet, die alte Form durch neue Gedanken beleben will, dagegen ist nichts einzuwenden. Daß sich der vorliegende Aufsatz eine kulturhistorische Abhandlung nennt und ein Gemisch von Phantasie, überlieferten Volksbräuchen, haltlosen Deuteleien, sogenannten „wissenschaftlichen Ergebnissen", die alle in das von K. Helm gekennzeichnete Gebiet der „Germanenforschung?" (Hess. B. f. Vk. 23 1924, 57 ff. Z. V. S. 13 Berufung auf Guido von List, S. 16 „Widar der Wettergott", S. 19 „der germanische Ober Druide") gehören, als verbürgte Tatsachen hinstellt, wird auch durch die besten Absichten des Verfassers nicht gerechtfertigt. Wo bleibt die berühmte deutsche Wahrhaftigkeit? Für alle, die Sinn und Freude an echtem Volksgut haben, sei auf E. Fehrle, der Johannistag, Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen 7. Heft (1924) und V. Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich, Graz 1924, S. 53 ff., hingewiesen.

Oslo. Lilly Aall.

Ludwig Armbruster, Der Bienenstand als völkerkundliches Denkmal, Neumünster, Karl Wachholtz, 1926, 5 Mk.

Armbrusters Buch gibt zum ersten Male eine möglichst vollständige Sammlung und Betrachtung aller Arten von Bienenständen und Formen von Bienenwohnungen in Europa, Kleinasien und Ägypten, geht soweit als möglich deren geschichtlichen Entwicklungen nach und zeigt, inwieweit die von ihm zusammengefaßten Grundformen der verschiedenen Beuten als völkerkundliche Denkmäler gelten müssen. Der Verfasser selbst nennt seine Arbeit einen ersten Versuch auf diesem Gebiete, fehlt es doch bisher an größeren Vorarbeiten gänzlich, doch sind Armbruster's Ausführungen weit mehr als ein solcher. Sie zeigen grundsätzlich, wie wichtig es ist, noch weitmehr als bisher die einzelnen landwirtschaftlichen Geräte, die Zweckformen des Handwerkers, des Gewerbes und des Hausfleißes nach der Verbreitung ihrer Gestaltungen zu erforschen. Gerade in unseren Hochkulturländern verschwindet das überkommene Gut unheimlich rasch. Möge der Aufruf des Verfassers weitgehend Beachtung finden, damit die alten Stockformen wenigstens in Bild und Schrift lückenlos erhalten werden; in Deutschland ist es dazu höchste Zeit geworden. Armbruster betrachtet in seiner Arbeit den Aufbau der einzelnen Bienenstände, ihre jeweilige Lage zum Gehöft, die Form der Stöcke, den zu ihrer Herstellung verwendeten Werkstoff, die Wirtschaftsweise. Nur gestreift wird leider die da und dort merkbare volkskünstlerische Tätigkeit der Imker und der Volksglaube, der den Bienenstand umrankt. Wir kennen die Rolle, die gerade die Biene als Haustier in Glauben und Brauch spielt, und müssen annehmen, daß diese bevorzugte Stellung viel häufiger, als aus Armbrusters Buch ersichtlich ist, zu Ausschmückungen und besonderen Zutaten des Bienenstandes geführt hat. Etwaige weitere Aufnahmen auf Grund der Armbrusterschen Anregungen werden auch diese Gesichtspunkte zu berücksichtigen haben. Von den bereits in das Buch aufgenommenen Beispielen seien erwähnt mehrere Klotzbeuten in Neustadt a. O. mit Darstellungen menschlicher Fratzen und des Mondes (S. 123), das Aufstellen

Digitized by Google

von Haustierschädeln in der Nähe des Bienenstandes gegen den bösen Blick im Kaukasus (S. 49), das Anbringen von Heiligenfiguren und Weihwasserkesseln am Eingang zum Bienenstand in der Ukraine (S. 66). Welche ältere Äußerung des Volksglaubens hat dieser letzte Brauch verdrängt? Vgl. dazu das Aufstellen der „Palmen" am Bienenstand zwischen Palmsonntag und Ostertag im badischen Frankenland, das Todanzeigen ebenda u. A. Armbrusters Buch gibt wertvolle Anregungen auch für den Volkskundler, indem es ihm zeigt, wo er noch sammeln und bewahren muß. Mit dem Schwinden aller Geräte gehen mehr als Zweckformen unter, mit ihnen geht der darin webende Geist.

Amorbach. Max Walter.

Ottmar Seyauer: **Die Mundart von Pforzheim.** (Heft 2 von „Form und Geist", Arbeiten zur germanischen Philologie, herausgegeben von Lutz Mackensen.) Leipzig, 1927, 181 S. und VIII S.

Die süddeutsche Mundartforschung hat durch S.s eingehende Untersuchung einen wertvollen Beitrag erhalten, gerade für ein lehrreiches Übergangsgebiet zwischen dem Schwäbischen und dem Fränkischen. Was diese von Panzer, Heidelberg, angeregte Arbeit neben der eingehenden phonetischen und grammatischen Darstellung besonders auch für die Volkskunde wertvoll macht, ist die Berücksichtigung der Entstehung und Weiterbildung der Stadtmundart. Ihr Verhältnis zu den umliegenden Dörfern, ihre Sonderheiten im Wortschatz werden behandelt, ebenso weitere Punkte berührt, die in das kulturgeschichtliche Gebiet einschlagen. Wichtig wäre für solche Untersuchungen die Beifügung einer Karte, zumal wenn soviel Mundartgeographie einbezogen wird wie in S.s Werk.

Pforzheim. Max Weber.

O. Stolzer, **Aus unserer Ortenauer Heimat,** Druck und Verlag A. Reiff & Cie., Offenburg (Baden), 256 Seiten, 1927.

Die Geschichte eines Ortes und auch eines größeren Gebietes soll nicht nur die geschichtliche Entwicklung festhalten, sondern auch ein Spiegelbild der dortigen Bevölkerung sein, ein Buch von Land und Leuten. In diesem Sinn etwas Vollwertiges zu leisten wird für den einzelnen immer schwer, wenn nicht unmöglich sein. Stolzers Buch bringt so in den geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Abschnitten einzelne flotte Skizzen, scheint auch nach dem Literaturnachweis in diesen Teilen sich auf gute Quellen zu stützen. Die Volkskunde ist aber leider zu kurz gekommen. Wichtige Gebiete wie Flurnamen, Sitte und Brauch, Volkskunst in weitestem Sinn sind gar nicht berührt. Trotz der reichen Literaturangaben fehlen gerade die wichtigsten volkskundlichen Neuerscheinungen für Baden. (Fehrle, Künzig, Ochs usw.) Der volkskundliche Abschnitt „Hexenverfolgung" bringt nichts Neues und in den Artikeln „Von unserer Mundart" und „Unsere Ortsnamen" bleibt vieles unklar, ist teilweise sogar in dieser kurzen Zusammenfassung schief und falsch dargestellt. In den Sagenteilen stützt sich der Herausgeber auf ältere Literatur, statt an der stetig fließenden Quelle selbst zu schöpfen, und wo dies geschieht, wird das Bild getrübt, da die Sagen nicht in der Sprache des Volkes vorgebracht werden, sondern ein literarisches Gewand tragen. Ansprechend ist dagegen die Auswahl der Mundartproben, und restlos erfreuen kann die Ausstattung und das reiche Bildmaterial, das auch für den Volkskundler manches Schöne enthält. (Am Bildstock, Hochzeitspaar aus dem Kinzigtal, Peterstäler Bürgergarde, Renchtäler usw.)

Bühl i. B. O. A. Müller.

Digitized by Google

Ludwig Heizmann, **Der Amtsbezirk Oberkirch in Vergangenheit und Gegenwart**, Badenia, Karlsruhe, 172 Seiten, 1928.

Den Volkskundler erfreut an diesem Büchlein schon in der Einleitung der Hinweis auf die Bedeutung der Flurnamen für den Unterricht und die geschichtliche Forschung. Demgemäß stehen auch bei der Darstellung der einzelnen Orte die Flurnamen gleichsam im Mittelpunkt und geben eine gute Grundlage für eingehende Flurnamensammlungen der betreffenden Gemeinden. Auf schöne Erzeugnisse der Volkskunst wird jeweils aufmerksam gemacht, ebenso sind Sagen eingestreut. Ob sie immer auf eigner Sammlung beruhen, kann ich nicht beurteilen. Doch ist ihre Darbietung schlicht und dem Volk gemäß. Im Zusammenhang mit den Flurnamen werden Angaben über Sitte und Brauch gemacht. Es wäre für dieses Gebiet aber eine eingehendere Behandlung zu wünschen, vielleicht in einem besonderen Abschnitt, wie dies ja für „Die Familiennamen im Renchtal" geschieht. In Einzelheiten kann man natürlich anderer Ansicht sein. Der Familienname Blum z. B. braucht nicht einen Blumenfreund zu bezeichnen, sondern kann ebensogut mit „der blum" = die Grasweide in Zusammenhang stehen. Bei den Flurnamen Hundsrücken, Hundsbosch, Katzenkopf, Katzenloch usw. ist selten wohl an die Tiere zu denken, eher an die Bedeutung „klein" oder „gering" (Hundsveilchen, Katzensilber), vielleicht auch an den F. N. Hund. Liegen Gewanne, in deren Namen sich die Bezeichnung „Grän" findet, im Tal, so kann dieser Wortteil meist aus grien = Kiesanschwemmung erklärt werden. Neben dem im Literaturnachweis angegebenen Buch würden hier Fehrle, Flurnamen von Aasen, R. Vollmann, Flurnamensammlung und Keinaths Württembergisches Flurnamenbüchlein gute Dienste leisten. Die Achterkreuze bei Lautenbach, Oberkirch, Wolfhag angesprochenen Steinkreuze (vgl. auch die bei Ulm, Ringelbach) sind sicher Unfalls- oder Sühnkreuze. Dies sollen aber nur Vorschläge, nicht Ausstellungen sein. Das Büchlein hat unbedingt seine Verdienste, nur wäre ihm eine bessere Ausstattung zu wünschen. Auch dürfte die Aufnahme der Ulmburg (S. 139) nicht besonders geschickt ausgewählt sein.

Bühl i. B. O. A. Müller.

Drei Bücher aus dem Grenzgebiet Volkskunde und Sprachwissenschaft.

Das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Volkskunde ist noch nicht mit der wünschenswerten Klarheit bestimmt. Gegenseitige Beziehungen wird niemand leugnen wollen, aber wie weit diese reichen, welche Erkenntnisse der Volkskunde für die Sprachforschung mit Nutzen verwertet werden können, welche Abschnitte der Sprachwissenschaft andrerseits eine volkskundliche Bearbeitung erheischen, darüber gehen die Ansichten in beiden Lagern weit auseinander, und während die Sprachforscher (wenigstens die Anhänger der älteren Schule) im allgemeinen dazu neigen, volkskundliche Darstellungen in den entgegengesetzten Fehler, indem sie rein philologische Dinge in ihren Betrachtungskreis einbeziehen, die wenig mit den eigentlichen Zielen der Volkskunde zu tun haben. Hier tut eine grundsätzliche Klärung, eine Grenzberichtigung sozusagen, not; sie müßte etwa in dem Sinn erfolgen, den W. Havers seinen sehr beachtenswerten Aufsätzen über diese Fragen als Grundgedanken unterlegt[1].

Wie wichtig eine volkskundliche Betrachtungsweise für die Bedeutungsgeschichte ist, zeigt in schönster Weise ein Büchlein von L. Günther, in dem er

[1] Sprachwissenschaft und Volkskunde: Blätter zur bayerischen Volkskunde X (1925), S. 5 ff. — Sprachwissenschaft und Völkerkunde: Völkerkunde III (1927), S. 193 ff. — Ich selbst habe mich in meiner Greifswalder Antrittsvorlesung zu diesen Dingen geäußert (Philologie und Volkskunde: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde IV, 115 ff.).

Digitized by Google

fünfzehn wortgeschichtliche Aufsätze sammelt[2]. Günther ist uns Volkskundlern kein Fremder mehr; seine Aufsätze über die Gaunersprache, die 1919 in Buchform erschienen, haben unsere Erkenntnis über das Wesen volkstümlicher Sondersprachen wesentlich gefördert. Auch in diesem Sammelband, dessen einzelne Beiträge für die gemeinsame Veröffentlichung z. T. wesentlich ergänzt und umgestaltet wurden, beweist er wieder seine schöne Gabe, gelehrte Studien in ansprechender Form einem weiteren Hörerkreis zugänglich zu machen. Die Aufsätze fassen meist das Ergebnis früherer Studien kurz und klar zusammen (über die fleißig und gründlich benutzte Spezialliteratur wird auf S. 222—235 eingehend berichtet); sie bringen darüber hinaus aber manche eigene, wertvolle Beobachtung, für die auch der Fachmann dankbar sein wird.

Genannt seien hier nur die Ausführungen über den Hagestolz und den Strohwitwer, über das Haberfeldtreiben und die Habergeiß, Bockshorn und Bocksbeutel, über den Fiaker und die Pantalons und über den Kreislauf des Jahres im Wortlaut unserer Muttersprache; sie zeigen an besonders einleuchtenden Beispielen, wie wertvoll, ja wie unumgänglich notwendig die Einbeziehung volkskundlicher Forschungsergebnisse für die Wortgeschichte ist. Auch wo der Fachmann im einzelnen andere Wege gehen dürfte, wird er gern die anregenden Bemerkungen Günthers zur Kenntnis nehmen.

Die Bedeutung der Mundart für die volkskundliche Forschung ist längst erkannt worden; hier zuerst wurden Beziehungen zwischen den beiden Wissenschaften hergestellt, Beziehungen freilich, die zumeist besonders fühlbar jene Unklarheit über die Kompetenzgrenzen zu Tage treten lassen, von der wir eingangs sprachen. So geht uns das neue Mundartenbuch von J. Schaeffler[3] ganz besonderes an. Es hat keinen wissenschaftlichen Ehrgeiz, sondern möchte anregen und in unterhaltender Form in die Problematik und Vielgestaltigkeit der Mundartenkunde einführen; immerhin bieten die einleitenden grundsätzlichen Bemerkungen (Sprechen und Schreiben, Schriftsprache und Mundart, die Laute, Fester Einsatz und Bindung, Wortschatz und Satzbau, Übersicht und kurze Charakterisierung der deutschen Mundarten) neben manchem reichlich Oberflächlichen und Verkehrten doch auch einzelne recht gute und eigene Beobachtungen über das Wesen der Mundart, die auch für den Fachmann lehrreich sind. Der Hauptteil des Werkes bringt Proben aus allen deutschen Gauen, geschickt ausgewählt und wertvoll besonders durch einige Originalbeiträge, die hier zum ersten Mal veröffentlicht wurden. Der beigegebenen Sprachenkarte wäre eine sorgfältigere Ausstattung zu wünschen gewesen. Ein Quellenverzeichnis beschließt das Werkchen, dessen Herausgeber leider wiederholt in den oft gerügten Fehler verfallen ist, Übersetzungen statt wirklicher Mundartdichtung als Proben darzureichen. Er betont im Nachwort, wie reichlich seine Quellen flossen — warum bietet er dann dem Leser Surrogate an?

Wesentlich erfreulicher mutet das letzte Werk an, das uns zur Besprechung vorliegt und das auf ein drittes Gebiet der Sprachwissenschaft hindeutet, an dem die Volkskunde nicht vorübergehen sollte: Die Stilgeschichte. O. Hauschild stellt „Sprache und Stil des Kaufmanns" auf sprachgeschichtlicher Grundlage dar[4] und liefert damit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte und zum Wesen einer vielerörterten Sondersprache, an dem die künftige Forschung nicht achtlos wird vor-

[2] Von Wörtern und Namen. Fünfzehn sprachwissenschaftliche Aufsätze. F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1926. VIII und 255 S., klein 8°.

[3] Julius Schaeffler, Das Mundartenbuch. F. Dümmlers Verlag, Berlin, 1926. VII und 224 S., klein 8°.

[4] F. Dümmlers Verlag, Berlin, 1927. 55 S., klein 8°.

Digitized by Google

übergehen können. Bemerkenswert sind vornehmlich seine Ausführungen über die Briefeinleitungen und -schlüsse, über Altertümliches in der Kaufmannsprache und ihre Beziehungen zum Rotwelschen, über die fremden Einflüsse, die zu ihrer Ausbildung wesentlich beigetragen haben (italienische, französische, englische Einflüsse) und endlich über die Bildkraft der Kaufmannssprache. Auch dieses Büchlein will, im Sinne des Sprachvereins, dem Leben dienen, will Mißstände aufdecken und somit ihre Ausrottung möglich machen, will bessern und erziehen, darüber hinaus aber macht die zum großen Teil auf eigenen Forschungen fußende historische Unterbauung des Ganzen das Werk auch für den Fachmann wichtig. Seine Benutzung kann allen, die über das Wesen der Sondersprachen arbeiten (und in dieser Richtung scheint mir die Volkskunde noch viel leisten zu müssen) warm empfohlen werden.

Greifswald. Lutz Mackensen.

J. H. F. Kohlbrugge, **Tier- und Menschenantlitz als Abwehrzauber.** 180 Abbildungen, 2 Farbentafeln. Kurt Schroeder, Bonn, 1926. 94 S.

Die dankenswerte Arbeit faßt die in der Literatur zerstreuten Belege für die übelabwehrende Verwendung von Tier- und Menschenköpfen z. T. Tier-Menschen-Dämonengestalten zusammen. Neben dem großen, die ganze Erde umfassenden, Tatsachenmaterial, das nach geographischen Gebieten gegliedert ist, werden eine Reihe von ungleichwertigen Hypothesen vorgebracht. Besonders wertvoll sind die vorzüglichen Bilder des vornehm ausgestatteten Buches.

Lutz Mackensen, **Name und Mythos.** Sprachliche Untersuchungen zur Religionsgeschichte und Volkskunde. Form und Geist IV. Leipzig, Eichblatt-Verlag 1927.

In sechs Abschnitten: Orts- und Geschlechtsnamensagen; Flurnamensagen; Heiligenkult; Abergläubische Sitten und Meinungen; Volksmedizin; Mythos; Christentum, wird gezeigt, wie Namen den Anstoß zu Sagen- und Mythenbildung geben oder zur Erweiterung und Umgestaltung vorhandener Mythen anregen. Erscheinungen, die für die Erkenntnis des Mythos von großer Wichtigkeit sind.

Ferdinand Benz, **Rauhnacht in der Rockenstube.** Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, 1925. 182 S.

In 12 kurzen Rahmenerzählungen wird eine sehr gute Auswahl volkstümlichen Glaubens nach den Aufzeichnungen Schönwerths geboten. Im Anschluß an einige Angaben über den Drachen oder Glühschwanz s. 116, möchte ich auf eine vergleichende Studie über die kugelförmige Bjära (Bjärans klotform, en komparativ studie Rig 1927) von Uno Holmberg aufmerksam machen. Der Dämon erscheint meist als feurige Kugel, oder feuriger Besen, bringt seinem Besitzer Getreide, Milch, Butter und Geld. Auffallend für die nordische Vorstellung ist, daß die Bjära ursprünglich eine Erscheinungsform der Seele des Besitzers gewesen zu sein scheint. Nach dem neueren Volksglauben wird sie aus allerlei wertlosen Dingen hergestellt, mit etwas Blut beträufelt und meist dem Teufel gleichgesetzt, dem der Besitzer solcher Kobolde nach dem Tode verfällt. H. führt nun aus, daß dieser Vorstellung die Erscheinung des Kugelblitzes zu Grunde liege, und daraus erklärt sich ihm auch die oft betonte Kugelgestalt. Mir scheint, daß damit aber nur die „feurige Kugel" als Erscheinungsform des Dämons erklärt ist, nicht aber die Kugelgestalt überhaupt. Die Vorstellung der Bjära oder des Drachens ist sehr alt und hat verschiedene ähnliche Vorstellungen an sich gezogen und sich mit ihnen vermischt. Geramb hat die entsprechenden steiermärkischen Vorstellungen vom glühenden Schab (Blätter zur Heimatkunde 2 Nr. 2/4 s. 9 ff. hg. vom historischen Verein für Steiermark) miteinander verglichen und konnte feststellen, daß der Schab (= Schaube) mit Vorstellungen vom Teufel, Kobold, Alp erquickt ist.

Digitized by Google

Auch Geramb weist auf meteorische Erscheinungen hin, dazu stimmt zwar die immer wiederkehrende Behauptung, man höre den Schab durch die Luft sausen, nicht aber die ebenso häufige Nachricht, er fliege ganz langsam, man könne ihn minutenlang sehen und einholen, ersteres und letzteres stimmt aber beim Kugelblitz (s. Holmberg). Die Vorstellung, der Dämon sei eine Erscheinungsform der Seele des Besitzers, ist soviel ich sehe, für den Drachen nicht, wohl aber für den nahe Verwandten und auch von Holmberg mitherangezogenen Bilmesschnitter bekannt. Von großer Wichtigkeit ist es m. E. dagegen, daß der entsprechende Lappische Dämon, dessen Beschreibung in einer um 1200 lateinisch geschriebenen Geschichte Norwegens geschildert ist, und durch den die Lappen die Zukunft erfahren, der aus der Ferne wünschenswerte Dinge herbeiholt, die Seele des Zauberers ist, die er als Stab oder in Tiergestalt in die Ferne senden kann. (Vgl. Festschrift für Frau Prof. Andree-Eysn, Zum Hexenritt auf dem Stabe.) Das wird die Grundvorstellung sein, die allmählich verblaßte und an die sich neue Züge anschlossen. Die Stab- oder Kugelgestalt stammt daher nicht allein vom Blitz oder Kugelblitz, sondern wurzelt in einer allgemeineren Vorstellung von Dämonen und Seelen als kleine Dinge, Stäbe, Holzblöcke, Kugeln, Garnknäulen (vgl. Niederdeutsche Zt. f. Volksk. 4, S. 1 ff.), die durchaus nicht immer feurig sind.

Wien. Lily Weiser.

Wil. Bomann, **Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen.** Mit 200 Tafeln und Bildern. Weimar, Hermann Bohlaus Nachf., 1927. brosch. 14 Mk.

Bomann, der Begründer des auch 2 Jahrzehnte von ihm geleiteten und nach ihm benannten Celler Museums, hat das Erscheinen seines nach Inhalt und Ausstattung so vortrefflichen Buches, seines Lebenswerkes, leider nicht mehr erlebt. Es ist eine mustergültige, ländliche Arbeitskunde geworden, wie wir sie in der deutschen Volkskunde bis jetzt nirgends besaßen. Wertvolle Einzelarbeiten aus dem Gebiet der bäuerlichen Ergologie finden sich zwar in einigen Zeitschriften (in „Wörter und Sachen", Wiener Zeitschrift f. Volkskunde, im Schweizer Archiv für Volkskunde). Wollen wir aber zu der vorliegenden erschöpfenden und eingehenden Darstellung bäuerlicher Arbeitsweisen und Arbeitsgeräte eine Parallele nennen, müssen wir schon auf Zelenins Russische Volkskunde verweisen. — Bomann war kein zünftiger Fachvolkskundler, sondern Fabrikant von Beruf, aber er hat in seiner Freizeit viele Wanderungen in die Lüneburger Heide unternommen, hat dann volkskundliche Beschreibungen an Ort und Stelle aufgenommen und ist dabei und beim Aufbau seines Museums besonders unterstützt worden von seinem Museumshausmeister, einem alten Heidjer. In 200 Abbildungen und schlichten, aber darum umso einprägsameren Zeichnungen, werden alle Gegenstände des Heidebauern gut dargestellt, mit Angabe der Masse, und im Text genauestens beschrieben nach Stoff, Entstehungsart und Verwendung. Die Beschreibungen dienten ursprünglich Museumszwecken; erst auf Drängen seiner Freunde vereinigte sie B. zu dem schönen Buche. Im ersten Kapitel schildert er den Hausbau, die Arbeit des Zimmermanns, Gerüst (Zwei- und Vierständerhaus), Dachkonstruktion, Giebelzieraten, Geräte und Arbeit des Strohdeckers. Dann folgen Einzelheiten im Hof: Zäune, Brunnen, Fenster, Fensterbierscheiben, d. s. Buntscheiben neben der Halbtür, die bei einem Neubau dem Hofbesitzer von Freunden gestiftet werden, wofür er sich durch einen Abendtrunk, das Fensterbeer, erkenntlich zeigt. Auffällig ist die Darstellung des Bauern mit dem Hirschgespann. Sehr anziehend ist die Beschreibung des Lüneburger Herdes, im Anschluß daran wird das Heizen und Torfstechen besprochen, dann die Kochkunst und die Mahlzeiten. Unter „Saat und Ernte" erfahren wir Genaues über Zuggeschirr, Acker-

Digitized by Google

wagen, Pflug- und Eggenarten, Sensen, Garbenbindeknüppel, Dreschflegel und Windmühlen. Die Verarbeitung des Getreides führt uns von den Grützestampfen zur alten Handmühle oder Querne, aus dem Granit der Findlingsblöcke gefertigt, zur Senfmühle, Grützestampfmühle bis zur Wassermühle. Auch die Häckselladе wird beschrieben. Nach der Schilderung von Backhaus und Backgerät folgt die Darstellung der Milchwirtschaft, der Schäferei, des Schlachtens und der Bienenzucht. Besonders ausführlich ist die Behandlung von Spinnen und Weben, von der Flachsbereitung bis zum Spinnrad und Webstuhl. Dieses Kapitel bietet eine wertvolle Ergänzung zu dem Werk Schoneweg, Das Leinengewerbe in der Grafschaft Ravensburg, Bielefeld, 1923. In allen Abschnitten ist stets auch von dem entsprechenden Brauchtum die Rede, selbstverständlich auch von den Namen und Bezeichnungen der Geräte und ihrer Teile.

Freiburg. Johannes Künzig.

Fritz Hirsch, **100 Jahre Bauen und Schauen.** Ein Buch für Jeden, der sich mit Architektur aus Liebe beschäftigt, oder weil sein Beruf es so will. Zugleich ein Beitrag zur Kunsttopographie des Großherzogtums Baden unter besonderer Berücksichtigung der Residenzstadt Karlsruhe, Karlsruhe, Badenia, 1928 ff.

Dieses großangelegte Werk erscheint in etwa 20 Lieferungen. Bisher liegen 4 Hefte vor. In der Hauptsache gehört es selbstverständlich nicht in das Gebiet der Volkskunde. Es ist aber von so hervorragender Bedeutung für die Kunst- und Kulturgeschichte, daß auch die Volkskunde es beachten soll. Man spricht heute so viel von hoher Kunst und Volkskunst und deren gegenseitiger Abhängigkeit. Wer darin mitreden will, muß beide Gebiete kennen. Hirsch breitet hier einen bisher zum großen Teil unbekannten Stoff bis in Einzelheiten vor uns aus, ohne im Ganzen Vollständigkeit zu erstreben. Was er in der Einleitung S. 6 darüber sagt, könnte mancher wissenschaftlichen Arbeit zugute kommen: „Wichtiger als Vollständigkeit erscheint mir erschöpfende Behandlung im einzelnen." Durch Verfolgung dieses Grundsatzes ermöglicht es Hirsch dem Leser, daß er nicht nur die Baumeister mit ihren Helfern bis zu ihren Ahnen — wenn man erbbiologisch sprechen wollte, könnte man fast sagen, bis zu ihrer Erbanlage — kennen lernt, sondern, daß er dabei einen lebensvollen Einblick erhält in das Bauwesen, in das Werden von Projekt und Werk.

Hirsch vereinigt in sich den Vorzug, daß er schaffender Architekt und zugleich Gelehrter ist. So sind mit der Baugeschichte auch schöne Beiträge zur Sittengeschichte und allgemein zur Kulturgeschichte Badens, besonders aber der Hauptstadt Karlsruhe von ihrer Gründung an verbunden. Dann erhalten wir beachtenswerte Einblicke in das Verhältnis zwischen Fürst und Volk, dann Beiträge zur Geschichte des Handwerks im vergangenen und teilweise im vorvergangenen Jahrhundert. Auch der Volkswirtschaftler darf das Buch nicht unbeachtet lassen.

Und all die lehrreichen Ausführungen sind erläutert durch sehr schöne, auch technisch treffliche gelungene Bilder. Für die Art der Ausführung verdient auch der Verlag höchstes Lob.

Möge dies Werk, auf das wir Badener stolz sein wollen, in viele Hände kommen.

Julie Heierli, **Die Volkstrachten von Bern, Freiburg und Wallis,** mit 14 farbigen und 16 Kupferdrucktafeln, 236 Schwarz-Abbildungen und Schnittmusterbogen. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch, 1928, 173 S. (Die Volkstrachten der Schweiz, 3. Band.)

Die Verfasserin dieses herrlichen Buches ist der Volkskunde längst bekannt durch andere schöne und gediegene Trachtenwerke. Das hier vorliegende Buch

Digitized by Google

gehört zu den schönsten und besten Trachtenwerken, die wir auf deutschem Kulturgebiet, ja ich darf weitergehen und sagen, die wir überhaupt haben. Männer- und Frauentrachten werden eingehend geschildert. Zur Beobachtung der Trachtenstücke beim Volk und in Museen sind viele Belege aus dem Schrifttum beigefügt. Wir sehen die Trachten der verschiedenen Stände, bei allen Anlässen des Lebens: Arbeit, Hochzeit, Tod, Taufe, Abendmahl, Kirchgang. So bietet das Buch ein schönes Stück Kulturgeschichte, nicht nur Trachtenkunde. Für die Volkskunst ist es eine reiche Fundgrube.

Die Bilder sind prächtig.

Dem Forscher bringt das Buch reiche Belehrung, dem Kunstliebhaber herzliche Freude. Verfasserin und Verlag beglückwünschen wir von Herzen.

Reallexikon der Vorgeschichte unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Max Ebert. 13. und 14. Band. Berlin, Walter de Gruyter & Co.

Von diesem großen Werk sind in den letzten Monaten der 13. und 14. Band erschienen. Sie enthalten wieder viel wertvolle Beiträge, auch zur Volkskunde. Ich führe einige der hauptsächlich in Betracht kommenden Aufsätze an. Zur Volkskunst vgl. Symmetrie, Tätowierung, Technik (primitive) und Textiltechnik, (ein besonderer, auch ausführlicher Aufsatz), Tierköpfige Steinwaffen, Tierornament, Töpferei, Vase, Wappen, Weberei. Volksglaube und Brauch: Sühne, Symbol, Sympathie, Tabu, Tierbestattung, Tobiaszeit, Totemismus, Totenkultus, Totenmahl, Totenmaske, Totenopfer, Totenschuh, Traumdeutung, Verbrechen, Vergeltung, Verlöbnis, Zauber, Zauberstab, Zepter, Zweikampf.

Volksmedizin: Therapie, Volksmedizin.

Sachliche Volkskunde: Vorhalle (für Hausbau), Wagen, Webstuhl. Allgemeines: Typologie, Verwandtschaft, Vorgeschichte im öffentlichen Unterricht, Wirtschaft, Zählen. Dazu die vielen Aufsätze über einzelne Landschaften.

Mit dem 14. Band ist Eberts Reallexikon abgeschlossen; ein 15. wird noch Register bringen.

Mit Stolz können Herausgeber, die Mitarbeiter und der Verlag auf dieses herrliche Werk zurücksehen. Ja, jeder Deutsche darf stolz darauf sein, daß ein derartiges Werk bei uns fertiggestellt worden ist. Das Lexikon ist für die Fachleute im engeren Sinn wie für alle, denen die Frühgeschichte der Menschheit ein Lieblingsfach geworden ist, das wichtigste Werk. Es ist nicht nur ein Lexikon, in dem man sich schnell nach gewissen Hauptsachen und nach Literatur umsieht, sondern es ersetzt viele Bücher. Die Masse der gut ausgewählten und sehr schön wiedergegebenen Bilder veranschaulicht das, was die Aufsätze lehren.

Wer ernstlich in der Volkskunde arbeitet, wird für viele Fälle Eberts Lexikon mit großem Nutzen beiziehen.

Schweizer Volksleben, Sitten, Bräuche, Wohnstätten, mit 325 Abbildungen, 8 Tafeln und 30 Textillustrationen. Herausgegeben von Prof. Dr. H. Brockmann-Jerosch. Mitarbeiter des ersten Bandes Gian Caduff, Dr. P. Notker Curti, J. Demont, Dr. Ernst Eschmann, J. C. Heer, Dr. Werner Manz, Prof. Dr. C. Pult, Hans Schaad, Pfarrer S. Vonmoos, Dr. Hermann Weilemann, Lisa Wenger. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch, 1929, 119 S.

In der Schweiz ist alter Volksbrauch trotz des regen Fremdenverkehrs an vielen Orten in einer Ursprünglichkeit erhalten, über die man staunt. Wer den Prachtband über das Schweizer Volksleben durchblättert, findet Darstellungen von Sitten, die man sonst im germanischen Museum in Nürnberg oder in mittel-

Digitized by Google

alterlichen Schriften sucht. Dies alles ist hier gezeigt aus dem Leben von heute vermittelst meisterhafter Photographien. Wir überblicken die riesigen, altgermanisch anmutenden Versammlungen der Landsgemeinden. Das Schweizer Haus mit seinen Inneneinrichtungen und wie es in die herrliche Landschaft hineingestellt ist wird verschiedentlich vorgeführt. Wir sehen Senn und Sennerin mit ihren Herden, den Bauer bei der Arbeit und bei Festen, den Orgelmann, den Händler, den Maskenschnitzer. Dazu prächtige Beispiele alter und neuer Masken und mit ihnen die Bräuche und Jahresfeste, bei denen sie getragen werden: wildi Mannli, Röllibutzi und wie sie sonst heißen. Dann sehen wir den Groppenkönig mit den kleinen Groppen, Heischeumzüge, Sechseläuten in Zürich und andere Fastnachtsbegehungen, Maie-Manne, den Maien-Bär, Palmen, Frühlingsfeuer, Pfingstochsen, Fronleichnamsprozession u. a. Herrlich sind die Kläuse verschiedener Art, überhaupt die Winterbräuche mit den dämonisch anmutenden Gestalten. Auch die Tätigkeit der Handwerker ist in mehreren Bildern gezeigt.

Eingehende Erläuterungen auf 119 Seiten geben die Erklärung der Bilder. Auch ihnen sind Zeichnungen beigefügt. Diese von Fachmännern geschriebenen Erklärungen sind wertvolle Führungen durch deutsche und teilweise romanische Jahresbräuche und Volkssitten, Beiträge zum Verständnis des Bauernhauses, des Volksglaubens, überhaupt des Volkslebens in seiner ganzen Ausdehnung. Sie haben weit über die Schweiz hinaus Bedeutung und können dazu beitragen, manchen Brauch, der in anderen Ländern nur noch verblaßt erhalten ist, zu erklären.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Umblick auf dem Gebiete der Volkskunde.

Hier werden nur Bücher angezeigt, die der Schriftleitung vorgelegt worden sind. Ausführliche Besprechung einzelner Arbeiten, die hier nur kurz erwähnt werden konnten, erfolgt in einem der nächsten Hefte.

Sage und Legende. Immer noch ist es eine wesentliche Pflicht der Volkskunde, die Stoffsammlung zu vermehren. Denn in alten Urkunden und Schriften ist noch viel Stoff, der nicht veröffentlicht oder wenigstens nicht leicht erreichbar ist. Dann aber bietet das Leben von Tag zu Tag neue Erscheinungen, die wissenschaftlich betrachtet werden müssen.

So ist es auch zu begrüßen, daß die Sammlungen der Sagen in letzter Zeit schöne Erweiterungen erfahren haben. Hier nenne ich in erster Reihe die schmucken Ausgaben, die der auf dem Gebiet der Volkskunde sehr rührige Verlag Eugen Diederichs in Jena herausgibt. Rudolf Kapff, ein hervorragender Kenner des württembergischen Volkstums, der den Lesern unserer Zeitschrift besonders durch seine Namenstudien bekannt ist (vgl. Jahrgang 1, 146 ff., Jg. 2, 37 ff., Jg. 3, 8 ff.) gibt **Schwäbische Sagen** heraus (1926, 219 S.). Paul Zaunert selbst, der bekannte Herausgeber dieser ganzen Schriftenreihe „Stammeskunde deutscher Landschaften" hat **Hessen-Nassauische Sagen** (1929, 385 S.) herausgegeben. Beide Bände sind gut, schön in ihrem Aussehen und durch reichlichen Bilderschmuck geziert. Sie können dem Forscher empfohlen werden, sind aber auch schöne Bücher für den, der nur lesen möchte in einem guten Sagenbuch.

In der Sammlung Eichblatts Sagenschatz gibt Lutz **Mackensen** als Band 8 **Niedersächsische Sagen** heraus. Der 2. Teil, der 1925 als selbständiges Buch erschienen ist, behandelt Hannover-Oldenburg (261 S.). Auch diese Sammlung ist gut und schön. (Verlag Hermann Eichblatt, Leipzig-Gohlis).

Digitized by Google

Eine hervorragende Sagensammlung läßt die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde als Bd. 18 ihrer Schriften erscheinen: **Sagen aus Uri**, aus dem Volksmunde gesammelt von Josef Müller, herausgegeben und mit Sachregister und Anmerkungen versehen durch Hanns Bächtold-Stäubli. Bisher ist der 1. Band erschienen (1926, 302 S.). Die Wortweiser kommen am Schluß des letzten Bandes (Verlag: Schweizer Gesellschaft für Volkskunde, Basel, Fischmarkt 1).

Die in wissenschaftlichen Kreisen mit Recht als Mustersammlung gepriesenen **Sagen aus Kärnten**, gesammelt und herausgegeben von Dr. Georg Graber liegen in 4. Auflage vor (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1927, 458 S.). In übersichtlicher Anordnung ist hier ein lehrreicher Einblick in die gesamte Sagenwelt Kärntens gegeben.

Ein kleineres, auch verdienstvolles Buch **Neue Sagen aus Berg und Mark, Vom Dönberg und Deilbock** gesammelt und herausgegeben von Gottfried Henssen zeigt, daß trotz der umfassenden Sammeltätigkeit Otto Schells im Bergischen Land noch viele Schätze für die Forschung zu heben waren (Elberfeld, A. Martini und Grüttefien, 1927, 159 S.).

Eine wertvolle Ergänzung dazu gibt **Henssen** in den von Jos. Müller und K. Schulte-Kemminghausen herausgegebenen „Beiträgen zur rheinischen und westfälischen Volkskunde in Einzeldarstellungen", Heft 3. **Zur Geschichte der bergischen Volkssage.** (Elberfeld, A. Martini & Grüttefien, 1928, 87 S.).

Eine willkommene Sammlung von Sagen und Legenden legt Dr. Edmund Ludwig Stein vor: **Deutsche Domsagen** (Selbstverlag, München 13, Hohenstaufenstraße 2/2 m. 130 S.). Es ist lehrreich zu sehen, wie die Sagen gleich bunten Blumengewinden in ganz verschiedenen Farben unsere herrlichen Dome umranken. Möge das Büchlein viele Freunde finden!

In einem zierlichen Büchlein stellt Maria Aurelia Schleglmann **Tiroler Legenden, Sagen und Volksbräuche** zusammen (Regensburg, vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, 80 S. 1,50 Mk.). Allen, die Erinnerung oder Wirklichkeit in die herrliche Bergwelt Tirols führt, sei das Bändchen empfohlen.

Einen klaren Überblick über das Wesen und die Art der Volkssage und ihre Erforschung gibt der durch seine Sagenforschung bekannte Germanist Friedr. Ranke, in dem von John Meier herausgegebenen Sammelband **Deutsche Volkskunde** (Berlin, de Gruyter, 1926, 193 ff.). Vgl. ferner den Aufsatz von Hünnerkopf oben S. 1 ff. und den kurzen Überblick von Spamer im 2. Band der von Hofstaetter und Schnabel herausgegebenen **Grundzüge der Deutschkunde** (Leipzig, Teubner, 1929), 276 ff. Die zuletzt erwähnten Arbeiten geben auch reichliche Schriftenangabe über Sage und Legende. Dazu vgl. Daniel Häberle, **Pfälzische Bibliographie VI** = Veröffentlichungen der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften Band IV. Speyer, Jaeger, 1928, 696 S. S. 397 ff. Dann Edgar Hobinka, **Biographie der deutschen Volkskunde in Mähren und Schlesien** = Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, 18. Bd., 1. Heft. Reichenberg, 1928, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, 125 S. S. 63 ff. Ferner: Hoffmann-Krayer, **Volkskundliche Biographie** (der letzte Band enthält Schriften aus den Jahren 1921 und 1922), Berlin, W. de Gruyter, 1927, 414 Seiten öfters.

In einem bescheiden aussehenden Heftchen handelt der schon genannte Rud. Kapff sehr anregend **Vom Ursprung und Wesen der schwäbischen Sage.** Das Heft hat auch über das Schwabenland hinaus Bedeutung. Tübingen, Verlag des Schwäbischen Albvereins, 1927, 23 S., 0,40 Mk.).

Digitized by Google

In einer Universitätsfestrede über **Deutsche Heldensage und deutsche Art** gibt Friedrich Panzer einen klaren Einblick in das Wesen der Heldensage, die Dichtung ist und das Tiefste wiedergibt, das ein Volk als sein Eigenstes erfühlt und an führenden Persönlichkeiten bewundert (Ziele und Wege der Deutschkunde, Heft 9, Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925, 15 S.).

Paul Herrmann bietet in der Deutschkundlichen Bücherei einen kurzen Überblick über **Deutsche und nordische Göttersagen** (Leipzig, Quelle & Meyer. 1925, 43 Seiten).

Einzelne Gebiete der Sage sind mehrfach behandelt. Hermann Güntert zeigt in einem gehaltvollen Büchlein **Kundry** (Heidelberg, Winter 1928, 64 S.), wie alte keltische Volkssagen von Wolfram v. Eschenbach und anderen mittelalterlichen Dichtern aufgenommen worden sind, in denen die Volksanschauungen vom lebenden Leichnam, der als häßliches Weib erscheint, weiterleben. Mit ihnen vermischen sich christliche Anschauungen von der großen Buhlerin Babylon und iranische Lehren von dem Gegensatz der irdischen Sinnlichkeit und der Erhebung zur Gottheit. So bilden sich im Mittelalter die Gegensätze: Kirche—Frau Welt, Tugend—Sünde, Leben—Tod, wie sie in Dichtung und in der Plastik häufig allegorisch als Weib dargestellt wurden. Vorn ist es schön, hinten häßlich. Man vergleiche die erste Gestalt links am Eingang des Freiburger Münsters. Richard Wagner hat im Parsifal diese Vorstellungen in der Kundry zum Ausdruck gebracht. Güntert zeigt, wie er dabei, über die mittelalterlichen Dichter, die ihm z. T. Anregungen gegeben haben, „auf den Urgranit der Sage" zurückging.

Über Kaisersagen liegen zwei Arbeiten vor: F. Pfister, **Die deutsche Kaisersage und ihre antiken Wurzeln** (Werbeschriften des Landesverbandes der Vereinigungen der Freunde des human. Gymnasiums in Bayern, Nr. 8, Würzburg, C. 7. Becker, 1928, 19 S.) zeigt wie gewisse Bestandteile der Kaisersage in orientalisch-griechischen Anschauungen ihre Vorbilder haben. Albert Becker führt in einem Aufsatz **Rhein- und Kaisersage**, aus, wie diese Sagen sich am Rhein festgesetzt haben (Niederdeutsche Ztschr. f. Volkskunde 4, 1926, 129—140).

Antike Quellen zur Faustsage weist L. Radermacher nach in seinem gelehrten Buch: **Griechische Quellen zur Faustsage.** Der Zauberer Cyprianus. Die Erzählung des Helladius Theophilus. Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wiss., 206. Band, Wien und Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky, 1927, 277 S.

Karl Preisendanz zeigt in einer ausgezeichneten Darstellung, wie die kopflos umgehenden Toten, die in unserer Volkssage viel vorkommen, schon den alten Ägyptern geläufige Vorstellungen waren: **Akephalos**, der **kopflose Gott**, Beihefte zum „Alten Orient", Heft 8, Leipzig, Hinrichs, 1926, 80 S.. 3 Tafeln, 3,60 Mk. Die Toten müssen so umgehen, wie sie aus dem Leben geschieden sind. Leute, die enthauptet worden sind, gehen ohne Kopf um, aber auch Leute, die so gefrevelt haben, daß sie hätten enthauptet werden sollen. Dabei besteht bisweilen die Ansicht, daß ein Gericht in einer anderen Welt an ihnen nach dem Tode die Strafe vollzieht, der sie auf dieser Welt entgangen sind.

Alfred Schröder's Studie über das Krumbad (in Bayern) im Archiv für die Geschichte des Hochstifts Augsburg, 6, 1926, 471—504 liefert ein lehrreiches Beispiel für Entstehung und Entwicklung einer Volkssage. Im Anschluß an die Ermordung einer adligen Frau nach 1350 bildete sich eine Sage. Mythische Vorstellungen, nach denen Quellen hervorsprudeln an Orten, wo Frauen verfolgt und unschuldig getötet worden sind, verbinden sich mit den längst vom Volke ausgeschmückten Erinnerungen an den geschichtlichen Vorfall.

Digitized by Google

Otto Weinreich bringt in seinem Buch **Gebet und Wunder,** zwei Abhandlungen zur Religions- und Literaturgeschichte (Stuttgart, W. Kohlhammer, 1929, 298 S.) wertvolle Studien zur Motivgeschichte der Sagen, Legenden und Märchen.

Eingehend untersucht er die Türwunder: wenn eine göttliche Person oder sonst eine übersinnliche Macht z. B. ein Geist, erscheint, ebenso aber, wenn Personen, denen besondere Macht eigen ist, irgendwo ein- oder ausgehen wollen, öffnen sich die Türen von selbst oder infolge eines besonderen Gebetes oder eines Zauberspruchs. Auch wenn machtbegabte oder gottbegnadete Personen gefangen sind, öffnet sich von selbst die Tür zu ihrer Befreiung. Weinreich verfolgt diese Vorstellung von Homer durch das griechische und römische Altertum bis zur Apostelgeschichte und von dort weiter bis tief ins Christentum hinein. Auch verweist er auf verwandte Anschauung im alten Babylon, Ägypten, Indien und im Alten Testament. Ich darf ein Beispiel aus unserer Volkssage, wo die Türwunder mehrfach begegnen, anfügen: in Hochsal (A. Säckingen) in Baden wohnte einst eine Heilige, die öfters in die Kirche ging. Wenn sie hinein oder hinausgehen wollte, sagte sie einen Spruch, dann öffnete sich die Kirchtüre von selbst. (Bad. Heimat 5/6, 1918/19, 115.)

In den **Deutschen Gauen** 29, 1928, 42 f. veröffentlicht Oberpfarrer Frank neue Belege zu den Erscheinungen von wunderbarem Lichtglanz und geisterhaftem Gottesdienst.

Sagenhafte Erzählungen über **die nordischen Fabelvölker bei Mela und Tacitus** behandelt Rudolf Much, vor allem auf Grund sprachwissenschaftlicher Erörterungen und führt sie zurück auf Vorstellungen von Fabeltieren, die man wie z. B. die Seehunde halb für Menschen, halb für Tiere hielt (**Festschrift für Marie Andree-Eysn,** Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. Herausgegeben v. J. M. Ritz. München, C. A. Seyfried u. Co., 1928, 143 S.)

Zu den ins Sagenhafte gehenden Erzählungen über Weltentstehung und Zeitalter liefert R. Reitzenstein wertvolle Beiträge, indem er in einer gelehrten und scharfsinnig durchgeführten Arbeit zeigt, daß die seit Hesiod in Europa bekannte Anschauung von den fünf Weltaltern auf iranische und von dort auf indische Anschauungen zurückzuführen ist. (R. Reitzenstein und H. H. Schaeder, **Studien zum antiken Synkretismus, Aus Iran und Griechenland,** 7. Band der Studien der Bibliothek Warburg, herausgeg. v. Saxl, Leipzig, Teubner, 1926, 355 S., geb. 20 Mk.)

Die **Legende** ist seit den letzten Jahren mehrfach behandelt worden. Hier sei vorläufig nur eine Arbeit besprochen: Prof. Dr. G. Kentenich, **Die Genovefalegende, ihre Entstehung und ihr ältester datierter Text,** mit einer Abbildung der Frauenkirche von Domenico Quaglio und einem Facsimile des Textes (Trier, Jakob Lintz, 52 S., 2 Mk.).

Sehr übersichtlich hat K. die Entwicklung der Genovefalegende in großen Linien aufgezeigt: eine Erzählung, die durch einen französischen Roman bekannt geworden ist der mit Zügen alter Volkssage durchsetzt ist, berichtet von einer Königin, die bei ihrem Gatten der Untreue bezichtigt worden ist und deswegen getötet werden sollte, aber durch das Mitleid guter Leute gerettet worden ist, und lange mit ihrem Kinde, das sie inzwischen geboren hat, im Elend lebt, bis ihre Unschuld erwiesen wird. Diese Erzählung hat beim Volke großen Eindruck gemacht und ist deshalb zur Volkssage umgestaltet worden. Ein Geistlicher hat sie umgewandelt zur Gründungslegende für eine Marienkirche. Jetzt ist christliche Frömmigkeit mit den allgemein menschlich rührenden Zügen der früheren Er-

Digitized by Google

zählung verbunden. Die so bewußt gestaltete Legende gefällt dem Volke und bildet den Ausgangspunkt für die späteren Legendenbildungen, die sich weit verbreitet haben.

An sonstigen Arbeiten nenne ich: Richard Scholl, **Thomas von Kandelberg**, eine mittelhochdeutsche Marienlegende, erschienen als Heft 7 der von L. Mackensen herausgegebenen Schriftenreihe „Form und Geist", Leipzig, Eichblatt Verlag 1928, 86 S., br. 3,80 Mk. In derselben Sammlung erschien als 9. Heft: Emma Frank, **Der Schlangenkuß**. Die Geschichte eines Erlösungsmotivs in deutscher Volksdichtung, 1928, 168 S. A. H. Krappe schreibt in den Hessischen Blättern für Volkskunde 26, 1927, 18—25, **über die Jovinuslegende** in der Kaiserchronik und den Ursprung der Saturnalien. Otto Kern behandelt im Archiv für Religionswissenschaft 26, 1928, 1—16 **Griechische Kultlegenden**. W. E. Peuckert gibt in einem Aufsatz **Die Legende vom Kreuzholz Christi im Volksmunde** einen wertvollen Beitrag zur Frage der gegenseitigen Beeinflussung zwischen Volkssage und kirchlicher Legende: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 28, 1927, 164—178. Die italienische Zeitschrift Il Folklore Italiano behandelt im 3. Jahrgang 1928 in drei Aufsätzen die Legende: Giovani Pansa, Una leggenda di Costanino il Grande tratta da un tipo monetario 185—188; Gina Algranati, Una leggenda a Castel Lagopesole 217 f.; A. Pettenella, Un miracolo della Madonna nel folklore nazionale. La Moglie venduta al diavolo 343—383.

L. Mackensen streift in seinem Werk **Die deutschen Volksbücher** (Leipzig, Quelle & Meyer, 1927, 152 S.) mehrfach die Legende und behandelt Formgesetze und Stoffe, die auch für Sage und Legende von Bedeutung sind.

W. R. Halliday hat in seinem Buch **Greek and Roman Folklore** (Neuyork, Longmanns, Green and Co, 1927, 154 S.) S. 74—114 einen inhaltsreichen und übersichtlichen Abschnitt Folktales and Fables, worin Sage, Legende und Märchen nach Motiven und Abhängigkeit behandelt werden. Vgl. dazu den folgenden Abschnitt: The classical and the medieval traditions S. 115—144). **Dazu siehe** J. Rose, **A Handbook of Greek Mythology** including its extension to Rome (London, Methum and Co 1928, 363 S.). S. 254—285 The Legends of Greek lands.

Eugen Fehrle.

*

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Schriftleiter: Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Werderstr. 24

2. Heft 3. Jahrgang 1929

Alemannisch-schwäbische Stammnamen.

Von Hermann Bizer, Pfalzgrafenweiler.

Im alemannischen Gebiet ist eine bemerkenswerte Art der volkstümlichen (nichtgesetzlichen) Namengebung heimisch. Man kann diese Namen nicht „Hausnamen" heißen, denn sie stehen zum Wohnhause des Namenträgers in keiner Beziehung.

(Die Bezeichnung „Hausnamen" hat nach dem Aufsatz von Dr. Georg Meyer-Erlach „Die Hausnamen in Franken", Kultur und Leben, Jahrg. 2, Nr. 6, Seite 192, im fränkischen Gebiet mehr Berechtigung. Wenn dort ein Flurhüter „Balthasar Safran" oder „Safransbalz" hieß, und ein mit ihm nicht verwandter Taglöhner Johann Erk deshalb zum Safrans-Johann wurde, weil das Anwesen Safrans (der unverheiratet war) auf ihn überging, so kann man diesen Namen „Safrans-" mit Recht als Hausnamen bezeichnen.)

Wenn in der Zusammensetzung Hausname „Haus" soviel als „Familie" heißen soll wie in dem Spruch: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen", dann könnte man die Bezeichnung Hausname auch im alemannischen Gebiet gelten lassen. Dies ist nun aber anscheinend wieder nicht der Fall, da die fränkischen Hausnamen tatsächlich mit dem Wohnhause des Namenträgers eng verbunden sind und offenbar deshalb „Hausnamen" heißen. Wenn man sich zur Bezeichnung unserer gesetzlichen „Zunamen" auf das Wort „Familienname" festlegen würde, würde die Bezeichnung „Geschlechtsname" frei und könnte für diese alemannischen volkstümlichen Personennamen verwendet werden. Ich denke aber, das Wort „Stammname" trifft die Sache noch etwas besser, wenn es auch nicht alle der doch einen Begriff bildenden volkstümlichen Personennamen umfassen kann. Denn Stammname soll Abstammungsname heißen, Name, der die Abstammung des Trägers erkennen läßt; der Stammname ist teils ein bloßes Patronymikum + Eigenname, teils ein „Plusquampatronymikum" + Eigenname, also nicht bloß Vaterschafts-, sondern Vater- und Vorfahrenschaftsname. Die volkstümlichen Personennamen, d. h. die vom Volk zur Benennung von Personen tatsächlich verwendeten Namen, kann man also einteilen in 1. Stammnamen: einfache und mehrfache Vater- und Mutterschaftsnamen, und 2. bloße Eigennamen (ohne Angabe der Abstammung des Trägers), die immer den Ausgangspunkt für einen Stammnamen bilden können und die entweder Unnamen (Spitznamen) oder von dem Betreffenden geduldete Beinamen sind.

Digitized by Google

Die in diesem Aufsatz angegebenen Beispiele und die hier beschriebenen Verhältnisse finden sich in Tailfingen, O.-A. Balingen, Württemberg.

Einige Beispiele von Stammnamen: Michael Amman (1797—1887) hieß im Volksmund „s Micheles Buaba Michel". Johannes Bizer (1804—1875) hieß mit seinem dörflichen Namen „s Beckabuaba Koatles Johannes". Balthas Bizer, Weber, nannte man gewöhnlich „s Raota Baltasle", Matthias Conzelmann „s Matteissa Buaba Matteiß". Ein gewisser Michael Maute war „s Mautemichele", J. G. Blickle „s Schönsta Schmied".

Jeder Stammname (z. B. s Beckabuaba Koatles Johannes) besteht aus der eigentlichen Abstammungsangabe (s Beckabuaba Koatles ...) und einem individuellen Eigennamen (Johannes), der immer am Schluß des Stammnamens steht und meist der Vorname des Betreffenden ist, aber auch eine sehr unindividuelle Form haben kann, wie Bua, Büable, Mädle. Man sagt häufig dann Bua oder Büable, wenn der „Bua" nicht mit seinen Brüdern verwechselt werden kann, d. h. wenn er keine hat oder nur einen ziemlich älteren oder jüngeren. Die eigentliche Abstammungsangabe wird in der Regel bei Brüdern dieselbe sein, bei Geschwisterkindern kann sie nur noch teilweise gleich sein. Es kommt aber natürlich vor, daß einer der Brüder oder Schwestern den allgemeinen Stammnamen nicht bekommt und einen ganz neuen „bloßen Eigennamen" erhält, der dann zum Ausgangspunkt eines neuen Stammnamens seiner Nachkommen werden kann.

Die Grundstoffe, aus denen diese Stammnamen gebildet werden, sind in erster Linie die Vornamen und das Wort Bua (und Büable). Dann folgen der Häufigkeit nach etwa die Berufsbezeichnungen, Eigenschaftsnamen (oft Unnamen) und Wohnortnamen, die aber schon eine geringere Rolle spielen, gemäß der ursprünglich kleinen Zahl der Fremden im Dorf; nicht häufig, aber auch nicht selten sind die Grundstoffe der Stammnamen, die Straßen- und Soldatennamen sind. Im wesentlichen sind die Quellen (Grundstoffe) der Stammnamen also die gleichen wie die unserer gesetzlich gewordenen Familiennamen, die ja früher auch nur volkstümliche Zusätze waren, und die also auf ähnliche Weise entstanden sind. Ein Bildungselement haben aber diese Stammnamen mehr als die Familiennamen: die Familiennamen.

In den Stammnamen werden eine Generation genannt (Patronymikum) oder mehrere, je nach dem Alter des Namens. Irgend ein Vorfahr hat einen bestimmten bloßen Eigennamen, z. B. „dr Beck" (Generation I). Sein Sohn hat den Namen des Vaters und seinen individuellen Eigennamen: „s Becka Bua", dann auch „dr Beckabua" (Generation II), die Angehörigen der III. Generation die erweiterte Abstammungsangabe (die auch den Großvater angibt) + Eigennamen: „s Beckabuaba Koatle". Die Glieder der IV. Generation werden mit ihrem Namen immer an ihren Urgroßvater erinnert: „s Beckabuaba Koatles Johannes" und sein Bruder „s Beckabuaba Koatles Michel".

Der Anzahl der in dem Stammnamen genannten Generationen entspricht oft die Anzahl der in dem Stammnamen enthaltenen sprachlichen

Digitized by Google

Bildungselemente oder Teile, z. B. „s Josepha Jakoba Konrad" (drei Bildungselemente — drei aufeinanderfolgende Generationen), doch nicht immer, dann nämlich nicht, wenn der Vertreter einer Generation einen mehrteiligen Namen hat, z. B. „s Schuhmacher-Bizers Matteissa Dorle" (vier Elemente — drei Generationen); „dr Schuhmacher-Bizer" ist hier der Vertreter der I. Generation!

Wieviel Generationen werden meistens oder höchstens genannt? Am häufigsten sind die Stammnamen, in denen Vater und Großvater genannt werden. Das gibt dann meist eine nicht allzulange, noch recht bequem aussprechbare rhythmische Figur. Namen, die Vater, Großvater und Urgroßvater nennen, sind selten, kommen aber vor. Welche Vorfahren angegeben werden, ist bei den einzelnen Namen verschieden und hängt von Verschiedenem ab. Es überwiegen stark die Namen, die die direkten väterlichen Vorfahren gleichen Familiennamens aufzählen. Die Mutter wird zuweilen angegeben, wenn der Vater früh gestorben ist. — Meist werden die nacheinanderfolgenden Generationen auch richtig nacheinander genannt, wobei das eben Gesagte über die Mütter bei jedem Generationswechsel zu berücksichtigen ist. Es kann also eine Mischung von Vater- und Mutterschaftsnamen entstehen, d. h. also in einer Generation der Vater, in der älteren die Mutter (dieses Vaters), in der noch älteren wieder der Vater (dieser Großmutter) angegeben werden. Ein Beispiel ist „dr Hauserammeia Konrad", Generation I: „dr Hauser"; II: „d Hauserammei"; III: „dr Hauserammeia Konrad" (Ammei = Anne Marie). Manchmal nennt man ein Kind nach seiner Mutter, auch wenn der Vater sehr alt wurde. „S Steafas Jockeles Hansjerg" hatte einen Sohn Michael, der „dr Krautmichel" hieß, nach seiner Mutter, dem „Krautbärbele". Vielleicht erwähnte die Mutter den Sohn sehr oft im Gespräch als „ihren Michel" oder war man deshalb geneigt, ihm diesen Namen zu geben, weil „s Steafas Jockeles Hansjerga Michel" unbequemer gewesen wäre.

Die sprachliche Form dieser Namen ist alemannisch-schwäbisch. Verkleinerungsformen (immer auf -le) z. B. „s Koatle" (aus Konrad) sind stets sächlich[1]. „s Koatle" ist also gleich d a s Koatle! Ähnlich leitet sich „s Mändle" her aus Mann. Wie diese bloßen Eigennamen haben auch die Stammnamen als Artikel ein s vorn. Doch dieses s ist nicht „das", sondern der Genitiv von „der" („s Beckabuaba Koatle" = d e s Beckenbuben Konratle). Dementsprechend heißt auch der Artikel „dr", wenn die Mutter angegeben wird (der = Wessenfall von die): „dr Dora Schuahmacher" = der Schuhmacher d e r Dora, nicht etwa „d e r Doraschuhmacher, denn Schuhmacher hat den Ton, nicht Dora. —

Nichtsdestoweniger kommen auch genitivische Zusammensetzungen vor (die den Ton auf dem Bestimmungswort haben), wie z. B. „s Koatabüable" oder „s Schäferjergle" oder „sPeterbüable". „s Koatabüable" heißt also „das Konratenbüble". Das Wort ist natürlich durch Verschmelzung mit dem

[1] Das oa in Koatle ist wegen des n (in Konrad) nasal zu sprechen und lautet z. B. wie schwäb. „ein" = õã!

Digitized by Google

vorangestellten Genitiv entstanden (wie „der Sonnenschein" aus „der Sonnen Schein"), also aus „s Koata Büable" (Büable betont = „des Konraten Büable".

Der Gleichklang von (de)s und (da)s erleichterte die Umwandlung, wie der Gleichklang des Genitivs des weiblichen mit dem Nominativ des männlichen Artikels den Übergang von „der Sonnen Schein" zu „der Sonnenschein" erleichtert oder ermöglicht hat. Das Wort „s Schäferjergle" demoniert die Zusammensetzung außer der Betonung auch noch durch das Fehlen des Genitiv-s, das hier stehen müßte.

Zur Betonung und Aussprache der Vornamen in Tailfingen sind folgende Hauptgesetze kurz anzuführen. Ausnahmen bleiben unerwähnt.

1. Mehr als zweisilbige Namen werden auf mindestens zwei Silben gekürzt. Auch können zweisilbige einsilbig gemacht werden.

2. Der Akzent liegt auf der ersten Silbe des mundartlichen (!) Namens. Infolgedessen werden die zweiten Silben häufig tonlos; z. B. ist das a in Dora unbetont, d. h. es ist der bekannte „Indifferenzlaut" = ə.

Zu der Schreibung wird bemerkt:

1. Nasale Aussprache bleibt hier der Einfachheit wegen unbezeichnet und ist aus dem Ausfall eines nasalen Konsonanten zu folgern; z. B. Koa'tle aus Konrad.

2. Das kurze unbetonte a (der Indifferenzlaut), sowie kurzes unbetontes e (beide nie in erster Silbe) sind auch nasal und werden hier als a und e geschrieben.

Die Eigennamen werden meist schwach dekliniert; „s Jakoba" heißt „des Jakoben" = Jakobs.

Auf die beschriebene Weise entstehen mit der dritten oder vierten Generation natürlich oft sehr lange Namen. Werden diese Namen immer in ihrer ganzen Länge hergesagt? Meistens. Verwandte, Bekannte, Freunde, Nachbarn werden nur mit ihren bloßen Eigennamen, bzw. ihren Verwandtschaftsnamen genannt, aber nur, wenn sich nach Ansicht des Sprechers für den Angeredeten keine Verwechslungen ergeben können, d. h. wenn der Sprecher glaubt, daß die Besprochenen im Blickfeld des Bewußtseins des Angeredeten sind. Es kommt oft vor (wenn der Sprecher falsch geglaubt hat), daß der Angeredete z. B. fragen muß: „Welches Koatle"? Antwort etwa: „s Matteissa!" Sehr häufig hört man auch (wenn es dem Sprecher nachträglich zum Bewußtsein kommt, es könnten Zweifel oder Mißverständnisse entstehen), daß zunächst der bloße Eigenname genannt wird, dann aber der Stammtafelauszug noch hinzugesetzt wird (so daß also in diesem Ausnahmefall der individuelle Eigenname nicht hinten, sondern vorn steht). Die Abstammung wird hier gleichsam in Klammern beigefügt, z. B.: „Ich habe das Koatle getroffen, s Matteissa". Dieser Fall bildet den Übergang vom gewöhnlichen: „Ich habe s Matteissa Koatle getroffen", (unter solchen, die dem Genannten ferne stehen), zu dem unter nahen Bekannten geläufigen: „Ich habe das Koatle getroffen."

Von der Volkssprache werden nun aber doch verschiedene Anstalten gemacht, Auswüchsen dieser Art von Namengebung entgegenzutreten, d. h. die zu lang werdenden Namen irgendwie abzukürzen. Das kann auf mehrere Arten geschehen. Die erste kann man mit der Köpfung eines Tals

Digitized by Google

vergleichen, dessen Fluß also seinen Oberlauf verliert: die ersten Teile des Stammnamens fallen weg, der bisher zweite (oder dritte) Teil rückt also an die erste Stelle. So wurde „s Schneackajokeles Mändle" späterhin nur noch „s Mändle" genannt, einer seiner Söhne aber „dr Mändlebaltes", nicht etwa „s Schneackajokeles Mändles Baltes". Ähnlich wird der Sohn von „s Haikelbecka Jockele" nicht, wie man erwartet, „s Haikelbecka Jockeles Jakob" genannt, sondern bloß „dr Jockelejakob". Eine andere Art ist der Donauversickerung ähnlich: es wird nicht der erste, sondern es werden die mittleren Teile weggelassen oder von Anfang an nicht gesetzt. Dadurch wird der erste Teil zu einem eine Zeit lang erblichen Namensbestandteil, der das Bestimmungswort in einander ähnlichen Zusammensetzungen ist, deren Grundwort entweder ein bloßer Eigenname oder ein Stammname ist. Auf diese Weise kann dann der Vater und der Urgroßvater im Stammnamen erscheinen, oder auch z. B. der Vater, der Großvater und der Ururgroßvater (statt dem Urgroßvater, der ausgelassen wird). Ein Beispiel dieser Art ist: „s Stoffelendressa Märtele". Ein Vorfahr dieses Tailfingers war Christoph Ammann, Beck (I = Stoffel). Sein Sohn war Johannes Ammann (1750—1808), Bäcker, dessen volkstümlicher Name mir nicht bekannt ist (II). Der Sohn des Johannes war Jakob, genannt der „Stoffelbua" (III), was hier genau genommen „Nachkomme des Stoffel" bedeutet, nicht Sohn. Johannes hatte nur diesen erwachsenen Sohn. Sonst hätte man wahrscheinlich „Stoffeljakob" gesagt; das hätte bedeutet „Nachkomme des Stoffel mit Namen Jakob" oder „Angehöriger der Sippe Stoffel mit Namen Jakob". (Nebenbei: die Frau vom „Stoffelbua" war „s Stoffelbuaba Weible.") Der „Stoffelbua" hatte nun mehrere Kinder (Generation IV):

1. Konrad = „s Stoffelkoa'tle".
2. Anna Maria = „d Stoffelammei".
3. Johannes = „dr Stoffeljohannes".
4. Andreas = „dr Stoffelendreß".
5. Gottlieb = „dr Ziegler" (!).
6. Veronika = „s Stoffelvrö'le".

Drei Söhne von Konrad waren (Gen. V): 1. a) Jakob = „s Stoffeljakoble"; 1. b) Konrad = „dr Stoffelkonrad"; 1. c) Johannes (der jüngste, deshalb „s Stoffelkoa'tles Mändle"). Zwei Söhne von Andreas waren (Gen. V): 4. a) Martin = „s Stoffelendressa Märtele"; 4. b) Konrad = „Stoffelendressa Konrad". Bei Konrad und Martin wird also im Stammnamen angegeben 1. der individuelle Eigenname, 2. der Name des Vaters, Andreas, 3. der Name des Ururgroßvaters oder eigentlich der Name der Sippe innerhalb der Familie Ammann, die zum Stammvater den Christoph hat. Wer also den Enkel des Martin kennt, der könnte ihm sagen, daß einer seiner Ahnen Christoph geheißen haben muß, und zwar wäre es sein Urururgroßvater.

Man beachte, daß der Sohn des Stoffelkoa'tle „Stoffelkonrad" heißt (Aufhebung der Verkleinerung beim Sohn mit gleichem Vornamen, weil man einen anderen Namen braucht, aber keine neue Verkleinerung mehr

Digitized by Google

bilden kann), ferner wie die Geschwisterkinder Konrad Ammann („dr Stoffelkonrad" und „s Stoffelendressa Konrad") dadurch unterschieden worden sind, daß man den Vatersnamen beim zweiten nicht ausfallen ließ.

Ähnliche erbliche Namensteile, die oft sehr viele Generationen im Brauch sind, sind z. B.:

1. Zucker-; Balthas Maute war „dr Zuckerbeck" (1752—1822). (Generation I.) Einer seiner Söhne war „s Zuckerbecka Bua", der andere aber, der Balthas hieß. „s Zuckerbecka Baltes" 1782—1864 (Gen. II). Der Sohn Balthas dieses Balthas hieß im Volksmund nun nicht „s Zuckerbecka Baltesa Baltes", sondern (infolge der „Donauversickerung") einfacher „dr Zuckerbaltes", sein Bruder Johann Jakob entsprechend „dr Zuckerhansjockel" usw.). Ein Sohn des „Zuckerbaltes" war „s Zuckerbaltesa Konrad", ein anderer „s Zuckerbältasle", dessen Sohn wieder „s Zuckerbältasles Jakob".
2. Zoller-; in Tailfingen lebte 1751 bis 1822 ein Konrad Bizer, seines Amts ein Zoller. Er hatte drei erwachsene Söhne 1. Michael, 2. Johann Jakob, 3. Johann Balthas. Der erste hieß „s Zollermichele" und seine Söhne 1. a) „s Zollermicheles Konrad", 1. b) „s Zollermicheles Hansjerg", 1. c) „s Zollermicheles Hansbaltes". Den zweiten Sohn nannte man den „Zollerjohannes", dessen einen Sohn den „Zollerbizer"; der andere ging frühzeitig nach Amerika. Den dritten Sohn (den jüngsten) des alten Zollers hieß man kurz auch den „Zoller", dessen Sohn Konrad „Zollerbua" oder „Zollerkoa'radle", den jüngeren Johann Jakob, der auch nach Amerika auswanderte, „Zollerjakob".
3. Schneacka-; Namen, die dieser Sippe angehören, sind z. B.: Schneacklebizer, sein Sohn Schneacklebizerle, Schneacklemichel, Schneacklejergle, Schneackamarte, Schneackajokel, sein Sohn, s Schneackajokele usw.
4. Peter-; der Stammvater der Sippe „Peter" ist ein gewisser Johann Peter Ammann (1771—1852), den man den „Schäferpeter" nannte (sein Vater war Metzger und Schäfer). Seine Söhne hießen: Peterjohannes, Peterhansjerg, Peterhansjokel usw. Der Peterhansjerg hatte vier Söhne: 1. Johannes = „s Peterbüable", 2. Peter = „s Peterhansjerga Peter", 3. Jakob = „Peterjakob", 4. Gottlieb = „s Petergottliable". (Hier ist also auch einmal der älteste das „Büable".) Der Sohn Gottlieb des Peterhansjockel hieß „s Peterhansjäkele", er war der einzige Sohn, deshalb brauchte sein Vorname nicht genannt zu werden; vergl. das gegen den Schluß betr. Maurermärtele usw. Gesagte!

Hier ist aber zu bemerken, daß bei dieser Art von Namen niemand mehr im Ort weiß, welcher Vorfahr nun der Stoffel oder der Peter war oder welcher Ahne nun ein Zuckerbeck (Konditor) gewesen ist. Man gibt mit dem Wort Stoffel-, Peter-, Schneacka-, Zucker- usw. eigentlich nicht mehr einen Ahnherrn der betreffenden Personen an, sondern will damit die Sippe bezeichnen, welcher sie zugehören. Diese Sonderheit unter den Stammnamen könnte man ganz gut Sippennamen heißen. So will man mit dem Ausdruck: „Er ist halt ein Peterle!" auch nicht sagen. er stamme von dem Peter ab, sondern, er habe eben die Eigenschaften der Familienmitglieder, die die Sippe Peter bilden, die aber natürlich alle von einem Peter abstammen (eventuell auch mütterlicherseits).

Eine dritte Art, zu lang werdenden Namen zu Leibe zu rücken, ist die Ablösung: die Namendynastie wird entthront, und ein anderer, meist wieder einteiliger Name gewählt. Dabei sind zwei Fälle etwa gleich häufig. Erster Fall: der alte König regiert noch eben dem neuen, spielt aber in seiner Unbeholfenheit und Altersschwäche eine allmählich zu Ende gehende Rolle.

Digitized by Google

So hieß ein Mann in Tailfingen Martin Conzelmann = „s Gardista Marke", als er aber Gemeindepfleger wurde, drängte sich ein neuer Name ein: „dr Burgamaster (Bürgermeister)"; der alte Name verschwand aber nicht ganz. Zweiter Fall: der König wird nicht entthront, aber sein Sohn darf nicht mehr König werden. Beispiel: Matthias Bizer, „s Raota Matteißle", hatte einen Sohn Johann Jakob, der den ganz neuen Namen „Schuahmacherbizer" erhielt; er war natürlich Schuhmacher. Diese Entthronungen kommen auch dann vor, wenn die Stammnamen noch gar nicht zu lang sind, wie im angeführten Beispiel. Nur muß dann der Thronräuber genügend stark sein, wie ja auch nicht der alte König am Thronwechsel schuld ist, sondern der neue. Natürlich hat dieser bei einem untauglichen Regenten besonders leichtes Spiel, auch wenn er selber nicht einmal sehr stark ist.

Nicht selten hat jemand zwei oder sogar drei volkstümliche Namen. der eine davon ist dann ein Stammname, ein anderer ein Unname (Spitzname).

Es kann jemand zwei Stammnamen haben. Er erfährt dann aus dem einen, wer seine Mutter bezw. ihre Vorfahren, aus dem andern, wer sein Vater und evtl. dessen Vorfahren waren (wenn er es nicht schon weiß). Wenn mehrere solcher Personennamen einer Person zukommen, dann ist wohl meist ein Spitzname dabei; und den Kindern, die ihn auf der Gasse oder bei den Alten gehört haben und auch vor den Ohren des Betreffenden (= Betroffenen) oder seiner Verwandten aussprechen, wird eindringlichst bedeutet: „So darf man nicht sagen!" 1. zwei bloße Eigennamen: „dr Hefamatteiß" = „dr Herramatteiß" (er verkaufte Hefe und war Gemeinderat); 2. zwei Stammnamen: „dr Dora Schuahmacher = „s Vogtsbuaba Gottliaba Hansjerg" (seine Mutter hieß Dorothea, sein Vater Gottlieb); 3. drei Namen, worunter ein Stammname: „s Eliassa Matteissa Matteiß" = „Büachalamatteiß" = „Schnauzamatteiß" (Unname). In diesem Falle ist der Unname durchgedrungen: die betreffenden Nachkommen werden durch Stammnamen bezeichnet, die das Wort „Schnauza—" enthalten, was sie aber nicht hören dürfen.

Wenn mehrere Namen für eine Person nebeneinander hergehen, so geschieht das auf die Weise, daß ein Teil der Ortsbewohner sich an den einen, der andere Teil sich an den anderen gewöhnt hat und ihn gebraucht. Es kommt aber auch vor, daß dieselbe Person das einemal den einen, das andere Mal den andern Namen verwendet. So hieß ein erst kürzlich verstorbener alter Tailfinger „dr Zollerammeia Johannes" (nach seiner Mutter); manche Leute nannten ihn aber auch nach seinem Vater „s Hansodama Johannes" (Odam = Adam, das o ist offen, das a tonlos).

Von mehreren gültigen Namen wird der kürzeste im allgemeinen am öftesten gebraucht und setzt sich schließlich gerne allein durch. Die andern geraten in Vergessenheit. Richtiggehende Unnamen vererben sich schwerer und bilden also seltener den Kern eines Stammnamens, denn für ehrliche Leute, die niemand etwas zuleid tun wollen, sind eben vor der Aussprache solcher Unnamen immer innere Hemmungen zu überwinden. —

Über die Zeit der Bildung und die Schöpfer der volkstümlichen Personennamen ist zu sagen: Kinder haben gewöhnlich noch keine Stammnamen oder andere besondere Eigennamen. Doch deuten gewisse Arten von Namen darauf hin, daß sie den Betreffenden schon im jugendlichen Alter

Digitized by Google

gegeben worden sind. So hieß eine Frau „s Zipfelschneiders Mädle" und ein Mann „s Vogts Endressa Büable". Diese Namen passen bloß für Kinder oder Jugendliche, eine verheiratete Frau ist kein Mädle (wohl aber eine ledige, auch wenn sie über 70 Jahre alt ist) und ein älterer Mann ist kein Büable mehr. Aber diese Namen wurden auch nach der Verheiratung beibehalten, denn man war sie gewohnt und fand es deshalb selbstverständlich. Die Namen werden eben gebildet, wenn der Betreffende von sich reden macht, d. h. wenn man ihn nennen muß; wenn er Heldentaten vollbringt, aus der Fremde heimkehrt, einen Hausstand gründet, usw.

Die Bildung eines eigentlichen Stammnamens kann natürlich nicht auf einen Schlag geschehen, da sie ja gleichsam unter Mitwirkung aller Mitbürger und Mitbürgerinnen erfolgt. (Alle Mitbürger im buchstäblichen Sinn sind es freilich nicht, es gibt in großen Gemeinden immer Leute, die nicht wissen, wie „man zu dem und zu jenem sagt".) Das Ergebnis ist dann der fertige, zu einer stereotypen Wendung (meist einem trochäischen und daktylischen Vers) erstarrte Name, den die meisten im Flecken kennen. Diese Mitwirkung aller hat man sich ungefähr so zu denken: Im Anfang hatte der Betreffende noch keinen Stammnamen. Jeder Dorfbewohner nannte ihn (wenn er ihn nannte) auf eigene Weise, und es entstanden hiebei durch die verschiedenen Benenner viele gleiche Namen, da jedem Benenner das Stammnamenbildungsgesetz innewohnt, das einige wenige Möglichkeiten zuläßt. Den von den meisten Leuten gebildeten Namen hört man nun natürlich am öftesten, und er wird allgemein, wie durch ein stillschweigendes Übereinkommen, anerkannt, d. h. benützt.

Die Stammnamen sind vor ihrer allgemeinen oder auch nur teilweise festen Geltung, also vor der „stillschweigenden Übereinkunft", eigentlich noch gar keine Namen, sondern nur augenblickliche Bezeichnungen, geschwind so gesagt, um den Betreffenden nennen zu können. Da man nun aber die Eltern der (weniger bekannten) Kinder meist allgemein kennt, benennt man die Kinder nach ihnen. Man knüpft also wie in der Pädagogik und auch sonst überall im Leben an das Bekannte an, verfährt also nach psychologischen Grundgesetzen. Der Übergang von der Bezeichnung zum Namen bringt in bestimmten Fällen einen (vereinfachenden) sprachlichen Wandel mit sich. Zuerst sagten die Leute, also jedes Einzelne wieder für sich: s Becka Bua, s Schäfers Jerg, s Koata Büable, was „der Sohn des Bäckers", „der Sohn des Schäfers", „das Söhnlein des Konrad (sollte eigentlich mit t geschrieben werden)" bedeutet hatte. Das waren noch keine Stammnamen! Der Ton lag auf Bua, Jerg, Büable (siehe oben!). Der Ton kann jedoch auch auf Becka, Schäfers, Koa'ta liegen, nämlich bei der Hervorhebung, auch, wenn sie nur schwach ist! Allmählich sagten nicht mehr einzelne Leute, sondern sagte man ganz allgemein: dr Beckabua, dr Schäferjerg, s Koa'tabüable. Wenn keine Zusammensetzungen gebildet werden, tritt beim Übergang von der Bezeichnung zum Namen keine Veränderung in der Aussprache und in der Betonung ein.

Die Stammnamen und auch die bloßen Eigennamen werden nun aber nicht immer allgemein benützt, dann nämlich nicht, wenn die einen den

Digitized by Google

von ihnen geschaffenen Namen nicht zugunsten des von den anderen benützten aufgeben. Dann entsteht nämlich die oben erwähnte Zwei- oder Mehrnamigkeit.

Schöpfer vieler Namen, vor allem der Unnamen und der geduldeten Beinamen (hier meist „bloße Eigennamen" genannt) ist aber nicht die Allgemeinheit, sondern ein einziger, denn einen Unnamen zu schaffen, dazu gehört Witz und Wille (wie bei Erfindungen), d. h. ein einzelner Kopf. Ist der Beiname oder Spitzname treffend, trifft er den Betreffenden an einer von Vielen beobachteten wunden Stelle, so verbreitet er sich in Form konzentrischer Kreise im Dorf, wie ein See nach außen wandernde Kreise um die Stelle zeichnet, wo ein Stein hineingeworfen wurde. Manchmal wird so ein Übername nicht allgemein, z. B. dann, wenn der Bescholtene, der in einem gewissen Kreis von Kameraden einen Unnamen hat, aus diesem Kreis heraus in einen andern Ortsteil verzieht, den die konzentrische Welle noch nicht erfaßt hatte.

Wer einen Unnamen zuerst sagte, d. h. zuerst damit schimpfte oder spöttelte, der hat ihn dem Betreffenden „aufgetrieben". Ältere Männer, die bald in Ehren grau werden oder schon wurden, treiben natürlich ihren Mitbürgern keine Unnamen auf, vielmehr sind die Ledigen hier die Hauptübeltäter. Sie treiben Alten, wie auch ihresgleichen solche Unnamen auf, die dann den armen bis ins Alter bleiben können. Ältere Leute sprechen solche Spitznamen meist auch nicht nach. Oft stammen die Unnamen gar noch aus der Schulzeit. Ein Knabe z. B. las vor langer, langer Zeit einmal in der Schule „leben-diger" mit falscher Betonung auf der dritten Silbe, was ihm den Übernamen „Diger" eintrug. Es gab auch einen Digerjohannes und einen Digermatteiß, Söhne des genannten Knaben.

Manchmal werden auch die Namen allgemein, die die Eltern oder Verwandte benützten: da eine Mutter zu ihrem Söhnlein sagte „mein Prinz!", so „wurde" dieser der „Prinz". Auch der Name „Baltesvetter" konnte nur bei den Verwandten des Baltesvetters entstehen, also bei seinen Neffen und Nichten. Der „Baltesvetter" wurde aber zum „Fleackabaltesvetter" (Marktflecken): auch Nichtverwandte nannten ihn so.

Der Grund, der sonst für die Bildung der „Hausnamen" angegeben wird, daß sie nämlich notwendig sei, um eine Unterscheidung gleichnamiger Personen herbeizuführen, erklärt ihre Entstehung nicht ganz. Wohl wird durch die Bildung solcher Namen eine Unterscheidung Gleichnamiger herbeigeführt, das ist aber nur in gewissen Fällen der Grund für die Bildung des Namens: Irgend ein Dorfbewohner fühlt beim Sprechen, daß seine Namensangaben nicht klar und eindeutig wären, wenn er nicht die Abstammung oder sonstige kennzeichnende Angaben mitteilen würde: er macht die Angaben, um verstanden zu werden.

In vielen Fällen aber werden Personen solche volkstümlichen Namen gegeben, auch wenn man sie gut und eindeutig mit ihrem Vor- und Familiennamen bezeichnen könnte; aber das Volk will ja die gesetzlichen Namen gar nicht, sie sind ihm zu schematisch, ungemütlich, unpsychologisch, büro-

Digitized by Google

kratisch, schal. Die Leute kennen ja manchmal die Familiennamen ihrer Mitbürger gar nicht, dann konnten sie doch bei der Stammnamenbildung keine Rücksicht darauf nehmen.

Wenn zum Beispiel in einem Dorf der Schultheiß einen Familiennamen hat, der sonst im Dorf nicht vertreten ist, so heißt man den Schultheißen doch nicht so, sondern nennt ihn eben den „Schultheißen". Daraus ist ersichtlich, daß, wenn der Schultheiß einen vielen Ortsansässigen gemeinsamen Namen hat, er nicht zur Unterscheidung von diesen im Dorfe nur „der Schultheiß" genannt wird, sondern eben, weil sich bei den Leuten der Begriff Schultheiß enger mit der Vorstellung der Person des Schultheißen (die ja genannt wird) assoziiert, als sein Familienname.

So ist es nun aber nicht bloß beim Schultheißen, sondern auch bei einer Reihe anderer seltenerer Berufe: Bäcker, Müller, Schmied, Provisor, Akziser, Bürgermeister[2]. Ferner gehören hieher die meist nur einmal vorkommenden Wirtsnamen, in Tailfingen z. B. Lindenwirt, Sonnenwirt, Hofwirt, Rößlewirt. Alle diese nennt man nicht deshalb mit ihrem Berufsnamen, weil ihre gesetzlichen Namen etwa häufig, sondern weil ihre Berufe oder Tätigkeiten selten oder einzig sind, und deshalb die Benennung darnach psychologisch nahe liegt.

Es ist klar oder einleuchtend, daß in einem Ort, wo etwa 100 Weber (Strumpfweber, Manchesterweber, Leineweber) waren (im vorigen Jahrhundert), niemand nach diesem Handwerk benannt wurde. So gibt es also in Tailfingen keinen Stammnamen, in dem das Wort Weber erschiene.

Die Angabe des Vaters ist als Zusatz des Namens des Sohns etwas ganz Natürliches und seit uralten Zeiten üblich, und zwar als Zusatz zum Vornamen, dem Namen, den man bei der Taufe erhielt. Auch die Volkssprache im besprochenen Gebiet hat das Bestreben, nur die Vornamen anzuerkennen und die von ihr geschaffenen, aber vom Gesetz über ihre Absicht hinaus zwangsweise beibehaltenen Familiennamen zu ignorieren.

Bei allen Völkern kommen wohl Vaterschaftsnamen vor, und diese Stammnamen sind ja eigentlich nichts anderes, als Vaterschaftsnamen; nur werden sie freilich ein wenig kompliziert, wenn auch der Vater und der Großvater schon Vaterschaftsnamen hatten.

Wenn wir z. B. im ersten Buch Samuel 1,1 lesen: „Es war ein Mann von Ramathaim-Zophim, vom Gebirge Ephraim, der hieß Elkana, ein Sohn Jerohams, des Sohns Elihus, des Sohns Thohus, des Sohns Zuphs, ein Ephraimiter," oder Kapitel 9,1: „Es war ein Mann von Benjamin, mit Namen Kis, ein Sohn Abiels, des Sohns Zerors, des Sohns Bechoraths, des Sohns Aphiahs, des Sohns eines Benjaminiters," so glaube ich, daß hier der betreffende Schriftsteller nicht etwa genealogische Studien gemacht und in alten Büchern nachgeforscht hat — es wird wohl damals noch keine Kirchenbücher gegeben haben —, sondern,

[2] Ziegler, siehe oben bei Ammann, wo ein Glied statt mit einem Stammnamen wie seine Geschwister, mit einem neuen Eigennamen (Ziegler) bezeichnet wird; sein Sohn ist dann der Zieglerjakob, und hier wird vergessen, daß der „Ziegler" eigentlich auch ein „Stoffel" ist.

Digitized by Google

daß der Kis einen Stammnamen hatte und daß die alten seiner Mitbürger seinen und eines jeden jungen Mitbürgers Stammbaum und Ahnentafel vier bis fünf Generationen hindurch im Kopf gehabt haben — so ist es nämlich in Tailfingen.

So ergibt sich, daß die besprochenen Stammnamen und überhaupt alle volkstümlichen Personennamen ihre Entstehung nicht nur der Notwendigkeit verdanken, gleichnamige Personen zu unterscheiden, sondern daß sie vor allem in der genealogischen Denkweise des an die Heimat gebundnen Volkes wurzeln, und daß die Entstehung dieser Namen dadurch etwas ganz Selbstverständliches und Naturgemäßes ist. Insbesondere sind diese Namen von den Familiennamen unabhängig; das kann man schon sagen, wenn auch in manchen Fällen die Familiennamen zur Namenbildung verwendet werden. Sie sind nicht wesentlich dabei. Wenn wir heute noch keine gesetzlichen Familiennamen hätten, dann sähen die Stammnamen, die man dann hätte, den wirklichen ganz ähnlich, und viele wären vollständig gleich[3].

Wie sich aber das volkstümliche Denken nie sklavisch an Gesetzmäßigkeiten gebunden hält und lieber psychologischen, als logischen Leitfäden nachgeht, so gibt es auch hier drei wichtigere Ausnahmen.

1. Es kommt vor, daß die Frau eines Mannes (Andreas Bizer 1799—1869), der „s Vogts Endreß" genannt wird, „s Vogts Endressa Kättrei'le" heißt, obwohl sie ja eigentlich nicht ihm „gehört", d. h. seine Tochter ist[4].

2. Eine andere Unregelmäßigkeit ist es, wenn ein Kind nur einen scheinbaren Stammnamen hat, das heißt, nicht nach seinem Vater oder seiner Mutter, sondern nach einer anderen Person, die es vielleicht erzogen hat, benannt wird. Dieser Fall kommt selten vor und wird von den Leuten, die sich über solche Dinge Gedanken machen (es gibt Leute dieser Art) als falsch empfunden. So hieß ein gewisser Friedrich Conzelmann „s Hansjergles Frieder" (Vater Johann Georg), sein Sohn nun aber nicht etwa „s Hansjergles Frieders Michele", sondern „s Hea'lemichele" nach seinem Vetter (Vatersbruder), den man „s Hea'le" hieß (Hühnlein). Er hatte das Michele „aufgezogen". —

[3] Das wird dadurch glaubhaft gemacht, daß es schon vor der Entstehung der heutigen Familiennamen solche volkstümliche Namen gab, oder vielmehr geben mußte. Und sicher hat es in größeren Orten „Stammnamen" der beschriebenen Art auch schon in frühmittelhochdeutscher Zeit gegeben, was jedoch schwer nachzuweisen wäre, weil sie nicht vollständig geschrieben werden. (Vergleiche das unten über die Schreibung in Zeitungen usw. Gesagte!)

[4] Hier mag kurz eingeflochten werden, wie die Frauen gewöhnlich genannt werden. Häufiger als die angeführte Benennungsweise (Genetiv des Mannsnamens mit Vornamen) ist der richtigere Genetiv des Mannsnamens mit „Weib" oder „Weible", z. B. „dr Schneackamarte" und „s Schneackamartes Weib"; oder „dr Ölbaltes" und „s Ölbaltesa Weib". So ist „s Vogts Endressa Kättrei'le" auch aufzufassen als „s Vogts Endressa (Weib, s) Kättrei'le", d. h. der Vorname ist Appossition zu einem nicht ausgesprochenen Wort. Sehr oft bleibt den Frauen auch nach ihrer Verheiratung ihr Stammname.

Digitized by Google

Die von zweiten Ehegatten zugebrachten Kinder werden manchmal in Form eines Stammnamens nach dem Stiefelternteil benannt, wodurch also auch eine Unstimmigkeit hervorgerufen wird. Dieser Fall ist nicht gar selten. Überhaupt kommen große Verwirrungen vor bei unehelichen Kindern, deren Mütter nicht deren Vater heiraten usw.

Eine Besonderheit ist es auch, wenn der Stammname der Frau auf den Mann übergeht. Dies war z. B. der Fall beim „Klaudemaute" (Jakob Maute 1806—1862). Seine Frau war die „Klaudekättrei'"; durch sie bekam der Mann diesen Namen, denn durch die Heirat rückte der „Klaude-"begriff in der Psyche der Dorfbewohner in die Nähe des Begriffs des betreffenden Jakob Maute.

3. Bemerkenswerte Namen entstehen auch dann, wenn der Abstammungsangabe kein individueller Name beigefügt wird (wenn es nämlich nicht nötig ist), sondern dem Namen des Vaters die Verkleinerungssilbe -le angefügt und so auf den Sohn übertragen wird. Das kommt vornehmlich dann vor, wenn bloß ein Sohn lebt, oder wenn die anderen im Dorf keine Rolle spielen, z. B. fort sind. (Vergl. oben: Büable.) Doch können auch zwei Söhne leben, von denen dann der jüngere den Vaternamen mit Verkleinerungssilbe erhält. So lebt z. B. jetzt noch in Tailfingen ein 1842 geborener Mann, Johann Georg Conzelmann, den man „s Maurermärtele" heißt. Sein Großvater war Maurer; sein Vater hieß Martin und war also „dr Maurermarte". Der „Maurermarte" hatte eine Tochter und zwei Söhne; einer, der ältere, war „s Maurermartes Johannes", der jüngere aber „s Maurermärtele". Die Verkleinerungssilbe gibt also hier die Sohnschaft an.

Ein anderes Beispiel: Generation I: Georg Bolay, Schäfer = „dr Schäfer"; Generation II: Georg Bolay, Strumpfweber = „dr Schäferjerg". Generation III: Johann Jakob (!) Bolay, Strumpfweber = „s Schäferjergle" d. h. also „Sohn des Schäferjerg", der kleine, junge Schäferjerg. (Generation IV: „s Schäferjergles Bärbele".)

Die Namen dieser Bildungsart sehen natürlich nicht so sonderbar aus, wenn der Sohn wie der Vater heißt: „s Schneackajokele" hieß auch Johann Jakob, wie sein Vater, der „Schneackajokel" († 1849).

Wenn in diesem Aufsatz mehrmals dieselben volkstümlichen Namen genannt sind, so sind das auch dieselben Personen. Es kommt aber ausnahmsweise vor, daß für zwei verschiedene Personen dieselben ortsüblichen Namen entstehen. So gab es zwei „Baltesvetter" und gibt es heute noch zwei „Metzgergottliab", die „zum Geschlecht" Conzelmann und Ammann heißen. Auch gibt es verschiedene Sippen „Vogts" (die je von einem anderen Vogt abstammen), wodurch auch wenigstens ähnliche Namen entstehen, deren Träger nicht miteinander verwandt sind. Die gleichen Namen entstünden hier natürlich bloß dann, wenn die Vögte Söhne mit gleichen Vornamen hätten. Es gibt in Tailfingen 2 (nicht eng miteinander verwandte) Familien Bi(t)zer, 2 Familien Maute und eine Familie Blickle, die je nach ihrem Vorfahren, der Vogt (Dorfschultheiß) war, benannt werden. Ganz ähnlich ist es mit den „Schütz" (Ausrüfer, Büttel, Feldschütz).

Über die Meinung der Leute über diese „Stammnamen" ist zu sagen, daß sie nicht hoch ist: die Volksmeinung schätzt die Namen dieser Art nicht eigentlich als „Namen", nur als Übernamen, sozusagen. Wenn man in der Mundart den Satz

Digitized by Google

ausdrücken will: „Er heißt mit seinem volkstümlichen Namen „s Budele", so muß man sagen: „Ma(n) sait nu(r) s Budele," oder: „Ma(n) sait nu(r) zua-n(ih)m „s Budele". Dieses „nur" drückt nach meiner Meinung erstens die Nichtgedankenbelastung aus, die man durch den Gebrauch dieses volkstümlichen Namens genießen kann (man braucht sich den gesetzlichen Namen nicht zu merken) und zweitens auch ein klein wenig eine bescheidene Einräumung, daß das nur ein nichtamtlicher Name sei. — Man muß also hienach unterscheiden zwischen dem Bestreben der Volkssprache (die die Namen hochschätzt) und der Ansicht des Volkes.

Diese Namen dienen (und noch mehr dienten) nun auf dem Rathaus und wo sonst die gesetzlichen Namen geschrieben wurden und werden, oft zur Unterscheidung Gleichnamiger. Daß beim Schreiben der gesetzlichen Namen Unterscheidung nötig ist, ersieht man aus Folgendem: In Tailfingen gibt es allein etwa 200 Familien Bi(t)zer und eben soviele Familien Conzelmann und z. B. (1918) 29 Familien Johannes Bitzer, 23 Familien Jakob Bitzer, darunter 11 Jakob Bitzer, Trikotweber, darunter wieder 5 Jakob Bitzer, Trikotweber, Hechingerstraße. Hier ist also Vor- und Zuname, Beruf und Straße bei 5 Familien gleich.

Und zwar werden die grundlegenden Teile der volkstümlichen Namen geschrieben als schriftdeutscher Zusatz zum Familiennamen. (Namen, die man nicht gern hört, werden natürlich hier nicht verwendet.) So kann man auf einem Grabstein lesen „Gottlieb Maule, Groß": man nannte ihn wegen seiner körperlichen (und geistigen) Größe den „graoßa Gottliab". Oder es steht in einem Predigtbuch: Johannes Bizer, Roth; diesen nannte man „s Raota Bua" = Sohn des Roten. — Im selben Predigtbuch steht, vom Enkel dieses Johannes Bizer geschrieben, eine Notiz mit der Unterschrift: Johann Georg Conzelmann, Maurermartins (= Maurermärtele, siehe oben). Als kürzlich Johannes Conzelmann („dr Zollerammeia Johannes") starb, stand in der Zeitung „Johannes Conzelmann, Zollers". —

Diese Art der Namengebung geht gegenwärtig zurück, oder nicht mehr vorwärts. Der Ort hat sich aus einem kleineren Marktflecken zu einer großen Industriegemeinde entwickelt. Da wollen diese Stammnamen nicht mehr recht gedeihen. Nur selten kennt jemand fast alle erwachsenen Einheimischen, von den Kindern und zugezogenen Fremden ganz zu schweigen. Die Leute kommen weniger in Berührung miteinander, weil die meisten in Fabriken tätig sind. Die Fremden, die diese Stammnamenbildung von sich aus nicht mitmachen können, aber trotzdem oft Personen namhaft machen müssen, die die Einheimischen mit Stammnamen bezeichnen, sprechen wohl in einzelnen Fällen die schon vorhandenen Namen (Stammnamen) nach, greifen aber oft zu anderen Bezeichnungsweisen, die (z. B. bei Angabe der Straße) noch umständlicher sein können als die Stammnamen. Durch diese Abbröckelungen verschwindet die Sitte allmählich ganz.

Um nun das Besprochene weiter zu veranschaulichen, lasse ich noch einige weitere Beispiele von den vielen vorhandenen folgen, wenn nötig und möglich mit Erklärung. Nach einem früheren Wohnort sind benannt: „dr Bondorfer", „dr Meßstetter Ma(nn)", „dr Zillhauser Schuahmacher", „s Onstmettinger Konrätle".

Bei einigen Namen wird die Straße mit Präposition angegeben: „s Bartle in Kiemen", „dr Schneider im Gäßle", „dr Koa'rad in Stroß", „dr Dick in Gießen"; oder mit Hilfe einer Zusammensetzung: „dr Bronnabaltes" wohnte bei einem

Digitized by Google

Brunnen, „dr Hofbua" im Hof, „dr Bohleppler" am Bohl (Eppler ein Fam.-Name in T.), „dr Lachabaur" in Horlachen (jetzt Marktstraße), auch „s Schützakoatles Jakob" genannt, „dr Bachschmied" am Bach (der Schmicha).

Nach ihren Berufen heißen „dr Spengler"; er nannte sich so, als er aus der Fremde kam, sonst sagt man in Tailfingen „Flaschner"; „s Hoalgapfleagerle" (= Heiligenpfleger); „dr Näperschmied" aus mhd. nabegêr = Bohrer); „dr Bachbaltes" hatte zwei der Gemeindebackösen (Bachösen) unter sich; „dr Nussagottliab" war Nußhändler; „dr Holzmichel" hatte viel Verständnis für Holz, er war Drechsler; „dr Höllewanger" (F. N. Hölle); „dr Schneiderbeck" hatte die Schneiderei erlernt, betrieb aber später eine Wirtschaft und Bäckerei, auch einen Kram; „dr Hans" oder „dr Salpaiterhans" war Salpetersieder.

Körperliche Mängel und Eigenschaften nennen Namen wie folgende: „s Stealzafüaßle" hatte einen kurzen Fuß von Geburt an und mußte sich deshalb mit einem Stelzfuß behelfen; „s Schüale" hatte ebenfalls einen Fußfehler. „s Weißle" war von weißlicher, „s Schwärzele" von schwarzer, „s Raitele" wohl von rötlicher Gesichts- und Haarfarbe.

„Herodes" hieß ein alter Tailfinger (Herodasle sein Sohn), warum, ist unbekannt. Den „Bitzerjohannes im Wasen" nannte man auch den „Bismarck", weil er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Bismarckfreund war und durch den Ort ziehenden Revolutionären 1848 einen „Gruß an Bismarck" aufgegeben hatte, natürlich zum Spott für die Revolutionäre, die ihn beinahe dafür bestraft hätten. — Der „Notar" war unter den ledigen Buben „Notar"; (sie hatten zum Scherz auch einen „Bubenschultes" gewählt, den „Mautekoa'rad"). Sein Enkel ist „s Notarbaltesan August". — „Dr reich Konrad" (= „s Mühlebüables Jakoba Konrad" — „s Mühlebüable" war nur der Stiefvater des Jakob!) redete, wie man sagt, gern von seinem Reichtum.

Ein gewisser J. Ammann war „dr Evabua", Sohn einer Eva C. Sein Sohn Joh. Jak. war „s Evabuale", sein zweiter Sohn „dr Schneiderbeck", dessen Sohn „s Schneiderbeckle". — Ein And. Merz und seine Frau Esther G. hatten einen Sohn Joh. Georg. Dessen Sohn Balthas hieß anscheinend zuerst Estherbaltes. Seinen Sohn nannte man allgemein „s Estlerbaltesa Konrätle". Die Estler sind nämlich eine in Tailfingen ansässige Familie, die aus der Schweiz eingewandert ist und sich früher Eschler schrieb. Man verwechselte also in diesem Fall Esther mit Estler (Volksetymologie).

Wege zur Erkenntnis der Volkskunst.

Von **Max Walter**, Amorbach.

Eine Reihe von größeren Veröffentlichungen hat sich in den letzten Jahren mit der Volkskunst beschäftigt[1]. Teilweise sammeln sie auswählend die Bestände einzelner Gegenden an volkskünstlerischem Gute in der Absicht, einen möglichst geschlossenen und alle Typen umfassenden Überblick zu geben, teilweise aber bemühen sie sich, Sinn und Inhalt der Volkskunst zu ergründen. Ein befriedigender Abschluß, der letzte Schritt war diesem Mühen um die Volkskunst bis heute nicht beschieden. Weder brachten es die Sammelwerke zu der wünschenswerten Abgrenzung des von ihnen be-

[1] Die wichtigste Literatur ist zusammengefaßt in Adolf Spamer, Volkskunst und Volkskunde, im 2. Jahrgang (1928) dieser Zeitschrift, S. 1, Anm. 1.

Digitized by Google

handelten Stoffes, zu der in diesem selbst lebendigen Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit, noch konnten die auf grundsätzliche Untersuchungen abgestellten Arbeiten eindeutig die Frage beantworten: Was ist Volkskunst? Wissenschaftliches Neuland gilt es in der Volkskunst zu erschließen, Weg und Ziel sind vielfach noch nicht richtig erkannt. Und doch ist all diesen Arbeiten ein Erfolg sicher: In weiten Kreisen hat sich endlich die Erkenntnis durchgesetzt — und eines Tages wird sie Allgemeingut geworden sein! —, daß es eine Volkskunst gibt. Eine Volkskunst so gut gibt, wie niemand mehr dem Volksliede, dem Volksglauben, dem Volksbrauch, der Volkssage ein selbständiges Dasein absprechen wird. Es ist merkwürdig, daß man diese Teilgebiete der Volkskunde seit Jahrzehnten eingehender wissenschaftlicher Bearbeitung für wert erachtet, um die Volkskunst aber heute noch vielfach einen großen Bogen schlägt.

Reichlich spät hat sich die Forschung der Volkskunst zugewandt. Noch steht sie in den Anfängen, noch ist die Arbeit vielfach ein Tasten und manche Entscheidungen sind noch nicht frei von gefühlsmäßigen Erwägungen. Besonders die reinen Stoffsammlungen bauen sich häufig auf solche auf, ja, man glaubt in fast romantischer Einstellung Volkskunst wieder einbürgern und neu aufleben lassen zu können. Man hüte sich übrigens auf dem Gebiete der Volkskunst noch vor abschließenden „Übersichten". Zu Sammelwerken solcher Art ist die Zeit noch nicht reif. Wohl lockt die Konjunktur, buchhändlerischer Geschäftssinn aber darf die Dinge nicht überstürzen. Erkenntnisse lassen sich nicht aus dem Ärmel schütteln, zumal auf einem so schwierigen Arbeitsfelde, wie es die Volkskunst in jeder Hinsicht darbietet. Die Volkskunstforschung ist ein Teilgebiet des volkskundlichen Arbeitskreises. Sie muß, ohne damit den Kunstwissenschaftler, den Kulturgeschichtler auszuschalten, dem Volkskundler vorbehalten bleiben, und weit mehr wie bisher muß dieser sich der Volkskunst zuwenden. Allenthalben, fast einer Mode unterliegend, häufen sich die Sammelwerke der Volkskunde. Durchblättert man sie aber in ihrer Vielzahl, so fehlt ihnen mit geringen Ausnahmen[2] der wesentliche Abschnitt „Volkskunst". Abgesehen davon, daß nach meinem Dafürhalten auch für die Volkskunde allgemein die Zeit noch nicht gekommen und es dem Ansehen der Volkskunde als Wissenschaft geradezu schädlich ist, mit solchen vielfach leider noch unreifen Sammelwerken vor die Öffentlichkeit zu treten, hat man sich zu sehr auf ein den Stoff bei weitem nicht einfangendes Schema festgelegt. Man behandelt Siedlung und Hausbau, Sprache, Märchen und Sage, Volksglauben und -brauch und vergißt nicht die Tracht, weiß aber nichts oder nur selten etwas von der Betätigung des Volkes nach der künstlerischen Seite hin. Trotzdem eigentlich die Volkskunst in allen volkskundlichen Teilgebieten greifbar in Erscheinung tritt. Volkskunst ist nichts als Gegenstand gewordene Volkskunde. Volkskunst erforschen heißt darum, das Volk in seinem eigentlichen Wesen verstehen zu lernen. In der Volkskunst wird sichtbar, was im Volkslied, im Brauch usw. nur erahnt werden

[2] In der im Verlag von Quelle & Meyer erscheinenden Sammlung „Deutsche Stämme — deutsche Lande" z. B. findet sich bisher nur in der Badischen Volkskunde von E. Fehrle ein Kapitel über Volkskunst.

Digitized by Google

kann. Die Volkskunst ist eine vollgültige Urkunde, die eine Welt in einem Brennspiegel einfängt und sie wird damit zum wichtigsten Zweig der Volkskunde überhaupt.

Bedauerlich ist die bisher so stiefmütterliche Behandlung der Volkskunst um deswillen, weil eine möglichst lückenlose Stoffsammlung in Wort und Bild zu einer vordringlichen Aufgabe geworden ist. Unheimlich rasch schwinden überall die Bestände an Volkskunst, die noch vor kurzem wenigstens aus dem 18. und 19. Jahrhundert überall greifbar lagen. Einen ersten Überblick über die Bestände in Deutschland dargeboten zu haben, ist ein bleibendes Verdienst der Redslobschen Sammlung[3] und der „Deutschen Volkskunst" von Konrad Hahm[4]. Man hat oft der Volkskunde den Vorwurf gemacht, sie ergehe sich zu sehr im Zusammentragen von Stoff und suche ihr Heil im Feststellen möglichst vieler Varianten. Man übersah, daß niemand ohne Werksteine bauen kann und man wird eines Tages noch froh sein über das rechtzeitige und scheinbar einseitige Stoffsammeln. Nun kann die Volkskunde arbeiten. Dieses Stoffbeitragen aber ist nicht minder Vorbedingung auch für jedes Arbeiten auf dem Teilgebiete der Volkskunst. Es muß noch viel umfassender als seither betrieben werden, soll die weitere Forschung nicht überall auf Lücken stoßen.

Eine wichtige Aufgabe, eine wertvolle Mithilfe fällt hierbei dem deutschen Heimatmuseum, dem Museum der kleinen Städte und der ländlichen Kreise zu. Dieses steht heute in seiner Gesamtheit in einer schweren Krise. Entstehen, Gestalt und Gehalt in der Hauptsache den letzten Triebkräften romantischer Weltauffassung an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert verdankend, läuft es heute Gefahr, den Anschluß an das Wollen der Nachkriegszeit zu verlieren und zur Rumpelkammer zu werden. Ihm fehlt noch der die Zeiten überbrückende Gedanke, das große Arbeitsziel. Es darf nimmer länger der kümmerliche Ableger der großstädtischen Museen für Kunst, Naturwissenschaft, Technik usw. sein, es muß selbständig werden in seinem Wollen, unabhängig als einmalig in seiner Gesamterscheinung neben die genannten Geschwister treten. Das deutsche Heimatmuseum muß allenthalben zum Volkskundemuseum werden, es muß überall erzählen vom Volkstum in den deutschen Landschaften, es muß vor allem zur Sammelstätte deutscher Volkskunst werden. Seine Dezentralisation wird dabei zu seiner Stärke und das große Kartenwerk, wie es im deutschen Volkskundeatlas zur Tat werden soll, wird nach dieser Umstellung im deutschen Heimatmuseum seinen schönsten Unterbau finden. Mit der Eingliederung des deutschen Heimatmuseums in den volkskundlichen Arbeitsplan, mit der Umgrenzung der Sammeltätigkeit, mit seinem Aufbau und Ausbau wird sich ein späterer Aufsatz eingehend beschäftigen[5].

[3] Deutsche Volkskunst, Delphin Verlag München; Band 1 Niedersachsen, 2. Brandenburg, 3. Rheinlande, 4. Bayern, 5. Schwaben, 6. Franken, 7. Thüringen, 8. Schlesien, 9. Westfalen, 10. Ostpreußen.

[4] Berlin, 1928, Verlag Deutsche Buchgemeinschaft.

[5] Vgl. auch Verfasser, Das Bezirksmuseum Buchen und sein Aufgabenkreis, im Wartturm, Heimatblätter f. d. bad. Frankenland, 4. Jahrgang (1929), S. 45 f.

Digitized by Google

Wie in der Volkskunde allgemein in den letzten Jahren die wissenschaftliche Weiterverarbeitung des Stoffes kraftvoll eingesetzt und vielfältige Ergebnisse gezeigt hat, so muß auch das Gebiet der Volkskunst planmäßiger als seither von jeder Betrachtungsmöglichkeit aus bearbeitet werden. Einzeluntersuchungen müssen den Stoff nach allen Richtungen hin durchdringen. Nur über sie kann der Weg zur Erkenntnis der Volkskunst führen. Es ist nicht überflüssig, sich einmal Gedanken über das zu machen, was an Arbeit auf diesem Gebiete noch geleistet werden muß, gibt doch ein Überblick über die derzeitige Volkskunstliteratur ein ziemlich verworrenes und keineswegs von Zielbewußtheit erfülltes Bild. In welchen Bahnen die weitere Arbeit sich bewegen muß, verraten die vielen Lücken, die Streit- und Zweifelsfragen, die allenthalben noch, besonders bei den verschiedenen Begriffssetzungen und Abgrenzungen, herrschen. In kurzen Umrissen sei hier ein Arbeitsplan niedergelegt und zur Besprechung gestellt.

Von den verschiedenen Deutungen, die bisher der Begriff „Volkskunst" gefunden hat, scheint mir in ihrer Weite, Klarheit und Eindeutigkeit die von Adolf Spamer gegebene die richtigste zu sein. Nach ihr ist Volkskunst all das, was das Volk für Kunsterzeugnisse hält und als solche seinem Haushalt oder allgemeinen Gebrauch einverleibt[6]. Gleich umfassend und in seiner Folgerichtigkeit bestechend sind für A. Spamer das „Volk", die primitive, individuumslose Gemeinschaft, nicht nur das Bauerntum und die in Lebensgemeinschaft mit ihm verbundenen Berufsstände, die bisher die Volkskunde nur zu oft allein in den Kreis der Betrachtungen gezogen hat, für ihn sind in die Forschung einzubeziehen alle Volksteile, in denen noch primitive Elemente lebendig sind[7]. Ohne hier Stellung nehmen zu wollen zu diesen Spamerschen Begriffsbestimmungen, stelle ich die nachfolgenden Ausführungen in ihren Rahmen, weil sie den freiesten Spielraum für ein umfassendes Arbeiten schenken, keinerlei Fessel anlegen und doch eindringlich in eine bestimmte Marschrichtung weisen. Ohne eine solche aber geht es nicht. Möglich, daß im Laufe der weiteren Entwicklung die Spamerschen Begriffssetzungen zum Teil überholt und geändert werden. Ihr hoher Wert wird trotzdem unbestritten bleiben. Eine letzte Deutung kann heute noch niemand geben. Wenn ich oben Einzeluntersuchungen forderte, so dürfen doch über der Kleinarbeit nicht die großen Zusammenhänge verloren werden. So wie sich die Kunstwissenschaft in den letzten Jahrzehnten in Bezug auf die in ihr Forschungsgebiet gehörigen Realien von der rein philologischen Betrachtungsweise loszulösen wußte und mehr und mehr hinter dem Kunstwerk die geistigen und seelischen Strömungen von zeitlichem Ausmaße und menschlicher Allgemeingültigkeit aufdeckt, so darf auch die Volkskunde im Arbeitsfelde der Volkskunst nicht an den Äußerlichkeiten der Erscheinungsformen haften bleiben, auch sie muß vorstoßen zu den großen treibenden Kräften.

[6] Spamer a. a. O., S. 10.

[7] A. Spamer, Um die Prinzipien der Volkskunde, Hessische Blätter für Volkskunde. Band XXIII. (1924), S. 92 ff.

Digitized by Google

Immer und überall steht über jeglichem Menschenwerk der Mensch. Jede Beschäftigung mit dem Werke des Menschen ist zur Unfruchtbarkeit verurteilt, wenn es ihr nicht gelingt, den dahinter stehenden Geist, die darinnen eingefangene Seele wieder lebendig zu machen. So wird auch die erste Frage, die auf dem Gebiete der Volkskunst gründlich zu klären ist, zu lauten haben: Wer ist Träger der Volkskunst? Wer betätigt sich schöpferisch als Volkskünstler, welches ist der Kreis der Aufnehmenden, der Verbraucher? Im Gegensatze zur Stilkunst, der Kunst vorwiegend von Einzelpersonen, kommt die Volkskunst aus einer großen Masse und geht sie zu einer großen Masse. Die Masse an sich ist natürlich unschöpferisch, aber in ihr muß doch der Kreis der Schaffenden und Aufnehmenden von so bestimmendem Umfange sein, daß er die Masse als Ganzes typisch beeinflußt. Wie auch die Volkskunst selbst Typenkunst sein muß, soll sie überhaupt ein Selbständiges sein[8]. Wer aber eigentlich Träger der Volkskunst ist, darüber fehlen noch eingehende Untersuchungen. Sie sind für rückliegende Zeiträume nicht mehr leicht, nur noch in beschränktem Maße anzustellen. Ein dankbares Feld bieten hauptsächlich vom Verkehr gemiedene Gegenden, etwa der Böhmerwald, der hohe Schwarzwald, daneben Berufsgemeinschaften von strenger Gebundenheit, der Soldat, der Bauer, der Bergmann, weiter mittelbar einzelne Industriezweige mit Massenherstellungen, die nur vom Volk aufgenommen werden, etwa die Votiv- und Weihegaben der Wallfahrtsorte, die der Jahrmärkte. Leider versagen in diesem Falle vielfach unsere Heimatmuseen als Quellen. In Verkennung der Wichtigkeit solcher Angaben und in der Meinung, bei der Volkskunst sei die Herkunftsbezeichnung weniger bedeutsam als in der Stilkunst, hat man meistens nicht einmal aufgeschrieben, wo die Dinge her sind, viel weniger noch nachgeforscht, welchem Kreise sie entstammen. Sei es dem der Kleinbauern oder dem des begüterten Großbesitzers, dem des Taglöhners oder des Handwerkers, dem des Kleinbürgers, des Fabrikarbeiters oder dem des fahrenden Volkes. Wer fertigte und wer besaß diese Dinge, von welcher bis zu welcher Gesellschaftsschicht erstreckte sich ihre Verbreitung? Unterschieden sich nicht schon das Großbauernhaus und die Taglöhnerwohnung etwa im Besitz von Andachtsbildern? Im Besitze der Sache als solcher, nicht nur in Bezug auf die mehr oder weniger „gute" Ausführung. Es muß versucht werden, Feststellungen in dieser Richtung nachzuholen und es werden sich rein zahlenmäßige Erhebungen, wie sie von W. Scheidt in anderer Richtung der volkskundlichen Forschung gefordert werden[9], nicht umgehen lassen. Die Frage, die diese Erhebungen beantworten, ist eine grundlegend wichtige, es ist die nach „dem Volk".

Von größter Bedeutung innerhalb dieses Rahmens ist die Festlegung des Kreises der schöpferisch tätigen Volkskünstler, der Hersteller. Wer zählt darunter? Wie groß ist anteilig die Zahl der Hersteller im Gesamtlebenskreis? In vielfältiger Weise wird Volkskunst zur Tat und in jeder

[8] Vgl. dazu W. Scheidt, Volkstumskundliche Forschungen in deutschen Landgemeinden, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Band 21, S. 134 ff.

[9] Scheidt a. a. O

Digitized by Google

ihrer Erscheinungsformen geht sie auf andere Urheber, andere Lebenshintergründe zurück. Welche Berufe betätigen sich volkskünstlerisch? Rasch wird die Untersuchung dieser Frage weit über den bisher gezogenen Kreis der Bauern und dörflichen Handwerker hinausführen. Dabei genügt es nicht, etwa nur Querschnitte durch die heutigen Verhältnisse zu machen, noch lassen sich das 19. und 18. Jahrhundert, wenn auch mit einigen Schwierigkeiten, in den Bereich der Untersuchungen einbeziehen. Über sie hinweg wird besonders bei den überlieferungsstarken Schichten der Bauern der Anschluß an frühere Zeiten gewonnen werden. Unverzüglich gilt es hier zu retten, was noch an Namen, persönlichen, kulturellen, wirtschaftlichen Verhältnissen zu erfahren ist.

Zwanglos führen Untersuchungen dieser Art zu den Lebensbedingungen, an die die Volkskunst geknüpft war und ist. Auch hier fehlt es noch an planmäßigen Einzelforschungen. Man hat die Volkskunst häufig Zweckkunst genannt, glaubte sie nur dort vorhanden, wo ein Zweckgegenstand verschönt werden sollte. Abgesehen davon, daß diese Wortprägung ein zu flaches Sehen voraussetzt, wird Volkskunst kaum einem Nebenher seine Entstehung zu danken haben. Ein ins Einzelne gehender Querschnitt durch das gesamte volkskünstlerische Schaffen wird aufklären müssen, ob nicht auch die Volkskunst dem Triebe zu künstlerischer Betätigung an sich ihr Dasein verdankt, und welche Gründe sie oft mit den auf die Erfüllung eines Zweckes gerichteten Gegenständen zusammenführen. In dieser Hinsicht wird überhaupt der seelische Hintergrund, der seelische Nährboden der Volkskunst Gegenstand der Forschung zu sein haben. Ihr Herauswachsen aus diesem, die Art und Weise des Werdens sind zu untersuchen, Vergleiche anzustellen mit der schöpferischen Betätigung des Volkes auf anderen Gebieten, etwa dem der Sprache und der Musik. Setzt die Volkskunst nicht in stärkerer Weise schöpferische Kraft voraus als sie etwa das Volkslied erfordert? In hohem Maße ist Volkskunst originäres Schaffen, stets neues Werden, während das Volkslied immer wieder geboren wird im Nachsingen, im Nachschaffen. Muß deshalb nicht der Kreis der Volkskünstler ein weit engerer sein als der das Volkslied Pflegenden? Wer betätigt sich volkskünstlerisch? Nach verschiedenen Richtungen hin erfordert diese Frage eine Beantwortung. Schon im Kinde lebt der Volkskunst gebärende Schaffenstrieb. Die kindlichen Werke sind reinste Volkskunst, legt doch auch diese in allen ihren Erscheinungsformen nirgends den Grundzug des Kindlichen ab. Wodurch unterscheidet sich nun Volkskunst des Kindes von der des Erwachsenen?

Bei den einzelnen Lebensaltern wird jeweils der Kreis des Schaffensgebietes ein anderer sein. Man vergleiche die Arbeiten der Kinder, die der Hütebuben, der jungen Leute in den Spinnstuben, die der Bauern und Handwerker miteinander unter diesem Gesichtspunkte.

Darüber hinaus: Welche sozialen Schichten schaffen und verbrauchen Volkskunst? Ihre Zahl ist eine große. Sie umfaßt wohl auch in Hochkulturländern die Völker nahezu in ihrer Gesamtheit, vom Bauernstand mit seiner starken primitiven Gebundenheit hinüber bis zum Bürgertum in

Digitized by Google

seinen besten Kreisen. Gibt es nicht feine Unterschiede zwischen der Einstellung dieser einzelnen Lebensgemeinschaften zur Volkskunst, Unterschiede, die hinausragen über die naturgemäße Verschiedenheit in der Wahl der Motive, des Werkstoffes, der Technik? Die Aufgabe mag schwer sein, aber sie ermöglicht uns, auch von dieser Seite her den geistigen und seelischen Aufbau der einzelnen Volksschichten zu erkennen.

Fast einseitig stellt sich die Blickrichtung vieler Arbeiten über Volkskunst auf das Vorkommen dieser an Gegenständen des täglichen Lebens ein. Weniger betrachtet dagegen wird das Gebiet der Volkskunst, das sich an Volksglauben und religiösen Brauch, an Spiel und Tanz, an Fest- und Arbeitsbrauch anschließt. Dabei erhält die Volkskunst unzweifelhaft die stärksten Anregungen von dieser Seite her und besonders wichtig und aufschlußreich müssen zusammenfassende Betrachtungen über die Volkskunst im Bereiche des Volksbrauchs sein. Zahllose Einzelarbeiten harren greifbar der Durchführung: Fastnacht und Volkskunst, die volkskünstlerische Betätigung am Sommertag, die Palmbüschel, der heilige Nikolaus, das Weihnachtsfest, die Volkskunst im Liebesleben, bei Geburt, Hochzeit und Tod, bei den Ernte- und anderen Arbeitsbräuchen, bei der Musterung usw.

Weiter zu erörtern ist die Frage nach dem Schicksal volkskünstlerischen Schaffens, nach der Art und Weise seines Vertriebes. Es ist nicht nur Sache etwa des Volkswirtschaftlers, sich um diese Dinge zu kümmern. Die Volkskunst ist viel länger, als man gemeinhin annimmt, Gegenstand des Handels geworden. Ich nenne als Beispiel nur den Vertrieb von Wallfahrtsandenken. Hat nicht diese Massenherstellung das volkskünstlerische Schaffen auch innerlich stark beeinflußt, es in Bahnen gedrängt, die ihm zunächst fremd waren? Was scheidet diese Massenware, abgesehen von Technik, Werkstoff usw. von den Einzelerzeugnissen bestimmter Meister, Familien und Werkstätten? In welcher Weise gestaltete sich der Handel mit volkskünstlerischer Ware? Auch hier sind alle Einzelheiten des Vertriebes wichtige Begleiterscheinungen und es ist keineswegs ohne Belang, selbst die Preise für die Waren zu wissen. Billigkeit entschied in früherer Zeit vielleicht noch mehr zugunsten einer großen Verbreitung als in den letzten Jahrzehnten und Jahren. Auch ein billiger Preis mag das Bild der Volkskunst im Laufe eines längeren Zeitraums in einzelnen Zweigen grundlegend geändert haben. Auch die Bedeutung volkskünstlerischen Schaffens als Wirtschaftszweig ist zu untersuchen. Weiter: Arbeitete der Hausfleiß in der gleichen Richtung wie die Hausindustrie? Zahllose Fragen tauchen auf, wenn man den Lebensumständen der Volkskunst nachgeht, Fragen, die die ungeheuere Vielfältigkeit volkskünstlerischen Schaffens ahnen lassen und die dringend einer Antwort harren.

In enger Verbindung mit Herstellung und Vertrieb steht die Frage nach den räumlichen und zeitlichen Abgrenzungen innerhalb der volkskünstlerischen Erscheinungen, die Frage nach Verbreitung und Abgrenzung, sowie nach dem Lebenslauf dieser Einzelerscheinungen. Betrachten wir zunächst die räumlichen Abgrenzungen, die sich in dem Stichwort „Volkskunst und Landschaft" zusammenfassen lassen. Wenn wir

Digitized by Google

von „Oberrheinischer Kunst" reden, so heben wir mit dieser Zusammenfassung auf bestimmte Sonderheiten ab, die jenseits aller zeitlich und räumlich ausgleichenden Strömungen eben nur der Kunst am Oberrhein eigen sind, Sonderheiten, die Ausdruck des Erlebens, des Kunstwollens eines in sich geschlossenen Kulturkreises sind. Wie weit diese Bindungen in rassischen oder stammlichen Übereinstimmungen gründen, wie weit sie nur Schulen, das Wirken eines starken Vorbildes widerspiegeln, wie weit sie in zeitlicher Auswirkung unbegrenzt oder vorübergehend sind, mag im einzelnen noch abzuwägen sein, ihr Vorhandensein kann nicht bestritten werden. Daß auch in der Volkskunst einzelner Landschaften solche eigenen Wesenszüge hervortreten, daß auch hier der geschlossene Kulturkreis und über ihn Rasse und Volkstum zu Abgrenzungen führen, ist als sicher anzunehmen. Diese Sonderheiten aber, vor allem soweit sie in seelischen Bedingtheiten ihren Ursprung haben, für irgend eine Gegend Deutschlands aufzuweisen, dazu ist die volkskundliche Forschung heute noch nicht im Stande. So muß eine Prägung wie etwa „Schwarzwälder Volkskunst" zunächst nichts bleiben als die Herkunftsbezeichnung einer Ware, eines volkskünstlerischen Gegenstandes. Sie kann Typenbezeichnung erst werden, wenn wir erkannt haben, welchen Wesens und Seins Schwarzwälder Volkskunst ist.

Ungleich schwerer als in der hohen Stilkunst ist in der Volkskunst die Arbeit in dieser Richtung. In der Stilkunst hat es die Forschung mit den Kunstäußerungen einer verhältnismäßig geringen Zahl von Einzelpersönlichkeiten zu tun, die gewissermaßen als Vorposten des hinter ihnen und durch sie lebendigen Volkstums schaffen und geschaffen haben. Die Volkskunde jedoch hat dieses Volkstum an sich in seiner Gesamtheit zu erkennen und bloßzulegen, ein Volkstum, das seinem Wesen nach nicht nur in sich gleichheitlich gelagert war, das auch zeitlich und räumlich weit weniger scharfe Abgrenzungen aufzuweisen hat als eine Gruppe von Einzelpersönlichkeiten. Der Künstler dieser Gruppe war einmalig in seiner Art oder wenigstens einer von wenigen seiner Zeit und seines Schaffensbezirkes, der Volkskünstler war einer von Zahllosen, er blieb nicht nur anonym, weil die Namensangabe nicht üblich war, er war anonym. Was er in seinen Werken erlebte, war das Erleben eines ganzen Volkes in seinem Urgrunde. Es wird immer eine Halbheit bleiben, die Seele eines Gesamtvolkes nur aus den Kunstschöpfungen seiner Großen erkennen zu wollen und die Werke der Volkskunst dabei unbeachtet zu lassen.

Ausgehend von der Entlegenheit einzelner Dörfer und Landstriche, gemessen an den jetzigen Verkehrsmöglichkeiten und -mitteln und bezogen auf diese, dürfen wir beileibe heute nirgends mehr in Deutschland von außen her unbeeinflußte, nur bodenständige Volkskunst suchen wollen. Diese Feststellung gilt nicht nur für die Gegenwart, sie gilt in gleichem Umfange schon für die letzten Jahrhunderte. Verkehr und Handel gab es zu allen Zeiten und über weite Strecken hinweg wurden Anregungen getragen, Handfertigkeiten, Formen und Motive verschleppt. Der wandernde Handwerker, der fahrende Schüler, das Kriegsvolk, die dem Verkehr dienenden Berufe, die Jahrmärkte, sie alle übertrugen und glichen aus.

Digitized by Google

Neben diese Bevölkerungsbewegungen in horizontaler Richtung treten vielleicht mit stärkerer Wirkung die Veränderungen innerhalb des Volkes im Laufe der Zeiten. Weite Gebiete unseres Vaterlandes waren z. B. im Dreißigjährigen Kriege nahezu entvölkert worden. Die Wiederbesiedlung erfolgte nun keineswegs überall durch die Ortsansässigen, sie war vielmehr in den meisten Fällen auf einen Zufluß landfremder Elemente angewiesen. Im Schwarzwald und im Odenwald z. B. ließen sich zahlreiche Familien von Schweizern, Hugenotten usw. nieder. Der Schluß liegt darum nahe, daß solche Zuwanderungen auch das landschaftlich gebundene volkskünstlerische Schaffen vollkommen verändert haben. Eine Arbeit, die bereits auf solche Wanderungen volkskünstlerischen Gutes aufmerksam macht, ist die eingehende Behandlung der Hohwölfle von Dr. O. A. Müller in dieser Zeitschrift[10]. Doch nicht nur über Landfremde kam Neues, das ansässige Volk selbst blieb nicht jahraus, jahrein an der Scholle kleben. Heiraten in andere Gaue, die zunftmäßig vorgeschriebenen Wanderschaften der Handwerker führten vielfach zur Abschleifung des volkskünstlerischen Schaffens. Die Kunst der Ziegler[11] ist gewiß nicht überall nur deshalb so gleich, weil sie in ihrer Gesamthaltung sehr primitiv ist, entscheidender hierfür ist wohl der Umstand, daß das Volk der Ziegler ununterbrochen auf der Landstraße lag. Auch die Wallfahrten führten breite Teile des Volkes in fremde Gegenden. So zogen viele Rheinländer alljährlich herunter bis nach Walldürn im badischen Odenwald; die Sigismundkapelle bei Oberwittighausen im badischen Frankenlande wurde in früheren Jahrhunderten von böhmischen Wallfahrern besucht[12]. Wie im Brauchtum haben wir es auch in der Volkskunst vielfach mit aussterbenden Formen zu tun, deren ursprünglicher Gehalt, deren erste Erscheinung nimmer oder nur schwer zu ergründen ist. Es müssen aber Untersuchungen über solche Wanderungen angestellt werden, die der Formenwanderung der Zeitstile über Werkhütten, dem Wandern der Volkssage usw. entsprechen.

Daneben wurde Volkskunst nicht nur aus einer Landschaft für diese Landschaft gefertigt. Zutreffend ist dies höchstens für den Teil des Schaffens, der im Ringe der Selbsterzeugung Verwendung in der eigenen Familie oder dörflichen Gemeinschaft finden sollte. Sobald volkskünstlerisches Schaffen Gegenstand des Handels geworden war, mußte sich auch das landschaftlich abgegrenzte Bild der Volkskunst ändern. Zutreffend wird diese Feststellung dort, wo ein größerer Bedarf an Einzelstücken (wie etwa bei den Wallfahrtsartikeln) die Volkskunst frühzeitig dem Vertrieb über weite Gegenden hin eingegliedert. „Schwarzwälder Volkskunst" ist für uns nicht nur mehr das, was im Schwarzwald selbst erzeugt worden ist, es zählt dazu auch viel dort eingeführte Ware. Es steht fest, daß z. B. ein großer Teil der Andachtsbilder, die Känsterle, schon vor über hundert Jahren aus

[10] 3. Jahrg. (1929), S. 16 ff.

[11] Verf., Die Kunst der Ziegler, Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1. Jahrg. (1927), S. 5 ff.

[12] Die Kunstdenkmäler des Großh. Baden, Amtsbez. Tauberbischofsheim, Freiburg, 1898, S. 142.

Digitized by Google

Walldürn in den Schwarzwald, die schwäbische Alb und nach Oberelsaß gehandelt wurden. Ein weiteres Beispiel bildet der Vertrieb der Hinterglasbilder und Emailgläser, die vom Schwarzwald, aus Oberbayern und vom Böhmerwald her bis nach Norddeutschland hin gehandelt wurden. Wohl wird kein Gebiet volkskünstlerischen Schaffens in fremder Landschaft Anklang finden, das nicht geschmacklich und damit seelisch aufnahmebereiten Boden findet, und bis zu einem gewissen Grade fügt sich so auch eingeführte Ware in das an Ort und Stelle gewachsene Gut ein. Untersuchungen aber dahingehend, was bodenständig und was eingeführt in einer Gegend als Volkskunst sich vorfindet und welchen Anteil beide Arten am Gesamtbestande haben, sind trotzdem notwendig, wenn das landschaftlich gebundene volkskünstlerische Gesamtbild voll durchleuchtet werden soll.

Neue Motive vor allem sind es, die manchmal sprunghaft rasch sich ausbreiten. Über das Warum wissen wir noch nichts, ebensowenig, wie weit sie wandern. Die Grenzen solcher Wanderungen festzustellen ist wichtig, weil sie oft Aufschlüsse über gewisse Volkstumsausbreitungen geben werden.

Die von Gegend zu Gegend feststellbaren Sonderheiten in der Volkskunst dürfen zu allerletzt in rassischen Vorbedinungen ihre Ursachen haben. In welchen Landschaften Deutschlands dürfen wir überhaupt noch reine Rassen voraussetzen? Typen haben sich wohl da und dort herausgebildet, einwandfrei konnte sie die Wissenschaft noch nirgends herausschälen. Sie heben sich aus ihrer Umgebung nur für den scharfäugigen Beobachter heraus und auch er muß oft mehr das Gefühl als die Zahl sprechen lassen. Man ist zu leicht geneigt, die Sonderheiten eines Volksstammes in rassischen Triebkräften zu suchen. Die Volkskunstforschung wird das Ergebnis der Rassenforschung im Auge behalten und Erhebungen anstellen müssen, ob und welcher Art Zusammenhänge zwischen Volkskunst und Rasse bestehen.

Die Volkskunst ist unverkennbar sehr beharrlich. Selbst noch in den schnellebigen letzten Jahrhunderten lassen sich Formen nachweisen, die erstarrt und zu festem Volksgute geworden, durch Geschlechter hindurch lebendig bleiben. Es muß zunächst festgestellt werden, in welcher Weise diese Weitergabe von einem Geschlecht zum anderen vor sich geht. Gewisse Formen sind dabei länger lebendig als andere, die rascher aufgegeben werden. Um welche Formen handelt es sich dabei jeweils und worauf sind solche Unterschiede zurückzuführen? Am stärksten ist die Überlieferung wirksam, wenn ein Handwerk viele Jahrzehnte lang in einer Familie ausgeübt wird. Werden dabei in Ausübung des Handwerkes Modelle benutzt, dann ist die Beharrlichkeit in der Beibehaltung der alten Formen eine um so größere. So verwendete die Töpferfamilie Bischof-Kurz in Amorbach die gleichen Formen für Andachtsbilder fast zweihundert Jahre lang (1710—1900). Die Grabbretter in Dallau bei Mosbach änderten sich durch viele Jahrzehnte hindurch nicht, da die Schreiner ihre Modelle vom Vater auf den Sohn weitergaben. Einem rascheren Wandel hingegen scheint die volkskünstlerische Ware zu unterliegen, die der Massenherstellung ihr Ent-

Digitized by Google

stehen verdankt. Leicht zu untersuchen ist dies bei den Wallfahrtsartikeln, bei den Glaskästchen mit Heiligenbildern usw. Diese Dinge mußten billig sein und die Verfertiger waren gezwungen, sich die fortschreitende Technik zunutze zu machen. Von den plastischen, aus Teig oder Wachs gegossenen Heiligenfiguren in Glaskästchen kam man im Verlauf weniger Jahrzehnte zu lithographischen Darstellungen und nach diesen zu gedruckten. Am Ende solcher raschen Entwicklungen und Änderungen aber steht vielfach das Aussterben einzelner Volkskunstzweige, einzelner Formen. Wo eine jüngere Generation, die Jugend nicht mehr übernimmt, sich der Überlieferung verschließt, dort stirbt Volkskunst aus, sie hat sich überlebt. Ein Vorgang, der sich wohl am besten auf dem Gebiete der Volkstracht untersuchen läßt. Wir besitzen eine große Anzahl von Trachtenwerken in Deutschland. Eingehende Erhebungen darüber, warum die Trachten in einzelnen Landschaften ausgestorben sind, enthält kaum eines von ihnen. Mit wirtschaftlichen Motiven allein wird man diesem Vorgang kaum gerecht.

Auch über die Ausdrucksmittel der Volkskunst sind wir noch kaum in zusammenfassenden und die Sonderheiten heraushebenden Arbeiten unterrichtet. Welche Gestaltungsformen zieht der Volkskünstler anderen in seinem Schaffenskreis vor? Hängt etwa die Vorliebe für das Zeichnerische, für das Flachrelief nur zusammen mit dem häufigen Beieinander von Volkskunst und Zweckgegenstand, mit der schmückenden Tendenz der Volkskunst, kurz mit der Scheu des Volkskünstlers, die Form eines Zweckgegenstandes der Ausschmückung zuliebe zu ändern? Der Formenwandel bei der zeitlich horizontalen Wanderung von einem Handwerk zum andern, beim Überspringen von einem Werkstoff zum andern ist näher zu betrachten. Auch die einzelnen Techniken, deren sich der Volkskünstler bei den verschiedenen Rohstoffen bedient, sind noch näher zu untersuchen.

Dann aber ist es besonders wichtig zu erfahren, wie sich der Volkskünstler und hinter ihm die verschiedenen Volksteile in verschiedenen Zeiten zur Farbengebung verhalten. Wo, wann und warum werden lebhafte, leuchtende Farben oder gebrochene, gedämpfte verwandt? Häufig mögen gerade hier Einflüsse der hohen Kunst mitspielen. Besonders wertvoll und aufschlußreich werden in diesem Falle Feststellungen sein, wo und warum die Volkskunst solche Gefolgschaft versagte. Den aufschlußreichsten Weg zu Untersuchungen in dieser Richtung schenken die bemalten Bauernmöbel des 18. und 19. Jahrhunderts. Man glaubte vielfach, behaupten zu dürfen, daß die katholische Bevölkerung farbenfreudiger sei als die evangelische. Besonders in Trachtenwerken findet sich diese Annahme. Aber auch gegenteilige Beobachtungen will man gemacht haben. Es erhebt sich daher die Frage, ob tatsächlich die einzelnen Konfessionen eine bestimmte Einstellung zur Farbe haben und darüber hinausgehend, in welcher Weise sie überhaupt das volkskünstlerische Schaffen beeinflussen, ob sie es fördern, hemmen oder ersticken. Für das badische Frankenland ergab sich[13], daß in den evangelischen Gemeinden Volkskunst vielfach kaum noch an-

[13] Verf., Die Volkskunst im bad. Frankenlande, Karlsruhe, 1927, S. 37 f.

Digitized by Google

zutreffen ist, während sie in den dazwischen liegenden katholischen Gemeinden noch lebendig ist. Sind mit dieser Zurückdrängung geistige und manuelle Fähigkeiten verkommen? Spielen neben solchen religiösen Ursachen noch andere Dinge des geistigen und wirtschaftlichen Lebens eine gleiche Rolle als Triebkraft oder Hemmung?

Die Motive in der Volkskunst und ihre Geschichte wurden bereits in einzelnen Arbeiten teilweise behandelt. Noch nicht eingegangen ist man auf die Frage, ob und wie weit seelische Vorbedingungen bei der Motivwahl mitsprechen. Folgt man W. Scheidt's Formulierung von den Aufgaben der Volkskunde[14] auch auf dem Gebiete der Volkskunst und schält man dieser folgend aus der Unzahl der Motive die Typen heraus, so wird man gewiß zu wertvollen Erkenntnissen kommen. Es ist z. B. auffällig, welche große, fast ausschließliche Rolle das Vesperbild in der fränkischen Volkskunst spielt. Warum tritt dieses in anderen Gegenden an Häufigkeit weit zurück? Ist die Beliebtheit im Frankenland nur eine Folge der gleichgestaltigen Gnadenbilder in besuchten Wallfahrtsorten (Dettelbach, Maria Buchen u. a.) oder liegt diese Bevorzugung tiefer, zumal sie auch zeitlichem Wandel kaum unterworfen ist (1450—1900)? Kommt etwa das Motiv der Darstellung grausamen Schmerzes einer seelischen Veranlagung entgegen? Mit Erklärungsversuchen, die Bauern hätten nach dem Bauernkriege mit diesen Vesperbildern gegen ihre schwere Unterdrückung protestieren wollen[15], erschöpft man kaum alle Gründe dieser Erscheinung.

Mehr oder weniger werden alle die bisher für notwendig erachteten Untersuchungen wertvolle Aufschlüsse geben über Inhalt und Wesen der Volkskunst überhaupt. Volkskunst ist Kunst schlechthin und jeder Versuch, dem Wesen der Volkskunst beizukommen wird sich zunächst mit dem Unterschiede Volkskunst—Stilkunst abgeben müssen. Wäre die Volkskunst nicht auch Kunst an sich, so könnten keinerlei Beziehungen zwischen ihr und der Stilkunst bestehen. Wenn Beide voneinander übernehmen, aneinander abgeben, so kann dies nur geschehen aus innerer Verwandtschaft heraus. Schon der Umfang und die Art dieser Übernahme ist dabei bedeutsam. Nur innerhalb des Grades der „Gleichheit" zwischen Stilkunst und Volkskunst kann ein Übernehmen von Stilkunst durch das Volk stattfinden. Dort, wo die Stilkunst in neue fremde Welten vorstößt, wird sie lange dem Volke unzugänglich bleiben. Untersuchungen darüber, was vom Gesamtgute eines Zeitstiles in das Volk dringt, müssen gemacht werden.

Grob ausgedrückt will man vielfach das eigentliche Wesen der Volkskunst darin erkennen, daß diese eigentlich primitiv ist und von ihr übernommenes Formgut der Stilkunst nach dem Primitiven hin umgestaltet. Ist nun die Volkskunst im Verhältnis der Anteile überwiegend primitiv oder herrscht in ihr das „gesunkene Kulturgut" vor? Diese Frage wird bei der Volkskunst eines Hochkulturvolkes nicht leicht zu beantworten sein. Zunächst müssen alle ursprünglich primitiven Äußerungen der Volkskunst einmal geschlossen eingefangen und untersucht werden, damit das Wort von

[14] Scheidt a. a. O., S. 137.

[15] G. Lommel, Tauberbilder, Würzburg, 1872, S. 7.

Digitized by Google

der primitiven Gemeinschaftskultur in Bezug auf die Volkskunst überhaupt rechten Inhalt bekommt. Durchblättert man heute die Sammelwerke über Volkskunst, so begegnen uns noch recht wenig primitive Dinge, in den weitaus meisten Belegen handelt es sich um entlehntes Formgut aus der Stilkunst. Man hat immer wieder den Eindruck, als fehle noch vielfach der „Mut zum Allereinfachsten". Ein dankbares Feld bieten hier der Forschung die Mangelhölzer, die Arbeitsgeräte der Bauern und Handwerker, die Spielzeuge und Handfertigkeiten der Kinder.

Bei der Suche nach dem Inhalt und den Grenzen der Volkskunst kommt immer wieder der Vergleich mit dem Volksliede. Müssen nicht alle Gesetze, die bei diesem wirksam sind, die das Volkslied erst zu einer wesenseigenen Erscheinung machen, in gleicher Weise lebendig sein in der Volkskunst? E. Seemann stellt gelegentlich einer Betrachtung über die Lebenskraft der einzelnen Gattungen des Volksliedes[16] fest: „Unverwüstlich ist nur die der primitiven." Gilt dies nicht auch für die verschiedenen Strömungen in der Volkskunst? Was die Zeitstile herantrugen, lebt jeweils wohl noch jenseits der Stilperioden der „hohen" Kunst, aber — wird das Lehngut auch zeitlos? Immer jung scheint nur die primitive Volkskunst zu sein. Weniger vielleicht aus ununterbrochener Tradition, denn als stete Neuschöpfung, als immerwährender erster Schritt in das Reich der Kunst überhaupt. Der Kreis der primitiven Volkskunst muß sich von dieser „Wertung" der Zeitlosigkeit aus feststellen lassen und über sie erschließt er sich vielleicht am sichersten.

Zweifellos bestehen innere Zusammenhänge zwischen der Volkskunst und der Kunst der Irren. H. Prinzhorn hat die Kunstäußerungen Letzterer eingehend untersucht[17]. Es bleibt nunmehr noch übrig, die Volkskunst wider diesen Schaffenskreis abzugrenzen und dabei den Übereinstimmungen im Einzelnen nachzugehen. Volkskunst ist Urschaffen, sie quillt triebhaft ans Licht, kaum beschwert durch Hemmungen. Liegen im Fehlen der Hemmungen[18] die offensichtlichen Beziehungen zwischen der Volkskunst und den eben genannten Kunstäußerungen? Wie innerlich nahe tatsächlich der Volkskünstler häufig dem geistig Abseitigen stehen kann, zeigt J. Blau. In seiner Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst[19] berichtet er in eingehender Weise über die Art der Herstellung der so oft zu den besten Erzeugnissen der Volkskunst gezählten Hinterglasbilder in einer großen Werkstatt zu Außergefild im Böhmerwald. Die Bilder wurden in weitgehend durchgeführter Arbeitsteilung von Krüppeln und Trotteln angefertigt. Das Außengefilder Glasbild beherrschte dabei (ob seiner Billigkeit?) den süddeutschen Markt. Noch heute sind überall zahlreiche Stücke

[16] E. Seemann, Volkslied, in John Meier, Deutsche Volkskunde, Berlin und Leipzig, 1926, S. 272.

[17] H. Prinzhorn, Bildnerei der Geisteskranken, Berlin, 1923 (2. Aufl.).

[18] Vgl. A. Spamer a. a. O. (Volkskunst und Volkskunde), S. 27.

[19] Prag, 1917, 2. Teil, S. 281 f.

Digitized by Google

dieser Herkunft festzustellen. Schlagend beweist jedenfalls dieser Sachverhalt, wie wichtig es ist, in der Volkskunst auch der Art der Herstellung nachzugehen.

Das Abgleiten von Kulturgut oberer Schichten in den Bannkreis der primitiven Gemeinschaft hat man bisher mit Bezug auf das Volkslied und die Tracht näher untersucht. Arbeiten in dieser Richtung sind auf das ganze Gebiet der Volkskunst auszudehnen. Bisher hat lediglich Wilhelm Fraenger eine vorzügliche Abhandlung über die Herkunft von russischen Volksbilderbogen gegeben[20]. Dieser Weg muß viel häufiger beschritten werden, wobei die Aufmerksamkeit nicht nur auf die technischen Veränderungen bei der Wanderung, sondern nicht minder auf die inneren Wandlungen zu lenken ist. Auch hier bietet das Gebiet der religiösen Volkskunst ein dankbares Arbeitsfeld. Wie verlief der Übergang vom Reliquiar zum Känsterle, von der Heiligenfigur in der Kirche zum tönernen Andachtsbild im Wegkreuz? Dabei muß untersucht werden, was sich eigentlich die Volkskunst aus dem weiten Stoffgebiet der Stilkunst aussuchte. Denn daß die Volkskunst eine Auswahl trifft und nicht alles übernimmt, ist sicher.

Ist es überhaupt richtig, von „gesunkenem Kulturgut" zu sprechen? Auch die hohe Kunst übernimmt Anregungen, wo sie sie findet. Man spricht beispielsweise von der Übersetzung italienischen Formgutes in das Deutsche im Zeitalter des Barock. Solche „Übersetzungen" finden also auch bei der hohen Kunst statt. Mit Recht legt man dabei Wert auf die Einschränkung „Formgut", denn dieses muß, wenn übernommen, im neuen Nährboden mit neuem Geiste erfüllt werden. Wird nicht auch in der Volkskunst in gleicher Weise lediglich das Formgut der hohen Kunst ausgesucht und „übersetzt"? Ein guter Übersetzer aber — bleiben wir hier beim Beispiel des Romanes, der Novelle! — wird nur zu fremdem Kulturgut greifen, wenn es ihm etwas sagt, sein eigenes und seiner Leser Erleben berührt. Darf man nicht als gewiß annehmen, daß auch der Volkskünstler aus der hohen Kunst nur übernimmt, was ihm wenigstens zum Teil eigenes Erleben verkörpert?

Entlehnt überhaupt die Volkskunst unmittelbar aus den Zeitstilen und greift sie dabei zu den reinsten, diese widergebenden Äußerungen? Braucht sie nicht vielmehr eine verbürgerlichte, blutarm gewordene Ausgabe der hohen Kunst dazu? Man betrachte etwa den Einfluß der Schramberger, Hornberger und Zeller Steinguterzeugnisse auf die Bauerntöpferei. Etwas Eingetrocknetes, Lebensmüdes geht durch die Kunst auf dem genannten Steingut. Die heroische Landschaft, der Jäger und der Schäfer, das personifizierte „Zurück zur Natur" noch sind Mode. Der Neuruppiner Bilderbogen, der Stahlstich und der Kupferstich, das ganze Biedermeier stehen Gevatter in der Technik und in der Wahl der Motive. Also durchaus eine Kunst, die nach Bürgerstube riecht, die gemächlichen Schrittes und mit breiiger Geste die hohe Kunst von Gestern und Heute dem Bürger schmack-

[20] W. Fraenger, Deutsche Vorlagen zu russischen Volksbilderbogen des 18. Jahrhunderts, Jahrbuch f. hist. Volkskunde, 2. Band (1926), S. 126 ff.

Digitized by Google

haft macht. Noch gehören diese Werke ihrer fast sklavischen Nachahmung wegen zu den Zeitstilen, sie aber waren es vielleicht in erster Linie, die die Zeitstile dem Volkskünstler zutrugen. In der späten Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts hatte wohl der Volkskünstler die unmittelbare Fühlung mit der Stilkunst verloren, er bedurfte eines Mittlers und dieser war ihm vielfach der Bürger. Wird aber nach erfolgter Übernahme dieses Formgut nicht mit neuem, kräftigem Leben erfüllt? Lächelt der Bürger in seinem Humor auf den Steingutkrügen nur noch wohltemperiert, so lacht der Töpfer wieder auf seinen Spruchtellern und zur inneren Wandlung des Wortes gesellt sich die Wandlung des Geistes.

Mit Wertungen wie „gut" und „schlecht" werden wir, fast allein noch geschult an der Stilkunst, niemals der Volkskunst beikommen. Sie bleiben nicht nur subjektiv, sie sind auch zeitlich bedingt. Im Zeitalter des Rekords messen wir leider auch die Volkskunst zu leicht nach Zentimetern, wir sehen vielfach nur den Sprung und lassen das Sprungbrett unbeachtet. Rembrandt ist gewiß der größten Künstler einer, hat aber nicht mancher unter den Volkskünstlern innerhalb seines Lebenskreises ähnlich Großes erlebt, gewirkt, geschaffen, mancher Bauer in scheinbar plumper Schnitzerei in gleicher Kraft mit sich um den wahrsten Ausdruck gerungen, Freude und Leid des Schöpfers gleich stark gekostet? Der Volkskunst wirklich nahe kommen wird immer nur der, der den Willen zur Kunst schlechthin als Maßstab anlegt. Kein Neuland aber erschließt sich ohne schwere und harte Arbeit, kein Haus wird aus dem Plan heraus Wirklichkeit. Es muß in mühseliger Kärrnerarbeit erstellt werden und häufig ändert sich im Laufe des Schaffens der Plan. Es ist möglich, daß im Weiterschreiten auch die Volkskunstforschung zu anderen Ergebnissen kommt, als sie heute bei unserem stückweisen Wissen sich darzustellen scheinen. Die Hauptsache bleibt immer: unermüdliche Arbeit und damit rüstiges Vorwärtsschreiten.

Das Herz des erschlagenen Feindes essen.

Von Prof. Dr. **Friedrich Panzer**, Heidelberg.

Daß man durch den Genuß von Fleisch oder Blut eines erschlagenen Tieres sich dessen Kraft, Beweglichkeit, Kühnheit oder andere seiner Eigenschaften zuzueignen hoffte, ist ein aus Sage und Wirklichkeit auch der germanischen Völker vielbezeugter Glaube und Brauch, vgl. z. B. meine Studien zur german. Sagengeschichte 2. 100 ff. Bei primitiven Völkern ist vielfach beobachtet, daß sie das Blut erschlagener menschlicher Feinde in gleicher Absicht trinken, von ihrem Fleisch etwa Herz oder Leber oder Hirn oder Augen, auch Haare oder Nägel verschlingen, um Stärke, Kühnheit, Tapferkeit des Getöteten in sich aufzunehmen, welcher Eigenschaften Sitz man wechselnd in diesem oder jenem Körperteil vermutet. J. G. Frazer, The Golden Bough. 2. Aufl., 2, 359 ff. hat dafür eine ganze Reihe von Belegen aus Asien, Afrika und Australien beigebracht. Glaube und Brauch waren aber auch dem mittelalterlichen Europa nicht unbekannt. Auf einen bemerkenswerten Bericht, der hier einschlägt, stieß ich in der Historia

Digitized by Google

Sicula des sog. Anonymus Vaticanus, d. i. der Erzählung der normannischen Eroberungen in Süditalien und Sizilien bis zum Jahre 1091, die ein unbekannter Verfasser unter der Regierung Rogers II. (gest. 1154) geschrieben hat. Hier wird (Muratori, Rerum Italicarum Scriptores VIII. 765 ff.) erzählt, wie nach der Eroberung Palermos durch Robert Guiskard und Roger I. (1072) ihr Neffe Serlo im Kampfe gegen die Sarazenen bei Castrogiovanni den Tod fand. Quadam enim die quidam Castri-Joannis notus sibi et familiaris inimicus, tamquam plurimum de ipsius utilitate curaret, septem Arabicos milites tantum pro praeda ante Ceramum equitaturos ei nuntiavit; et cum facta mandatis fidem adhiberent, ipsum audacter cum paucis insequentibus multitudo hostium occulte in subsidio collocata, sociis jam amissis, et equo deficiente, vicinam rupem coegit ascendere, unde securus a tergo tamquam aper inter latrones saevissimus, quodquod sibi occurrere praesumebant, impune accessisse non permittebat. Cumque jam multis virili dextra ejus interfectis, tota multitudo in eum circumfusa convenisset, missis eminus jaculis corpus eius in mille locis perforatum tandem felicem animam eius exhalare coegerunt: et tunc accedentes, quia animositatem a corde procedere audierunt, aperto corpore cor illius, quod fere omnium audacissimum fuisse cognoverant, per singulos divisum sibi incorporare festinaverunt: caput vero abscissum ad Regem suum nomine Tervernum pro magno munere et valde placituro transmiserunt.

Altfranzösisch kann man die Stelle lesen in der etwas kürzenden Übersetzung, die M. Champollion-Figeac im Anhang zu seiner Ausgabe von Aimés Ystoire de li Normant (Paris 1835) mitgeteilt hat; vgl. das. c. XXIII, S. 296.

Von solchem Zeugnisse aus fällt auch auf ein berühmtes Gedicht eines italienischen Troubadours, verfaßt um 1137, ein besonderes Licht. Ich meine jene bekannte Klage Sordellos von Mantua um den Herrn von Blacatz, der er es danken wird, daß Dante ihm im Purgatorio (VI. 58 ff.) das Amt des Führers und Benenners im Bezirke der untüchtigen Fürsten vertraut hat. Den Herrn von Blacatz zu beklagen, sagt Sordello — das Gedicht steht als Nr. V bei C. de Lollis, Vita e Poesie di Sordello di Goito, S. 153, auch in Bartschs Chrestomathie provençale; eine Übersetzung bei F. Diez, Leben und Werke der Troubadours, 2. Aufl., S. 380 f. — ihn zu beklagen habe er umsomehr Ursache, als mit ihm alle Trefflichkeit (tug l'ayp valent) zu Grunde gegangen sei. Der Verlust sei um so tötlicher, als keine Hoffnung bestehe, ihn je wieder gut zu machen, es sei denn so, daß man dem Toten das Herz ausreiße, und die entherzten Edlen davon essen lasse; so könnten sie wieder Herz bekommen:

Tant es mortals lo dans, qu'ieu noy ai sospeisso
Que jamais si revenha, s'en aital guiza no,
Qu'om li traga lo cor, e qu'en manjol baro
Que vivon descorat, pueys auran de cor pro.

Digitized by Google

Zuerst müsse der Kaiser davon essen, der es besonders nötig habe, da er den Mailändern erliege trotz seiner Deutschen, der König von Frankreich, der von England:

Del rey engels me platz, quar es pauc coratjos,
Que manje pro del cor, pueys er valent e bos,

der König von Arragon, der Graf von Toulouse usw. Es scheint klar, daß diese Dichtung noch nicht weit von der Grenzlinie liegt, an der ein massiver Glaube und Brauch sich zum dichterischen Bilde vergeistigte.

Die Bindelweih in Wolhynien.

Von **Alfred Karasek-Langer**, Brünn.

Nach dem polnischen Aufstand vom Jahre 1863 begann in Wolhynien eine sehr starke Einwanderung Deutscher aus Kongreßpolen und teilweise auch Galizien, und es entstand eine stattliche Reihe deutscher Kolonien. Durch seine hohe Geburtenziffer wuchs das wolhynische Deutschtum immer mehr und erreichte vorm Ausbruch des Krieges die Zahl von mindestens 200 000 Seelen. Die Folgen des Krieges (Verschleppung nach Sibirien, Teilung Wolhyniens zwischen Sowjetrußland und Polen, Vertreibung der Siedler von Zinsländern) brachten eine mindestens 50 prozentige Verminderung des wolhynischen Deutschtums mit sich. Heute dürften im polnischen Anteil des Landes nur 45—50 000 Deutsche leben.

Stammlich setzen sie sich aus schätzungsweise 15% Oberdeutschen (Pfälzer, Württemberger, Hessen), 25% Schlesiern und 60% Niederdeutschen zusammen. Die Oberdeutschen, die im Lande durchwegs „Schwaben", genannt werden, trotzdem bei ihnen sicherlich die Pfälzer überwiegen, kamen nicht aus Deutschland nach Wolhynien, sondern schon aus auslanddeutschen Sprachinseln: aus Galizien und Kongreßpolen. Sie sitzen heute in etwa 16 Siedlungen, von denen die meisten in der Umgebung der Hauptstadt der Wojewodschaft, nämlich Luck, liegen. Die galizischen Schwaben bilden die Mehrheit, sie überwiegen in 9 Dörfern, während die kongreßpolnischen Schwaben, die meist aus der Lodzer Gegend kamen, nur in 4 Dörfern die Majorität besitzen. In den übrigen 3 Ortschaften halten sich beide Gruppen die Wagschale. Bis vor dem Kriege wurde in Wolhynien meist mundartlich gesprochen, seitdem setzt sich das Hochdeutsche immer stärker durch und wird zur Verkehrssprache. Nur die oberdeutsche Mundart, „schwäbische" genannt, hält sich am zähesten[1].

Die wolhynischen Schwaben, wenn wir sie so nennen sollen, sind reich an Sitte und Brauchtum. Eine dieser Sitten, die sogenannte „Bindel-

[1] Vgl. dazu: Althausen, Die Deutschen in Wolhynien. Schriftt. zum Selbstbestimmungsrecht d. Deutschen, Berlin 1919. 12 S.

Karasek, Kuhn, Lück, Vom Deutschtum in Wolhynien, Sonderheft der Deutschen Blätter in Polen, Posen 1926. 116 S. 16 Bilder.

Digitized by Google

weih"[2] soll hier beschrieben werden. Wir haben die einzelnen diesbezüglichen Daten auf einer Forschungsreise im Jahre 1928 aufgezeichnet, sie stammen durchwegs aus den Dörfern Gnidau, Harazde und Neu Podhajce.

Zu Weihnachten kommt die Zeit, in der sich Knechte und Mägde, wenn sie ihren Posten wechseln wollen, nach einem neuen Wirt umschauen. Dies Wandern nennt man die „Bindelweih". Wird der Dienstort geändert, so schickt der neue Herr einen Wagen, auf den der Koffer aufgeladen wird, auch wenn sein Haus in der allernächsten Nachbarschaft ist. Auf den Koffer und Wagen setzt sich das junge Volk, Mägde, Hüterjungen u. s. f., aber auch die Kinder der Wirtsleute tuen mit. Beim Fahren klopfen sie möglichst fest und im Takte auf den Koffer und singen dabei:

Heite is mei Wannertag,
Morgen is mei Ziel.
Schicke mich mei Wertsleit fort,
Geww'n mer net ze viel!"

Es wird nur zu Weihnachten gewandert, meist am Stephanstage. Der Umzug findet zu Mittag statt, und die Mägde oder Knechte, die wandern, setzen ihren Stolz darein, daß alles im Hause vor ihrem Weggang in bester Ordnung ist. Darum haben sie trotz des Feiertages am Morgen Arbeit genug, doch ist ihnen an ihrem Wandertage das Viehfüttern erlassen. Selbst wenn sie nicht wandern, füttert gewöhnlich an dem Tage die Wirtin oder ein Hütejunge das Vieh. Der Koffer, mit dem sie wandern, wird vor Weihnachten neu gestrichen und hergerichtet.

Beim neuen Wirt erwartet sie dann am Abend das „Bindelbier". Trotz seines Namens ist es in Wolhynien nur Schnaps. Mittrinken tun die Wirtsleute, der Knecht oder die Magd, die bei ihnen von jetzt an in Dienst stehen, und die Helfer beim Übersiedeln.

Wenn ein Knecht oder eine Magd am Stephanstag nicht den Dienst wechselt, so gibt es für sie trotzdem das Bindelbier. Sie stellen um die Mittagszeit ihren Koffer recht auffällig von einer Stelle auf die andere, und der Wirt weiß dann schon, daß er ihnen am Abend einen Schnaps auszugeben hat.

Früher war auch noch eine andere Art der „Bindelweih"[3] üblich. Sie wurde gefeiert, wenn in einer der Schwabenkolonien ein neuer Wirt einwanderte und in die Dorfgemeinschaft aufgenommen werden wollte. So

[2] Vgl. Becker, Pfälzer Volkskunde, S. 265 ff. Wandertag auch „Bündelchestag" genannt. Dingtag war der Stephanstag. Ebenso: Diener, Hunsrücker Volkskunde S. 193.

[3] Hier ist das Wort „Bindelweih" auf den Einkauf und die Aufnahme in der Dorfgemeinschaft übertragen worden. Der Brauch selbst erinnert an feierliche Aufnahmen in den Bürgerverband, wie sie z. B. Becker, Pfälzer Volkskunde, S. 325 von Weißenheim am Berge schildert. — Eine andere Bedeutung hat das Wort „Bindelweih" wieder in der kleinen deutschen Kolonie Neudorf

Digitized by Google

kamen z. B. im Jahre 1895 zwei Jungwirte aus Bosnien, wohin sie als Burschen ausgewandert waren, nach Harazde in Wolhynien zurück. Sie mußten sich sozusagen in der Gemeinde einkaufen, und ihr Vater veranstaltete deswegen eine „Bindelweih". Er lud alle Wirte des Ortes sowie deren Frauen ein, und es wurde auf dieser Bindelweih viel gegessen und getrunken. Bevor man anfing, stand der Schulz auf, hielt den beiden Jungwirten ihre Gemeindepflichten vor, für die sie stehen müssen und verpflichtete sie zum Gehorsam gegen die Beschlüsse der Gemeinde. Nachdem sie ihm die Hand gegeben hatten, galten sie als „in der Gemeinde aufgenommen".

---

bei Drohobycz in Ostgalizien, deren Einwohner Westdeutsche, meist Pfälzer, sind. Dort wird laut Mitteilung von Lehrer Lanz, die Bindelweih gefeiert, „wenn ein Haus neu erbaut worden ist und nun der Wirt darin einzieht. Oder auch manchmal, wenn in ein schon länger stehendes Haus ein Wirt mit seiner Familie neu einzieht. Er lädt dann die Nachbarschaft zu einem Imbiß und Bindelbier ein." Jedenfalls aber hängen auch diese beiden übertragenen Brauchtumsbezeichnungen der Bindelweih in Harazde und Neudorf mit dem Wandern zusammen.

Der Vollständigkeit halber mögen hier noch einige Bindelweihsitten aus deutschen Sprachinseln in Nordostgalizien genannt werden, zumal die wolhynischen Schwaben zum Großteil aus Nordgalizien stammen. In Bruckenthal, Bez. Rawa Ruska, ist der „Bindelchestag" am Stephanstage oder Tags darauf. Die wandernden Dienstboten singen dabei:

„Heraus, heraus,
Aus ... (Name des früheren Wirtes) Haus heraus!
Lebt wohl und seid getreu!
Ich kann nicht länger bei euch sein,
Ich soll mein Glück probieren,
Marschieren!

Herein, Herein,
In ... (Name des neuen Wirtes) Haus herein!
Grüß Gott und seid getreu!
Ich soll nun fürder bei euch sein,
Ich soll mein Glück probieren,
Marschieren!"

In Michalówka, Bez. Rawa Ruska, erzählte mir ein alter Mann: „Früher sind bei der „Bindelchesweih" die Dienstmägd mit ihren Koffern vor die versperrte Haustür gekommen, die mußte zugesperrt sein. Sie haben angeklopft und dann den ihrigen Spruch gesagt:

„Wer ist draus?"
„Der Engel mit der Eisenstange!" (?)
„Was verlangt er?"
„Zum ersht: e gud Wert!
Zum zweet: e gudi Wertin!
Zum dritt: e Bindelchewei'!"

Digitized by Google

Der Schnee im Volksmund.

Der Bauer sieht frühen Schnee gern. „Je eher und reicher der Schnee fällt, desto fruchtbarer wird das Feld." Früher Schnee düngt nach Ansicht des Bauern die Saat oder schützt sie wenigstens. „Eine gute Schneedecke treibt das Korn in die Höh'." „Große Schneemassen, große Kornhaufen," „ein grüner Winter, ein dürrer Sommer."

Nach der Volksanschauung soll der erste Schnee auf gefrorenen Boden fallen, sonst gibt es „bucklige Kirchhöfe", d. h. viele Todesfälle. Der Schnee muß durch Regen und Wind aufgelöst werden. Wenn ihn aber die Sonne aufleckt, dann kommt er bald wieder. Drum sagt man: „Fällt die Sonne auf den Schnee, gibts Schnee und Schnee und wieder Schnee." „Wenn es aber regnet, dann verdirbt der beste Schnee." Auch auf die Art und Weise des Schneiens schaut das Volk: „Schneit es klein und fein, dann gibt es lange und große Kälte; schneit es große Flocken, dann tritt Tauwetter ein."

Für den Schneefall gebraucht der Volksmund die verschiedenartigsten Ausdrücke. Wohl durch das Märchen verbreitet ist die Redensart: „Frau Holle erwacht aus ihrem Schlaf" oder „Frau Holle schüttelt ihr Bett (die Kissen) aus." Im Taubergrund „schlagen die Müllers- und Bäckersbuben einander." Zu Ellwangen „klopfen die Müllersbuben die Kittel aus". In der Rastatter Gegend sind es „die Müllers- und Bäckersknechte", die einander „balgen". Im Bauland schneits, „daß d' Fetze fliege" oder „daß Fetze gait" (gibt). An der Jagst ist „der Federsack aufgebrochen". Zwischen Karlsruhe und Rastatt sagen die Schulkinder: „D'r Petrus läuft auf de Wolke rum" oder „D'r Petrus fegt de Himmel us". (Ötigheim.) In der Weihnachtszeit ist es da und dort für die Stadt der Knecht Ruprecht, der dieses Geschäft besorgt. Zu den kleinen Kindern sagt man mancherorts: „Der Mann mit dem weißen Käpple kommt." Im Allgäu lautet der Schneespruch: „Es schneit, es schneit, daß d' Baura kheit (ärgert); es lumpet (flockt), daß d' Hirta gumpet" (vor Freude hüpfen). Wenn es derart schneit, daß man vor Flocken kaum zu den Augen hinaussieht, sagt man in Erolzheim: „Es schneit, es schneit, daß d' Baura kheit, daß d' Bettelleut gräbt (erzürnt), daß d' Hirta frät" (freut, weil sie dann mit der Herde nicht ausfahren müssen).

Andere Sprüche und Redensarten heißen: „D' Becke schlaget enand mit de Wegge", oder: „Im Himmel füllt man die Betten und wirft die alten Federn heraus". Oder „Im Himmel wird die Baumwolle geerntet." Man spricht auch vom Federmann oder Lumpenmann, dem der Sack ausgerutscht ist. Um die Weihnachtszeit heißts: „Der Weihnachtsmann sät" oder „sägt". „Christkindchen macht sein Stüblein oder Bettlein zurecht", „klopft sein Bettlein aus". „Christkind näht Puppenkleidchen, und die Reste fallen auf die Erde". „Christkindlein bäckt, und das Mehl fliegt auf die Erde, die Engelein schneidern und backen, das Christkind schnitzt Weihnachtskrippen, die Engel machen Christbaumschmuck".

Rastatt. K. Jos. Müller.

Der Atlas der deutschen Volkskunde.

Von Museumsdirektor Dr. **Wilhelm Peßler**, Hannover,

Als Vorführungsmittel haben das Museum und die Landkarte, so verschieden sie an sich sind, darin große Ähnlichkeit, daß sie geeignet sind, mannigfaltigsten Inhalt zu tiefer und nachhaltiger Wirkung zu bringen. Welcher Stoff auch immer in die Form des Museums oder in die Form

Digitized by Google

der Landkarte hineingebracht wird, stets geben Museum und Landkarte, jedes entsprechend der ihm innewohnenden Gesetzmäßigkeit, der Art der Vorführung ihr besonderes und im wesentlichen gleichbleibendes Gepräge. Als Vorteile der musealen Vorführung sind die Gegenständlichkeit, welche die zu abstrakte Begrifflichkeit unserer Bildung aufs glücklichste ergänzt, die unmittelbare Anschaulichkeit der Dinge, die Übersichtlichkeit der Gesamtanordnung und die von den Urstücken ausgehende Ursprünglichkeit zu nennen. Die Vorzüge der kartographischen Vorführung sind die Anschaulichkeit, in der jede Erscheinung der Erdoberfläche an ihrem Standorte und dadurch in ihrer Verbundenheit mit all den anderen Erscheinungen des gleichen Standortes erscheint, die Übersichtlichkeit, die uns jede Verbreitungskarte von dem Herrschaftsbereich einer bestimmten Form vermittelt, und die durch das Nebeneinanderhalten von Karten des gleichen Erdraumes mit verschiedenen Erscheinungen gegebene unmittelbare Vergleichbarkeit dieser Erscheinungen miteinander. Beiden, dem Museum wie der Landkarte, kommt die durch dies alles gegebene Erleichterung des Verständnisses in ihrer Bedeutung für Gelehrte und Laien sehr zu gute. Es ist daher von dem Aufblühen des Museumswesens ebensowohl wie von der planmäßigen Anwendung der kartographischen Methode viel, sehr viel für Wissenschaft und Volksbildung zu erhoffen.

Auch in der Volkskunde gewinnt seit kurzem die Landkarte endlich die ihr gebührende Bedeutung, denn ein großzügiges Werk ist in Vorbereitung: der Atlas der deutschen Volkskunde, der von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft unter ihrem umsichtigen und tatkräftigen Präsidenten, Staatsminister Exzellenz Dr. Schmidt-Ott, getragen wird. Das Ziel dieses weitschauenden Unternehmens ist die volkstums-geographische Erforschung des gesamten deutschen Sprachgebiets. Da somit nicht nur das Deutsche Reich, sondern auch Österreich, die deutsche Schweiz, Luxemburg und andere deutschsprechende Bezirke Europas von der Forschung erfaßt werden sollen, so liegt zunächst darin eine Betonung gemeinsamer Kulturaufgaben für das gesamte Deutschtum. Sicherlich wird die Gemeinsamkeit der Arbeit nach Methode und Inhalt die Deutschen über die Grenzpfähle hinweg einander näher bringen. Nicht nur die Deutschen verschiedener Länder, sondern auch, was vielleicht noch mehr ist, die Deutschen verschiedener Stände werden durch die gemeinsame Arbeit an heimatlichem Stoffe zu besserem gegenseitigen Verständnis gebracht. Sie alle werden mit dem Fortschreiten der Atlasarbeit immer mehr erkennen, daß sie trotz notwendiger Standesunterschiede Kinder einer Mutter sind, unserer Mutter Germania. Denn die derartig vertiefte Volkskunde wird vermöge der kartographischen Methode ungeahnte Aufschlüsse über die Entstehung, Bildung und Wanderung von Volksart und Kulturerscheinung bringen. Dadurch gewinnt die Volkskunde selbst auch im höchsten Maße an Vertiefung und wird vielleicht jetzt erst in den Rang einer wirklichen Wissenschaft einrücken, sofern die geographische und entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise als zwei gleichberechtigte Helfer gelten und zur Wirkung gelangen. So eignet dem deutschen Volkskundeatlas im höchsten Grade national-pädagogische, sozialpädagogische und wissenschaftliche Bedeutung.

Digitized by Google

In jedem Falle werden die Zugänge zur deutschen Volksseele weiter geöffnet, sodaß ihr ganzer Reichtum immer mehr ausgewertet werden kann, zum Heile deutschen Volksbewußtseins.

Bevor wir uns nun mit der eigentlichen Atlasarbeit und ihrer Organisation befassen, sei es gestattet, einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung des Atlasgedankens zu werfen. Die erste Anregung dazu habe ich im Jahre 1907 mit meinem Aufruf „Plan einer großen deutschen Ethno-Geographie" gegeben. Weiter ausgeführt wurde der Plan in meinem Vortrage „Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethno-Geographie" auf der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Graz im Jahre 1909. Das Jahr 1925 brachte die Fühlungnahme mit den Geschichtsforschern Helbok und Aubin, die den gleichen Zielen zustrebten und mit Nachdruck und Erfolg für die geographische Erfassung deutschen Volkstums eintraten. Im Frühling 1926 nahm die Historische Kommission für Niedersachsen den Atlasplan, soweit er Niedersachsen betrifft, endgültig in ihr Arbeitsprogramm auf. Auf ihre Autorität gestützt, konnte ich nunmehr mit allem Nachdruck für den Plan eintreten. Die erste Besprechung über die Art seiner Ausführung fand zu Hannover im Mai 1926 mit Joseph Müller aus Bonn, der schon vorher für die Geographie des rheinischen Volkstums Hervorragendes geleistet hatte, und mit Ernst Grohne, der schon vor längerer Zeit mit Wärme für den Plan eingetreten war, statt. Wertvollsten Ausbau erfuhr der Gedanke sodann durch Otto Schlüter in Halle, Wilhelm Volz in Leipzig, Ferdinand Wrede in Marburg und Hermann Aubin in Gießen. So reifte der Plan, der im Herbst des Jahres nunmehr die Zustimmung der in Neiße im Anschluß an die Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung tagende Versammlung deutscher Kultur- und Heimatforscher fand. Immer weitere Gemeinschaften wurden zu Trägern des Gedankens im Jahre 1927, so vornehmlich der in Speier tagende Gesamtverein deutscher Geschichts- und Altertumsvereine nach Adolf Helboks vortrefflichem Vortrage, der deutsche Geographentag in Karlsruhe, der meinen Plan einstimmig übernahm, und der zu Freiburg versammelte Verband der deutschen Vereine für Volkskunde, dessen Vorsitzender John Meier aufs wärmste dafür eintrat. Ihm gelang es im Zusammenwirken mit Prälat Schreiber, Aubin, Frings, Helbok und Hübner, die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und ihren Präsidenten, Staatsminister Dr. Schmidt-Ott, für den Plan zu gewinnen. Durch die Aufnahme in das Arbeitsprogramm der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft ist die Durchführung des Atlasunternehmens gesichert. Eine grundlegende Besprechung in einem Kreise von volkskundlichen Forschern aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet schuf Juni 1928 im Berliner Schloß die Richtlinien, nach denen gearbeitet werden soll. Die wissenschaftliche Leitung des Unternehmens liegt in den Händen eines Neunerausschusses, dem Aubin, Bächtold-Stäubli, Frings, Halm, Helbok, Hübner, Meier, Peßler, Schreiber angehören. Vorsitzender ist John Meier.

Das Hauptziel dieser gemeinsamen Arbeit ist die Einheitlichkeit der gesamten deutschen Forschung auf dem gesamten deutschen Volksboden. Diese Einheitlichkeit umfaßt einerseits den zu erforschenden Stoff volks-

Digitized by Google

kundlichen Gutes, andererseits das Vorgehen in der Forschung, drittens die Art der Veröffentlichung. Bei der fast unübersehbaren Fülle der volkstümlichen Überlieferung, bei der großen Anzahl der notwendigen Mitarbeiter und bei der Menge der in den einzelnen Landschaften zu erwartenden Ergebnisse kann nur eine Einheitlichkeit, die von vornherein gesichert ist, zum Ziele führen. Es ist die Hauptaufgabe des Neuneraus-schusses, diese zu sichern, damit die umfangreiche Arbeit des vielgestaltigen Räderwerks reibungslos verläuft.

Was den zunächst durch Fragebogen zu erfassenden und schließlich kartographisch niederzulegenden Stoff betrifft, so muß hier eine zielbewußte Auswahl des Wichtigsten walten. Die Wichtigkeit liegt, angesichts des als Atlas gedachten Hauptziels, nicht nur in der Bedeutung der Erscheinung an sich, sondern auch in der Verwertbarkeit der Verbreitungsgebiete ihrer verschiedenen Formen im kartographischen Bilde. Denn beim Atlas ist es natürlich unmöglich, sämtliche volkskundlichen Erscheinungen darzustellen, daher ist eine Auswahl notwendig. Auf diese Weise unterscheidet sich das Atlasunternehmen stark von den landschaftlichen Volkskunden, die bei viel engerem Raume des Forschungsgebietes eine viel größere Zahl volkskundlicher Dinge darstellen können, ja, genau genommen, sämtliche überhaupt vorhandenen nach Beschaffenheit und Entwicklung vorführen sollten. Je enger der räumliche Umkreis der Forschung ist, umso stärker, um so bewußter kann dem Ideal der Vollständigkeit zugestrebt werden. Während für die Volkskunde eines einzelnen Kreises in Preußen, eines einzelnen Bezirksamtes in Bayern Tausende, ja Zehntausende von Dingen in Betracht kommen, dürfte mit mehreren Hundert bis zur Zahl Tausend hin das Höchstmaß des in Atlasform zu Verwertenden angegeben sein. Nach welchen Gesichtspunkten die Auswahl zu erfolgen hat, das war bereits oben mitgeteilt.

Um gleich Beispiele dafür zu geben, sei gesagt, daß zunächst sieben Fragenkomplexe aus den verschiedenen Volkskundegebieten herausgegriffen wurden, um mit einer möglichst vielseitigen Musterkarte den ersten Versuch zu machen. Es handelte sich bei diesen ersten sieben Hauptfragen um das tägliche Brot, den Dienstbotenwechsel, die Art der Garbenzusammenstellung zum Trocknen, die Gebräuche bei der letzten Garbe, das feierliche Jahresfeuer in der Gemeinde, die Nikolausbräuche und die Wöchnerinnensitten. Die meisten dieser Hauptfragen sind so inhaltsreich, daß ihre Beantwortung, je genauer sie erfolgt, um so weniger auf einer Landkarte darstellbar ist. Denn es ist z. B. fast unmöglich, auf einer einzigen Karte etwa von Schlesien oder gar von ganz Deutschland, über alle Orte hin oder über die Hälfte derselben die Form des Brotes, den Backstoff, das Treibmittel und den Namen gleichzeitig noch übersichtlich darzustellen. Infolgedessen hat man sich entschlossen, die Komplexe in Einzelteile aufzulösen, mithin die sieben Hauptfragen jeweilig in mehrere Unterfragen unterzuteilen. Diese Aufspaltung der Fragen bringt z. B. beim Dienstbotenwechsel außer Datum und Benennung des Termins auch den Namen für den Wechsel selbst, bei der Garbenzusammenstellung die Anzahl der Garben, die Art ihrer Gruppierung und Zusammenhaltung, beim Jahres-

Digitized by Google

feuer Ort und Zeit, beteiligte Personen und Verwendung der Asche usw. Es liegt auf der Hand, daß mit dieser Aufspaltung zunächst eine Vervielfältigung der Arbeit bei Fragestellung und Beantwortung verbunden ist, zugleich aber auch eine größere Klarheit und schließlich — worauf es uns hier ja besonders ankommt — eine größere kartographische Verwendbarkeit. Von diesen ersten Fragebogen, welche im Ganzen 56 Unterfragen enthalten, sind etwa zehntausend verschickt worden. Zunächst wollte man damit eine Probe machen, inwieweit die Auswahl der Fragen und die Form der Fragestellung gut gelungen sei und inwiefern die auf dem Lande lebende Bevölkerung die solchergestalt aufgegebene Fragen auffassen und beantworten würde. Für diese Probeversendung wurden die Landschaften Hessen, Rheinland, Westfalen, Niedersachsen, Mecklenburg, Sachsen und Ostpreußen ausgewählt. In rühmlichem Streben wetteiferten diese Landschaften in der Beantwortung der Fragen und der durch sie gebotenen volkskundlichen Heimatforschung. Dort, wo bereits geeignete Organisationen bestanden, und ebenso dort, wo solche zu diesem Zwecke neu geschaffen werden mußten, überall zeigte sich nicht nur rege Teilnahme, sondern auch erfreuliche Begeisterung. Diese äußerte sich in der genauen und ausführlichen Beantwortung und darüber hinaus in der freiwilligen Bereiterklärung zu weiterer Arbeit. So sind weite Kreise unseres Volkes, den verschiedensten Ständen zugehörig, für wissenschaftliche Heimatforschung gewonnen; der erste große Erfolg des Atlasses der deutschen Volkskunde.

Durch diese erste Probefragenbogenversendung haben sowohl die Leiter des Unternehmens wie die Mitarbeiter vieles gelernt, das nun der weiteren geklärteren Forschung zu gute kommt. Die Ergebnisse der ersten Befragungen sind z. T. in der Berliner Zentrale unter der Leitung von Fritz Boehm und in der zu Leipzig befindlichen Landesstelle von Sachsen unter der Leitung von Th. Frings, dem die vergleichende Kulturgeographie schon so viel verdankt, kartographisch zusammengestellt. Sie zeigen deutlich zunächst den ungeheuren Vorteil der Übersichtlichkeit der volkskundlichen Landkarte und der Vergleichbarkeit mit anderen Erscheinungen. Kulturströmungen bis zu den kirchlichen Grenzen und Einflüssen, Verkehrswege und Stammeszusammenhänge treten hervor. Schon jetzt zeigt sich die gewaltige Bedeutung des ganzen Unternehmens, die bei der fast lückenlosen Erfassung des ganzen deutschen Volkbodens sich noch klarer herausstellen wird.

Damit sind wir bei der Frage der Dichte des Forschungsnetzes angelangt. Je enger die Maschen des Forschungsnetzes sind, umso erfolgreicher wird der große volkskundliche Fischzug sein. Um so schwerer ist es aber auch, die Beute zu bergen. Das Ideal wäre hier, jede Gemeinde mit einem Beobachtungspunkte zu belegen. Zunächst ist ins Auge gefaßt, wenigstens jeden zweiten Schulort zu erfassen. Wollte man darüber hinaus sämtliche Schulorte für den Volkskundeatlas verwerten, so würde das eine doppelte Dichte, aber auch eine volle doppelte Arbeit bedeuten. Wie mir scheint, können wir ganz zufrieden sein, wenn es gelingt, im deutschen Volkskundeatlas jeden zweiten Schulort vertreten zu sehen. Vielleicht wird es im Anschluß an die so gewonnenen Ergebnisse geboten sein, für Unterfragen

Digitized by Google

oder für einzelne Landschaften Sonderforschung und Sonderkartierung zu leisten, die dann ganz genaue Ergebnisse und völlige Vergleichbarkeit der so gewonnenen Grenzlinien gewährleistet.

Von der Auswahl der Fragen, der Helfer und der Beobachtungspunkte kommen wir schließlich auf die Gesamtorganisation, die hier kurz beleuchtet werden soll. Die vom Neunerausschuß festgesetzten Fragen werden von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in Form von Fragebogen gedruckt und sodann von der Zentralstelle des Atlasses in Berlin an die einzelnen Landesstellen verschickt. Solche sind in allen deutschen Landschaften als landschaftliche Organisation errichtet oder in Vorbereitung. Die Landesstellen, welche ein Heer von Helfern in ihrem Bezirke geworben haben und ständig erweitern, versenden an ihre Mitarbeiter einzeln die von der Notgemeinschaft frankierten Kuverts mit den Fragebogen. Die Mitarbeiter füllen die Fragen im Laufe von einigen Wochen oder Monaten aus, wobei sie bodenständige und gewandte Helfer heranziehen. Die mit Durchschrift versehenen beantworteten Fragebogen werden dann in jeder Landschaft von der betreffenden Landesstelle gesammelt. Die Landesstelle behält die Urschrift des betreffenden Fragebogens für sich und sendet die Durchschrift nach Berlin. Die Zusammenstellung für ganz Deutschland erfolgt dann in der Berliner Zentrale unter Boehms Leitung, während die Landesstellen in der Verwertung ihrer landschaftlich umgrenzten Ergebnissen völlig freie Hand behalten.

Wie bei allen großen Unternehmungen, so kommt es auch beim Atlas der deutschen Volkskunde nicht nur auf das System der Arbeit an, sondern auch auf die Persönlichkeiten, welche sich diesem System einordnen. Die Bereitwilligkeit bei allen Ständen und Berufen, mitzuarbeiten bei dieser großen Ernte deutschen Volkstums, ist außerordentlich groß. Einige Unklarheiten in der Auffassung der Fragen hinsichtlich ihrer Beziehung zu einem einzigen Beobachtungspunkte, inbezug auf das Maß der Mitteilung usw. werden bald behoben sein. Immer aber wird engste Fühlungnahme zwischen der Zentrale und den Landesstellen einerseits, zwischen jeder Landesstelle und ihrem großen Helferkreis andererseits Grundbedingung für erfolgreiches Zusammenarbeiten sein. So werden immer wiederholte Aussprachen die Gelegenheit zu gegenseitiger Erfahrung bieten müssen. Einen Versuch in dieser Hinsicht hat das Vaterländische Museum in Hannover gemacht, indem es seinen bereits früher veranstalteten volkskundlichen Lehrgängen nunmehr, da es die Landesstelle des Atlas für Niedersachsen ist, besondere Atlaslehrgänge folgen läßt. Diese, die mit kurzen Lichtbildervorträgen und ausgiebiger Aussprache verbunden sind, sollen jedes Vierteljahr wiederholt werden, um die enge Fühlungnahme innerhalb der volkskundlichen Landesforschung und ihrer Helfer dauernd sicherzustellen. Auf Wunsch der Helfer wird vom Museum gleichfalls vierteljährlich ein Verzeichnis der bisherigen und jeweilig neugewonnenen Mitarbeiter versandt. Auch ein kleines Mitteilungsblatt „Volkstumsgeographisches aus dem Vaterländischen Museum" sucht hinsichtlich der wissenschaftlichen und praktischen Forschungsfragen die Mitarbeiterschaft auf dem Laufenden zu halten.

Digitized by Google

Das deutsche Volkstum im Elsaß.

Von Desire Lutz, Freiburg i. Br.

Gewiß, eine Zeitschrift für Volkskunde auf objektiv wissenschaftlicher Grundlage hat mit politischen Dingen nichts zu tun. Wie aber, wenn die Volkskunde, wie im Elsaß, von der Wissenschaft selber gefälscht und in nationalem Sinne mißbraucht wird? Ist nicht die Ansicht vom urfranzösischen Elsaß von französischen Wirtschaftlern erfunden und dem gesamten Ausland übergeben worden? Haben nicht Wilson und der Feindbund 1918 das Elsaß ohne Volksbefragen zu Frankreich geschlagen, weil sie auf Grund dieser Entstellung der Meinung waren, das Elsaß sei eine uralte französische Provinz, die 1870 von Deutschland widerrechtlich und widerstrebend annektiert worden sei? Und doch ist das Elsaß seit den ältesten Zeiten reinstes deutsches Stammesland, und seine politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zu Deutschland waren Jahrhunderte lang so eng und derart unentwirrbar miteinander verflochten, und sind es z. T. noch heute, daß eine Trennung all der Fäden so unmöglich wie verbrecherisch wäre.

Gibt es hierfür einen besseren Beweis, als den jetzigen Verzweiflungskampf, mit dem sich das Elsaß geschlossen gegen die französische Anmaßung erhob, um seine altererbten volkhaften Eigenrechte vor der gewaltsamen nationalen Einebnung zu schützen? Verblendung und Kurzsichtigkeit und das Femgericht eines überhitzten Patriotismus und politischer Einseitigkeit zwar vermochten jahrelang jedwede Stimme der Vernunft zu untergraben, doch allmählich — die Narkose hielt nicht lange an — wurde man sich klar, daß mit dem Opfer der Heimat nichts mehr übrig bleiben konnte und daß man deshalb so rasch als möglich die elsässische Seele „aus dem Schraubstock der Operateure reißen müsse, um das Schlimmste, das Verbluten und elende Hinsterben zu verhüten[1]." Denkart und Muttersprache eines Volkes, mit denen allein bleibende Werte geschaffen werden, sind eben Dinge, die sich nicht wie Teile einer Maschine auseinandernehmen und durch neue ersetzen lassen.

Hier geht uns der elsässische Heimatkampf nur insoweit an, als dabei unser mitbedrohtes geistig — kulturelles Eigentum in Frage kommt. Die französische Entstellung beraubt uns nämlich auf der Strecke vieler Jahrhunderte wertvollster und unersetzlicher Offenbarungen unseres älteren deutschen Schrifttums, die wir unter keinen Umständen aus dem deutschen Geistesvermögen ausgeschaltet wissen wollen. Wenn wir uns dieser Lüge wehren, so geschieht dies nicht, um, wie von französischer Seite immer noch befürchtet wird, das Feuer irgend einer Revanche zu schüren, sondern weil uns unsere nationale Ehre und der Wille für Klarheit und Sauberkeit in wissenschaftlichen Dingen dazu verpflichtet, unser unantastbares und über alle Zweifel erhabenes ideelles

[1] Medard Barth, Zur Kultur- und Sprachenfrage. Die Heimat, Els. Monatsschrift für christl. Kultur und Politik. Schlettstadt, 1925. Heft 10, S. 286.

Digitized by Google

Eigentum im Elsaß zu verteidigen. Ein siedelungs-, wirtschafts- und kulturgeschichtlicher Rückblick auf die Entwickelung des elsässischen Volkstums wird die von Frankreich konstruierten Ansprüche am besten widerlegen.

Schon die Geburtsstunde der Rheintalsenke hat diese in ihrer ganzen Ausdehnung als eine einzige und einheitliche geographisch-physikalische Landschaft erstehen lassen. Die beiderseitigen parallel gerichteten und äußerst fruchtbaren Uferstreifen, die sich längs des Rheines hinziehen, gehen diesseits wie jenseits langsam in wellige lößreiche Hügelreihen über, hinter denen sich im Süden die beiden in Ausdehnung und Höhenverhältnissen völlig gleichen Brudergebirge Wasgau und Schwarzwald mit steilaufsteigenden und mächtig aufgeschichteten Wänden erheben. Flüsse und Ströme aber, hier der Rhein, haben niemals, selbst nicht in den primitivsten Zeiten der Menschheit, ein trennendes Hindernis dargestellt, im Gegenteil, gerade Ströme waren es, die schon von den ältesten uns bekannten Kulturvölkern als einzige und dauernd brauchbare Verkehrsstraßen in Dienst genommen wurden. Hindernd und trennend dagegen wirkten stets Gebirge mit engen Tälern und hohen unwegsamen Kammbildungen, wie wir solche im Wasgau in seiner ganzen Länge finden. Und tatsächlich hat auch der Wasgau das Elsaß für jeden Verkehr nach Westen auf lange Zeit hin abgesperrt. Die natürlichen Zugangswege zum Rheintal kommen alle aus dem Osten und Norden. Die Senke zwischen Bodensee und Basel, das Dreisam-, Kinzig-, Neckar- und Maintal bildeten denn auch von jeher die großen Völkerstraßen, auf denen die Eroberung und Besiedelung der elsässischen und badischen Ebene erfolgte. Saar und Mosel und die Zinsel im Unter-Elsaß zeigten den Weg weiter auf das Lothringische Hügelland.

Die geschichtlich erstmals nachweisbaren Bewohner von Elsaß-Lothringen waren Kelten, ein gallisch-romanischer Volksstamm, der Frankreich, Belgien, England, einen Teil der Schweiz und Süddeutschland bis zum Fichtelgebirge inne hatte. Als echtes Kriegsvolk bauten sie die ersten befestigten Städte, von denen uns linksrheinisch Argentoratum (Straßburg), Columbaria (Colmar), Divodurum Mediomatricum (Metz) und rechtsrheinisch Taradunum (Zarten bei Freiburg), Sumelocenna (bei Rottenburg) Lupodunum (Ladenburg) und Brigantium (Bregenz) als wichtigste bekannt sind.

Mit dem Nachweis dieser keltischen Urbevölkerung sucht nun Frankreich seinen rechtlichen Anspruch auf Elsaß-Lothringen zu begründen, indem es die Behauptung wagt, die Elsaß-Lothringer seien keltischen Ursprungs und die elsässische Mundart sei nichts anderes als ein keltischer Dialekt. Ehrliche Forschung war hier nicht am Werk. Unbekümmert um die Wahrheit machte man hier nationalistische Wünsche zu Vätern der Gedanken. Unverständlich bleibt nur, daß selbst Männer der Wissenschaft wie Babelon, Jullian, Lavisse, Vidal de la Blache u. a. Mitglieder der Pariser Akademie und des Institut de France, einer derart durchsichtigen, rein auf chauvinistischen Ehrgeiz angelegten Mache die Hände reichten, die internationale Achtung vor der objektiven Strenge wissenschaftlicher Forschung mißbrauchten, um vor der Welt, und das war der

Digitized by Google

eigentliche und einzige Zweck, dem hemmungslosen Imperialismus ihrer Nation, dem Drang zum Rhein, den Mantel der politischen und kulturellen Berechtigung umzuhängen.

Wie stellen sich nun die geschichtlichen Tatsachen zu dieser französischen Auffassung? War der Rhein zu irgendwelchen Zeiten tatsächlich eine „Barriere", eine Völkerscheide zwischen Romanen- und Germanentum? War das Elsaß tatsächlich keltisches Territorium geblieben, daß ihm heute noch keltische Kultur und Sprache anhaftet?

Die Geschichte belehrt uns eines andern! Schon um das Jahr 100 v. Chr. muß Süddeutschland von den Kelten geräumt gewesen sein. Fortwährende Einbrüche kriegerischer Germanenstämme, hauptsächlich der Sueben, hatten die keltische Urbevölkerung z. T. vernichtet, oder über den Rhein zurückgedrängt. Jedenfalls war die „Helvetierwüste", wie man das von den Kelten geräumte Gebiet vom Main bis Lech und Bodensee um das Jahr 100 v. Chr. bezeichnete, bereits zu Cäsars Zeiten von Sueben besetzt. Drei ihrer Stämme und zwar die Triboker, Nemeter und Vangionen[2] finden wir kurz darauf schon links des Rheins im keltischen Gebiet der Mediomatriker und Treverer vor. Von ihnen besaßen die Triboker das Unter-Elsaß mit dem Vorort Brocomagus (Brumath), die Nemeter die Pfalz mit Noviomagus (Speier) und die Vangionen das heutige Rheinhessen mit Borbetomagus (Worms)[3]. Ein gleichzeitiger lange und klug vorbereiteter Versuch des Suebenfürsten Ariovist, sich auch im Ober-Elsaß, im keltischen Gebiete der Sequaner festzusetzen[4], scheiterte im Jahre 58 v. Chr. in der Schlacht (bei Sennheim oder Epfig)[5] gegen den von den Sequanern zu Hilfe gerufenen Cäsar. Die nunmehr von Cäsar im Anschluß an diesen Sieg am Rhein errichtete römische Provinz, die nicht etwa den Lauf des Stromes zur Grenze nahm, sondern über den größten Teil des ursprünglich kelto-romanischen Gebietes, also über Elsaß, Baden und Württemberg bis zum Limes reichte, erhielt, doch sicher nur, weil sie schon seit längerer Zeit völlig germanisiert war, den Namen „Germania superior" d. h. Obergermanien. Zwar gelang es den Römern, dieses Gebiet mit Hilfe starker militärischer Kräfte auf längere Zeit gegen den Zuzug weiterer germanischer Stämme abzuriegeln, doch der fortwährende Ansturm dieser, hauptsächlich alemannischer Völkerschaften, die von den Ufern der Elbe her südwärts drängten, war derart groß und hartnäckig, daß der Pfahlgraben bereits im 3. Jahrhundert geräumt werden mußte. Die Alemannen warfen die Römer bis an den Rhein zurück und überschritten diesen im 4. Jahrhundert. Noch einmal gelang es Julian Apostata, den Einfall im Jahre 357 in der Schlacht bei Straßburg-Hausbergen abzuwehren. Es war der letzte Sieg der Römer in Obergermanien, denn als

[2] Tacitus. Germ. 28: „ipsam Rheni ripam haud dubie Germanorum populi colunt, Vangiones, Triboci, Nemetes.

[3] Riese, Das rhein. Germ. in den ant. Inschr. 232—235.

[4] Gelzer, Vor zweitausend Jahren. Els-Lothr. Jahrbuch. Band VIII. 1929.

[5] Schlumberger, Cäsar und Ariovist. Colmar, 1877.

Digitized by Google

um 400 deutsche Völker Italien überfluteten, zogen die Römer ihre Truppen vom Rhein zurück und gaben dessen Ufer frei. Die Alemannen nahmen nun das Elsaß in ihren Besitz.

Bei diesem unaufhörlichen und kraftvoll zähen Vorstoß der Alemannen handelte es sich nicht um einen Vormarsch des gesamten Volkes, also um einen Einbruch mit Weib und Kind und aller beweglichen Habe, wie bei den eigentlichen Wanderstämmen, sondern um eine kriegerische Aktion alemannischer Könige, die ihren politischen Machtbereich zu erweitern und dem starken Volke neues Siedelungsland zu erwerben suchten. Die Teile links des Rheines blieben mit dem Hinterlande dauernd in Verbindung, wodurch im Gegensatz zu reinen Wanderstämmen der Zustrom anderer Siedler immer wieder möglich war und ihre nationale Kraft und volkhafte Eigenart erhalten blieb.

Diese Besitzergreifung der elsässischen Ebene durch die Alemannen muß sehr rasch, mit bedeutendem Menschenmaterial und vollständiger Vernichtung oder Verdrängung der noch vorhandenen kelto-romanischen oder römischen Bevölkerungsreste vor sich gegangen sein, wie wäre es sonst möglich, daß in einem derart großen Gebiete, das infolge seiner Fruchtbarkeit doch sicher eine verhältnismäßig dichte Urbevölkerung aufzuweisen hatte, von den zahlreich vorhandenen Ortsnamen kaum ein einziger erhalten blieb. Von vorgermanischen Flurnamen gar ist auch nicht eine Spur mehr zu finden, ein Beweis also, daß die Ebene politisch und privatrechtlich herrenlos geworden war. Die noch vorgefundenen keltischen Dörfer waren oder wurden vernichtet, die steinernen römischen Wohnhäuser, Bäder und Gutshöfe, mit denen die Alemannen mit ihrer völlig andern Bau- und Wohnart nichts zu tun haben wollten, geplündert und verbrannt und ihrem Schicksal überlassen. Straßburg z. B., das römische Argentoratum, stand lange Zeit öde und verlassen. Das Einzige, was den Alemannen aus der Zeit der Römer zugute kam, war die jahrhundertelange Rodungsarbeit, die ihnen weites Bauland und für die Hauptbeschäftigung, die Viehwirtschaft, ausgedehnte Weideflächen hinterließ. So fanden die neuen Siedler mit ihrer aus der nordischen Heimat stammenden Vorliebe für Flußläufe und Niederungen in der breiten elsässischen Ebene auf längere Zeit hin Raum genug, daß sie vorläufig für die höher gelegenen Teile, die Vorberge, engen Gebirgstäler und rauhen Bergabhänge und der diesen eigenen ungewohnten Lebensweise keine Beachtung schenkten. Diese überließen sie den verdrängten keltischen Flüchtlingen, die sich dorthin zurückgezogen hatten und unbehelligt weiterleben konnten. So erklärt es sich, daß sich nicht nur am Wasgaurand und in dessen Tälern, sondern auch auf dem schon früher alemannisch gewordenen Schwarzwald kelto-romanische Reste erhalten und Jahrhunderte lang behaupten konnten, bis sie schließlich von der Übermacht der sie umschließenden Germanen sprachlich und national aufgesogen und angeglichen wurden. Auf das Fortbestehen solcher kelto-romanischen Reste weisen in diesen Gegenden manche Ortsnamen hin.

Im Gegensatz zu den wenigen, Jahrhunderte lang auf weltabgeschiedenen, bedeutungslosen Posten liegenden keltischen Siedelungen, ist die

Digitized by Google

große Fläche der elsässischen Ebene von ungezählten und dichtgedrängten rein germanischen Orten übersät. Alemannisch sind die Namen auf ingen, inghofen, aha, ach. Neben diesen finden wir noch eine überwiegend große Zahl auf heim und hofen. Witte[6] und Hund[7] halten diese ebenfalls für alemannisch, Schiber[8] und Langenbeck[9] dagegen sprechen ihnen fränkischen Ursprung zu. Nach diesen Letzteren handelt es sich also um eine Umbenennung jüngeren Datums, die auf die Zeit der fränkischen Besetzung zurückzuführen ist, die nach dem Siege der Franken über die Alemannen im Jahre 496 erfolgte.

Das Gebiet der Alemannen wurde von fränkischen Herrensiedelungen durchsetzt, die man zur Bewachung und Sicherung der fränkischen Grenze mit besonderer Dichtigkeit an den vorhandenen Römerstraßen und sonstigen strategisch wichtigen Punkten errichtete, von denen aus sich eine Konzentration der Heere rasch ermöglichen ließ. Eine fränkische Masseneinwanderung, die eine Sippensiedelung gestattet hätte, kommt dabei nicht in Frage. Das Ganze war nicht mehr als eine Art militärischer Besatzung. Die fränkischen Herren, königstreue Kampfgefährten mit ihren Kriegern, denen die alemannischen Dörfer wohl zinspflichtig wurden, blieben überall der ansässigen Bevölkerung gegenüber in der Minderheit, so daß von ihrer Seite aus eine Durchsetzung oder gar Verdrängung alemannischer Art unmöglich war. Die alemannische Übermacht blieb Träger der dem gesamten Lande eigenen Kultur und Sprache.

Eines allerdings erreichten die Franken, die einbezogenen alemannischen Orte wurden von den neuen Grundherrn teilweise nach ihrem Namen umbenannt und erhielten die fränkischen Endungen heim oder hofen, oder wo der almannische Namen beibehalten wurde, die Endung ingheim, inghofen oder ighofen. —

Der auf die Vorberge und in die Täler des Wasgau verdrängte Rest der kelto-romanischen Urbevölkerung konnte, wie bereits erwähnt, der starken Assimilationskraft des die Ebene beherrschenden Alemannentums auf die Dauer nicht widerstehen. Besonders der im nördlichen Wasgau lebende Teil, von Osten wie von Westen umklammert von rein germanischen Siedlern, war beizeiten seinem Untergange preisgegeben. Nicht so jener in den Tälern südlich des Donon. Dort bestand über das Gebirge hinweg allzeit ein enger Zusammenhang mit dem Stammesvolk in Gallien, so daß es Jahrhunderte benötigte, bis die alemannische Art auch hier sich durchzusetzen vermochte. Doch wirkte sich hier die Germanisation auf friedlich

[6] Witte, Zur Geschichte des Deutschtums im Elsaß und im Vogesengebiet. Straßburg, 1897.

[7] Hund, Die Wanderungen und Siedelungen der Alemannen. Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, 1917 und 1919.

[8] Schiber, Die fränkischen u. alemannischen Siedelungen in Gallien, besonders in Els.-Lothringen. Straßburg, 1894.

[9] Langenbeck, Beiträge z. els. Siedelungsgeschichte und Ortsnamenkunde. Els.-Lothr. Jahrbuch. Band VI. 1927.

Digitized by Google

kolonisatorischem Wege aus. Die raschanwachsende Bevölkerung der Ebene bewegte sich langsam westwärts, durchsetzte immer mehr die kelto-romanischen Gebiete, bis schließlich um das Jahr 1000 die stärkere Kultur der Alemannen und die alemannische Sprache Sieger blieben. Auf diese Weise wurde das Alemannentum mindestens in den südlichen Wasgautälern, dem Masmünster-, St. Amarin-, Lauch und Münstertal bis auf die Kammlinie hinaufgetragen. Eine Ausnahme machten nur die mittleren Wasgautäler, das Breusch-, Weiler-, Leber- und Urbeistal. Hier haben sich, besonders in den hinteren Talhälften, die romanischen Reste bis auf den heutigen Tag erhalten.

Somit also ist der Wasgaukamm, nicht der Rhein, in seiner größten Länge schon seit 1000 Jahren, die Vorbergzone schon viel länger, die ethnographische Grenze zwischen Deutschtum und Romanentum, das gesamte Elsaß also uraltes rein germanisches Gebiet, das sich vom romanischen nicht nur lange Zeit hin auf das schärfste abgesondert hielt, sondern auch unabhängig und unbeeinflußt von diesem im gesamten Kultur- und Wirtschaftsleben völlig eigene Wege ging.

Dieses spezifisch alemannische Eigenleben zeigte sich zunächst, rein äußerlich schon, in der für die beiderseitigen Besiedelungsgebiete charakteristischen doch grundverschiedenen Bauart und der Art der Dorfanlagen. Wer jemals aus dem alemannischen Siedelungsbereich, hier die Wasgautäler mit einbegriffen, hinüber nach Frankreich wanderte, dem muß beim Überschreiten der Sprachgrenze auch sofort der große Unterschied zwischen der alemannischen und romanischen Bauart aufgefallen sein. Die Kelto-Romanen übernahmen ihre Bauart von den Römern und zwar nicht nur den massiven Steinbau, sondern auch die niedere Dachbildung, die beide heute noch für Frankreich und Italien typisch sind.

Ortsnamen und Bauart im Elsaß setzen sich mit genau den gleichen Formen ostwärts über den Rhein fort und zwar sowohl in Baden wie in Württemberg. Infolgedessen ist es absurd und unverständlich, dem Elsaß seinen alemannischen Charakter abzusprechen und seine Sprache als eine keltische Mundart zu bezeichnen. Die Verschiedenheit der alemannischen und romanischen Sprachformen ist so auffallend, daß sich auf der Sprachgrenze im Wasgau, in der burgundischen Pforte und in Lothringen benachbarte alemannische und romanische Dörfer jeweils nur in einer der beiden Sprachen verständigen können. Auf der alemannisch-fränkischen Sprachgrenze dagegen, fällt es keinem Menschen ein, sich in der gegenseitigen Unterhaltung der Sprache des andern zu bedienen. Jeder spricht in seiner Zunge und einer versteht den andern ohne jede Schwierigkeit. Da die Besiedelung der Rheinebene von Osten nach Westen erfolgte, wird heute noch auf beiden Seiten des Rheines in der gleichen Höhe dieselbe Mundart gesprochen. Im Süden, diesseits im Wiesental und Markgräflerland und jenseits im Sundgau, herrscht das Mittelalemannische, auf badischer Seite die Sprache von Hebel, Bader, Dorn, Burte, auf elsässischer Seite die von Zumstein, Katz und Lina Ritter. Daran schließt sich im Elsaß bis zur Moder, in Baden bis zur Murg das Niederaleman-

Digitized by Google

nische an, vertreten diesseits durch Fellner, Steinmann, Schreiber und Ganther, im Elsaß durch Stoskopf, Greber, Bastian und Maria Hart.

Ebensowenig wie sprachlich schied der Rhein jemals politisch die beiden Stammesteile. Die merowingische Teilung und der Vertrag der Karolinger zu Mersen 870 ließen die Einheit der Rheinebene unangetastet. Die Bistümer Basel und Straßburg besaßen ausgedehnte Besitzungen in Baden, die bis weit hinauf in den Schwarzwald reichten, ebenso die elsässische Herrschaft Lichtenberg. Der elsässische Sundgau und der badische Breisgau gehörten zu Österreich. Straßburg, Freiburg und Breisach waren lange Zeit Verbündete.

Die Stammes- und Sprachgemeinschaft und politische Zusammengehörigkeit bedingte selbstverständlich auch ein gemeinsames Wirtschaftsleben, von dessen Formen uns besonders die Münzforschung zu berichten weiß. „Und in der Tat gibt es kein Gebiet, selbst nicht das der Literatur- und Kunstgeschichte, auf dem die deutsche Vergangenheit des Elsasses reiner und deutlicher zutage träte, als das der Münzgeschichte[10]. Sie führt uns von den Uranfängen des elsässischen Münzwesens bis zum Ende des 17. Jahrhunderts und weiß uns die fortschreitende wirtschaftliche und politische Entwicklung in klaren Strichen zu zeichnen. Zur Zeit der ersten alemannischen und später fränkischen Herrschaft kannte man im Elsaß nur die reine Naturalwirtschaft. Erst in den Zeiten der Merowinger finden wir in Straßburg eine private Münzpacht. Bezeichnend ist, daß schon auf den ersten dort geprägten Münzen der Name Straßburg deutsch erscheint. Auf der ältesten uns erhaltenen elsässischen Münze, einem merowingischen Goldtriens, wird er als „Stradiburs" angegeben. Auf den wenigen erhaltenen Silberdenaren der karolingischen Zeit lesen wir „Stratburg" oder „Stratburgus". Eine regere Münztätigkeit setzte erst zur Zeit der Hohenstaufen im 12. und 13. Jahrhundert ein. Die Kreuzzüge und die Eröffnung neuer Handelswege ließen die Notwendigkeit einer baren Münze immer mehr erkennen, so daß sich die verschiedenen Wirtschaftszentren, meistens Einflußgebiete größerer Städte, voneinander sonderten und ihre eigene Währung schufen. In der oberen Rheinebene lassen sich zwei solcher Wirtschaftszentren, Basel und Straßburg, deutlich erkennen. Die damals in Straßburg gegründete „Münzerhausgenossenschaft" prägte den sog. „Straßburger Pfennig", der Jahrhunderte hindurch links wie rechts des Rheines Geltung hatte. Das Straßburger Wirtschaftsgebiet umfaßte damals linksrheinisch das gesamte Unter-Elsaß und rechtsrheinisch das Gebiet nördlich des Breisgaues, also die ganze Ortenau bis zur Südgrenze des Bistums Speier und nach Osten bis zur Wasserscheide des Schwarzwaldes. Das oberelsässische Münzgebiet war weniger einheitlich. Hier bestanden lange Zeit verschiedene und kleinere Münzgebiete nebeneinander, bis schließlich durch die Bundesurkunde vom 24. Febr. 1403 der „Rappenmünzbund" gegründet wurde, der die Städte Basel, Colmar, Freiburg und Breisach und

[10] Cahn, Das deutsche Elsaß in seinen Münzen und Medaillen. Els.-Lothr. Jahrbuch. Band I. 1922.

Digitized by Google

die vorderösterreichischen Lande im Breisgau, Elsaß und Sundgau zusammenschloß. Seinen Namen erhielt dieser Bund von dem in Basel geprägten „Rappenpfennig" oder „Rappen". Straßburg und Basel bekundeten ihre Zugehörigkeit zu andern deutschen Münzgebieten darin, daß alle ihre Urkunden und Akten in deutscher Sprache verfaßt und alle ihre Münzen deutsche waren.

Diese Treue zum Reich bewies ganz besonders Colmar, das für seine eigenen Pfennige und sein von 1499 ab geprägten ersten Großgeld, den sog. „Dicken", das Wappen des Reiches, den Reichsadler, wählte. Auch die von 1544 ab in der Abtei Murbach geprägten „Abteitaler" zeigen auf der Kehrseite den Reichsadler und den Titel des jeweils regierenden deutschen Kaisers.

Der westfälische Friede führte den österreichischen Sundgau an Frankreich ab, und Ludwig XIV. erhielt das Amt eines Landgrafen im Ober- und Unter-Elsaß. Straßburg und die elsässischen Reichsstädte blieben vorerst noch bei Deutschland und erwiderten die immer stärker werdenden französischen Einkreisungsbestrebungen durch einen zwar aussichtslosen, doch verbitterten Kampf. Dieser Kampf kommt auch in den Münzen jener Zeit zum Ausdruck. Colmar z. B. setzte 1670, als die Gefahr der Umklammerung bereits aufs Höchste gestiegen war, zum Zeichen des Protestes auf die eine Seite seiner Taler die Stadtbefestigungen, darunter ein Engelsbrustbild, welches unter den Flügeln die Wappen des Reiches und der Stadt vereinte und auf die Kehrseite den doppelten Reichsadler, umgeben vom Namen und Titel des Kaisers Leopold I. Und Straßburg gab noch 1675, also kurz vor seiner Annektion, den von den Brandenburgischen Truppen ins Elsaß gebrachten Gulden gesetzlichen Kurs, indem es ihnen sein Münzzeichen, die Lilie, aufstempelte. Nach 1681 wurde dann dem Elsaß die französische Währung aufgezwungen.

Wie die wirtschaftlichen Beziehungen, so haben auch Kultur und Geistesleben aller Jahrhunderte eine feste und stammestreue Bindung nach Osten hin geschaffen. Besonders bemerkenswert erscheint, daß in Bezug auf geistige Dinge die linke Rheinseite der rechten allzeit überlegen war. Wolfram[11] sucht die Gründe hierzu im geologischen Aufbau der beiderseitigen Uferstreifen. Der Isteiner Klotz und die rechtsrheinische breite Überschwemmungs- und Sumpfniederung verhinderten lange Zeit eine nennenswerte Konkurrenz für die auf elsässischer Seite schon in vorgermanischen Zeiten bestehenden und das Elsaß von Süden nach Norden durchziehenden äußerst wichtigen Römerstraße, an der sich denn auch die ersten und größeren Stadtanlagen bildeten. So finden wir linksrheinisch die alten Bischofs- und Handelsstädte Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz und Köln. Auch Breisach gehörte bis zum 14. Jahrhundert der linken Rheinseite an. Da aber die Bischofsstädte von jeher die wirtschaftlich leistungsfähigsten und deshalb bevorzugtesten Brenn- und Sammelpunkte des geistigen Lebens waren, so erklärt es sich von selbst, daß sich links-

[11] Wolfram, Kulturelle Wechselbeziehungen zwischen Elsaß und Baden. Freiburg. 1926.

Digitized by Google

rheinisch auch die reichere Kultur entwickeln mußte. Dazu kommt noch, daß dort in der elsässischen Ebene die merowingischen wie die karolingischen und später auch die hohenstaufischen Herrscher ihre Pfalzen, Schlösser und Burgen errichteten und durch Gründung und Privilegierung zahlreicher freier Reichsstädte wertvolle Förderer kultureller Dinge wurden. Auf badischer Seite fehlen diese Vorbedingungen. Bischofsstädte waren keine und kaiserlicher Hausbesitz nur in geringem Maße vorhanden. Wohl haben die Zähringer mit der Gründung Freiburgs eine rasch aufblühende Handelsstadt geschaffen, doch erreichte diese nie die Macht und das Ansehen der viel älteren elsässischen Bischofs- und Landeshauptstadt Straßburg.

Als einer der ersten Förderer alemannischer Geistesbildung erscheint zur karolingischen Zeit zunächst der Straßburger Bischof Heddo (vor 734 bis 760), vordem Abt im Kloster Reichenau, von dessen hoher Kultur er vieles mit ins Elsaß brachte. Von Bedeutung für das breitere Volk wurde jedoch erst der unter Ludwig dem Frommen lebende Bischof Bernold, von dem der aus Südfrankreich stammende und als politischer Verbannter unter seiner Obhut lebende Dichter Ermoldus Nigellus schreibt, daß er mit allem Eifer erstrebe, das Volk zu heben und sich bemühe, „diesem die Bibel in der heimischen Mundart näher zu legen". Bischof Bernold schreibt man neuerdings auch die Anregung zu dem niedersächsischen in der Klosterschule zu Fulda entstandenen „Heliandliede" zu[12]. Aus der eben erwähnten unter der Leitung des Abtes Rabanus Maurus stehenden berühmten Fuldaer Klosterschule ging der Benediktinermönch Otfried von Weißenburg (790—875) hervor. Die kluge Art Bernolds und seines früheren Abtes entgegen den üblichen christlichen Klosterpoesien in lateinischer und griechischer Sprache, dem z. T. noch heidnisch denkenden Volke religiös-sittliche Dinge mit der Hilfe und den Mitteln der Muttersprache zu vermitteln, veranlaßten Otfried (868), seine Evangelienharmonie, den „Krist", in der Sprache seiner fränkischen Heimat abzufassen, denn sagt er, die Deutschen ständen keinem anderen Volke nach, nur fehle ihnen das eine noch, daß sie Gottes Lob in deutscher Zunge singen. Das Werk ist Kaiser Ludwig dem Deutschen gewidmet. Am Schlusse desselben bezeugt der Dichter auch den königstreuen Sinn seines Volkes und ruft alle zur Freude darüber auf, daß ihm das Werk gelungen und daß es ihm geglückt sei, Christus in deutscher Sprache zu preisen. Sein „Krist" ist die erste elsässische Dichtung und der Name Otfried zugleich der erste feststehende Autorenname der deutschen Literatur.

War das Bildungsgut des 8. und 9. Jahrhunderts noch Eigentum der Klöster, so ging es mit Beginn des Mittelalters auf die Höfe und den Adel über, in der Rheinebene hauptsächlich auf den Staufischen Hof und die begüterte alemannische Ritterschaft. Die Spielleute des 12. Jahrhunderts waren bei diesen allzeit gern gesehene Gäste. Wenn die um jene Zeit aus Frankreich kommende höfisch-ritterliche Kultur ihren Einfluß auch im Elsaß geltend machte, so ist damit die Meinung, das Elsaß sei bereits schon damals

[12] Wentzke, Der Anteil des rechtsrheinischen Deutschland am Kultur- und Geistesleben Els.-Lothringens. Els.-Lothr. Jahrbuch. Band VI. 1927.

Digitized by Google

von französischem Bildungsgut durchsetzt gewesen, noch lange nicht berechtigt, denn erstens war dem Elsaß jener Zeit der deutsch-französische Kulturgegensatz noch in keiner Weise ein Problem, zumindest nicht in politisch-nationalem Sinne, zweitens reichte das Einflußgebiet französisch-höfischer Kunst weit über das Elsaß hinweg nach Deutschland hinein, und drittens wurde sowohl im Elsaß wie im übrigen Deutschland all das Übernommene der dem Deutschen eigenen Gefühls- und Denkart angepaßt, denn — das war typisch für die Zeit — das Übernommene wurde nicht einfach für die deutsche Zunge übersetzt, sondern in oft völlig neuen Um- und Nachdichtungen dem deutschen Sprachschatz übergeben. Das tat schon Heinrich der Glichezaere (Heinrich der Gleißner), der seinen „Reinhart Fuchs", dessen Stoff er auf Wunsch eines elsässischen Edelmanns einer französischen Schwanksammlung entnahm, dem Auftraggeber als völlig neue Dichtung in deutscher Sprache überreichte. Das Gleiche gilt auch von Reinmar von Hagenau, auch „Reinmar der Alte" genannt. Seine Lyrik, die mit jener der Provence Verwandtschaft zeigt, hat nichts mehr mit der südlichen Leidenschaft der Troubadours, mit deren Haß und Fehde und sinnlich begehrender Liebe gemein. Seine Lieder sind getragen von der Reinheit ewigen Sehnens, der Kraft und Tiefe seelischen Schmerzes und sind als solche im besten Sinne deutsch. Mehr noch gilt dies von Gottfried von Straßburg, dem Dichter von „Tristan und Isolde". Auch hier ließ Gottfried sein französisches Original in Stil und künstlerischer Durchbildung weit hinter sich und gab der Sage bleibende Form. „Tristan und Isolde" ist das deutscheste und literarisch bedeutendste Werk des 13. Jahrhunderts und zugleich der höchste Ausdruck der feinsten höfischen Kultur Deutschlands überhaupt.

Wie in der Dichtung, so fühlte sich das Elsaß des 13. Jahrhunderts auch in der Scholastik und mehr noch in der Mystik des 14. und 15. Jahrhunderts mit dem übrigen Deutschland verbunden. Der Begründer und philosophische Führer dieser neuen Geistesrichtung ist Meister Eckard, der an der Ordensschule der Straßburger Dominikaner wirkte und 1327 in Köln verstarb. Unter seinem berühmten Schüler, dem hervorragenden Straßburger Gottesgelehrten und Prediger Johannes Tauler (1300 bis 1361), dessen Predigten „eine Eindringlichkeit, Wahrheit und Tiefe haben, wie sie kaum einmal in Jahrhunderten erreicht wird[13]", wuchs sich die Mystik zu einer volkstümlichen Bewegung aus, da er mit ihren Lehren und seinem eigenen Beispiel die Menschen seiner Zeit zu praktisch — werktätiger Nächstenliebe zu erziehen wußte.

Den letzten Zweigen deutscher Mystik gehört Johann Geiler von Kaisersberg an, ebenfalls ein Straßburger Prediger, der neben Tauler zu den größten deutschen Kanzelrednern zählt. Geboren in Schaffhausen, aber in Kaisersberg im Elsaß erzogen, kam er 1478 nach Straßburg und beherrschte dort die für ihn im Münster erbaute Kanzel bis 1510. Wie schon Berthold von Regensburg ging auch er von sinnlichen Dingen aus,

[13] Vilmar, Geschichte der deutschen National-Literatur. Berlin, 1907. S. 242.

Digitized by Google

unterscheidet sich aber von den älteren Mystikern darin, daß er der Genußsucht, dem Luxus und der damit verbundenen Sittenzerrüttung jener Zeit mit derber und schonungslos drastischer Satire entgegentrat.

Das gewaltige Aufleben der elsässischen Literatur im 16. Jahrhundert machte das Land schließlich zu einer Hochburg deutschen Geistes und deutscher Kultur überhaupt. „Wenn man unter Kultur die allseitige gleichmäßige Ausbildung der menschlichen Kräfte versteht, so hat im Deutschland des 16. Jahrhunderts das Elsaß die höchste Kultur" (Wilhelm Scherer). Die neue literarische Epoche im Elsaß, die Deutschland die klassischen Vertreter des Humanismus schenkte, wurde eröffnet durch Sebastian Brant. Brant, ein Straßburger Gastwirtssohn, wirkte zuerst als Jurist in Basel, kam 1501 nach Straßburg zurück und starb dort als Stadtschreiber 1521. Er war ein Freund Kaiser Maximilians und hat seinen deutschen Nationalstolz allzeit hochgehalten. Sein „Narrenschiff" (1494), eines der erfolgreichsten Werke des deutschen Mittelalters, ist eine beißende Kritik an allen Ständen und Lastern seiner Zeit, die als Narren verkleidet auf einer Reise nach Naragonien vorgeführt werden. Die Sprache ist die elsässische Mundart. Der unglaubliche Erfolg dieses Buches, das die Zeitgenossen „Die göttliche Satire" nannten, war nicht nur seinem und dem gesamten elsässischen Volke eigenen kritisch-satirischen Zuge zu verdanken, sondern auch dem Umstande, daß es Brand zum erstenmal gelungen war, dem neuen städtisch-bürgerlichen Geist des 15. Jahrhunderts, der die höfisch-ritterliche Kultur verdrängt hatte, literarische Form zu geben.

Diese neu erstandene Individualität des städtischen Bürgertums, die im Elsaß nach dem Streit der Straßburger Adelsgeschlechter Zorn von Mülnheim heraufgewachsen war, fing auch Jörg Wickram, der Stadtschreiber von Colmar um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf. Er darf wohl als der Vater des deutschen Prosaromans bezeichnet werden. „Der Knabenspiegel", „Gabriotto und Reinhard", „Der Goldfaden" und „Von guten und bösen Nachbaren" geben breite Ausschnitte aus dem elsässischen Kaufmannshaus, dem Treiben der Städter und dem Leben der Spielleute und Bauern der elsässischen Ebene. In einem Gedicht „Der irre reitende Pilger" zeigt er den dem Alemannen eigenen lehrhaften Zug, indem er ein durch christliche Zucht und Bildung veredeltes Leben schildert. Sein erfolgreichstes Werk war die Schwank- und Anekdotensammlung „Rollwagenbüchlein", das lange Zeit eine sehr beliebte Unterhaltungslektüre war.

Die kritisch-satirische Art Brants fand ihre Fortsetzung durch den wortgewandten Straßburger Franziskanermönch Thomas Murner, geb. 1475 in Oberehnheim (Unter-Elsaß). Seine Predigten zeugen von tiefer allseitiger Gelehrsamkeit; doch ein unruhiger, fast wilder Charakter, Entwürfe und Pläne, Hochmut und Streitsucht ließen ihn nirgends zur Ruhe kommen. Er starb 1536 verbittert nach einem reichbewegten Leben in Heidelberg. Unzufriedenheit und Trotz, Stolz und Kampfsucht kennzeichnen auch seine Werke. Angeregt durch Brants Narrenschiff schrieb er nacheinander seine „Narrenbeschwörung", „Schelmenzunft", „Badenfahrt", „Gäuchmatt" und „Die Mühle von Schwindelsheim", realistisch drastische Sittenbilder, die weit über seine Zeit hinaus von Bedeutung blieben. Luthers Auftreten

Digitized by Google

begrüßte er zunächst und übersetzte noch dessen Schrift von der „Babylonischen Gefangenschaft". Kaum aber hatte er die Tragweite der neuen Lehre begriffen, da warf er sich mit fanatischem Haß auf Luther und überbot all seine früheren Werke in seinem satirischen Kampfgedicht „Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat." Geschickt im Aufbau und von ungewöhnlicher dramatischer Lebhaftigkeit, ist es die bedeutendste satirische Schrift, die je auf die Reformation erschienen ist. Neben sprühender Geisteskraft und schärfster Schlagfertigkeit des Witzes steht aber ebenso grob zupackender Haß und rücksichtslose Bosheit. Lessing sagt von dem Werk: „Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen lernen will, wer die deutsche Sprache in allem ihrem Umfange studieren will, dem rate ich, die Murnerschen Schriften fleißig zu lesen. Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends besser zu Hause finden, als bei ihm."

Und nun kommen wir zum größten satirischen Dichter des Elsasses und der deutschen Nation überhaupt, zu Johannes Fischart. Er ist wie Brant ein Straßburger, so daß das Elsaß als die Heimat der deutschen Satire betrachtet werden kann. In Basel holte Fischart die juristische Doktorwürde, bereiste Deutschland, Italien, Frankreich, England und die Niederlande und ließ sich um 1576 als freier Schriftsteller in seiner Vaterstadt nieder. Mit überragender Bildung stand er mitten in den kulturellen Kämpfen seiner Zeit, nicht polternd mit zorniger Gebärde und grimmiger Laune wie Murner, sondern lächelnd und mit heiterem Spott. Was bei ihm jedoch besonders auffällt, das ist die bisher unerreichte Sprachbeherrschung. „Freier, kühner, diktatorischer, man könnte fast sagen despotischer, hat noch niemand die deutsche Sprache behandelt, als er" (Vilmar). Mit staunenswerten Gedankenverbindungen, nie gehörten Wortformen und halsbrecherischen Satzperioden geht er durch die damaligen Verhältnisse in Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Religion, Sitten und Gebräuche, schonungslos strafend, wo er hohle Dünkelhaftigkeit vernichten will, und mit feinsten Stacheln dort, wo er zu kritisieren hat. Seine bedeutendsten Schriften sind „Eulenspiegel", „Aller Praktik Großmutter", „Flöhhatz", „Geschichtsschrift oder Geschichtsklitterung" (sein Hauptwerk), „Glückhaft Schiff" (eine Schilderung der denkwürdigen Fahrt der Zürcher Schützen, die 1567 mit einem noch warmen Hirsebrei nach Straßburg kamen), „Podagrammisch Trostbüchlein", „Ehezuchtbüchlein" und „Catalogus Catalogorum". Wie Murners, so sind auch Fischarts Werke „eine unerschöpfliche und wahrhaft köstliche Fundgrube für all das, was in Sitte und Sprache, in Liebe und Haß, in Spott und Scherz, in Anekdote und Sprichwort, in Gesang und Lied damals noch im deutschen Volke vorhanden war" (Vilmar).

Mit Fischart hat die elsässische Dichtung des Mittelalters ihren Höhepunkt erreicht. Die elsässische Literatur hatte Jahrhunderte lang an den großen deutschen Blüteperioden nicht nur einen bedeutsamen Anteil genommen, sondern sogar vermocht, „dem Geist und Stil ganzer Epochen einen gesammelten, konzentrierten, gesteigerten, letzten Ausdruck zu geben" (Wentzke).

Digitized by Google

Mit dem Jahr 1681 ist die geistige Bedeutung des Elsasses jäh zusammengebrochen. Das Elsaß mußte mit der politischen auch die ideelle nationale Gemeinschaft mit seinem deutschen Mutterlande opfern. Wie tief und wie nachhaltig dieser gewaltsame Schnitt empfunden wurde, beweist die auffallend geistige Öde, die unmittelbar nach der Annektierung einsetzte und beinahe ein volles Jahrhundert anhielt. Gewiß die Tüchtigkeit des elsässischen Volkes und sein gesunder Wirklichkeitssinn haben Frankreich auf andern Gebieten manches Wertvolle zugetragen; seine Kultur aber und seine Sprache, Sitten und Gebräuche blieben deutsch. Die Verhandlungen auf den Rathäusern, Protokolle, Gerichtsentscheidungen, Verträge, Akten, Predigt und Unterricht, Gebetbücher, Haus- und Grabinschriften, Lieder usw. behielten die deutsche Sprache weiter. Der Großteil des elsässischen Volkes lernte es nie, sich in französischen Lauten auszudrücken, und nie regten sich im Elsaß geistig bedeutende Kräfte, die Frankreich das gleiche zuzusprechen versuchten, was man der deutschen Kulturgemeinschaft schenkte. Im Gegenteil, als Frankreich damit begann, durch verschärfte Spracherlasse eine kulturelle Vorherrschaft zu erzwingen, da warf sich ihm das alte deutsche Stammesbewußtsein mit kraftvoll dichterischem Einspruch entgegen und wehrte sich der Rechte, die unlösbar in ihm verankert waren. Welche Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts wir auch erwähnen, ob Gottlieb Konrad Pfeffel, den blinden Colmarer Fabeldichter, oder nach ihm Hartmann, Hirtz, die Stöber, Zetter, Hackenschmidt, Candidus, Spach und Mühl, alle betonten frei und offen ihre deutsche Art. Erinnert sei hier nur an die zur Abwehr der französischen Bestrebungen 1853 in Mülhausen gegründete literarische Gesellschaft „Concordia", der Zetter und August Stöber angehörten. Und wenn Adolf Stöber 1846 in seinem Gedicht „Preis der deutschen Sprache" singt:

Muttersprache deutschen Klanges,
O, wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir.

Sollt' ich deine Fülle missen,
O, mich kränkte der Verlust
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust — usw.

so ist das doch ein eindringliches und unzweideutiges Bekenntnis zur deutschen Kultur- und Sprachgemeinschaft. Und wir verstehen aus dieser Stimmung heraus auch die große Begeisterung, mit der Adolf Stöber, Candidus, Mühl und Hackenschmidt die 1870 erfolgte Rückkehr zum deutschen Vaterlande besungen haben.

Nach der Wiedervereinigung mit Deutschland setzt auch das elsässische Schrifttum wieder in reicher und beachtenswerter Fülle ein. Mit Lienhard, Schickele, Stadler wurde auch alsbald der Anschluß an die neuere deutsche Literatur gewonnen. Ähnliches gilt auch von der mit be-

Digitized by Google

sonderer Liebe gepflegten elsässischen Mundartliteratur, die mit Arnolds „Pfingstmondaa" beginnt, über Bernhard und Lustig zu Heinrich Schneegans führt und von diesem schließlich zu den schon genannten Stoßkopf, Greber und Bastian herüberleitet.

Wenn der Straßburger Notar und Dichter Ehrenfried Stöber schon vor mehr als 100 Jahren gesteht: „Wann ist unser Schauspielhaus am besuchtesten? Wann deutsch gespielt wird! Man frage in den Leihbibliotheken, welche Bücher am meisten gelesen werden? Die Antwort wird sein, die deutschen!" so gilt das ebenso gut und vielleicht noch mehr für heute. Und wird nicht auch heute wieder wie vor 100 Jahren der neuentbrannte Kampf von den jetzigen Trägern des elsässischen Kultur- und Geisteslebens unterstützt? Die elsässische Nachkriegsliteratur, die zwar immer noch reich, aber völlig bedeutungslos geworden ist, benutzt nicht etwa die französische Sprache, sondern fast durchweg die hochdeutsche oder elsässische, und ihre Stoffprobleme sind auf das engste mit der Sage und der Geschichte des Landes und mit dem alemannischen Seelengrunde seiner Menschen verwurzelt.

So blieb das elsässische Volkstum seit mehr als tausend Jahren — trotz aller bisher erfolgten französischen Gewaltmaßnahmen — fest und unmittelbar an die deutsche Kultur- und Sprachgemeinschaft angeschlossen. Wenn auch das politische Empfinden größerer Volksteile andere Wege ging und gehen mußte, was die Seele gebar, ist deutsch, ist deutsches Kulturvermögen.

Noch kämpft das Elsaß selbst um sein und unser Eigentum, und welche Kraft und Mittel auch Frankreich aufwendet, mit der politischen auch die kulturelle Grenze an den Rhein zu schieben, das elsässische Volk und seine alemannische Seele allein bestimmen über diese, und ich glaube, wir haben noch lange keinen Grund, über ihren Entscheid zu trauern.

Volksneckereien in Baden und im Elsaß.

Von Prof. Dr. Eugen Fehrle.

Wie innig verbunden das Volkstum rechts und links des Rheines ist und wie sehr der Rhein allezeit die Bewohner seiner Ufer zusammengeführt und nicht getrennt hat, zeigt jeder volkskundliche Vergleich, auf welchem Gebiet man ihn auch anstelle, in Brauch und Sitte, im Hausbau, in der Redeart des Volkes.

Im Jahre 1927 erschien unter den „Schriften der Elsaß-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft" ein Buch, das weite Verbreitung verdient: Hans Lienhart, Elsässische Ortsneckereien, Ein Beitrag zum Studium von Land und Leuten unter Mitwirkung von Freunden und Kennern des Elsaß, Heidelberg, Carl Winter, 246 S.[1]

[1] Ich möchte die Gelegenheit benutzen, auf dieses ausgezeichnete Buch, das viel wertvollen Stoff für die Volkskunde enthält, empfehlend hinzuweisen.

Digitized by Google

Hier wird eine reiche Fülle echter Äußerungen des elsässischen Volkes gegeben, die kaum von der Literatur her beeinflußt, auch nicht von volksfremden Führern gemacht sind, sondern unmittelbares Volksempfinden wiedergeben. Wir sehen, wie ein Dorf die Schwächen des andern entdeckt und mit treffendem Spott den Nachbar zu verulken versteht.

Wandermotive, die irgendwo in der Literatur aufgekommen und ins Volk eingedrungen sind, ohne eigentliches Volksgut zu sein, haben wir kaum. Die Verse sind in verwandten Kreisen von einem Ort auf den anderen übertragen worden. Ich stelle badische und elsässische Neckereien nebeneinander. Die Seitenzahlen bei den badischen verweisen auf mein Buch „Badische Volkskunde" I 1924, die anderen auf Lienharts Sammlung.

Für viele Orte in beiden Ländern sind Ulkereien folgender Art bezeichnend:

Baden	Elsaß
Amt Neustadt S. 78.	Kreis Kolmar S. 105.
Leffinge isch e scheeni Stadt, Geschwiller isch de Bettelsack, Reetebach isch de Litrekübel, Ditishuuse isch de Deckel drüber.	Dürrenenze isch e schöni Stadt, z'Uürsche isch d'r Bettelsack; z'Munze isch d'r Lürikümwel, z'Jebse isch d'r Deckel drümwer.
Amt Emmendingen S. 78.	Kreis Thann, S. 134.
Vörstette isch e schööni Stadt, Denzlinge isch e Bettelsack, Rütti (Reute) isch e Saukübel, Schupfholz isch dr Deckel drüber.	Masmünster isch e schöni Stadt, Aue isch e Bettelsack; Sente isch e Soikümwel, In Gewene henkt d'r Deckel drümwer.

Weitere solcher Ortsneckereien bei Lienhart S. 24, 28, 37 f., 46, 49, 62, 91, 97, 116, 119, 120, 122, 126, 136. Im badischen Oberland sind sie fast in allen Bezirken zu treffen.

Von den Unfreundlichkeiten, die der Fremde in manchen Ortschaften erfahren kann, wissen die Neckereien hüben und drüben zu erzählen:

Im badischen Odenwald, S. 80.	Kreis Rappoltsweiler, S. 127.
Wer kommt durch Reisenbach ohngspott, durch Schärner (Oberscheidental) ohngropft, durch Schlossau ohngschlage, der kann von Glück sage.	Wer durch Bennwir geht ohnveracht, durch Mittelwir ohnusgelacht, durch Bewle ohne gschlaje, der kann von großem Glück saje. (Vgl. S. 30, 97, 123.)
Rastatt, S. 80.	Kreis Zabern, S. 78.
Wer über den Rohrsteg geht und spürt kein Wind, wer durchs Kalabrich geht und sieht kein Kind, wer am Dreikönig vorbeigeht und kriegt kein Spott, der hat e b'sondere Gnad vor Gott.	Wer durch Bußwiller kommt ohne Kind, üwwer de Baschberi ohne Wind, durch Imbse ohne Schimpf, un durch Hackmatt ohne Spott, der het e großi Gnad für unserem Herrgott.

Digitized by Google

Hier wie dort kennt man die Bezeichnung Esel für die Bewohner gewisser Orte und bringt den Spott gegen sie an, indem man Zipfel seines Sacktuches wie Eselsohren zur Rocktasche heraussehen läßt. (Lienhart, S. 37, 52, 74; Fehrle, S. 87.)

Den Mädchen in Wellendingen (A. Bonndorf) in Baden werden in ähnlicher Weise sieben Fehler vorgeworfen wie den Buben von Ballersdorf im Kreis Altkirch. Allgemein volkskundlich beachtenswert, weil bezeichnend für die Dichtungsart des Volkes, sind die Abweichungen der Verse:

Baden, S. 75 f.

Sechs Batze, sechs Aepfel,
sechs suur und sechs süeß,
die Welledinger Maidli
hen all krummi Füeß.
Di erscht wigt en Vierling,
di zweit en halb Pfund,
di dritt isch marode,
di viert isch nit gsund,
di fünft het kone Wade,
di sechst het kone Knii,
jetz könnt ihr euch denke,
wie di sibt wird sii.

Elsaß, S. 96:

Die Ballerschdörfer Buewe
sinn alle so stolz:
D'r erscht wiegt kei Vierli,
d'r zweit ke halb Pfund,
d'r dritt isch närrisch,
un d'r viert isch nit gsund,
d'r fimft hat e Krucke
un d'r sechst e krumm Bei,
vum siewet we m'r schwiege,
suscht git's e groß Gschrei.

Die Elsässer haben ähnliche Verse auf die Buben von Kiffis, Kreis Altkirch, S. 102:

E—n—Eid will i schwöre,
e Dieb will i si,
wenn mehr als siibe Chnabe
in Kiffis si.
D'r erste wieght ke Vierligh,
d'r zweite ke halb Pfung,
d'r dritte isch malader,
d'r vierte isch nit gsung,
d'r fimfte hat e Buckel,
d'r sechste—n—e krumm Bei,
vum siebete will i schwieghe,
Sust git's e großes Gschrei.

Bemerkenswert ist in all diesen Versen die Siebenzahl. Man will den Spott auf eine große Vielheit ausdehnen und nimmt dafür Sieben[2].

Einen offenkundigen Zusammenhang zeigen folgende Verse:

Herbolzheim b. Freiburg, S. 8.

Fidirix un Fidirax, un a Fink isch ka Spaß
un a rothoorigs Birschli mecht i oi nit zum Schatz.

Dürlinsdorf i. Kanton Pfirt, S. 101.

Patirix un Patirax, un e Fink isch käi Spatz
un vu de Dilleschdörfer Maidli will i cheß für mi Schatz.

[2] Ich habe dafür in meiner Badischen Volkskunde I, S. 29 ff. reichlich Beispiele gebracht. Daß die Siebenzahl schon in der Antike eine Rundzahl für eine große Mehrheit ist, zeigt Vergil, Georg. III, 355. Der Dichter schildert den hohen Schnee in den Ländern des Nordens und sagt, er erhebe sich 7 Ellen hoch: terra ... septem adsurgit in ulnas.

Digitized by Google

Der Schwank vom Eselsei, der auch in der Schweiz bekannt ist[3] findet sich in Baden und im Elsaß.

Ihringen a. Kaiserstuhl, S. 89.

Ein Bürgermeister soll einen Kürbis für ein Eselsei gehalten und sich darauf gesetzt haben, um es auszubrüten. Als ein Hase vor ihm aufsprang, hielt er ihn für den ausgeschlüpften Esel und rief ihm nach: „Halt Eseli, hier isch dein Vadder." Seither nennt man die Ihringer Esel oder Eseli.

Geishausen, Kanton St. Amarin, S. 136.

Ein Geishauser wollte aus einem Kürbis ein Eselein ausbrüten. Als er aber einmal aufstand, rollte derselbe den Berg hinunter und scheuchte einen Hasen auf: „He, Güschele", rief der gute Mann, „blib doch do, i bi jo dinner Dätte!"

Eine ähnliche Geschichte wird erzählt von Börsch, Kanton Rosheim im Elsaß, S. 51 f.: „Der Gemeinderat von Börsch fand, als er einst den Gemeindewald abging, um die Holzschläge zu bestimmen, einen Kürbis. Keiner kannte den Fund, und allseitig wurde angenommen, daß es ein Ei eines unbekannten Tieres sei. Man ließ aus dem Städtchen eine alte Frau kommen und bewog sie durch Zureden, sich auf das fremde Ei zu setzen, um es auszubrüten. Als diese jedoch einmal aufstand, stieß sie an den Kürbis, und dieser rollte den Berg hinab. Die Bürger in voller Angst um ihren kostbaren Fund, eilten hinterher. Durch den Lärm aufgeschreckt, sprang plötzlich ein Hase aus dem Gebüsch hervor. Die Verfolgenden glaubten nicht anders, als daß das Tier soeben aus dem Ei geschlüpft sei, und riefen einander eifrig zu: Haltet den Esel auf! was ihnen jedoch nicht gelang."

Derlei Übereinstimmungen im Volkstum auf beiden Seiten des Rheines sind allezeit nachweisbar, ob die Stämme politisch verbunden oder getrennt waren. Sie zeigen, daß Stammeszugehörigkeit stärker ist als politische Gemeinschaft.

Das ältere Volkslied im deutschsprechenden Lothringen

(aus Anlaß der Pinckschen Sammlungen).

Von Dr. Johannes Künzig, Freiburg i. Br.

Die Frankfurter Universität hat vor kurzem dem katholischen Pfarrer Louis Pinck in Hambach für Herausgabe der beiden wundervollen lothringischen Volksliederbände: Verklingende Weisen. Metz I. 1926; II. 1928 (für Deutschland: Kommissionsverlag Karl Winter, Heidelberg) den Ehrendoktor verliehen[1]. Die wissenschaftliche Ehrung ist wohl ver-

[3] Schweiz. Arch. f. Volksk. 11, 1907, 140 f.

[1] Die Bände erschienen zugleich als Schriften der Elsaß-Lothr. Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Straßburg. Den 1. Band habe ich oben I, S. 163 f. bereits ausführlicher besprochen. An früheren Veröffentlichungen zum deutsch-lothringischen Volkslied vgl. Comte de Purymaigre, Les chansons populaires de la Lorraine (1865), derselbe Chants Allemands de la Lorraine in seinem Buch: Folklore (1885) S. 143 ff., ferner: Houpert, Das deutsche Volkslied in Lothringen im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde II (1980), 347 ff.

Digitized by Google

dient, denn diese Liederbände zählen unter den landschaftlichen Liedersammlungen zu den besten, die wir besitzen. Selbst der zünftige Volksliedforscher muß staunen, welche Fülle alter, sonstwo meist verschollener und eigenartig schöner Lieder sich dicht am Rande deutschen Sprachgebietes bis auf unsere Tage, wenn auch vielfach nur im Munde der ältesten Sänger und Sängerinnen erhalten hat. „Perlen in Muscheln am Strand des deutschen Sprachenmeers" nennt sie Pinck selbst nicht mit Unrecht. Es handelt sich um je 100 Lieder, die aus größerer Beute[2] ausgewählt und in individuell eindrucksvoller Form hier dargeboten wurden: ein Straßburger Künstler Henri Bacher hat mit feinstem volkhaftem Empfinden zu jedem Lied ein Bild geschaffen, wozu er bald ein Motiv des Liedes, oft aber aus der Heimat dieser Lieder ein Stück Landschaft, ein Dorfbild oder Bauernhaus, Burgen, Kirchen, Wegkreuze oder irgend ein Zierstück aus der Bauernkunst wählte: auch einige der Sängerpersönlichkeiten stehen im Bilde leibhaft vor uns[3]. Dazu kommt die charaktervoll hervortretende Fraktur des Druckes und die räumlich schöne Anordnung, sodaß jedes Lied ganz geschlossen für sich dasteht und oft wie ein Einblattdruck wirkt.

So kann man von vornherein sagen, daß diese beiden Bücher den schlichten Mann aus dem Volke ebenso ansprechen und erfreuen werden wie den verwöhnten Gebildeten und den Volkskundler von Fach. Viele dieser Lieder werden auch, davon bin ich schon heute überzeugt, in den Reihen der singfrohen Jugendbewegung wieder erklingen und in ihre Jugendliederbücher Eingang finden. —

Wenn wir nun den reichen lothringischen Liederstrauß uns näher ansehen, merken wir gleich, es sind Blumen des Bauerngartens von köstlichem Ruch und Duft, von prächtigen Farben, von alter, ehrwürdiger Abstammung. Alle diese Lieder sind „nachweislich vor 1870" schon im lothringischen Land gesungen worden, die meisten natürlich schon wesentlich früher, und viele lassen sich bis ins 15. und 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Freilich nur aus dem Mund bejahrter Leute konnte Pinck, der oft eines Liedes wegen weite Wegstunden nicht scheute, diese und jene Weise noch auffinden. Der Titel „Verklingende Weisen" ist also wörtlich zu nehmen: es sind Lieder, die nur von wenigen begnadeten Sängern, wenn auch in ganzer Gedächtnisfrische, noch getragen werden, dann aber mit ihnen zumeist ins Grab sinken. Pinck gibt somit — offenbar absichtlich — nicht einen Querschnitt durch das Volkslied der jungen lothringischen Generation, sondern er wollte das alte und älteste, zugleich schöne Liedergut retten und aufzeichnen, wo er es noch finden konnte. Diese, man könnte sagen, romantische Einstellung steht mit unsern heutigen Sammelgrund-

[2] In den Anmerkungen, die besonders im 2. Band sehr ausführlich geworden sind, stehen zu einzelnen Liedern oft 4—6 Varianten abgedruckt. Wenn wir weiter bedenken, daß P. von seinen Liederfunden Manches aus ästhetischen oder moralischen Erwägungen ausgeschieden hat, dürfen wir die Zahl seiner Liederaufzeichnungen wohl gut auf 700—800 schätzen.

[3] Papa Gerné: I, S. 10. Die Witwe Mariekaeth Herbeth, geb. Forschel bei ihrer Heimarbeit, dem Strohhutflechten: II, S. 10.

Digitized by Google

sätzen, wonach wir das gesamte Volkslied, auch das jüngste und unschöne, des biologischen Zusammenhanges wegen zu erforschen suchen, nicht in Einklang. Aber wer möchte angesichts der prachtvollen Ergebnisse, wie wir sie vielleicht nur an wenigen Stellen unseres Vaterlandes noch erzielen können, das große Verdienst der Pinckschen Sammelweise bestreiten? Die Arbeit begann hier eben an der notwendigsten, unmittelbar unter Gefahr stehenden Stelle: über kurz oder lang werden manche der wackeren Gewährsleute nicht mehr am Leben sein. Doch dürfen wir im Stillen wohl annehmen, daß Pinck zugleich auch auf das Lied der jungen Generation geachtet hat und daß Manches davon schon in seinen Sammelmappen ruht. Die im Einzelnen durchgeführte Feststellung, daß all die mitgeteilten Lieder schon in französischer Zeit lebendig waren, erreicht den Wert eines unverbrüchlichen Zeugnisses für das stete Deutschtum dieser Bezirke (die Sammlung stammt wesentlich aus Dörfern der Kreise Forbach und Saargemünd)[4]. Dieses alte deutsche Liedergut hat sich hier mit einer Zähigkeit gehalten, wie sie die stark nivellierende Wirkung des Binnenverkehrs nicht bestehen läßt, wie wir sie eben nur in den kulturell konservativeren Grenzbezirken treffen. Aber ein blinder Zufall oder eine reine Gesetzmäßigkeit ist diese Reinerhaltung deutschen Kulturgutes keineswegs: hätte hier nicht ein solch prachtvoller, urgesunder Bauernschlag gesessen, wie er uns aus den im Anhang beigegebenen lebensvollen Skizzen des Herausgebers gegenübertritt, so wäre das Deutschtum hier längst, längst dahin oder von romanischer Kultur völlig durchsetzt.

Bevor wir von den Liedern selbst sprechen sei kurz der alten Volksliedsänger gedacht, die P. mit besonderem Spürsinn aufzufinden vermochte. Da ist zunächst Papa Gerné zu nennen, der 1923 im Alter von 93 Jahren gestorben ist. Als Vater von 12 Kindern, mit dem kümmerlichen Verdienst eines Maulwurffängers, ist er durchs Leben gegangen und war doch immer voller Humor. Die gewaltige Zahl von 164 Liedern, oft sehr umfangreichen, hat er dem Pfarrer in seinen letzten Lebensjahren noch vorgesungen. Als Bursche war er einst überall dabei, wo nur Lieder erklangen, und hat manchen Wettgesang, auch in Nachbardörfern, gewonnen. Dabei hat er seinen Liederschatz immer erweitert, auch den Jahrmarktssängern manches Lied nachgelernt oder den Texten fliegender Blätter bekannte Weisen unterlegt. — Vetter Nikles von Gebenhausen, ein Hochzeitsgeiger, machte gar selbst aus dem Stegreif Gedichte und hatte für jeden ein besonderes Lied, was ihm viel Geld einbrachte. Die Braut holte er ab mit dem derblustigen Liedchen: „Komm heraus, komm heraus, du trauerige Braut / Du bekommst e Mann, der dir kleppert die Haut!“[5]

[4] Besonders aus den Dörfern Hambach, Püttlingen, Reimeringen, Holvingen, Hilsprich, Altrip, Fremersdorf, Freibuß, Weiler, Groß Tännchen, Mörchingen u. a., dann aus dem entfernter liegenden Vogesendorf Lützelburg bei Zabern.

[5] Vgl. hierzu den wundervollen Brautgesang von Clemens Brentano: „Komm heraus, komm heraus, o du schöne, schöne Braut / Deine guten Tage sind nun alle, alle aus....“, von dem ich bestimmt glaube, daß er aus der Volksüberlieferung schöpfte.

Digitized by Google

In Weiler, einem ganz abgeschiedenen, am Bischwaldweiher gelegenen Dorf fanden sich zwei unzertrennliche Sänger Manque und Baro, die ihre Lieder von früher Jugend an auf jede Weise zu mehren suchten. Sie haben davon eine stattliche Anzahl (74) in ein Büchlein geschrieben. Wer das Lied am besten konnte, trug es ein, und alle hatten dann an dem Liederbuch Anteil. Frau Baro konnte ihre Lieder „wie's Vaterunser". — Köstlich ist geschildert, wie in dem Vogesendorf Lützelburg der alte Walkersepp noch als Neunziger des Sonntags seine Kinder und Kindeskinder um sich versammelte, um mit ihnen zu singen. Frauen und Mädchen aber würzten sich später in diesem Haus die eintönige Arbeit des Perlenstickens durch Lieder, — und selbst die kranke Mutter sang von ihrem Bett aus noch mit.

Weder lesen noch schreiben konnten zwei liederkundige alte und arme Jungfern, die beide jetzt schon gestorben sind (im Alter von 74 bzw. 86 Jahren): 's Udils Kättel aus Hambach und 's Bickel Kättel aus Roth. Ein gar seltsamer Zufall ist es übrigens, daß auch Prof. Dr. John Meier bei einem Besuch vor dem Krieg von eben dieser Bickel Kättel das seltene Lied vom Lindenschmied und vom Grafen Backenwil gehört hat[6].

Der alte Schäfer von Freibuß (1907 als 75jähriger gest.) war zwar arm wie eine Kirchenmaus, aber immer guter Dinge und sang des abends auf seinem Pflug, vor dem Haus sitzend, oft stundenlang mit seiner Frau. Eines seiner besonderen Leibstücke war „Die Flucht nach Ägypten", dessen Melodie P. erst nach etlichen ergebnislosen Fahrten von einem alten Bettler erfuhr (er hatte es von seinem vor 35 Jahren im Alter von 92 Jahren gest. Vater gelernt; zum Lied selbst vgl. unsere Bemerkungen unten).

Die Lieder im Einzelnen zu besprechen, ist hier aus Raumgründen leider nicht möglich. Aber es sollen wenigstens die im Vergleich mit dem deutschen Liederschatz oder dem der Nachbarlandschaften besonders bemerkenswerten kurz hervorgehoben werden, teils wegen textlicher oder musikalischer Eigenart oder ob ihrer Altertümlichkeit und ihres seltenen Vorkommens. Hinsichtlich der Melodien sei auf die beträchtliche Zahl der Lieder in Moll oder verschiedenen Kirchentonarten hingewiesen; die Weisen sind von Musiklehrer Weber, Lehrer Edel und P. Calmé sehr zuverlässig notiert und durchweg auch mit Tempobezeichnungen versehen. Die Melodien des 1. Bandes hat Prof. H. Joachim Moser, Berlin, in der Zeitschrift für Schulmusik I, 121—130 bereits ausführlich gewürdigt. Er sagt davon u. a.: „Selbst bekannte Lieder haben dort vielfach so künstlerisch hochstehende Lesarten, solche Züge feinsten musikalischen Gefühls, als hätten ein paar namenlose Meister ersten Ranges die altgewohnten Weisen neu veredelt zurechtgesungen."

Den Eingang der beiden Bände bilden die geistlichen Volkslieder, etwa 40 an der Zahl. Seit v. Ditfurths Fränkischen Volks-

[6] Zur unmittelbaren Ergänzung der Pinckschen Sammlungen ziehe man übrigens das vortreffliche Werk: Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar (1896) heran, von dessen Liedern ein beträchtlicher älterer Teil aus der Gegend von Saarlouis stammt.

Digitized by Google

liedern (1855) und Hauffens Monographie, Die Sprachinsel Gottschee (1895) hat keine Liedersammlung das geistliche Lied in diesem Ausmaß berücksichtigt. Gut ein Dutzend dieser Lieder erscheinen denn auch zum erstenmal in der Volksliedliteratur, ein weiteres Dutzend dürfte nur je ein- oder höchstens zweimal sonst zu belegen sein. Da fällt z. B. ein Lied von der Flucht nach Ägypten auf, (II, Nr. 4) in Kirchentonart. Im Anhang wird das gleiche Lied auch aus französischem Sprachgebiet mitgeteilt. Die Legende des Liedes ist kurz folgende: als die Juden dem Jesusknaben nach dem Leben stellen, finden Maria und Josef mit ihm Schutz in dem Kornacker eines Bauersmannes, der den Häschern nichts verrät. Dafür wird er reich belohnt: wie er den Pflug anzieht, steht das Korn schon in Blüte, wie er die Egge wendet, ist es zur Sichel bereit. Diese Legende fand P. auch bildlich in einem spätgotischen Chorfenster der Kirche zu Sekkingen dargestellt, ja diese Darstellung war für ihn der Anlaß, weiter nach dem Lied zu forschen. — Die ganze Leidensgeschichte des Herrn erzählt in 33 Strophen ein altertümliches Bitterleidenslied (II, Nr. 5), das wohl als fliegendes Blatt gedruckt sein mochte. — Grobkörnigem, herbem Volksempfinden ist das mundartliche Passionsgebet entwachsen, das ein Bettler recitando vor der Tür vortrug:

Se hun dech gekrätscht,
se hun dech gepetscht
O dau, mei leiven Herr Jesu Chrescht....

Hingewiesen sei auf einen Gesang vom „Guten Hirten", auf mehrere sehr schöne Marienlieder, z. B. II, Nr. 8—12, auf Lied II, 13 von einem Ordensmann, der als treuer Marienverehrer ein gezähmtes Vöglein den Mariengruß singen lehrt, durch den es wundersamerweise vor einem Geier errettet wird. Die biblische Geschichte von dem frivolen Babylonierkönig Balthasar und dem feurigen „Menetekel" an der Wand steht unter II, Nr. 15. Einer örtlichen Begebenheit (man sagt, eine geizige Frau sei in einen totähnlichen, ein ganzes Jahr währenden Schlaf versenkt worden) soll das Reyersweilerlied, II, 17, entsprungen sein. Packend ist ein Totenlied (II, 18; dazu gehört als Bruchstück auch I, S. 57) mit folgenden Strophen:

Jetzt kommen ihrer vier, die heben mich auf
Und tragen mich hinaus aus meinigem Haus.

Wenn das Glöcklein verliert seinen Ton,
So haben mich meine Freunde vergessen schon. —

und überraschend die Schlußstrophe:

Sie begraben mich hinaus ins Röselein rot,
Wenn ich heute sterbe, bin ich morgen tot —

eine Strophe, die uns genau so wieder in dem Soldatenlied von den drei Lilien begegnet. Gar seltsam ist das Lied II, Nr. 20, in dem die Seele ins Grab hinausschreit und den einst sündigen Leib anklagt. Eine ganze Reihe

Digitized by Google

alter Legendenlieder stehen dann in den Pinckschen Sammlungen. Zuerst sei da das Alexiuslied genannt: A., der am Hochzeitstag den Pilgerstab nahm, kam als Bettler in sein eigenes Haus zurück und lebte dann unerkannt unter der Treppe bis zu seinem Tode. Dem Literaturfreund ist dieser Stoff aus dem altfranzös. Alexiuslied und der mhd. Dichtung Konrads v. Würzburg geläufig[7]. Weiter beachtenswert ist dann ein Lied vom ewigen Juden (II, Nr. 16). Nicht so selten kommt das Legendenlied von der blindgeborenen Odilia vor, das im Elsaß, der Heimat der Odilialegende, auch in Baden und anderswo, noch häufiger anzutreffen ist, ebenso das Lied von der hl. Katharina, die aufs Rad geflochten ward, von Theresia, der Kommandantentochter aus Großwardein, die für 120 Jahre in den Himmel entrückt wird, um sie vor einer heidnischen Heirat zu bewahren[7a]. Nahe damit verwandt ist das Lied von Regina, der Himmelsbraut (II, Nr. 23). Auch von Umdichtungen geistlicher Lieder nach weltlichem Muster, sog. Contrafrakturen, finden sich mehrere Beispiele: so ist II, Nr. 25 eine geistliche Nachahmung der Ballade vom Schloß in Österreich; II, Nr. 10 — ein Mariahilflied — beginnt wie das bekannte Liebeslied: „Auf der Welt hab ich kein Freud ... "

Ebenso seltene wie schöne Stücke finden sich unter den Balladen, so z. B. das Lied von der Braut Sondeli, nach Uhlands schweizerischer Aufzeichnung als Lied vom Südeli, d. i. Aschenbrödel, bekannt. Thema: die geraubte und einer Wirtin übergebene Königstochter wird von ihrem zur Freite ausgezogenen Bruder im Hochzeitsbett erkannt und zur Mutter zurückgebracht. Pinck bringt II, Nr. 32 und unter den Anmerkungen S. 349 ff. vier, von den wenigen seitherigen Fassungen[8] merklich variierende und altertümliche Aufzeichnungen, zwei unter dem Titel „König Milchert". — Bereits im 15. Jahrhundert gedruckt ist das Lied vom Grafen zu Rom (Pinck I)[9]: der in Gefangenschaft schmachtende Graf muß den Pflug ziehen, als Harfnerin verkleidet kommt seine Frau und erlöst ihn unerkannt. — Ein bänkelsängerischer Ausläufer des aus dem Spätmittelalter bekannten Liedes vom edlen Möringer ist die Ballade vom Grafen Backewil (I, S. 81)[10]. Auch hier handelt es sich um Rückkehr eines Grafen aus der Gefangenschaft und zwar gerade am Wiedervermählungstag seiner Frau.

---

[7] Hauffen, Die Sprachinsel Gottschee bringt dies Lied, allerdings fragmentarisch, unter Nr. 25, ebenso unter Nr. 57 eine weltliche Heimkehrerballade, die vom Alexiusstoff beeinflußt ist. Auch erwähnt H. die häufige Darstellung der Legende in Kirchen und Kapellen der Krain.

[7a] Eine lothringische Fassung dieser Ballade steht bereits bei Pregmaigre, Folklore (1885), S. 161 ff.

[8] Außer den Fassungen bei Uhland und im Wunderhorn vgl. v. Greyerz, Im Röseligarten IV, 6.

[9] Vgl. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort Nr. 29.

[10] Sh. Erk-Böhme Nr. 28. Volksromane und Puppenspiele haben die Heimkehrersage bis ins 18. und 19. Jahrhundert lebendig erhalten. Vgl. dazu Hauffen, Gottschee S. 415 ff. und Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Märchen der Brüder Grimm III, S. 526 f.

Digitized by Google

Erstaunlich ist auch, daß die Räuberballade vom Lindenschmied[11] noch anzutreffen war (I, S. 96). Ebenso zählt der Gesang vom Grafen Friedrich[12] zu den heut gewiß seltenen Funden. Bisher nur aus Schlesien bekannt war die Ballade vom Vorwirt[13]. Ihr Auftauchen aus Lothringen (I, S. 54) mahnt wieder einmal, mit allen Behauptungen über nur lokale Verbreitung von Volksliedern vorsichtig zu sein.

Die seit dem 17. Jahrhundert bezeugte Ballade von dem Mädchen, das nach altem Rechtsbrauch einen gefangenen Soldaten zur Ehe losbittet, ist in P.s Sammelgebiet offenbar noch recht verbreitet; zu der unter II, Nr. 29 mitgeteilten Fassung bringen die Anmerkungen noch 6 Varianten. Selten ist wohl das Lied vom Geigenbüwele (II, Nr. 30), der die Königstochter bezaubert und von ihr eingelassen wird. Der erzürnte König droht dem entdeckten Geiger:

Ich hab ein Bäumlein im Tannenwald stehen
Daran mußt du erwurgen!

Doch wie die Königstochter ihr Einverständnis bekennt, macht der König den Geiger zu seinem Schwiegersohn[14].

Besondere Beachtung verdienen auch die mitgeteilten Soldatenlieder. Daß davon die neueren, d. h. die dem Ende des 18. und dem 19. Jahrhundert bis 1870 angehörenden Lieder in der äußeren Form und Ausdrucksweise auf das französische Militär bezogen sind, darf selbstverständlich nicht wundernehmen.

Ein Conscriptlied (I, S. 141) mit dem Anfang:

Es spielten einst drei Brüder
An einem einzigen Tag,
Es weiß keiner,
Was der andere gezogen hat ...

besingt in zwei Strophen die Trikolore:

Sie tragen ihre Fahne
Wohl durch das Nanziger Tor,
Die hatte drei schöne Farben,
Die glänzten wie das Gold.

Die erste, die war weiß,
Die zweite, die war blau,
Die dritte soll bedeuten
Franzosenblut.

[11] Vgl. Erk-Böhme Nr. 247.

[12] Sh. Erk-Böhme Nr. 107.

[13] Sh. Erk-Böhme 199 a; Pruß Museum 1852, II, 162.

[14] Eine weitere lothring. Aufzeichnung hat Houpert mitgeteilt in: Jahrbuch der Gesellsch. f. Lothring. Geschichte und Altertumskunde II (1890)), 355.

Digitized by Google

Ein anderes Conscriptlied freilich (II, 55):

Jetzt sind wir alle hier,
Zum Spielen müssen wir ...

hat nach einer jüngeren, aus den 90er Jahren in den Anmerkungen mitgeteilten, Singart die Stelle:

Jetzt fahren wir über den Rhein,
Kehren schwerlich wieder heim.

So paßt sich das Lied den veränderten politischen Verhältnissen an, ohne den inneren Charakter zu ändern. — Ganz eigen und alt klingt folgendes Conskriptlied, von dem leider nur die erste Strophe mitgeteilt wird:

Es kommt ein order in das Land,
Darauf war ich schon milles genannt,
Wir milleſen mussen mageren.

Echt soldatisches Empfinden zeigt das Lied vom „Jungen Franzosenblut": Der Preuße gewährt keinen Pardon und wird dann selbst von dem Franzosen niedergestochen. Wie ein altes Landsknechtslied klingt die Strophe:

Wehr dich, Bruder, auf dieser Haid,
Wehr dich, Bruder, frisch auf, zu!
Das Schwert muß klingen auf dieser Erd,
Daß ein manches Mädchen von Trauern weint.

Das kampffrische Husarenlied I, S. 145 beginnt zwar:

Es gibt nichts Schönres auf der Welt
Und auch e so geschwind,
Als wie die Franzosen in dem Feld,
Wenn sie in Batallje sind ...

fährt aber später fort:

Solang als ihr kein Französch versteht,
So hauet nur herzhaft drein
Und sprecht auf deutsch: Adje, juchhe,
Der Kampf muß unser sein!

Von erlesener Seltenheit ist das Lied I, S. 149: der junge Soldat, der in der ersten Nacht nach seiner Hochzeit in den Krieg mußte, wird auf grüner Haide erschlagen. Da heißt es:

Der Kopf, der ist gefallen,
Die Zung fing an zu schallen:
„Wenn ich nur ein kleines Waldvögelein wüßt,
Das meim Herzlieb die Botschaft bringt!"

Und ein Waldvöglein fliegt als Trauerbote vor Liebchens Fenster, dann wendet es sich zu einem Brunnen ...

Es schlug mit seinem Goldfederlein drein,
Das Wasser soll betrübet sein.

Digitized by Google

Von den bunten und z. T. recht eigenartigen lyrischen und epischen Liebesliedern wäre auch manches schöne Stück hervorzuheben, doch gestattet dies uns der beschränkte Raum nicht. Nur beispielshalber sei etwa II, Nr. 73 genannt: das Lied vom schönen Maien, den der Bursche im Walde abhaut und seiner Liebsten vors Fenster bringt, erinnert unmittelbar an das im 16. Jahrhundert schon im Niederländischen bezeugte, durch den Zupfgeigenhansel heute wieder allgemein gesungene: „Der Winter ist vergangen", allwo die 2. Strophe beginnt: Ich will ein Mai gehn hauen / Hin durch das grüne Gras ... — An Zuccalmaglios feines Lied „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" erinnert das Bruchstück II, 88:

Deine Schönheit, die wird vergehn
Wie die Rosen im Garten stehn.
's kommt ein Reiflein in der Nacht,
Nimmt den Rosen ihre Kraft,
Ihre Kraft nicht allein,
Ihre Schönheit auch dabei.

Eine ganze Reihe Fensterlieder hat das bäuerliche Liebeswerben, mit bald ernsten, bald heiteren Erlebnissen zum Thema. Auch die Gattung der alten Tagelieder ist mit einigen Beispielen vertreten: I, S. 209 u. II, Nr. 79.

Ein schönes Brautlied II, Nr. 96 gehört zu den Anfingeliedern von Art etwa des fränkischen „Pfeffers". Derb, wie überall, sind die sog. Ehestandslieder (I, S. 222 ff. u. 234 ff.). Schon zu den Scherz- und Spottliedern leitet dann die eigenartige und ulkige Lamentation einer alten Jungfer (II, Nr. 91), im Psalmenton, hinüber. Unter den lustigen Gesängen der beiden Bände ist übrigens so viel Ergötzliches, daß es schade bleibt, wenn hier keine Proben davon mitgeteilt werden können.

Auch die Ständelieder können wir nur kurz erwähnen. Sowohl die Bauernlieder (I, S. 157; 159; II, Nr. 45 und 46) als die verschiedenen Handwerkerlieder zeugen von gesundem Standesbewußtsein und gemütvoller Werkverbundenheit. Die Jäger-, Wildschützen- und Schäferlieder zeigen im Vergleich mit anderen Landschaften weniger Besonderes.

Mit diesen kurzen Darlegungen konnte der bedeutende Wert dieser Lothringer Volksliederbände nur angedeutet werden: die Liederforschung wird im Ganzen und im Einzelnen oft darauf zurückkommen, darüber hinaus aber sind diese, auch künstlerisch so anziehenden Bücher berufen, die echte, unverfälschte Volksart Deutschlothringens eindringlich zu zeigen. Mit einer heiligen Treue bewahrte dort eine kerndeutsche und auch in der christlichen Überzeugung verwurzelte Bevölkerung in ihren tiefsinnigen Liedern altes Vätergut. Die politische Zugehörigkeit dieser Gebiete hat oft genug, manchmal kaum mit dem Abstand einiger Generationen, gewechselt, den Kern dieses Völkchens scheint das aber alles nicht berührt zu haben. So dürfen wir wohl auch heute angesichts der für uns schmerzvollen Lage vertrauen, daß Deutschlothringen sich selbst und seinem angestammten Erbe die Treue wahrt. Das seelisch so überreiche Volkslied ist nun nicht nur Seins-Ausdruck des Gewordenen, der bodenständigen,

Digitized by Google

wurzelechten Art der Deutschlothringer, sondern zugleich eines der sichersten, aussichtsreichsten Mittel, den Sinn für Tradition auch in der Zukunft zu erhalten. Solche Mächte, die von sich aus wirken, wachzurufen, ist heute freilich auch bitter nötig, seit unter den neuen Machthabern in diesen Gebieten „kein Kind mehr auch nur ein Lied in seiner deutschen Muttersprache in der Schule lernt." (Pinck I, S. 282.)

Schriften über Elsaß-Lothringen.

Zur Ergänzung der vorangehenden Arbeiten, besonders der Fragen, die von Lutz behandelt worden sind, sei verwiesen auf die Zeitschrift **„Elsaß-Lothringen, Heimatstimmen"**, herausgegeben von Dr. Robert Ernst (Berlin W 30, Postschließfach 5), die 1929 im 7. Jahrgang erscheint. Unmittelbar in das Gebiet der Volkskunde führen darin die Aufsätze: Karl Witzel, Alte Bräuche in Lothringen, S. 108—110 und W. Kipp, Vom Meistergesang im Elsaß, S. 275—280 und 370—372.

Für weitere Schriften sei verwiesen auf das Heft **„Wichtige Bücher über das Auslanddeutschtum"** (1919—1929), 2. neubearbeitete Auflage, Ausland und Heimatverlag A.-G., Stuttgart. Ein Verzeichnis mit Angabe von Verlegern und Preisen, zusammengestellt im Deutschen Ausland-Institut. Selbstverständlich ist hier das gesamte Auslanddeutschtum, nicht nur Elsaß-Lothringen berücksichtigt.

Lockende Einblicke ins elsaß-lothringische Volk und Land gibt der mit vielen schönen Bildern geschmückte Abreißkalender: **Elsaß-Lothringen, Ein Kalender auf das Jahr 1930**, Editions Alsatia Colmar. Besonders viele Trachtenbilder werden wiedergegeben, meist aus alter Zeit, dann Photographien von Bauernhäusern, gute Landschaftsdarstellungen, Wiederholungen alter Drucke. Die Ausstattung ist gut. Möge der schöne Kalender auch im deutschen Reiche viele Freunde finden!

Aus dem Leitspruch des Herausgebers, Henri Solveen will ich folgende Sätze anführen: „Der Heimat hat er (der Kalender) gelebt und gedient, ihr will er in alter Treue weiter leben und weiter dienen. Wo denn anders als in ihr fände er seine besten Wurzeln! Was wohl gäbe ihm mehr zuversichtliche Kraft als die heimatliche Erde, aus der er wuchs und ward! Heute wie immer soll in seinen Blättern das Lied einer einzigen großen Liebe rauschen, hell und feurig, der Liebe zum heimatlichen Menschen und zum heimatlichen Geist."

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Geiler von Kaiſersberg und Abraham a Santa Clara.

Von Prof. Dr. **Lorenzo Bianchi**, Bologna.

Johann Geiler[1] war im Jahre 1445 in Schaffhauſen geboren. Kurz nach der Geburt des Sohnes wurde ſein Vater in Ammerſchweiher im Oberelſaß Notar, ſtarb aber ſchon drei Jahre darauf an den Wunden, die ihm ein Bär auf der Jagd beigebracht hatte. Der kleine Johann kam hier-

1. Bild: Geiler von Kaiſersberg.

auf zum Großvater nach Kaiſersberg. Mit 15 Jahren bezog er die hohe Schule in Freiburg und wurde nach dreijährigem Studium der Philoſophie Magiſter der „freien Künſte". Bis 1469 hatte er einen philoſophiſchen Lehrſtuhl dieſer Univerſität inne und war im letzten Jahre ſeines erſten

[1] Charles Schmidt, histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XVe et au commencement du XVIe siècle, Paris, 1879, 1, 335 ff.; Philipp de Lorenzi, Geilers von Kaiſersberg ausgewählte Schriften, Trier, 1881, 1. 1 ff.; E. Martin, Allgemeine deutſche Biographie 8, 509 (1878); Goedeke, Grundriß, 1, 396 (1884). Joſef Clauß, Kritiſche Überſicht der Schriften über Geiler von Kayſersberg: Hiſtoriſches Jahrbuch der Görres-Geſellſchaft 31, 1910, 485ff.

Digitized by Google

Freiburger Aufenthalts Dekan der philosophischen Fakultät. Daraufhin studierte er in Basel Theologie, erwarb die Doktorwürde in diesem Fach und wurde Pfarrer. Während seines neuen Studiums war er im Kreise bedeutender Scholastiker realistischer Richtung, denen auch der Humanismus nicht fremd war. Sebastian Brant und Jakob Wimpheling konnte er später in seinen neuen Wirkungskreis mitnehmen. Etwa ein Jahr lang — 1476 — war er theologischer Lehrer in Freiburg, ein Semester dieses zweiten Aufenthalts Rektor der dortigen Universität. Im Jahre 1478 nahm Geiler eine neugegründete Predigerstelle am Münster zu Straßburg an und blieb darin bis zu seinem Tode im Jahre 1510.

Geiler ist in dieser Stellung berühmt geworden. Man feiert seine Rednergabe, die Anschaulichkeit der Schilderung, den volkstümlichen Humor und die drastische Bilderwelt[2]. Da lockt es wohl, den Straßburger Redner des 15. Jahrhunderts mit seinem Landsmann im weiteren Sinne, dem berühmten Kanzelredner des 17. Jahrhunderts zu vergleichen, mit Abraham a Santa Clara, der von 1644 bis 1709 lebte. Bei diesem Vergleich handelt es sich vor allem um die volkstümliche Wirkung beider, nicht um ihr theologisches Können auf Grund verschiedener Bildung und Weltanschauung. Was dazu der Zeitunterschied beiträgt, wird sich zeigen. Zunächst eine Stilprobe[3]. Geiler schickt an Priorin und Convent „zue den Reweren" in Freiburg i. B. eine Predigt als Dank für eine „Latwerg", die er von den Nonnen erhalten hat. Darin klagt er, daß die Ruhe in Gott von vielen Menschen mißachtet wird: „Wir setzen unser sach auff eüßerliche ding und leben auff den geitz und nit der warheit, nitt auff ein thuon, sunder auff ein thon und gethön, mer auff verdecken, weder auff wercken. Singen vil, wachen vil, fasten und betten vil, tragen schlechte und rauhe Kleider an, und hören vil messz, tragen kurtz har, stumpffe schuoch, reden klein und onmächtiglich, und ist Jesus umb und umb im schein, on im haupt, hertzen und henden." Das Gleichklangspiel von „thuon"; „thon" und „gethön" ähnelt äußerlich sehr den Predigtstellen Abrahams, denen Schiller seine Wallensteinsche Kapuzinerrede nachgeschaffen hat, ist aber durchaus inhaltreicher und ernster. Wir werden den Unterschied noch öfters antreffen. Geiler fährt fort: „Jhesus ist in den Worten, aber nit inn warheit, wir üben kein demuot, niemands wil vertruckt oder verachtet sein, sunder ein ewigs widerkempffen, entschuldigen und sich beschirmen. Jnn uns ist kein gedult, da ist ein spratklen gegen allen dem das uns wider ist. Niemands wil seinem willen weichen oder auszgohn. Niemands will undergon, yederman entbor schwimmen als ein wurmäßige erbs und ein auffgeblasne blater mitt dem wind der üppigkeit." Gleichklangstellen sind in diesem Abschnitt: haupt, hertzen und henden, in worten und warheit, auszgohn und undergohn, und daran knüpft Geiler dann das erste Bild, dem rasch wie die Anklagen alle das zweite folgt. Geiler will auf einfache, einfältige (in des Wortes ursprünglicher Be-

[2] Johannes Bolte, Alte Erzähler, 1. Band, Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, Berlin, 1924, 1, 16 ff.

[3] L. Dacheux, Die ältesten Schriften Geilers von Kayserberg, 1882, 213 ff.

Digitized by Google

2. Bild: Abraham a Santa Clara.

Nach dem älteſten Ölgemälde im Hiſtoriſchen Muſeum der Stadt Wien, das der Abraham a. S. Clara-Forſcher Prof. Dr. R. Bertſche (Schwetzingen) in der Zeitſchrift „Die Literatur“ (Oktober-Heft 1928) erſtmals im Druck veröffentlicht hat.

Digitized by Google

deutung) Menschen wirken. Er hält sich darum in seiner Sprache fast durchaus an das Konkrete. Wo er aber einmal ein Abstraktum braucht, da deckt er es sofort mit konkreten Begriffen zu. Eingangs redet er von äußerlichen Dingen, erklärt den unsinnlichen Begriff Ding aber sofort: schlichte und rauhe Kleider, kurze Haare, grobes, breites Schuhwerk (nicht Schnabelschuhe), singen, fasten, beten, Messe hören, demütig reden. Ebenso wartet er zum Abstraktum Demut sofort mit vollsinnlichen Begriffen auf: niemand will unterdrückt sein, sondern lebt in beständigem Kämpfen (nicht Kampf), sich entschuldigen, sich beschirmen. Geduld wird prompt durch das konkrete Gegenteil beleuchtet: „in uns ist ein sprattlen (sich spreizen) wider alles, was gegen uns ist." Untergehen ist buchstäblich gemeint, darum stellt Geiler ihm das Emporschwimmen entgegen und erklärt es zudem durch zwei Bilder[4]. Er sagt eine einfache, eindringliche Wahrheit so knapp und schlicht, wie es die Sache verlangt. Das ist sein Formgeheimnis[5]. Hauptsatz reiht sich an Hauptsatz (wie in einer frühen Entwicklungsstufe der Sprachen allgemein). Ganz sparsam und kurz gelegentlich ein Nebensatz. Die Beiordnung wirkt steigernd bis zu den zwei sich jagenden Bildern im Höhepunkt der Anklage. Dieser klaren Sachlichkeit gegenüber ist Abraham öfters allzu barock, er schießt gelegentlich einmal nach Spatzen mit Kanonen. Bei Geiler wirft jeder neue Ausdruck auch neues Licht auf die Sache: „Niemands will seinem nächsten leben und sich in jn richten, jm vorgeben, jhn leiden oder tragen umb Gottes willen, sunder yederman inn sich richten, und alle schwestern sollen sich inn mich richten, thuon alles, das ich wolt," zur Verstärkung wird Geiler persönlich, „also stellen wir uns selbs zuo einem abgott, werffen auff unesren willen, dem soll yederman leben, dem soll man feiren und fasten, dem soll man zarten, den beschirmen wir, für den fächten wir, den soll man loben, den eeren wir, an dem soll yedermann ein wolgefallen haben, wer wider den thuot, der hat gesündet wider die höchste maiestat, ist crimen lese (laesae) maiestatis ..." Das nennt Geiler falsch handeln und lobt den Menschen, „der sich selbs auff ein örtlin setzt, nit sein eygen gemach, ruoh, zartheit oder willen suochet, sunder inn allen dingen allein fort, wie er nach dem willen Gottes lebt unnd gunst seines nächsten inn Gott, da ligt darnider todt und eerwürdige üppigkeit, hochfart, wöllen gesehen sein, lieb gehaben, neid, hassz, groll, mügen, zürnen, zancken, verklagen, klagen, ungerüewigkkeit und solcher Ding tausenterley, die in einem hertzen aufgond, unnd als in einem madigen käsz auff wümmsen, das verderbt ist und verfault mit dem unflat eygener liebe, eygenen gesuoch unnd sich selbs, sein eigne kümlichkeit auffgeworffen hat für seinen abgott... Solchem volk predigen ist in ein nessel stauden regnen, die werden nit darvon Maieron, sunder bleiben nesselen und nemmen erst zuo." Auch in diesem Abschnitt zeigt Geiler sich als Meister des Stils in bezug auf die volkstümliche Wirkung. Welch vollsaftige, inhaltsbeladene Worte ver-

[4] L. Lévy-Bruhl, Das Denken der Naturvölker, 2. Aufl., 1926; Knabenhans, Zur Psychologie des primitiven Menschen: Schweiz. Arch. f. Volkskunde 23 (1920/21), 121 ff.; Thurnwald, Primitives Denken: Reallexikon der Vorgeschichte, herausg. von Max Ebert 10, 294 ff.

[5] Eduard Engel, Deutsche Stilkunst, 30. Aufl., 1922, S. 12, 247, 529.

Digitized by Google

wendet er doch anstelle blasser Abstrakta: zarten, beschirmen, fächten, sich selbs auff ein örtlin setzen, eygen gemach (verstärkt und erklärt mit ruoh), eerwürdige üppigkeit, hochfart, wöllen gesehen sein, lieb gehaben ..." So hilft er als Prediger dem sprachlich unzulänglichen Ausdrucksvermögen seiner Hörer nach, denkt für sie und reißt sie in Bildern mit, schärft die Ungenauigkeit ihrer Beobachtungen und zwingt sie, auch das mitzuerleben, was nicht gerade zu den dringendsten Erfordernissen ihres täglichen Lebens gehört. Wohl weiß er, daß persönliche Geltungssucht das Urteil einfältiger Menschen trübt, darum unternimmt er solch atemraubenden Ansturm auf diese Schwäche einfacher Seelen. Auch da ist darum kampffreudiges Vorgehen, mutiges Vortragen eines Angriffes, knappe, befehlsmäßige Sachlichkeit, die am Ende ein Bild krönt, dann neuer Ansturm auf ein anderes Hindernis, im Ziel und Sieg wieder ein Bild und am Ende der Friede: „Ein solcher todt, da der mensch jm selbs abstirbt und Gott lebt, da findet er sich inn Gott, in seinem ursprung ..." Das ist mehr als die praktisch gerichtete Mystik seines verehrten Lehrers Jean Gerson[6], der in Paris Universitätskanzler war, das klingt nach Meister Eckhart[7]: „vil liute dunket, daz sie grôziu werc füllen tuon von ûzern dingen als vasten, barfuoz gên und ander dinc des geliche, daz penitencie heizet. Aber diu aller beste penitencie, dâ mite man groezliche und ûf daz hoechste bezzert, daz ist, daz der mensche habe ein grôz unde volkomen abekêren von allem dem, daz niht zemâle got unde goetlich ist an im und an allen crêatûren und habe ein grôz und ein volkomen und ein ganz zuokêren zuo sîme lieben gote in einer unbewegenlicher minne, alsô daz sîn andâht und ouch sîn gelust grôz zue ime sî ..." Daneben wirkt eine Probe Abrahams geradezu grotesk[8]: „Ihr Gnaden die schöne Dama, Gratia Divina ist disfalls nicht partial (parteiisch), sie begehrt alle Seelig zu machen, sie grueft alle, sie rufft alle, sie bietet allen die Hand: niemand ist zu Auffgang der Sonnen: niemand ist zu Untergang der Sonnen: niemand ist gegen Mittag, niemand ist gegen Mitternacht, niemand ist in der Welt, den sie nit in Himmel einladet, dem sie nit die freundlichste Augen zeigt und es gantz treuhertzig mit einem jeden Menschen vermeint: sie schaut keinen Stand an, kein Personn an, kein Alter an, sie hilfft einem jeden in Himmel, wann er nur will." Welcher Kraft- und Luftverbrauch für eine einfache Sache! Um „niemand" zu sagen, verschwendet der barocke Augustiner 24 Worte! Man sieht die gewundenen Altarsäulen deutscher Jesuitenkirchen, die Putten und Engel der Decke hängen fett über die Stuckränder hinaus, ein Kraftüberschuß gebiert spielend den andern, uferlos ein Gewoge. Geilers Stil gleicht viel mehr der Kunst eines

[6] Kafka, Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, Band 14: Joseph Bernhart, Die philosophische Mystik des Mittelalters, 1922, 209 ff.

[7] Franz Pfeiffer, Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts, 2. Band: Meister Eckhart, 3. Aufl., 1914, 560, 5 ff.

[8] Karl Bertsche, Abraham a Sancta Clara, Die Wunderkur, Berlin, o. J. Deutsche Buchgemeinschaft, 300.

Digitized by Google

Urs Graf[9]. Denken wir an deſſen Fahnenträger, Bild 3, eine Handzeichnung in Baſel: Hageres, muskelſtarkes Einherſchreiten im Gleichtakt, ſpitzwinkliges Vorwärtsdrängen eines unbändigen Willens. Hier iſt auch Kraftüberſchuß, aber nicht ſo weich und ſatt behaglich wie bei Abraham, nein, gebändigter Wille, den Fuß feſt auf die Erde geſetzt, den Blick in die Ferne gerichtet,

3. Bild: Urs Graf, Fahnenträger.

aufs Ziel, und dieſem Willen biegt ſich der Bildſtock; dem folgen Landſchaft und Fahne. Am chriſtlichen Bildſtock zwei glückbringende Hufeiſen: Chriſtliches mit vorchriſtlichem gemiſcht wie bei Geiler[10]. Griffel- und Redekunſt des 15. Jahrhunderts ſtehen mit treuherzigſter Offenheit und einem unverdorbenen Spürſinn für das Gute in der Welt im beginnenden

[9] Fritz Burger, Handbuch der Kunſtwiſſenſchaft: Die deutſche Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaiſſance, 1913, 5.

[10] Über dieſe Miſchung im Volksglauben vgl. Eugen Fehrle, Badiſche Volkskunde 1, 1924, 183, wo auf einem Bildſtock oben ein Kreuz und unten ein Drudenfuß angebracht iſt.

Digitized by Google

4. Bild: Der Koraffe im Münſter zu Straßburg.

Digitized by Google

Kampf der Zeitenwende gegen die „lauernde Ungewißheit des Daseins". Das Hochgefühl des Mittelalters, das Meister Eckhart diese unendliche Ruhe und Sicherheit in Gott gibt, lebt noch nach in diesen Menschen der beginnenden Umwandlung, noch findet der Deutsche in der kindlichen Hingabe an die Schauer der Göttlichkeit sein eigenes Ich, aber überall ist schon Gewitterstimmung, der Kampf der Persönlichkeit gegen das All wird spürbar. Der Naturalismus, der die Größten beherrscht, ist eben noch wie im Mittelalter metaphysisch gerichtet. Die Bibel mit ihrem massiven Bildgehalt vermag noch mehr über den deutschen Künstler und Menschen als die wieder erwachende Antike. Dafür noch einen Beleg bei Geiler[11]: Der 16. Artikel von dem Roraffen: „Es ist bisz har (her) ein ordnung gestattet und geschafft nit on schmoch und verachtung gots, gewichter stet und personen, der heiligen sacrament und christlicher und bebstlicher ordenung und ouch keiserlicher gesatz, mit singen und schrihen weltlicher ouch etwan schandbarer und spotlicher lieder, durch den Roraffen zu den ziten der heiligen pfingsten in der houbtkilchen (Münster), so das lantvolck mit großem ernst, mit crutzen, mit heiltum, (Reliquien, Statuen usw.) mit lobgesang und bitlichem anschrihen zu got in iren processionen mit großen scharen, noch alter loblicher gewonheit, ir muoter kilch andechtiglich suocht, deren man durch den roraffen spottet, zu ynen schriget, lachet und uppigliche wort und gesenge usz stoßet, do mit geschent wurt der heiligen messen, zwischen welchen die unfur (der Unfug) geschicht, nit geschont der gewichten (geweihten) stat, des heiligen sacraments des fronlichnams unsers herren, das do gegenwurtig ist, nit geschont buschofflicher wurdigkeit, nit des hohen sacramentz der firmung, nit des gottes wort; sunder die wil der bisschof firmet, dem volck prediget, so schrihet der roraff und singt, zu dem sich das volck keret, desglichen unter dem ampt, der heiligen vesper und complet. Diese unfur und gottes schmoch (Schmach) hab ich zum dicker mol (öftern Mal) harfur gezogen offentlich uff der kantzlen, in geheim vor eynem radt ermant und gebetten die ab zu stellen, wenn sie wider die ere gottes und der selen heil sige, byn aber nit erhört worden. Sunder hat man sich nit lossen begnugen mit eyner leigeschen (Laien-) person die bisz har sollich geschrey und gespot zu uben gespulcht hat, aber (sondern) eynen priester uffgeworfen, den in den roraffen gestelt, do lassen schrihen und spotten, das do nit geschehen ist ohne verachtung priesterlicher wurdigkeit und alles geistliches staks vercleynung. Brocht ich sollichs anderwerb fur eynen radt, ward geantwurt, das bild wer ye welten von alter har do gestanden, wolten sie ouch also lassen bliben ... wart ouch zu mir geret, die firmung wer puren halb, man achtet ir nit ... ist ein radt nit besser weder das er soll solliche torheit also hefftiglichen hanthaben. Ob die narren lieber sehen das er schruw, soll die erberkeit und die wisen gotsforchtigen regenten an irem furnemen nit wendig machen. Strasszburg ist in großen eren gesin ee der roraff was, ist usz keyner wiszheit uffgericht, sol von der wiszheit nit gehanthabt werden. Mocht ouch an eyner anderen stat behalten werden, als vor der Pfalz, und dar durch geschruwen on solliche gottes und gotlicher ding verachtung,

[11] L. Dacheux, a. a. O. 33 ff.

Digitized by Google

oder ließ in ston und doch das vor abtet (abschaffte) das man nit dar durch schriben möcht. Man darff nit forchten, wenn man es abtet, das man dem die schuld geben wurt; was uns widerwertiges zu handen gieng, sprech: Er ist ernidret worden und der smohe gots gemeret über alte gewonheit. Was gewins, nutz und ere wir darnach eingeleit haben, ist uns allen kunt." Geiler von Kaisersberg redet auch in diesem 16. Artikel eine ganz eindringliche Sprache. Mehrfach hat er sich schon um Abstellung des Unfugs bemüht, aber vergebens. Er stürmt von neuem vor, den Angriff zugleich als Abwehr benützend. Kampf ist sein Mühn, das kennzeichnet den Stil. Was ins Gewissen soll, wird zweimal ausgedrückt: „ein ordnung gestattet und geschafft." Das zweite Wort enthält für den Rat einen verstärkten Vorwurf. „Nit on schmoch und verachtung gots." Wieder durch Verdoppelung Verstärkung „mit singen und schrihen ... schandbarer und spottlicher lieder". Der Spott des Roraffen wird um so heilloser, als er sich gegen das Landvolk richtet, das „mit großem ernst, mit crutzen, mit heiltuom, mit lobgesang und bitlichem anschrihen zu got" seine Mutterkirche aufsucht. Kann man einen Bittgang treffender und kürzer umreißen? Dazu stellt Geiler in Gegensatz: „deren man ... spottet, zu ynen schryget, lachet und uppigliche wort und gesenge usz stoßet ..." Zur Steigerung in der Wiederholung, zum Gegensatz als Stilmittel fügt Geiler erhöhte Wirkung durch Gleichklang zu: „do mit geschent wurd der heiligen messen ... nit geschont der gewichten stat ... nit geschont ... nit ... Ganz sachlich wehrt er ab: „Wart ouch zu mir geret, die firmung wer puren halb, man achtet ir nit." Im Rhythmus gleicht diese Kampfschrift ganz der Predigtprobe. Die Wortwahl aber ist eine andere. Geiler redet hier zum Rat, also zu gebildeteren Menschen, dort zu einfältigeren Nonnen. Darum läßt er im 16. Artikel viel mehr abstrakte Begriffe stehen, legt alle Wucht nur in das gewaltige Schrittmaß, meidet die Bilder ganz. Da braucht er diese Hilfe nicht, sondern kann sich an den denkenden Verstand wenden, kann auch kausale Beziehungen setzen, nicht nur gefühlsbetonte Analogien bilden.

Nun zunächst zum Sachlichen: Was war der Roraffe?[12] Im Grimmschen Wörterbuch wird der erste Teil des Wortes mit rören = schreien zusammengebracht. Roraffe würde also Brüllaffe bedeuten.

In einem Brief aus den 80er Jahren des 15. Jahrhunderts beschreibt der Straßburger Peter Schott († 1490) den Roraffen folgendermaßen:

Item rusticanam quandam imaginem in sublimi sub organis in ecclesia maiori collocarunt. Qua sic abutuntur: in ipsis sacris diebus Pentecostes, quibus ex tota

Ein rohes Bildwerk haben sie oben unter der Orgel in der Hauptkirche aufgestellt. Dies mißbrauchen sie so: An den heiligen Pfingsttagen, an denen aus der ganzen Diözese das

[12] Alsatia, Jahrbuch für elsässische Geschichte, Sage, Alterkumskunde, Sitte, Sprache und Kunst 1852. Ludwig Schneegans, Das Pfingstfest und der Roraffe im Münster zu Straßburg, 191 ff. Otto Winkelmann, Zur Kulturgeschichte des Straßburger Münsters: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F. 22, 256 ff.

Digitized by Google

dyocesi populus processionaliter cum sanctorum reliquiis devocionis et laudandi dei gracia canens et iubilans matricem ecclesiam subintrare consuevit, nebulo quis piam se post illam imaginem occultans incomptis motibus, voce sonora prophana et indecora cantica eructans veniencium hymnis obstrepit eosque subsannando irridet, ita ut non solum illorum devocionem in distractionem, gemitus in cachinnos vertat, sed et ipsis clericis divina psallentibus sit impedimento, immo divinis missarum solemniis ... ecclesiastici immo divini cultus celebratori longe abominandam et execrandam afferat perturbacionem.

Volk prozessionsweise mit den Reliquien der Heiligen, um Gott zu ehren und ihm zu danken, singend und frohlockend die Mutterkirche zu besuchen pflegt, da verbirgt sich ein Possenreisser hinter jenem verehrten Bilde und rülpst mit rohen Bewegungen, mit lauter Stimme unheilige und ungeziemliche Lieder heraus und brüllt den heiligen Gesängen der Ankommenden entgegen und verlacht sie mit Hohn, sodaß er nicht nur ihre Ehrfurcht vernichtet, ihre Seufzer in Lachen wendet, sondern auch die Geistlichen, die ihre heiligen Gesänge singen, stört, ja sogar bei der Feier der heiligen Messe Störung bringt, was derjenige, der die heilige Handlung ausführt, weit abweisen und verdammen muß.

Was soll der zweite Bestandteil des Wortes: Affe bedeuten? Wenn es sich um einen wirklichen Affen oder eine affenähnliche Figur handeln würde, dann könnte der Roraffe ursprünglich zu den übelabwehrenden Gestalten wie die Wasserspeier an den Münstern und die Neidköpfe an Wohnhaus[13] und Stadttor gehört haben. Doch ist der Ursprung des Roraffen vollständig in Dunkel gehüllt.

Eines aber ist sicher: der Roraffe wie ihn Schott und Geiler beschreiben paßt nicht zu dem Bilde, das hier nach Winckelmann wiedergegeben wird. Man kann über diese Tatsache nicht wegkommen mit der Begründung Winckelmans S. 264, Schott und Geiler hätten sich vielleicht über die Art, wie der Roraffe inscenierl wurde, ungenaue Vorstellungen gemacht. „Den Männern von ihrer Bildung und Geistesrichtung mußte es im Grunde ziemlich gleichgültig sein, von wo aus der Sprecher des Roraffen etwa seinen Unfug verübte. Sie begnügten sich einfach mit der nächstliegenden Vermutung, daß in oder hinter der Figur jemand verborgen sei." Nein, diese Männer haben gewiß über den Roraffen Bescheid gewußt.

Die Verlebendigung einer solchen Gestalt ist vom geistlichen Schauspiel beeinflußt, von dem es die komisch-satirische Rolle übernommen hat. Germanische Sitte und spätere christliche Gepflogenheit vereinigten sich hier zu einem volkstümlichen, um seiner Derbheit willen gern gesehenen Brauch, wie er dem Mittelalter genehm war. Verstanden wurde er in seinem ursprünglichen Bestandteil zu Geilers Zeiten kaum noch. Der Rat entfernt auf des Predigers Vorstellungen den Roraffen nicht. Denn „das bild war ye welten von alter har do gestanden, wollten sie ouch also lassen bliben." Ein anderer Grund zur Weigerung der Ratsherrn ist die

[13] Eugen Fehrle, Badische Volkskunde, 1924, 1, 131.

Digitized by Google

Beliebtheit des Brauches, wie aus Geilers Abwehrantwort hervorgeht: „Ob die narren lieber sehen das er schruw, sol die erberkeit und die wisen gotsforchtigen regenten an irem furnemen nit wendig machen." Das Festhalten am alten Volksbrauch und -Glauben ohne genaue Begründung der Ursache findet sich im Bauerntum auch heute noch häufig. Daß man aber doch noch ein Gefühl dafür hatte, daß es sich um religiöses Gut handelte, geht aus Geilers weiterer Abwehr hervor. Er sagt: „Man darff nit forchten, wenn man es abtet, das man dem die schuld geben wurt; was uns widerwärtiges zu handen gieng, sprech: Er ist ernidret worden und der smohe gots gemeret über alte gewonheit." Geiler selbst wird unsicher und rät schließlich: „Mocht ouch an eyner anderen stat behalten werden, als vor der Pfaltz, und dar durch geschruwen on solliche gottes und gotlicher ding verachtung."

Wie biblisch einfach Geiler sein kann, zeigt eine Stelle aus dem „bilger mit seinen eygenschaften auch figuren"[14] „so wir (nach Paulus) nun hie kain beleibenden stat haben und suochen ain kinftigen so sei wir geleich alsz ain bilger und wandlen also hie durch die welt bis wir kummen in unser vatter land das ist jn die ewig saelikait". Die Ausrüstung eines Pilgers nimmt er nun Stück für Stück als Bilder für die geistige Ausrüstung eines Christen. Darin gleicht Geilers Stil dem Abrahams: „Wenn du den kranck wirst . . . so gang zuo dem sack (das ist ein lebendiger Glaube) und nim her aufz das labküechlin alsz der bilger tuot und des labküechlin ist mit negelachenn (Nägelein = Gewürznelken) und mit jmber umbstecket..... ich main Christum und betracht, wie er umbsteckt ist mit negelachen..... Gedenk an Sanctum bartholemeum, wie er jm dsein haut liesz ab ziechen und gab si zuo dem sack des gelaubens, und auch die lieb zwen hailigen, Crispinus und Crispianus, dieselben seien zwen schuochmacher gewesen." Das ist nun gerade das Gegenteil von abstraktem Denken, die Wahrnehmungsinhalte sind keineswegs von der Wirklichkeit abgezogen und zu allgemeinen Sätzen verarbeitet. Das ist primitives Denken, das wie bei Abraham an der Erscheinung haften bleibt. Man vergleiche mit diesem Lebkuchen das Himmelsbrot Abrahams[15]. „Die Israeliten in der Wüsten haben neben andern sehr großen Gnaden auch diese erhalten von Gott, daß er sie mit dem besten Manna oder Himmelsbrot gespeist, und hatte solches Manna allen erwünschten Geschmack in sich. Ein westfälischer Schunken, eine österreichische Lerchen, ein tirolischer Gemsenschlegel, ein schwäbischer Pfannenzelten, eine böhmische Golatschen, ein bayrischer Kirchtagbrein, ein schweizerischer Zieger, eine spanische Schoccolada, ein türkischer Scherbett, eine welsche Stufata (gedämpftes Fleisch, meist in Würfelform), ja alle geschmackteste Speisen waren begriffen in diesem Manna oder Himmelsbrot, und doch hatten sie bereits ein Grausen darob, murrten wider ihren Kontralor, den Moses, auch

[14] L. Dacheux, a. a. O. S. 229 ff.

[15] Lorenzo Bianchi, Studien zur Beurteilung des Abraham a Santa Clara, 1924, 27 f.

Digitized by Google

wünschten sie sich, daß sie noch könnten sitzen bei dem ägyptischen Zwiefel und Knoblach." Abraham hat die Bilderfolge nochmals verwendet zu Lukas 15 im Gleichnis vom verlorenen Sohn[16].

Wer einen Schatz hat, soll ihn nicht jedermann zeigen: „Tuo nit alsz die henn, wenn sie ain ay legen will, so gat si in dem hausz umb und muosz yederman ynnen werden, das si ain ey will legen, und wenn si es gelöget haukt, so komment si und nement ir das ey das si geleget, wennso du umb gast gaczigen ..." Abraham hat das Geschrei des Huhnes ebenfalls ausgewertet, nur drastischer (Bianchi, S. 33). Die Anschauungsnähe des Volksdenkens zeigt sich noch in der folgenden Stelle: „Du spricheſt: ich empfind des ding nit in mir, des gelaub ich dir wörlich gar wol da hast du ainen stein in dem schuoch, das du des sandes nit empfindeſt ..." oder (ebda) „wenn es geschech im geleich alsz einem jungen kind, das ain liecht in der hand tregt, so schreit yederman: nement dem kind das liecht, wenn es greift ye mit den henden in das liecht und scheüpt es ein in den mund und verprent sich ..." Ganz abrahamisch wird Geiler in folgenden Bildern: „Wilt du anderst ein rechter bilgerin sein, so muost du der wölt ein iber pain sein und ein schelff ab dem apffel oder ain ausz kerach, das man in einer stuben ausz köret ..." In der „großen Totenbrüderschaft" beantwortet Abraham die Frage: Was ist der Mensch? in ähnlicher Form, nur viel grausiger und übertriebener. Dazu paßt ein Vergleich Geilers aus dem Narrenschiff[17], wo er gegen Eitelkeit und Verschwendung redet: Ein Sack voll Weizen meint er, würde mit einem Strick zugebunden, der kaum einen Heller kostet. Dieser Fleischsack (gemeint ist ein Frauenleib) fordere eine Binde (Gürtel) von Gold und Silber, die mit 40—50 Gulden kaum zu erwerben sei. Abraham macht den Himmel anschaulich, Geiler die Hölle: die vierte Schelle des elften Narren ist[18]: „Glauben geben wöllen denen so von todten aufferstehen. Ja, sagen sie, ... wann einer von den Todten aufferstünde, diesem wolten wir glauben geben, wollten jn fragen, ob auch newer unnd guter Burgundischer Wein darinn feil were? Ob man auch darinn spilet, dantzet und guter ding were? Ob auch vil guter zechbrüder darinn gefunden wurden? Ob auch einem zu gefallen würde, ein hüpsches Grettle bey jm zu haben, unnd andere newe zeitung mehr ...." So klingen die deutschen Landsknechtslieder alten und neuen Stils. Keine abstrakten Begriffe, sondern sinnenfreudige, sinnfällige Bilder, eines neben dem anderen. Einschiebsel in den Gesamtverlauf der Predigt wie sie das Volk, der primitiv Denkende ebenfalls, in den Gang seiner Erzählung setzt, ein Ausspinnen des knapp zu Sagenden, um es eindrucksvoll zu gestalten, von Geiler gewählt, um seine Zuhörer in den ihnen gewohnten Bahnen vorwärts zu bewegen, ohne das Ziel aus dem Auge zu verlieren. Geiler ist in allen Bildern weit mäßiger und zurückhaltender. Daß er das Jagen

[16] Walterscheid, Religiöse Quellenschriften, Heft 49; Karl Bertsche, Abraham a Sancta Clara, 1928, 20.

[17] Philipp de Lorenzi a. a. O., 20.

[18] J. Scheible, Das Kloster, 1845, 1, 283.

Digitized by Google

mit Worten liebt, haben wir bereits gesehen. Ein weiteres Beispiel aus dem bilger: „Nun veracht dich selb und veracht verachten und des send die vier zippfel an dem kissin und nim den einen zippfel für dich, das ist veracht verachten ...“ Ein ähnliches Beispiel ist im Narrenschiff zu lesen: „Dann willst du also, die Welt sei ohne Wunder gläubig geworden; es wäre aber wunderbarer als alle Wunder, wenn die ganze Welt ohne Wunder einen Glauben angenommen hätte, welcher dem Fleische den Krieg erklärt.“ Der Teufel aber ist ein Arzt, der zuerst den Zeigefinger, dann den Mittelfinger und zuletzt den Daumen auf den Puls des Sünders legt, und ihm jedesmal ausgiebig Gesundheit und Trost verheißt.

Den Volksbrauch kennt Geiler ja sehr gut, das beweist die Emeis[19]. Er hat aber auch in die Kinderstube hineingehorcht: „Wenn ein kind gern mit seiner muoter oder vater auss dem hauss wer an die gassen oder an die sunnen, so hept es an und schreit veintlich, unnd so spricht man denn zuo dem künd: schweig, der murmler oder der bucz ist daussen oder der man, der will dich beißen oder die gens die pfeiffen iber dich. was tuot denn das kind, es siczt also und schweigt und fürcht im und dar nichs mer iehen unnd wer doch gern hin auss, aber es fürcht den man oder den buczen ...“ Mit stiller Beobachterfreude wandelt Geiler im Narrenschiff ein ander Kinderstubenerlebnis um: Schmeichler ließen sich eben so täuschen wie einfältige Kinder, denen die Amme zur Beruhigung sagt, wenn eins auf den Kopf gefallen ist: „Ei, mein Junge, was hast du da für einen schönen Sprung gemacht!“ Ein drastischer Vergleich, der an das bei Abraham genannte Manna erinnert, ist der: „Du sichst wol, wen aines in ainem hauss knobloch hat gessen und die andern menschen, die in dem hauss send nit, so schmeckent si es alle sampt, aber wenn sy in auch essent, so schmeckent si in nit und mag ainer denn andern wol leiden, also geschicht auch den menschen, die hand den gestanck die sind gewonet, und gedunckt si gar ain guoter feiner geschmack sein, aber ainer der knobloch nit geessen hat, das ist das nit in finden leüt oder schmeckt den schmack wol und ist ain ybler gestanck ...“

Geiler bleibt auch nicht beim einfachen Bild stehen: Den Reichtum vergleicht er mit einem Rohr, das leicht bricht, fügt aber noch hinzu: und dann die Hand durchbohrt. Durch große Anschauungsnähe wirksam wird auch das über die Räte vornehmer Herrn im Narrenspiegel Gesagte: Was ist ihr Geschäft? frägt Geiler. „Die Wände tünchen, jedem Ellenbogen Polster unterlegen, Stirnen salben, kalt und warm zugleich atmen.“ So vorbereitet erfahren die Hörer erst, daß die Räte Schmeichler, Heuchler und Lügner sind.

[19] August Stöber, Zur Geschichte des Volksaberglaubens im Anfange des 16. Jahrhunderts. Aus der Emeis von Dr. J. Geiler von Kaisersberg, 1875; Hermann Koepcke, Johannes Geiler von Kaisersberg, ein Beitrag zur religiösen Volkskunde des Mittelalters, Breslauer Dissertation, 1926.

Digitized by Google

Die armen Bauern bedauert er: „wen man denn für tregt den guoten wein und der preczen dar ein" und sie können nicht zahlen. Da hat Geiler die Reimlust gepackt, so singen die Pfälzer Kinder noch im Sommertagslied bei ihren Frühlingsumzügen[20].

Nicht umsonst hat Geiler Sebastian Brants Narrenschiff für die Kanzel in einer Reihe von Betrachtungen ausgewertet. Abraham an Santa Clara hat ja auch um der volkstümlichen Wirkung willen einen Katalog der Narren und Närrinnen geschaffen. Geiler wettert im Narrenschiff besonders gegen das Tragen gelber Schleier: „Item die wiber tragen gel schleyer alle wochen so müssen sie die schleyer weschen, und widerumb gel ferwen. Darumb so ist der saffron so thür das ist ein gewisse warheit, ist on zweiffel got mißfellig gel, es tragen die farbe frauwen oder die mannen, und seinen engelen. Item der leib Jesu ward nit in ein gel thuoch gewickelt, aber in ein weiß thuoch, darumb die corporal seint weiß. Item die engel erschinen den frawen in weißen alben. Die cleider des herren iesu wurden weiß, als der schne inn seiner erclerung, was me, ann ein ful fleisch macht man ein gelle brüe, macht man kein gellen pheffer an ein frisch fleisch, aber an bröfemlin die gesteren überbeliben, die alten weiber mit den gellen schleyeren sehen heruß, als ein gereüchet stück fleisch uß einer gelen brüe[21]."

Alte Sitte liegt auch in dem Sprichwort: „Einem den Muff machen, den storcken nachstrecken." (319.) Stöber erklärt das so: „Sich hinterrücks über einen lustig machen, indem man den Mund, muff, ... verzieht und die Finger wider ihn ausstreckt. „Es ist das die vor allem in Italien bekannte Übelabwehr mit dem Fingerhorn, das Far le corna[22].

---

[20] „Roter Wein und Brezel drein", oder „Zuckerwein, Brezle drein" sind Verse, die in vielen dieser Frühlingslieder in der Pfalz vorkommen. Offenbar liegt bei Geiler eine Erinnerung an solche Kinderverse vor. Damit hätten wir hier wohl einen der ältesten, wenn nicht den ältesten Beleg für den Vers der Sommertagslieder. In dem von A. Becker, Pfälzer Frühlingsfeiern, Kaiserslautern, 1908, 36 ff. angeführten Sommertagsliedern steht der Vers in allerlei Abwandlungen in den Liedern 4, 5, 7, 11, 12, 33.

[21] Nach Wackernagel, Kleinere Schriften 1, 1872, 186 ff. — Schon lange vor Geiler kämpften Kirche und Staat gegen die auffallende gelbe d. h. safrangelbe Farbe in der Frauenkleidung. Man wies sie als auffällig und unziemlich zurück. Als das nichts half, verordnete man, daß feile Dirnen und Juden diese Farbe tragen, um sie so anständigen Frauen zu verleiden. Juden mußten einen gelben Hut tragen oder einen gelben Fleck vorn auf ihrem Kleid haben.

[22] Eugen Fehrle hat auf diesen Brauch im italienischen und deutschen Volksleben hingewiesen (Mein Heimatland 1, 1914, 58 f.) und mit Verweis auf ein pompeianisches Wandbild (siehe 5. Bild S. 151) gezeigt, daß diese Art der Übelabwehr schon den alten Römern bekannt war. Heute ist das Hörnermachen in Italien geläufig. Amulette in dieser Form findet man oft. — Wie das Tier sich gegen körperliche Feinde mit den Hörnern wehrt, so werden die Hörner zur Übelabwehr auch gegen unsichtbare Feinde, gegen den bösen Blick oder sonstige Verhexung gebraucht. Man hält oder hängt das Horn nach der Richtung, aus der man eine feindliche Macht erwartet, damit diese sich am Horn stoße und vom

Digitized by Google

Volkskundlich anziehend ist auch das Sprichwort: „Spar din bochen (Pochen, Lärmen) bis in die finster mettin." (308.) Dazu sagt Schmeller im Bayerischen Wörterbuch 2, 649: „Sonst auch pumpermetten Chorgesang, der jetzt an den Vorabenden des Donnerstags, Freitags und Samstags in der Karwoche statt hat, ursprünglich aber in den horae matutinae gehalten zu werden pflegte. Nach jedem Psalm, der abgesungen ist, wird immer eine von den 15 an einem dreieckigten Gestelle aufgesteckten Kerzen ausgelöscht. Ehemals sollen hierauf die Kirchgänger mit Stöcken, Hämmern,

5. Bild: Far le corna. Aus Pompeji.

Steinen usw. an die Bänke und Wände geschlagen, und dieser Lärm soll dem Verräter Judas gegolten haben. Heutzutage scheint der Meßner mit seiner Rätschen in diesem Punkt die ganze Gemeinde vertreten zu wollen." Stöber fügt das elsässische Wort hinzu: „'s isch e rechti Mette gsin = es ist recht lustig, wild, geräuschvoll zugegangen." Daß das Klopfen dem Verräter Judas galt, ist nur eine spätere Volksumdeutung, es handelt sich hier um die vielgeübte Dämonenabwehr bei heiliger Handlung durch Lärmmachen[23].

Geiler und Abraham lieben den Tiervergleich. Die Städte waren damals eben noch durchweg bäuerlich untermischt, sodaß wenigstens das Geflügel auch die Straßen bevölkerte. Dem angeführten Hühnervergleich folgen einige Gänsebilder aus dem Narrenschiff: Je mehr eine Gans auf

Menschen, Tier oder Haus fernbleibe. Vgl. auch G. Bellucci, Tradizioni popolari Italiane. Un capitolo di psicologia popolare. Gli amuleti. Perugia 1908. Nicht ausgeschlossen ist, daß eine verwandte Art der Übelabwehr, die Fehrle a. a. O. ebenfalls bespricht, gemeint sei, d. h. das Übereinanderlegen zweier Finger oder wie es im Alemannischen heißt, das Gäbeli-machen. Statt des Hornes wird hier dem Feinde das Bild einer Gabel entgegengestreckt.

[23] Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche, 3. Aufl., 1927, 10 ff., 17 ff., 63 ff.

Digitized by Google

dem Misthaufen wühlend von der Sonne beschienen würde, umso schlimmer stinke es. In der Ausdeutung ist dann die Sonne die Barmherzigkeit Gottes, der Mensch in seinen Sünden gleicht der wühlenden Gans. So mästet auch der Teufel die Sünder mit den Gütern der Welt ebenso, wie man die Mastgänse schlachtreif macht. Ein ander Mal: Es sei wie mit dem Huhn und dem Falken: Solange sie leben, zieht man diesen vor, sind sie aber tot, so wirft man ihn auf den Düngerhaufen, das Huhn aber wird mit Ehren auf der Tafel aufgestellt.

Über Leute, die um geringfügige und nichtige Dinge Zeit und Mühe verschwenden, sagt er: Manche brächten ganze Nächte über vermeintlich hochwichtigen Dingen in tiefstem Nachdenken zu, und am Ende handle es sich um die Frage: „warum die Gänse barfuß gehen?"

Oder: „Wenn die Nachteule das Sonnenlicht nicht zu schätzen weiß, so ist das keine Schande für die Sonne, und Gold und Silber kommen deswegen nicht in Verruf, weil den Ochsen und Kühen Heu lieber ist als Gold."

Abraham ist bei Tiervergleichen schon gröber: „Einem Bauren in Tyrol ist ein lächerlicher Possen wiederfahren: weil derselbige öffters gehört, auch etwan gesehen, daß man bey Herren-Tafeln auch Schnecken pflegte zu essen, also ist seine Lust und Appetit auch nach solchen Schlecker-Bißlein, wie ers ihme eingebildet, gestanden, demnach eine ziemliche Quantität dergleichen Häußl-Trager nach Hauß gebracht, und selbige ohne ferners Kochen oder Braten im Saltz und Pfeffer eingedunckter hinabgeschluckt; weil ihme aber auch ein großer Durst ankommen, also nahm er seinen Weg in das Wirths-Hauß, allwo er bey dritthalb Maaß Wein sich also berauscht angetrunken, daß er sich gleich auf die Ofen-Bank niedergelegt und gar sanfft eingeschlaffen; es stund aber nit lang an, daß eine artliche Comödi sich ereignet, dann wie der berauschte grobe Gesell das Maul in alle Weite aufgesperrt, und erschröcklich geschnarcht, da haben zugleich die Schnecken in diesem Sau-Magen Luft bekommen; theils von der Wärme des Ofens gezogen, haben diese rotzige Kerl ihren Rück-Marsch angestellt, einer nach dem andern herauf und zu dem aufgesperrten Maul, als durch eine offene Porten hinausgekrochen, welches allen Anwesenden, theils ein Gelächter, theils einen Grausen verursachte, indem sie sahen, wie diese wilde Rotzer aus dem rothen Wein-Bad gantz naß herauf gestiegen, wie einer nach dem andern über den Steg der Zungen gemarschiert, wie sie zwischen den Pallisaden der Zähn herausgeschlichen, wie sie über den Wall der schmotzigen Leffzen sich herunter gelassen, wie sie in ungleicher Ordnung über die Flache des Gesichts krochen, und allerseits dergestalten rotzige Fußstapffen nach sich gelassen, daß die verspieglete Larven einem glasirten Eßig-Krug nit ungleich sahe. Es retirirten sich die meiste aus ihm auf die Ofen-Stängel hinauf, und hangten nit anderst droben, als wie die Noten in Musicalischen Linien. In Summa, abscheulich war zu sehen, solche lebendige Braten aus dem Maul marschiren. Weit aber schändlicher, ja unvergleichlich wilder, und graußliger ist zu sehen, wann einem Menschen, der nach Gottes Ebenbild erschaffen, aus dem Mund so

Digitized by Google

wilde Zotten, so unverschämte Reimen, so garstige Wort durch Gesang und Lieder ausbrechen, wann der Mund, so von rechtswegen soll seyn eine Cantzley der Göttlichen Lob-Sprüch, wird gemacht zu einer stinckenden Mist-Butten, wann der Mund, so eyn sauberer Saal soll seyn, worinnen unter der Gestalt des Brods, der wahre Gott einkehret... wird gemacht zu einem Stall, in welchem lauter Gestanck und Wust gefunden wird ..."[24]

Mit Abraham liebt Geiler das Wortspiel, wie wir anläßlich der Bekämpfung des Roraffen sahen. So auch im Narrenschiff: „Amtmann, verdammt man." Dazu gehören auch: „Blind mann, arm mann" (50); „Roller (der in die Listen d. i. Rollen einträgt), zoller (Zöllner), schergen, vergen (Fährmann); artzet, poeten und juristen, sind siben böser Christen" (72); „Ye geistlicher ye grytiger" (158); „Es ist eitel gickerlis gäckerlis" (171); „Der do schuff den hasen, schuff ouch den wasen" (203); „Alt aff, iung pfaff, darzu wild beren sol nyman yn sein hauß begeren" (205); „So einer lang redt, ist es luris lires leris" (298); „Merßen griene (Märzengrün), pfafen kiene (Kühnheit), armer weiber schön (Schönheit) hält nit uß" (307); „Schlimm, schlemm qaerit sibi similem" (sucht seinesgleichen (397)[25]

Sebastian Brant schrieb im Narrenschiff zu einem Holzschnitt, der einen Narren darstellt, dem die Raben auf Kopf und Hand „cras" = morgen zuschreien über den Aufschub der Buße:

„Er aber treibt verwegnes Spiel,
Steckt täglich weiter fort das Ziel,
Und singt „cras, cras", der Raben Sang,
Und weiß doch nicht, lebt er so lang."

Dazu meint Geiler: „O des bösen Raben, wie viele hat er schon getäuscht ... So lange du jung bist, singt er dir: cras, cras, wenn du alt bist: „Grab, Grab. Ehe das Gras gewachsen ist, liegst du im Grabe." Nicht logischem Anschluß folgt Geiler, sondern einfach dem Wortanklang, er denkt mit und für die Zuhörer assoziativ. Abraham hat daraus gemacht[26]:

„Des Raben cras hat schon den Paß
Vielen zum Heil verschlossen;
Das schlimme Morgen und lange Borgen
Hat viel zur Höll gestoßen."

[24] Karl Bertsche, Die Schneckenprozession und viele andere Stücklein von Abraham a Sancta Clara, 1922, 17 f. Elvira Freiin Roeder von Diersburg, Komik und Humor bei Geiler von Kaisersberg (Germanische Studien hrg. von E. Ebering, Heft 9, 1921) hat S. 64 ff. einen Abschnitt „Die Tiere" mit einer Reihe weiterer Belege der komischen Typen bei Geiler von Kaisersberg.

[25] Vgl. Adolf Matthias, Handbuch des Deutschen Unterrichts 4, 3; Friedrich Seiler, Deutsche Sprichwörterkunde, 1922; Roeder v. Diersburg a. a. O. zur subjektiven Komik: „Wortwitz, Wortspiel, witzige Begriffsbeziehung" S. 70 ff.

[26] Lorenzo Bianchi a. a. O., 33. Die Ausdeutung des Rabenrufes geht auf eine Bemerkung des hl. Augustin zurück. Sie wurde im Mittelalter mehrfach angeführt, teilweise in litaneiartiger Aufzählung. Vgl. O. Keller, Die antike Tierwelt 2, 1913, 96 ff.

Digitized by Google

Wir sahen schon öfters, mit welch stillem Behagen Geiler beobachtet. Sein Humor ist überhaupt ruhiger als der Abrahams; ein behagliches Schmunzeln ersetzt das laute Lachen. Das wird wohl ein alemannischer Wesenszug bei ihm sein. Einige Proben sollen die Meinung bekräftigen: Im alemannischen Sprachgebiet erzählt man sich heute noch einen Schwank, den Geiler im Narrenschiff ähnlich kennt: „Ein Mann wollte einst einen hohen Baum zur Erde biegen und rief deswegen viele Leute aus der Nachbarschaft zusammen. Er steigt auf den Baum, ergreift den höchsten Ast und läßt sich an ihm herabhangen. Der zweite steigt ebenfalls hinauf und hängt sich mit den Händen an die Füße des ersten, der dritte an die des zweiten, der vierte an die des dritten usw. Nun wird aber dem obersten die Last doch zu schwer, er versucht, sich in die Hände zu spucken, aber da er sie vom Baume abzieht, liegt er mit der ganzen Kette von Leuten auf dem Boden." Im Alemannischen erzählt man nach dem bekannten Schildbürgerschwank die Geschichte mit einem Ziehbrunnen, der ausgemessen werden soll[27].

Der mittelalterliche Mensch aus dem Volke hat eben doch noch wegen seiner verhältnismäßig geringen Ausbildung der Technik ein ganz anderes Verhältnis zur Natur als wir, die wir sie mehr beherrschen. Die Folge davon ist, daß er auch eine mangelhafte Einsicht in die Zusammenhänge des Naturgeschehens hat (das bezieht sich natürlich nicht auf die eben erzählte Geschichte, sonst würde sie nicht ironisch angewendet), daß ihm das In-Beziehungsetzen von Kräften noch schwer fällt. Das aber bedingt eine ganz andere Art des Denkens, ein Angekettetsein an das Objekt, die Notwendigkeit des Bildes, um geistige Dinge zu begreifen. Eine weitere Reihe von Sprichwörtern aus Geilers Schriften soll das zeigen: „Die federn werden zu lang, der schwanz wachst über daz nest" (Stöber 110). „Welcher einer frauwen hütet, der besehet (säet) das Meer, waschet die zigel auff dem tach und geußt wasser in ein brunnnen" (129). Statt schmeicheln sagt er: „Den fuchsschwantz durch das Maul ziehen" (140). „Jagt er das glück zu der vordern tür us, so lauft es ihm zur hintern wider in" (179). Statt zu sagen: bis Reif eintreten wird, sagt er: „Bis San Gregorius uf einem falben Hengst über die bruck wird reiten" (184). Einen Vorteil mühelos erringen, einen billigen Preis davontragen, heißt mit Anspielung auf ein noch heute weit verbreitetes Volksfest, den Hahnentanz[28]: „Sich einen hanen ertantzen" (193). Es handelt sich um nichts Geringes heißt volksmäßig konkret: „Es ist nit zu thun um ein heringsnas oder um ein geishar" (198). Grob umgehen mit jemand: „Mit dem hechel strelen (kämmen)" (209).

Wird dann einmal ein Abstraktum gebraucht, so wird es in einem Zusatz erklärt: „Wolan pfaff, mach es kurtz, lies ein jägermeß" (235). Ein Pechvogel wird so beschrieben: „Es geht im allweg letz (verkehrt, schlecht), fiel er uff den rücken, er bräche die nas entzwei" (289). Der Vergleich ist

[27] Für diese und andere Hinweise bin ich meinem Freunde Prof. Dr. Ernst Fehrle zu Dank verpflichtet.

[28] Fehrle, Deutsche Feste, 76 ff.

Digitized by Google

ebenso drastisch wie der vom Glücklichen, nur ist hier auch ein guter Schuß schmunzelnden Humors mit dabei. Ein anderes Beispiel: „Wer zu der liechtmeß (2. Februar) nit ein wolff förcht und zu der fastnacht ein bauren und in der fasten ein pfaffen, der ist ein geherß (= beherzter) man" (294). Oder: „Die vollen müß (Mäuse) glouben nit, wie den leeren müßen ist" (305). „Was uberhebest dich, mist, daß du mit schnee gedeckt bist?" (312). Statt zu sagen ungesucht, heißt es „gesucht wie der pelß im summer" (338). Sich mit Kleinigkeiten abgeben: „Pfiffhölderlin (Schmetterlinge) fahen" (349). Drastisch ist auch die Wendung: „Wann man schon lang ein saw (Sau) sattlet, wirt dannoch kein zelter (Herrenpferd) darauß" (382). Das Bild „Du mußt lang an einer süw (Sau) suchen, daß du ein pfowen (= Pfauen) schwanß an ir findest" (383) hat Abraham a Santa Clara in der Geschichte „Der Esel mit dem Pfauenschweif" verwendet[29]. Wenn man im folgenden Sprichwort deutsch mit alemannisch wiedergibt (l'allemand), so ist eine Charaktereigenschaft dieses Stammes wiedergegeben: „Die franzosen sind witzig vor der sach, die walhen (Italiener) in der sach, die diutschen nach der sach" (473). Mit behaglichem Humor weilt Geiler schmunzelnd gern beim Spott über die Frauen, auch eine alemannische Eigenschaft: Ironie, eingebettet in lachende Gutmütigkeit: „Zwei wiber und ein ganß machen ein wochenmarkt" (468). Das Volkswort lebt im Schwäbischen noch: „Drei Weiber und drei Gäns machet en Johrmärkt[30]." Daran schließen sich wohl die Beispiele lachenden Zusehens im närrischen Ablauf des Alltags: Solche, die ein bequemes Leben im geistlichen Stande suchen, sagen: „Wer einen Tag in Freuden leben will, der schlachte sich ein Huhn, wer zwei Tage, eine Gans, wer die ganze Woche, ein Schwein, wer den ganzen Monat, ein Rind, wer ein Jahr lang glücklich sein will, der nehme sich ein Weib, wer aber sein ganzes Leben lang vergnügt sein will, der muß geistlich werden." Oder: „Es ergeht ihnen wie dem jungen Schweinchen, das vom Wolf überfallen und ergriffen wird. Kann er dasselbe nicht im Rachen fortschleppen, weil es ihm zu schwer ist, so kneift er ihm ein wenig ins Ohr, damit es nicht laut schreit, und wedelt es von hinten mit dem Schwanze wie mit einem Fächer an, und so geht das Tier mit dem Räuber bis zum Walde, wo er es zerreißt. In gleicher Weise verfährt auch der böse Feind mit gewissen frommen Seelen, besonders des weiblichen Geschlechtes." An Hans Thomas Geschichte mit den Kochlöffeln[31] erinnert die folgende humorvolle und bezeichnend alemannische Ausführung: „So jener einfältige, der einmal sehen wollte, wie man Vögel fange: Der Vogelsteller wies ihm einen verdeckten Platz bei dem Käutzchen und dem Neste an und gebot ihm, sich ja recht stille zu halten. Als die Vögel nun in Menge herbeigeflogen, rief er laut: „Die Vögel! Die Vögel! Ziehe das Netz zusammen." Die Vögel flogen natürlich davon, und er ward arg ausgescholten. Nun hielt er sich wieder eine Weile

[29] Bertsche, Schneckenprozession, 105 f.

[30] August Lämmle, Schwäbische Volkskunde 1, Der Volksmund in Schwaben, 1924, 46.

[31] Vgl. Fehrle, Badische Volkskunde 1, 13 f.

Digitized by Google

still, die Vögel sammelten sich von neuem bei dem Käutzchen, da rief er auf Latein: „Die Vögel! Die Vögel! Ziehe das Netz zusammen." Die Vögel machten sich abermals davon. Als er dafür noch ärger gescholten wurde, sprach er: „Wer hätte aber auch denken sollen, daß die Vögel Latein verstehen!"

Als echter Alemanne geht Geiler gerne zur Ironie über. Das bekommen besonders die Frauen zu spüren. Einen, der sich im Glück überhebt, läßt er sagen: „Ich habe mir ein Weib genommen; o, es ist ein so herrliches Geschöpf, so fromm und rein, gut wie eine Heilige, schön wie ein Engel, ein Ausbund von Tugenden." „Ei, du glücklicher Vogelsteller, da hast du eine weiße Krähe gefangen!"

Am „Freitag nach mitfasten" predigt Geiler[32]: „Warum fröwelich geschlecht me verwüstet sei mit hexerei den die man." Er meint „der tüffel brucht sie me zuo zauberey den die man..." propter levitatem, intelligibilitatem, loquacitatem[33].

Abraham a Santa Clara ist nun auch auf alemannischem Boden erwachsen wie Geiler von Kaisersberg, aber er ist doch den Schwaben näher als dem Kern des Alemannenvolkes, es ist ein „Dachtraufschwabe". Als solcher ist er auch wie schon die Seehasen wendiger, beweglicher und schlitzöhriger. Rechnet man dann noch die barocke Zeit dazu, so nimmt seine überaus lebhafte Art, sein lautes Poltern, sein klatschender Witz nicht mehr wunder. Wenn auch Geiler nicht die besinnliche Ruhe eines Johann Peter Hebel hat und dessen Humor[34], so ist er umso kerniger in sein

[32] A. Stöber, Zur Gesch. d. Volksaberglaubens, Emeis, S. 41.

[33] Dabei fallen einem die übermütigen Verse Kürenbergs aus Minnesangs Frühling ein:

Wîp unde vederspil (Jagdfalke) diu werdent lihte zam:
swer si ze rehte lucket, sô suochent sie den man.
als warb ein schoene ritter umb eine frouwen guot.
als ich daran gedenke, sô stêt wol hôhe mîn muot.

Geiler scheint die Worte, vielleicht aus dem Volksmund, gekannt zu haben. Zwei seiner Sprichwörter weisen darauf hin: „Frauenlieb und Aprilenwetter, deßgleichen auch das Federspil verkehrt sich oft wer es glauben will" (132) und: „Einem gierigen Federspil ist gut locken" (172). Anziehend zu beobachten ist, wie in Deutschland, wo die Falkenjagd abgekommen ist, das erste der beiden Wörter heute noch im Volksmund lebt, nur daß meist das Bild vom Federspiel weggelassen wird. Im Schwäbischen ist auch das noch erhalten:

Herrengunst, Aprilenwetter,
Frauenlieb und Rosenblätter,
Würfel, Kart und Federspiel
Verändern sich, wer's merken will.

Vgl. Lämmle, Der Volksmund in Schwaben 87.

[34] Ernst Fehrle, Johann Peter Hebel: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1, 1927, 48 ff. Elvire Roeder von Diersburg, Komik und Humor bei Geiler von Kaisersberg: Die Schlußbetrachtung der Verfasserin, in der sie die Ergebenisse gründlich und liebevoll zusammenfaßt, ist beachtenswerter als die Bei-

Digitized by Google

Alemannentum verwachsen, auch in ihm ist die große Tragik seines Stammes[35]: überquellender seelischer Reichtum und das Unvermögen, ihn ganz und rückhaltlos einzusetzen. Das führt auch ihn zu Ironie und gibt seinem Humor etwas leicht Sarkastisches.

Geiler hat, wie wir aus seinen Stilproben ersahen, grundlegend und durchaus vorherrschend das Pathos des Predigers, die betonte Lehrhaftigkeit, die alemannisches Erbe ist. Wie in der Kunst der späten Gotik, die gerade von Straßburg ausgehend das Mittelrheingebiet befruchtet, ist ein derber Schuß neuzeitlicher Realistik in das im übrigen begeistert Lehrhafte eingemischt. Immer und immer wieder bricht dazwischen das zweite Gesicht alemannisch-didaktischen Willens durch, das ist die Vorliebe fürs Erzählen im Volkston. Philosophische Bildung und die Beherrschtheit des Jahrhunderts[36] zügeln diesen Trieb, goldner Humor verklärt ihn, wenn er zum Blühen kommt. Während bei Abraham a Santa Clara die mittelalterlich-emphatische Didaktik ständig durchbohrt wird von überquellenden, bald derbkomischen, bald peinlich klingenden Schnurren, die ihn für manche Leser als Possenreißer auf der Kanzel erscheinen lassen. Gestikulation ist an die Stelle der einfach und großgehaltenen Bewegung getreten. Neben- und Hauptsachen purzeln durcheinander, während gerade Geiler seine Hörer nach kurzer Atempause von zugegebenen Nebenfiguren weg rasch zur Hauptsache zurückzwingt. Abraham verschluckt um der Hörerfreude willen sozusagen zwischen zwei Späßen die Wahrheit oder läßt sie nach einer Reihe niederprasselnder Vergleichsfragen als Pointe hinterherkommen — auch das wirkt auf das Volk — Geiler wendet sich ganz folgerichtig an das einfache Denkvermögen der Masse und bannt es auf dem einmal eingeschlagenen Wege durch das bei der Stange-Bleiben logischen und assoziativen Denkprozesses. Vom Meister Eckhart über Geiler von Kaisersberg zu Abraham a Santa Clara zieht sich auch gemäß der fortschreitenden Verweltlichung Gott mehr und mehr aus dem täglichen und stündlichen Leben des Menschen, örtlich genommen, in die Kirche, zeitlich auf den Gottesdienst zurück, daher auch die zunehmend schärfer werdenden Waffen gegen Wegnahme von religiösem Raum und Zeit, daher auch die draftischer werdende Bildsprache, der zunehmend saftiger werdende Witz und die Übersteigerung des auf der Kanzel erlaubten Kampftones. Bei Meister Eckhart dringt jeder Satz auf Entäußerung des Menschlichen, auf Abgeschiedenheit. Dem Inhalt des Satzes entsprechend ist das Formstreben nach Einfachheit, nach Befreiung von allem entbehrlichen Schmuck. Dieser

spielsammlung und deren Klassifizierung. Die von ihr angeführten Belege sind oft matt, und die Auswertung derselben und die Einstellung dazu greifen am Volksleben manchmal erheblich vorbei.

[35] Eugen Fehrle, Die Großherzöge Friedrich I. und Friedrich II. und das badische Volk, 1929.

[36] S. Singer, Mittelalter und Renaissance = H. Maync und Singer, Sprache und Dichtung, 2. Heft, 1910; Wilhelm Dilthey, Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert: Archiv für Geschichte der Philosophie 4. und 5. Band, 1891 f. Frz. X. Zacher, Geiler v. K. als Pädagog, Diss. Freiburg i. Br. 1917.

Digitized by Google

einfache, wesenhafte Stil wirkt auf das Volk. Dazu kommt seine Bekanntschaft mit dem Leben. Er predigt seinem eigenen Werke gemäß, daß ein Lebemeister besser sei als tausend Lesemeister. Lebemeister sind auch Geiler und Abraham, und das macht sie volkstümlich und gibt ihren Reden suggestive Massenwirkung. Die mystische Entäußerung Eckharts und sein sich Hineinbildenwollen in Gott klingen bei Geiler noch nach, das macht

Bild 6: H. Baldung Grien, Hexensabbath.

auch seinen Stil schlicht, gibt ihm die Kraft biblischer Rede, aber der Mensch seiner Zeit ist schon zu sehr von der Welt gepackt. Das zwingt den Prediger zum Kampfe mit scharfen Waffen des Wortes, die Zuhörerschaft ist nicht mehr so einheitlich in ihrem Denken und Erleben. Gar Abraham findet unter seinen Wienern nur noch augenblickliche Geschlossenheit innerhalb der Kirchentüren, Gemeinschaft lediglich auf Zeit und Ort gestellt, dagegen brutales sich Hingeben an die Materie und massives Auskosten eines derbsten Realismus. Das diktiert ihm die Worte und bestimmt Gestus und Gestikulation in Rede und Schrift. Eckhart hat es noch viel leichter,

Digitized by Google

aus dem Reichtum des Besonderen das Wunder der Einheit zu finden. Seine Zuhörer kennen noch das große Staunen der kindlichen Seele und kommen daher der religiösen Wahrheit auch ohne logisches Folgenkönnen noch nahe. Geiler ist, wie uns die Bildwahl zeigte, vom Künstlerstandpunkt aus gesehen, viel mehr auf Naturstudien angewiesen. Er bereichert mit ihnen seinen sinnlichen Vorstellungsbesitz, von dem aus er scheinwerferartig von allen Seiten das zu gebende Bild beleuchtet. Überpersönliches Gesetz und individuelles freies Tun kann er noch vermöge der besprochenen Seelenlage seiner Zuhörermasse zum objektiven Problem seiner Darstellung

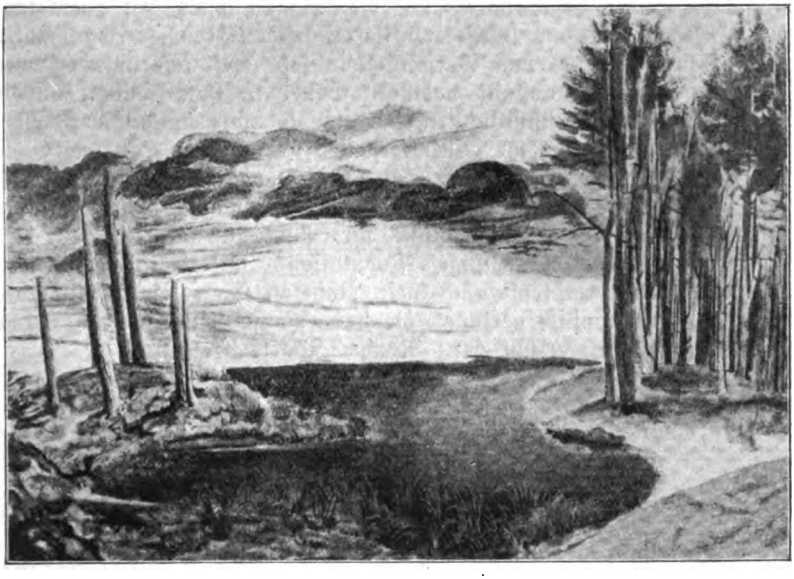


Bild 7: A. Dürer, Landschaft.

machen. Das ist Abraham a Santa Clara bereits aufs Äußerste erschwert. Auch er ist noch als Kämpfer beherrscht von einer trotzigen Energie, in ihm ist die fanatische Glaubensstärke der Gegenreformation, wenn er auch nicht mehr die seherische Kraft mystischen Einheitsdranges spürt; die Einheitlichkeit der Formgebung ist gesprengt durch den Inhaltszerfall, das fordert auch für volksmäßige Wirkung die Wahl anderer, barocker Mittel, die stofflich-körperliche Welt wird nochmals zur Fessel einer freien Geistesentwicklung.

Baldung Griens Hexensabbath und Dürers Landschaft im Britischen Museum in London lassen die daraus sich ergebende Stimmung, jedes Bild in seiner eigenen Art, bereits ahnen. Bild 5 und 6.

Man darf wohl sagen, daß sich auch für die Volkskunde ein Gang durch die Schriften Geilers von Kaisersberg lohnt. Das ganze Brauchtum ist zwar keineswegs daraus hervorgeholt worden, einmal, weil es von

Digitized by Google

anderer Seite schon teilweise offengelegt, wenn auch nicht ausgewertet wurde, andererseits weil den Verfasser das Eingehen auf die Stilmittel und den Vergleich mit dem an Quellenmaterial zu Sitte und Brauch weit ärmeren Abraham a Santa Clara mehr reizte. Die Art und Weise aber, wie Geiler aus tiefstem Verständnis für die Psyche des Volkes dem unzulänglichen Aufnahme- und Ausdrucksvermögen seiner Hörer nachhilft, wie er für sie denkt, sie durch Bildgewalt vom Konkreten zum Unsinnlichen führt, die Genauigkeit der Beobachtung schärft, ist nicht nur ein Zeichen, daß er ein Meister des Stils ist, sondern auch ein Kenner der Volksseele und darum auch ein Meister für volkskundliche Beobachtung. Mit Abraham a Santa Clara hat Geiler viel Gemeinsames, vor allem in der Art der Massenwirkung, und doch stehen beide Prediger, was Haltung angeht, Takt, Stilwille und Persönlichkeit sehr weit auseinander, weiter als es der bloße Zeitabstand bedingt. Geiler ist inhaltreicher, durchaus ernster bei gleicher Vollsinnlichkeit, hat eine so klare Sachlichkeit, wie sie an Holbein erinnert und ihr Wiedererstehen im heutigen Stil feiert, einen gebändigten Willen, sturmfrohes Schrittmaß, das klare Bewußtsein des Führertums, ist voll Verantwortungsfreudigkeit und hat Abraham gegenüber einen viel sichereren Instinkt für Ausdrucksmöglichkeiten, einen feinen Spürsinn für die geistige Modulations- und Kulturfähigkeit des Gegenüber. Abraham fehlt auch diese Ruhe in Gott, sein Realismus ist nur bedingt metaphysisch gerichtet, die Erde hängt ihm in ganzer Schwere an. Geiler hingegen erfüllt ganz Raabes Wort:

„Acht auf die Gassen,
Blick nach den Sternen!"

Im Anschluß an den vorangehenden Aufsatz verweise ich auf ein neues Büchlein des unermüdlichen Abraham a Santa Clara-Forschers Karl Bertsche, Abraham a Santa Clara, Gedrucktes und Ungedrucktes, erstmals nach den Handschriften herausgegeben. (Religiöse Quellenschriften hrg. v. Walterscheid, Bonn.) Düsseldorf, L. Schwann, 1928, 75 Seiten.

Nach einer Einleitung über Leben und Wirken Abrahams veröffentlicht B. zunächst „Ungedrucktes" des Predigers und zwar: 1. Aus einer Nikolauspredigt (1673), 2. „Tröst ihn Gott!", 3. „Die Sprichwörter", 4. „Wir gebrechliche Menschen", 5. Allerseelenpredigt, 6. Anfang einer Predigt für die Jungfrauen, 7. Aus einer Predigt über den Undank der Welt, 8. Was man vom Esel lernen soll. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1923 und 1924, im Auftrage des Verbands Deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von E. Hoffmann-Krayer. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1929, 493 S.

Diese Bibliographie gehört zu den nützlichsten Büchern der Volkskunde. Mit ungeheurer Gründlichkeit wird hier eine Übersicht über die verschiedensten Stoffgebiete der Volkskunde gegeben, nicht nur der deutschen, die volkskundlichen Arbeiten der ganzen Welt sind von Fachleuten durchgesehen.

Das Buch sollte in keiner Volkskundebücherei fehlen. Wer es vermag, soll dazu beitragen, daß dies kostbare Werk weiterbestehen kann und somit dem Verfasser und seinen Mitarbeitern für ihre entsagungsvolle Arbeit den Dank abstatten, den wir ihnen alle schulden.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

E. Goldmann, **Die Duenos-Inschrift.** Indogerman. Bibliothek, 3. Abt., Bd. 8, Heidelberg, Winter, 1926, 176 S., 2 Tafeln.

Unter jenen Gelehrten, die in stiller beharrlicher Arbeit der volkskundlichen Forschung neue Wege eröffnen, gebührt dem Wiener Rechtshistoriker E. Goldmann das besondere Verdienst, die große Bedeutung der Volkskunde für das Studium des deutschen Rechts frühzeitig erkannt und die Ergebnisse seiner Studien in einer Reihe wertvoller Veröffentlichungen niedergelegt zu haben.

In der vorliegenden Arbeit, die einem andersartigen Stoffgebiet, der Deutung der Inschrift auf dem Drillingsgefäß vom Quirinal (sog. Duenos-Inschrift) gewidmet ist, vertritt der Verf. die durchaus richtige Ansicht, daß dieses schwierige Problem nicht auf sprachwissenschaftlichem Wege allein zu lösen sei; er untersucht daher vor allem das Gefäß auf seine Bestimmung, erkennt darin den schon von Meringer vermuteten zauberischen Charakter und weist es schließlich als ein im Liebeszauber gebräuchliches Rauchzaubergefäß nach.

Die Bestimmung des Geräts wirft neues Licht auf seine Inschrift, für deren zauberischen Charakter eine Reihe schwerwiegender Gründe (die linksläufige Schreibweise, die auf den Kopf gestellten Buchstaben[1], der in sich geschlossene Inschriftenring) überzeugend sprechen.

Die außerordentlich reichhaltigen Stellennachweise und die mit Scharfsinn und Objektivität durchgeführte Verarbeitung der bis dahin erschienenen Duenos-Literatur erhöhen den Wert der Untersuchung, in welcher der Verf. wiederum ein mustergültiges Beispiel für die Notwendigkeit der Heranziehung der Volkskunde in den Dienst ihrer Nachbardisziplinen gegeben hat.

Wien. Dr. Adelgard Perkmann.

Fritz Byloff, **Volkskundliches aus Strafprozessen der österreichischen Alpenländer** mit besonderer Berücksichtigung der Zauberei und Hexenprozesse 1455—1850 (= Quellen zur deutschen Volkskunde, hgg. von V. v. Geramb und L. Mackensen, Heft 3), Berlin, 1929, de Gruyter, 68 S.

Der Verfasser, Kriminalist an der Grazer Universität, ist der beste Kenner dieses Gebietes, das er seit einem Menschenalter bearbeitet. Die Sammlung und Auswahl ist sehr zu begrüßen. Es sind 73 Stücke, wobei allerdings auch mehrere

[1] Vgl. Weinkopf, Die Umkehrung in Glaube und Brauch. 2. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 43 ff.

Digitized by Google

Nummern der gleichen Quelle entstammen (z. B. Nr. 3—13). Viele waren bisher ungedruckt. Die sprachlichen, volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Fußnoten sind knapp und treffend. Da die Stücke zeitlich geordnet sind, ergibt sich ein bunter Wechsel der verschiedenen Gruppen von Volksglauben, in denen sich die ganzen Nöte und Sorgen des Landvolks wiederspiegeln. Wenn das fromme Gebet nicht hilft, greift man zu dem bisweilen dicht angrenzenden Zauber, zu Regenzauber, Viehzauber, Heilzauber, Diebszauber, Liebeszauber. Hinter der Schärfe der Hexen- und Zauberprozesse ist deutlich erkennbar, daß auch Richter und Gericht selbst stark in die Vorstellungen verstrickt sind. Sie würden den Teufel nicht so energisch bekämpfen, wenn sie nicht an seine Macht glaubten und sie fürchteten. So ist der Eindruck dieser Akten trotz allen Wahnwitzes sehr lehrreich. Im ausgezeichneten Register habe ich „Gerichtssegen S. 32" vermißt.

Heidelberg. Eberhard Frh. v. Künßberg.

Pommersche Volkslieder mit Bildern und Weisen. Herausgegeben mit Unterstützung des Deutschen Volksliedarchivs von Alfred Haas. 1927. Herm. Eichblatt, Verlag, Leipzig-Gohlis.

Die Sammlung der Volkslieder aus Pommern gibt ein gutes Bild des Gesanges in der norddeutschen Provinz. Erfreulich groß ist die Zahl der Lieder in der Mundart; der gesunde Bauernhumor bricht überall erquickend durch, er ist wohl kein Lehnprodukt. Nur selten ist ein Kunstlied in die Sammlung geraten; ich rechne dazu den Pommernsang. Zahlreich sind die alten Balladen, die auffallend gut erhalten sind. Herr Oluf ist hier zu einem Fritz Holoff geworden, der mit einem seidenen Schnupftuch zum Tanze gewonnen werden soll. Er erhält keinen Schlag wie in der alten Mär, sondern ein Glas Wein. In Nr. 18 taucht ein altes Rätsellied auf mit eigenartiger Gestaltung. Daneben finden wir ein frisches Lügenlied, die Weise der Pinschgenuß mit plattdeutschem Text, einen alten Schäfertanz, das rassige Tanzlied von der Mutter Wittsch; aus Köln am Rhein ist Wollin, die wunderschöne Stadt, geworden. Sieht man die Fülle der niederdeutschen Lieder und das frische Leben in ihnen, so wundert man sich zu hören, daß im Weltkrieg die Lieder in Platt eine so geringe Rolle spielten.

Die Begleitung ist äußerst sachgemäß einfach, sie wird sehr dazu beitragen, den Liedern Eingang in weiteren Kreisen zu verschaffen. Den Bildern würde ich die scharfen Umrisse der Texte wünschen. In der gegebenen Form ergibt sich für mich keine Einheit.

Heidelberg. Othmar Meisinger.

Sachwörterbuch der Deutschkunde, unter Förderung durch die Deutsche Akademie, hrg. v. W. Hofstaetter und Ulrich Peters, 1. Band, A—J, Leipzig, Teubner, 1930, 604 S., 27 Mk.

Dies stattliche Werk, das soeben erschienen ist, ist in erster Linie bestimmt für die Lehrer, die Deutschunterricht geben; dient aber darüber hinaus jedem, der sich mit der deutschen Kultur, also auch mit der deutschen Volkskunde beschäftigt. Von sachkundigen Leuten sind die einzelnen Gebiete der Deutschkunde in kurzen Artikeln zusammengefaßt. Schriftenangaben hinter den Artikeln helfen dem Forscher beim Weiterarbeiten.

So ist das Buch im Ganzen für Forscher, Lehrer und Laien ein hervorragendes Nachschlagewerk.

Das ganze Werk umfaßt 2 Bände. Der 2. Band soll auf Ostern 1930 erscheinen.

Digitized by Google

Johannes Künzig, **Schwarzwald Sagen.** Jena, Eugen Diederichs, 1930, 383 S. Geb. 10 Mk.

Gerade noch rechtzeitig zu Weihnachten erscheint dieses schöne Buch. In diesem Heft kann nur noch kurz darauf hingewiesen werden. Möge das Christkind es recht vielen Leuten, die den Schwarzwald lieben, unter den Baum legen! Inhalt und Ausstattung sind vorzüglich.

Hartmann von Aue, **Der arme Heinrich,** in die Sprache der Gegenwart übertragen von A. Eckhart, Bühl, Konkordia, o. J., 61 S., geb. 1,50 Mk.

Dieses schmucke Bändchen bringt eine flüssige Übersetzung der mittelhochdeutschen Dichtung, die für die Volkskunde bedeutende Probleme enthält (vgl. Eugen Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum, 1910, 61 f.). Die Anschauung des Mittelalters, daß das Blut eines unschuldigen Mädchens einen Aussätzigen erlösen könne, die im mittelalterlichen Volksglauben zu schrecklichen Folgen geführt hat, ist von Hartmann von Aue dichterisch behandelt und hier der Neuzeit durch die gute Übersetzung Eckharts nahegebracht. Möge das im Ganzen sehr schön ausgestattete Büchlein viele Leser finden!

Die Volkskunst ist heute noch eines der am meisten umstrittenen Gebiete der Volkskunde. Vgl. in dieser Zeitschrift vor allem Spamers Aufsatz: **Volkskunst und Volkskunde** 2, 1928, 1—30, der einen allgemeinen Überblick gibt, dann Max Walter 1, 5—19; Schroff 2, 105—115. Dazu siehe Max Walters umfassende Arbeit **„Die Volkskunst im Badischen Frankenlande"** (33. Heft der von H. E. Busse herausgegebenen Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main"), Karlsruhe, C. F. Müller, 1927, 127 S.

Hier wird aus einem abgegrenzten Gebiet ein guter Überblick über die Volkskunst gegeben, wobei die allgemeinen Fragen über Wesen und Abgrenzung der Volkskunst klar behandelt, aber auch neue Fragen gestellt werden. Auf diese geht der Verfasser in diesem Jahrgang unserer Zeitschrift S. 86 ff. näher ein.

Hier gilt es zunächst Stoff vorzulegen. Deshalb wird es allgemein begrüßt, daß vom Delphinverlag in München unter Leitung des Reichskunstwartes Redslob Gegenstände der Volkskunst aus den verschiedensten Teilen Deutschlands veröffentlicht werden in einer Reihe fortlaufender Bände unter dem Titel „Deutsche Volkskunst". Mir liegen zur Besprechung vor:

Hans Karlinger, **Bayern,** der ganzen Reihe 4. Band, 40 S., 221 Abbildungen auf Tafeln.

K. teilt den Stoff nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Siedlung und Haus. 2. Wohnung und Hausrat. 3. Tracht und Schmuck. 4. Handwerk. 5. Kult und Bild.

Bayern dürfte wohl das Land des deutschen Reiches sein, in dem die Volkskunst nach der Ausdehnung und Nachhaltigkeit ihrer Wirkung am meisten lebt. Wenn dies an sich dankbare Gebiet von einem so hervorragenden Kenner wie Karlinger bearbeitet wird, kommt selbstverständlich etwas Schönes heraus. Tatsächlich darf der Band Bayern zu den besten der Sammlung gerechnet werden.

Der 5. Band der Sammlung umfaßt Schwaben und ist bearbeitet von Karl Gröber. Auch hier ist eine herrliche Fülle schöner Gegenstände dargestellt. Die Einteilung ist etwa dieselbe wie im Band über Bayern, nur tritt die religiöse Volkskunst, der Einstellung der zum größeren Teil nicht katholischen Bevölkerung entsprechend, mehr zurück als in Bayern.

Bei manchen Bildern, vor allem bei Gebäudedarstellungen wird man hier wie in anderen Bänden der Schriftenreihe sich fragen, ob sie in ein Buch über Volkskunst aufgenommen werden sollen.

Digitized by Google

H. Gütlein und J. M. Ritz, **Das Feuchtwanger Heimatmuseum,** Führer durch die Bayerischen Orts- und Heimatmuseen hrg. v. Bayer. Landesverein für Heimatschutz, 1. Band, Augsburg, Benno Filser, 1929, 38 S., 93 Abbildungen auf Tafeln.

Dieses Buch ist ein ausgezeichneter Führer, aber hat auch hohen Wert für den, der das Feuchtwanger Museum nicht sehen kann. Denn es gibt in guten Abbildungen nach Aufnahmen von Dr. Ritz eine Fülle wertvoller Gegenstände der Volkskunde wieder und reiht sich den genannten Sammlungen, wenn auch als kleinerer Gefährte, würdig zur Seite. Möge der erste Band dieser Schriftenreihe in Bayern bald Nachfolge finden und über Bayern hinaus zu ähnlichen Aufnahmen der Heimatmuseen anregen!

Der Direktor des Berliner Volkskundemuseums Konrad Hahm hat einen zusammenfassenden Band veröffentlicht: **Deutsche Volkskunst** mit einem Geleitwort des Reichskunstwarts Redslob, Verlag: Deutsche Buchgemeinschaft in Berlin, 1928, 128 Textseiten mit zahlreichen Bildern und 216 Tafeln.

Hahm gibt eine gut geschriebene Einführung in die Volkskunst in folgenden Abschnitten: Vom Wesen der Volkskunst; Volksbrauch und Volksglaube; Gestaltgeben und Darstellung; Volkskunst und Handwerk; Heimatliche Bauweise; Holzbearbeitung; Weberei; Töpferei; Glasmacherei; Metallbearbeitung; Volkskunst und Gegenwart.

Die Bilder sind gut ausgesucht und geben einen trefflichen Überblick über das Gebiet deutscher Volkskunst.

Auf Einzelgebieten ist die Volkskunst mehrfach behandelt worden: Dr. Kuhfahl: **Die alten Steinkreuze in Sachsen.** Ein Beitrag zur Erforschung des Steinkreuzproblems mit 128 Bildern und 1 Übersichtskarte. Verlag des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz zu Dresden, 1928, 238 S.

Die für Religionsgeschichte, besonders für den Volksglauben und für Kunstgeschichte gleich wichtigen Steinkreuze sind hier in einer tüchtigen Untersuchung nach Form, Sinn und geographischer Verbreitung behandelt.

Dazu vergleiche den kurzen Abschnitt über „Steinkreuz und Bildstock" in Max Walters Buch, **Die Volkskunst im badischen Frankenland,** S. 85 ff., worin eine gute Übersicht über das Problem gegeben wird zur Fortsetzung von Walters tüchtiger Arbeit „Vom Steinkreuz zum Bildstock" (25. Heft der von H. E. Busse herausgegebenen Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main"), Karlsruhe, C. F. Müller, 1923.

In der Reihe derselben Heimatblätter erschien als 31. Heft eine andere schöne Arbeit über Volkskunst: Adolf Kistner, **Die Schwarzwälder Uhr** mit 113 Abbildungen im Text. Karlsruhe, C. F. Müller, 1927, 164 S.

Wer kennt nicht die schönen Schwarzwalduhren? Hier werden in einer eingehenden Untersuchung die verschiedensten Formen vorgeführt, wir werden in die Geschichte der Uhrenmacherei im Schwarzwald von der ältesten Zeit bis heute eingeweiht, erfahren von einzelnen Handwerkern. Im Ganzen darf das Buch warm empfohlen werden als ein schöner Beitrag zur Volkskunst und zugleich zur deutschen Gewerbegeschichte.

Urkunden Deutscher Volkskunst, Heft 1, **Nadelarbeiten,** herausgegeben von Egon Kornmann, Augsburg, Verlag Benno Filser, 12 Seiten mit Abbildungen, 12 Tafeln.

Dieses Prachtwerk sollte in den Händen all der Frauen sein, die die Handarbeit in den Schulen leiten. Doch auch der wissenschaftlichen Volkskunde wird es große Förderung bringen. In welchem Sinn hier gearbeitet wird, zeigen einige

Digitized by Google

beherzigenswerte Sätze zu Beginn des Werkes, die ich anführen möchte: „Um eine scharfe Abgrenzung des Gebietes der Volkskunst gegen das übrige Kunstschaffen — und damit um eine eindeutige Definition des Begriffes — haben sich schon manche Forscher bemüht. Sie will nicht eindeutig gelingen, denn die Begriffe Stadt-Land, Hausfleiß-Berufsgewerbe können keine scharfe Abgrenzung geben, weil diese Gebiete ineinander übergehen und weil die vielen Gesichtspunkte, die das volkstümliche Kunstschaffen bietet, einer Zusammenfassung unter einem einzigen Begriff widerstreben. Wenn wir aber nicht die eindeutige Definition eines überkommenen Begriffes: „Volkskunst" als Ziel aufstellen, sondern einen vertieften Einblick in das Wesen volkstümlicher Kunstbetätigung überhaupt erstreben, dann vermögen auch die Erkenntnisse einer reinen Theorie der bildenden Kunst, wie sie von Gustaf Britsch geschaffen ist, einen Beitrag zu liefern zur Beurteilung der Volkskunst in ihrer Eigenschaft als bildende Kunst. Von Seiten der Kunstwissenschaft werden wir vor allem Klarheit gewinnen können über den eigentlichen Gehalt an künstlerischer Gestaltungsleistung — über den eigentlichen „künstlerischen Tatbestand" im Sinne der Begriffsbildung Britschs. Das heißt über die Stufe der künstlerischen Leistung und über ihre Einheitlichkeit. — Ihrer Stufe nach ist Volkskunst, im kunstwissenschaftlichen Sinne, zunächst Frühkunst. Denn sie weist Bestände relativ undifferenzierter, früher Stufen auf. Bestände wie sie sich in aller historischen Frühkunst derselben Stufe gleichartig finden; gleichartig natürlich nur hinsichtlich des reinen künstlerischen Tatbestandes, nicht hinsichtlich seiner jeweiligen Färbung durch Rassen- und Zeitmerkmale. — Nicht alle historische Frühkunst aber ist als Volkskunst anzusprechen. Denn das Besondere, was für uns heute zum Begriff der Volkskunst gehört, ist die Tatsache, daß sie keine zünftige Berufskunst, sondern daß sie der einheitliche Ausdruck des künstlerischen Könnens einer Volksgemeinschaft ist." . . . „Innerhalb dieser künstlerischen Betätigung einer Volksgemeinschaft aber unterscheidet die Kunstwissenschaft Originalleistungen von Nachahmungsleistungen. Die Originalleistungen sind die künstlerisch einheitliche Verwirklichung der Stufe des Volkskünstlers. Solche einheitliche Verwirklichungen auf früher Stufe sind originale Frühkunst. Es sind Dokumente, Urkunden, Quellen einer bestimmten Stufe künstlerischen Gestaltenkönnens und in diesem Sinne von überzeitlicher künstlerischer Geltung, wie alle originale Frühkunst. Solche Originalleistungen von künstlerischem Quellenwert finden sich auch in deutscher Volkskunst. Sie sind kunstwissenschaftlich zu trennen von der Nachahmung hoher „zünftiger" Kunst, die neben der eigenen originalen Betätigung einhergeht (— man hat sie „gesunkenes Kulturgut" genannt —), und die vom ethnologischen Standpunkt natürlich auch zur Volkskunst gehört. Beispiele originalen volkstümlichen Kunstschaffens sollen hier gesammelt werden, um als Quellen — das bedeutet nicht als Vorbilder zur Nachahmung — einem Unterricht in gestaltendem bildnerischem Arbeiten als Richtung und Maßstab zu dienen. Darum sind sie überall in Verbindung gebracht mit bisherigen Ergebnissen eines solchen gestaltenden Unterrichts, die das überzeitliche der Gestaltungsprobleme zeigen, das — besonders beim Kinde — jenseits aller „Richtungen" und Zeitmoden steht."

Möge das Werk weithin Verständnis verbreiten für freies Schaffen des Kindes, das nicht eine unfertige Nachahmung der Arbeit Erwachsener sein soll. Der Wissenschaft wird es gute Dienste leisten.

Walter Klein, Die St. Johannes Kirche zu Gmünd (Gmünder Kunst, 6. Bd.) mit 95 Abbildungen und Tafelbildern. Kommissionsverlag und Herstellung von H. L. Brönners Druckerei (Inhaber Breidenstein), Frankfurt a. M., 1928, 140 S.

Digitized by Google

Anton Nägele, **Die Heilig-Kreuz Kirche in Schwäbisch-Gmünd,** ihre Geschichte und ihre Kunstschätze, 3 Tafelbilder mit 96 Abbildungen im Text. Schwäbisch-Gmünd, 1925, Verlag des Vereins zur Wiederherstellung der Heilig-Kreuz Kirche, 309 S.

Diese zwei Prachtwerke sind in Ausführung und Ausstattung verschieden. Warum sie in einer volkskundlichen Zeitschrift angezeigt werden, wird jeder leicht verstehen, der die beiden herrlichen Kirchen außen und innen auf ihren plastischen Schmuck hin betrachtet hat. Die schönen Bandverschlingungen in vielen Ornamenten erinnern an altdeutsche Kunst. Rätselhafte Gestalten harren noch mehrfach ihrer Deutung. Sie wird da und dort in dem Sinne zu suchen sein, wie es E. Jung in seinem Buch, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit (1922) versucht hat, wenn auch gegen seine Deutungen schwere Bedenken erhoben werden müssen. Ausführliche Zusammenstellungen solcher Gestalten führen vielleicht doch einmal zu einer Klärung der vielen Probleme, die gerade die Gmünder Kirchen stellen.

Für die Volkskunst gibt es hier, auch rein formal, eine Masse von Parallelen.

Aber auch das übrige Gmünd ist eine Kunststadt, an der man seine helle Freude haben muß. Zunächst schon manches Straßenbild! Dann die Julius Ehrhardsche Sammlung von Gmünder Altertümern. Lehrreiche und vorzügliche Gegenstände der Volkskunst sind dort zu sehen. Und dann die neuere Kunst, vor allem die Krippenfiguren, Puppen, Autokalismane und Blumen von Anna Fehrle (leider keine Vase von mir), dann Gmünder Perlstickerei, besonders aber die Metallindustrie. Man wird selten eine Stadt von der Größe Gmünds finden, in der soviel Kunstsinn vorhanden ist. Fast überall sind Beziehungen zur Volkskunst oder unmittelbare Übergänge zu ihr.

Wer sich einige schöne Tage machen will, der fahre im Sommer nach Schwäbisch-Gmünd und betrachte all die Herrlichkeiten!

Wenn auf oberdeutschem Kulturgebiet von Volkskunst gesprochen wird, so denkt man gerne an den Mann, der in einem Schwarzwalddorf geboren und aufgewachsen ist und der bei aller Größe immer der Heimat die Treue gewahrt hat, Hans Thoma. Der beste Freund des Künstlers, der jetzt seinen Nachlaß betreut, Josef August Beringer in Mannheim hat im 2. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 57 ff. gezeigt, inwiefern Hans Thoma volkstümlich ist. Jetzt legt er eine Reihe von Äußerungen Hans Thomas von der frühen Jugend bis ins späte Alter vor: Hans Thoma: **Aus achtzig Lebensjahren, Ein Lebensbild aus Briefen und Tagebüchern** gestaltet von Jos. Aug. Beringer, mit 20 Bildern (Hans Thoma, gesammelte Schriften und Briefe, herausgegeben von J. A. Beringer), Leipzig, Köhler & Amelang, 347 Seiten, 1929. Ganzleinenband 10 Mk.

Heute kann nur kurz auf dieses schöne Buch hingewiesen werden, das uns den Künstler von der Einfachheit seiner Jugend bis zur höchsten Entwicklung zeigt. Das Festverwurzeltsein Thomas in der Heimaterde soll auf Grund dieser Briefe später in einer eingehenderen Besprechung dargelegt werden.

Unsere Jugend wird in einem kleinen fließend geschriebenen und trefflich ausgestatteten Büchlein zu dem Maler geführt: **Hans Thoma** von Hermann Eris Busse, 2. erweiterte Auflage (Lug ins Land! Jugendbücher für Schule und Haus, herausgegeben vom Jugendschriften-Ausschuß des Bad. Lehrervereins), Bühl (Baden), Verlag Konkordia, 69 Seiten, 7 Tafeln, geb. 1,20 Mk. Möge das Büchlein recht viel in den Schulen Verwendung finden!

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Stichwörterverzeichnis

Aall-Weiser, Lily 57 f. 60. 64 f.
Abraham a Santa Clara 137 ff.
Abwehrzauber 64
Abzählreime 45
Affe 146
Akephalos 70
Alemannen 113 ff. 155 ff.
Altes Weib 70
Amulett 150 f.
Arbeitsverbot 30
Armbruster, L. 60 f.
Atlas der deutschen Volkskunde 47 f. 105 ff.
Auslandsdeutschtum 102 ff. 136

Baba-Jga 3 f.
Bacher 128 ff.
Bächtold-Stäubli, Hanns 69
Baier, Hermann 40 f. 43 f.
Bauernhaus 57 f. 65 f.
Baum 6
Benz, Ferdinand 64
Bérat 16
Beringer, Joh. Aug. 45 f. 166
Bertsche 139
Besen 64
Bianchi, L. 137 ff.
Bienenstand 60 f.
Bildstock 142
Bilmesschnitter 65
Bindelweib 102 ff.
Bizer 73 ff.
Bjära 64
Blau, J. 98
Blut 64
Bomann, Wil. 65
Brockmann-Jerosch 67
Buffe, H. E. 163. 166.
Byloff, F. 161 f.

Christiansen, R. 57 f.
Christstriezel 26
Commenda, Hans 48 f.
Confarreatio 26
Cras 153

Dante 101
Dienstbotenwechsel 102 ff.
Domsagen 69
Dreibeinig 22. 33
Dreikönig 16 f.
Duenos-Inschrift 161
Dürer, A. 159

Ebert, Max 67
Eckhardt, A. 63
Eckhart, Mystiker 144 ff.
Eigentumsübernahme 40
Elsaß 111 ff.
Elsaß-Lothringen, Heimatstimmen 136
Ernst, Dr. Rob. 136
Eschenbach, Wolfram v. 70
Esel 126 f.
Essen, religiös 24 f. 100 ff

Fabelvölker 71
Farbe, gelb 150
Fastnacht 46 f
Familienforschung 55
Faustsage 70
Fehrle, Anna 166
Fehrle, Eugen 17. 47 f. 57. 66 ff. 124 ff. 150 f. 162 ff.
Flachsbereitung 66
Flurnamenforschung 55. 62
Frau 58

Gaisberg 1
Gammeltage 44
Garbe, letzte 31
Garnknäuel 3. 65
Gebäck 16 ff.
Gebildbrot 16 ff.
Geiler von Kaisersberg 137 ff.
Genovefalegende 71
Gerweck, Ed. 41 ff.
Geschenk 27
Gesunkenes Kulturgut 99 ff.
Gleichklang 138 ff.
Glückbringend 17. 24.
Glücksreif 34
Glühschwanz 64
Gmünd, Schwäbisch 165 f.
Goldmann, E. 161
Graber, Georg 69
Graf, Urs 142
Grien, Hans Baldung 158 f.
Gröber, K. 163
Grönbeck, Wilhelm 53 f.
Gruber, Otto 57
Güntert, Herm. 70
Günther, L. 63
Gütlein, H. 165

Haas, A. 162
Haberfeldtreiben 63
Habergeis 63
Häberle, Daniel 69
Hagestolz 63
Hahm, K. 164
Hahne, Hans 54 f.
Hahnwächtel 25 ff.
Hallidan, W. R. 72
Hammeltage 43 ff.
Hartmann von Aue 163
Hausbau 104
Havers 62 ff.
Heierli, Julie 66 f.
Heiligenberg 1
Heiltum 144
Heimatmuseum 88
Heizmann 82
Heldensage 52 f. 70
Henssen, Gottfried 69
Herd 65
Herrmann, Paul 70
Herz 100 ff.
Hinterglasmalerei 98 f.
Hirsch, Fritz 66
Hirschgespann 65
Hobinka, Edgar 69
Hoffstätter, W. 162
Höfler, Max 17. 26. 30
Hohwölfle 16 ff.
Hoffmann-Krayer 69. 161
Holle 28
Holmberg, Uno 64
Horn machen 150 f.
Hoewer, E. 60
Hünnerkopf, Richard 1 ff. 53 ff.
Huhn 3 f.
Hund 3 f. 34
Hungerland, Heinz 58
Humor 154 f.

Irrenkunst 98 f.
Judas 151
Julbrot 37
Julegalt 26. 38
Julfest 17
Jungwirth, Ernst 48 f.

Kaisersagen 70
Kapff, Rudolf 8 ff. 68
Karasek 47. 102 ff.
Karlinger 163
Kentenich 71
Kinderheilsegen 46
Kinderlieder 45 f.
Kistner, A. 164
Klein, W. 165 f.
Knöller, Karl 55
Kobold 64
Konkrete Vorstellungen 140 ff. 154 f.
Kopflos 70
Kohlbrugge, J. H. F. 64
Korndämon 29
Kornmann, E. 164 f.
Krause, Wolfgang 58
Krebs, W. 59
Kreuzholz Christi 72
Kristallberg 3 f.
Krohn, Kaarle 57 f.
Krumbad 70
Kugelblitz 64 f.
Kultspeise 26
Künßberg, E. Frh. v. 161 f.
Künzig, J. 51 f. 65 f. 127 ff. 163

Legende 68 ff. 72
Leichnam 70
Lenz, Pb. 19
Liebeslied 135
Lied 11 ff.
Lienhart 124 ff.
Löschen, Feuer 34
Lothringen 127 ff.
Lutz, D. 111 ff.

Machandelbaum 6
Mackensen, Lutz 53 ff. 62 ff. 64. 68. 72

Digitized by Google

Mannhardt 29
Märchen 1 ff. 72
Meier, John 43. 57 f.
Meistinger 11 ff. 48 ff. 162
Mette 151
Meyer, E. H. 18
Moepert, Adolf 54
Mond 60 f.
Much, Rudolf 71
Mühle 2. 66
Müller, Josef 69
Müller, K. J. 105
Müller, O. A. 16 ff. 61 f.
Münster in Straßburg 143 ff.
Mundart 55. 62. 63
Mythe 53 f. 64. 72

Nagel 5
Nägele, A. 166
Name 64. 73 ff.
Neu 34
Neujahr 16
Normannen 101 f.

Opferablösung 27
Opferkuchen 17
Orakel 19. 65
Ortsneckereien 124 ff.

Palmen 61
Panzer, Fr. 100 ff.
Perchta 28
Perkmann, A. 161
Peuckert, W. E. 72
Peßler 105 ff.
Peters, W. 162
Pfister, F. 70
Pinck 127 ff.
Pommer, Helmut 48 f.
Preisendanz 70
Prinzhorn 98

Rabe 153
Radermacher, L. 70
Ranke, Friedrich 69
Rätsel 162
Rauhnacht 64
Reitzenstein, R. 71
Redslob 163
Riese 1 f.
Riesenstein 1
Rinaldini, Bettina 59
Ritz, J. M. 164
Rockenstube 64
Roeder v. Diersburg 156 f.
Roggenwolf 31
Roraffe 143 ff.
Rose, J. 72
Rübezahl 54

Saen 37
Sage 1 ff. 53. 55. 64. 68 ff. 163
Schab-Schaube 64
Schaeder, H. H. 71
Schaeffler, J. 63
Scheibenspruch 46
Schimmelreiter 28
Schlegelmann, Maria 69
Schnee 105
Schneewittchen 3 f.
Schriftsprache 50 f.
Schröder, Alfred 70
Schulenburg, W. 18 f.
Schulte-Kemminghausen, K. 69
Schutzmittel 18 f.
Schwaben 102 ff.
Schwankmärchen 3
Seelenbaum 6
Seelenerscheinungsform 64 f.
Seelentier 6
Segauer, Ottmar 61
Sylvester 18. 21
Sippenopfer 17
Soldatenlied 51 f. 133 f.
Spamer, O. 69. 89. 163
Speiseopfer 29 f.
Sprachlandschaften 55 ff.
Sprichwort 150. 154 ff.
Stein, Ludwig 69
Steinkreuz 164
Stephanstag 103
Sühneopfer 30
Sydow, von E. W. 57 f.

Talisman 37
Teske, Hans 50 f. 55 ff.
Thoma, H. 166
Tierschädel 61. 64
Tieropfer 17
Tiervergleich 151 f.
Tierverwandlung 4
Tod 16 f. 26 f. 54 f.
Trachten 66 f.
Türwunder 71

Uebelabwehr 19. 24. 61
Umzug 37
Ussing, Henrik 57

Versöhnung 30
Vesperbild 97
Viehseuche 19
Volksglaube 55. 64. 105
Volkskundeforschung 57 f.
Volkskunst 86 ff. 163 ff.
Volkslied 11 ff. 48 f. 103 f. 127 ff. 162
Volksmedizin 25 f. 64
Volkssprache 138 ff.
Volkstracht 66 f.

Wachstumsgeist 31
Wagner, Kurt 55 ff.
Walter, Max 61. 86 ff. 163 f.
Wanderverse 125 f.
Wasen 40
Weber, Max 55
Webstuhl 66
Weihnachten 16 f. 103
Weihwasser 61
Weinreich, Otto 71
Weiser, Lily s. Aall.
Wilde Jäger 28
Wintersonnenwende 17 f.
Wodan 18. 28
Wode 28
Wolf 18. 30 f.
Wolff, Ludwig 52
Wolhynien 102 ff.
Wortspiel 153
Wunder 71

Zack, Viktor 48 f.
Zahlen: 3: 2 f. 45
7: 126
Zauber 35. 65. 161 f.
Zauner, Paul 68
Zeitalter 71

*

* Den beiliegenden Prospekt der **Dürrschen Buchhandlung Hegel & Schade in Leipzig** empfehlen wir besonderer Beachtung.

Digitized by Google

3. JAHRGANG 1929 / HEFT 2

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Verlag Konkordia A.-G. Bühl/Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde erscheint jährlich zweimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 10 Bogen. Bezugspreis für beide Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G. Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 28.—, 1/4 Seite RM. 16.—, 1/8 Seite RM. 9.50. Beilagen bis zu 15 g einschl. Postgebühren RM. 20.—

Dem Schriftleiter stehen zur Seite:

Prof. Dr. Albert Becker, Zweibrücken (Pfalz); Prof. Dr. K. Bohnenberger, Tübingen; Prof. Dr. Hans Fehr, Bern; Prof. Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe; Bibliotheksdirektor Dr. W. Fraenger, Mannheim; Dr. Ch. Frank, Oberpfarrer, Kaufbeuren (Bayern); Prof. Dr. V. v. Geramb, Graz; E. Gerweck, Schulrat, Mannheim; Prof. Dr. H. Güntert, Heidelberg; Prof. Dr. A. Haberlandt, Wien: Prof. O. Heilig, Mannheim; Prof. Dr. Ad. Helbok, Innsbruck; Prof. Dr. R. Hünnerkopf, Heidelberg; Prof. Dr. R. Kapff, Urach (Wrttbg.); Dr. J. Künzig, Freiburg i. Br.; August Lämmle, Leiter der Volkskunde-Abteilung des Württembergischen Landesamtes für Denkmalspflege, Stuttgart; Museumsdirektor Dr. Leisching, Salzburg; Dr. Lüers, München; Prof. Dr. H. Marzell, Gunzenhausen (Bayern); Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. O. Meisinger, Heidelberg; Prof. Dr. R. Much, Wien; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Panzer, Heidelberg; Prof. Dr. A. Pfalz, Wien; Prof. Dr. Fr. Pfister, Würzburg; Prof. Dr. A. Spamer, Dresden; Rentamtmann M. Walter, Amorbach (Bayern); Prof. Dr. O. Weinreich, Tübingen; Frau Prof. Dr. Lily Aall-Weiser, Oslo; Geheimrat Prof. Dr. Wolfram, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. H. Wopfner, Innsbruck.

Inhalt des 2. Heftes:

Hermann Bizer, Alemannisch-schwäbische Stammnamen / Max Walter, Wege zur Erkenntnis der Volkskunst / Friedrich Panzer, Das Herz des erschlagenen Feindes essen / Alfred Karasek-Langer, Die Bindelweih in Wolhynien / K. Jos. Müller, Der Schnee im Volksmund / Wilhelm Peßler, Der Atlas der deutschen Volkskunde / Desire Lutz, Das deutsche Volkstum im Elsaß / Eugen Fehrle, Volksneckereien in Baden und im Elsaß / Johannes Künzig, Das ältere Volkslied im deutschsprechenden Lothringen / Eugen Fehrle, Schriften über Elsaß-Lothringen / Lorenzo Bianchi, Geiler von Kaisersberg und Abraham a Santa Clara / Bücherbesprechungen

Digitized by Google

Wie kann ein Mensch sich gebildet nennen, der nicht weiß, wie sein eigenes Volk sich „gebildet" hat?

WEIBLICHE TRACHT
DES 15. JAHRHUNDERTS

Friedrich Zoepfl, Deutsche Kulturgeschichte. Erster Band (bis zum Ausgang des Mittelalters). Format 20×27 cm. 606 Seiten mit 280 Bildern. In Leinwand gebunden 23 Mark. Auch in Lieferungen erhältlich. — Der zweite Band — neuere Zeit — erscheint Ende 1929.

Gediegenes Wissen für Alle.

Jede Seite fesselnd. Gut geschrieben. Wissenschaftlich, verständlich, wahr, objektiv. Keine Verhimmelung. Keine Verkennung. Fester Urteilsstandpunkt, daher wohlbegründete Urteile. Vornehme, unpolemische Darstellung. Volksbuch im rechten Sinne: Dem Volk das Beste!

In den Buchhandlungen:

Zwanglose Prüfung. Illustrierte Prospekte kostenlos. Teilzahlungen. Wenn nicht vorhanden, wendet man sich an den

VERLAG HERDER / FREIBURG I. BR.

Digitized by Google

E. Spitz

Heimatkunde
vom Amtsbezirk Rastatt — Baden-Baden
Preis gebunden RM. 4.60 mit einer Karte

E. Spitz

Heimatkunde
vom Amtsbezirk Bühl
240 Seiten mit vielen Bildern
Preis gebunden RM. 4.60

KONKORDIA A.-G. BÜHL IN BADEN

Bausteine
zur Volkskunde und Religionswissenschaft
Herausgegeben von Professor Dr. Eugen Fehrle

1. HEFT ● **Dr. Lily Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde.**
Ein Beitrag zur deutschen u. nordischen Altertums- und Volkskunde. 94 Seiten. Geh. ℳ 3.—

2. HEFT ● **W. Wolf, Der Mond im deutschen Volksglauben**
96 Seiten mit 12 Abbildungen. Geh. ℳ 3.—
Inhalt: 1. Die Quellen, ihre Art, ihre Beziehungen und Deutung. 2. Der Mond als Nachtgestirn und die Bedeutung für unsere Anschauung. 3. Zauber und Segen des Mondes. 4. Die Deutung der Mondflecken. 5. Naturgrundlagen, Zusammenfassung.

Prospekte auf Verlangen!

Konkordia A.-G. für Druck und Verlag, Bühl/Baden

Sämtliche Bücher und Zeitschriften
aller deutschen Verleger liefert
prompt zu Original-Preisen
Konkordia A.-G. für Druck und Verlag, Bühl-Baden

Digitized by Google

MEYERS LEXIKON

Die neue siebente Auflage in 12 Halblederbänden wird Mitte 1930 vollständig sein und etwa 363 Rm. kosten

MEYERS LEXIKON

verbindet zeitgemäß knappe Fassung und Übersichtlichkeit mit größter Reichhaltigkeit in Text, Bildern und Karten

MEYERS LEXIKON

gibt auf jede Frage sofort unfehlbar richtige Antwort und ist der zuverlässigste Berater in jeder Lebenslage

MEYERS LEXIKON

ersetzt eine umfangreiche Bücherei und ist deshalb billig. Bequeme Teilzahlungen erleichtern die Anschaffung

MEYERS LEXIKON

ist durch jede Buchhandlung, die auf Wunsch ausführliche Ankündigungen mit Bezugsbedingungen sendet, zu beziehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 9015 02674 4949

BOUND

FEB 6 1941

UNIV. OF MICH.
LIBRARY